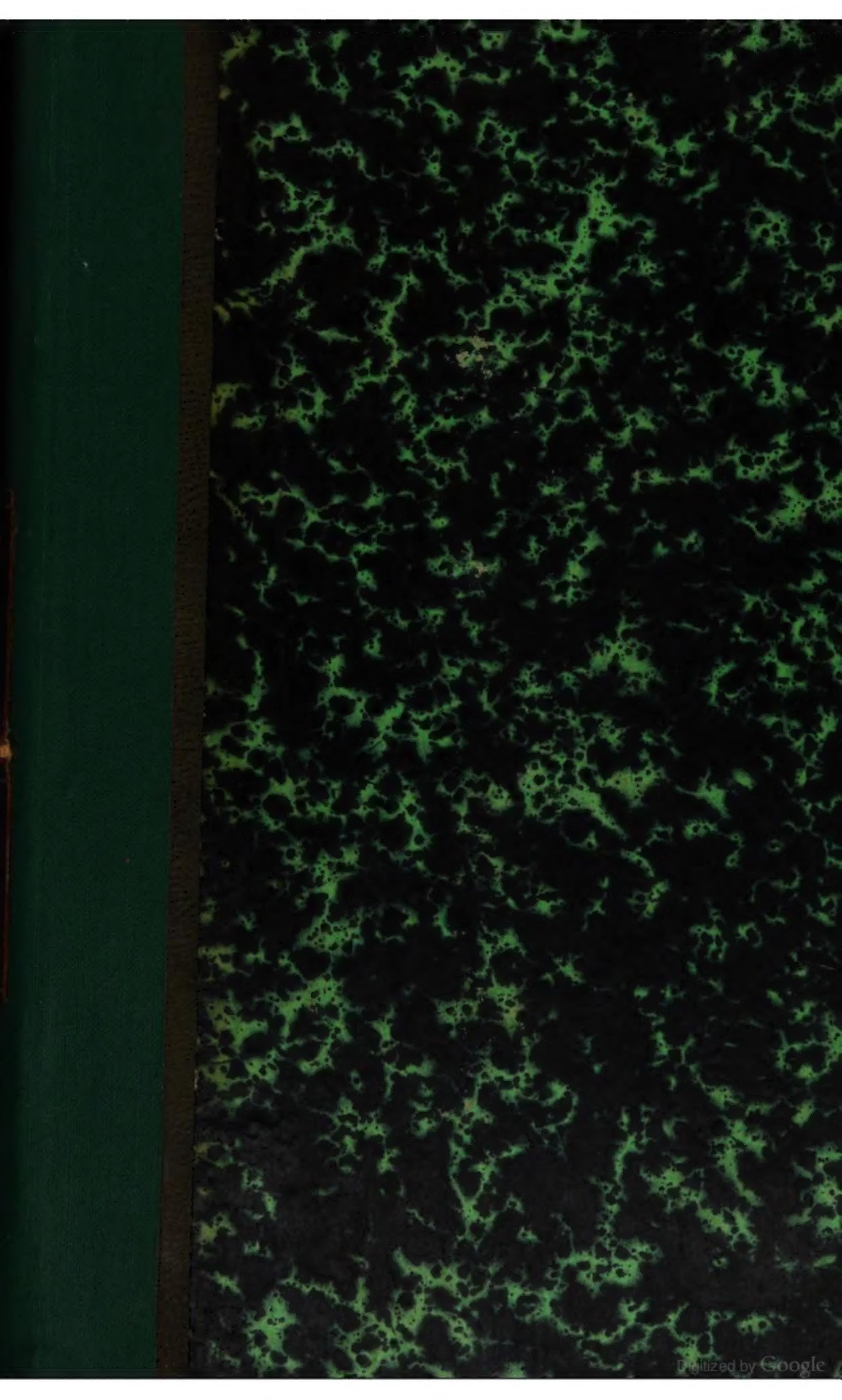
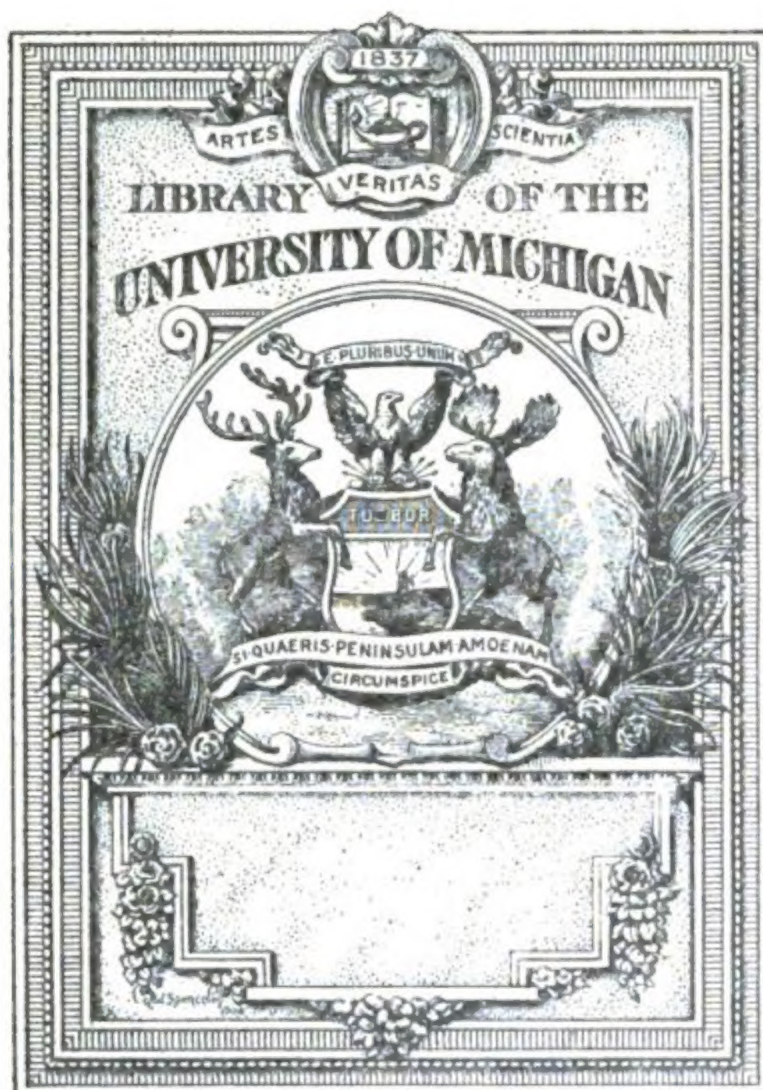



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

ARCHIV

für

Philologie und Paedagogik.

Herausgegeben

von

M. *Johann Christian Jahn*

und

Prof. *Reinhold Klotz.*

Zehnter Band. Erstes Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1844.

Neue JAHRBÜCHER für Philologie und Paedagogik, oder *Kritische Bibliothek* für das Schul- und Unterrichtswesen.



In Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten

herausgegeben

von

M. Johann Christian Jahn

und

Prof. *Reinhold Klotz.*



Zehnter Supplementband. Erstes Heft.



Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1844.

Ueber die ursprüngliche Gestalt von M. Porcius Cato's Schrift *de re rustica*.

Ein Beitrag zur lateinischen Litteraturgeschichte

von

Reinhold Klotz.

M. Porcius Cato Censorius, ein würdiger Repräsentant des älteren Römerthums, der, wie sich Cicero ausdrückt, in allem Guten voranging (pro Cn. Planc. 8, 20.), wird von den alten Schriftstellern einstimmig als der erste Lateiner bezeichnet, der das Ganze der Landwirthschaft in einem besonderen Werke dargestellt habe, s. Columella De R. R. I, 1, 12. cf. Plin. h. n. XIV, 4. §. 44. XVIII, 3. §. 22.; obschon wohl kaum in Abrede zu stellen sein möchte, dass vor ihm bereits einzelne Beobachtungen über Haus- und Landwirthschaft in lateinischer Schrift vorhanden gewesen; wenigstens führt Cato selbst einen gewissen M'. Percennius aus Nola so an, dass man annehmen muss, es habe jener über die Behandlung der Cypresse, welche in Italien bekanntlich anfangs nicht so recht gedeihen wollte, obschon heilige Gebräuche den Anbau derselben wünschenswerth, ja nothwendig machten, s. Plin. h. n. XVI, 33. §. 139., eine Schrift in lateinischer Sprache bekannt gemacht gehabt, indem Ersterer De R. R. cap. 151. sagt: *Semen cupressi quando legi, seri propagarique oporteat, et quo pacto cupresseta seri oporteat, Manius Percennius Nolanus ad hunc modum monstravit etc.;* auch ist wohl kaum anders zu deuten die Erwähnung der Manlier, die nach cap. 152. den Gebrauch der Ruthenbesen bei der Weinbereitung gelehrt haben sollen. Doch wie dem auch sei, Cato war unstreitig der erste Lateiner, welcher ein umfassenderes Buch über die Landwirthschaft niederschrieb; und dieses Lobes wollen wir ihn keineswegs entkleiden, wenn wir schon über die ursprüngliche Gestalt dieser seiner Schrift eine andere Ansicht geltend zu machen gesonnen sind, als die meisten Litterarhistoriker bis auf die neueste Zeit gehabt haben.

Dass nämlich jene von Cato über die Landwirthschaft abgefasste Schrift auch noch auf uns gekommen und keine andre sei, als die, welche wir jetzt noch unter seinem Namen besitzen, darüber lässt sich nach der Art und Weise, wie die alten Schriftsteller seit Varro an unzähligen Stellen auf diese Schrift Cato's Rücksicht nehmen, nicht im Geringsten zweifeln; nur darüber ist man, namentlich in neuerer Zeit, beinahe von allen Seiten übereingekommen, dass diese Schrift so, wie sie uns jetzt vorliege, von Cato nicht abgefasst sein könne, sondern erst durch spätere Ueberarbeitungen die gegenwärtige Gestalt erhalten haben müsse; eine Ansicht, die, so viel mir bekannt, zuerst von Io. Matth. Gesner in der Vorrede zu den *Scriptt. Rei Rust.* Tom. I. p. I — III. aufgestellt zu sein scheint, da die Angabe im Cod. Rhedigerianus: *Existimo opus esse fragmentatum, ut et alia multa, quae ad nos pervenere,* zu Ende des Werkes, doch nur den Sinn hat, dass die Schrift lückenhaft sei; sodann aber von Ioh. Gottl. Schneider in den *Scriptt. Rei Rust.* Tom. I. V. II. p. 6 — 8, ohne dass dieser neue Gründe dafür beigebracht hätte, angenommen und so auch von den neueren Bearbeitern der lateinischen Litteraturgeschichte, nachdem sie einmal die allgemeine geworden war, geltend gemacht worden ist; so dass auch die beiden verdienten neuesten Litterarhistoriker, Ioh. Chr. Fel. Bähr, s. dessen Gesch. der Röm. Litteratur, S. 701. zw. Aufl. und Gottfr. Bernhardy, s. dessen Grundriss der Röm. Litteratur S. 322., sich nicht veranlasst gefunden haben, tiefer auf diesen Gegenstand einzugehen, sondern der seit Gesner allmälig gangbar gewordenen Ansicht ohne Weiteres gefolgt sind.

Ein näheres Eingehen auf die Sache wird zeigen, dass zu solcher Annahme ausreichende Gründe nicht vorhanden sind, im Gegentheile, wenn irgend wo bei Ueberbleibseln aus grauer Vorzeit, sich hier der Beweis führen lässt, dass wir eine treue Ueberlieferung aus dem Alterthume in jener Schrift besitzen. Denn Cato's Schrift über die Landwirthschaft ist, wie nicht blos untrügliche Combinationen, sondern offenbare Thatsachen und unumstössliche Zeugnisse beweisen, sicherlich im Wesentlichen unverändert auf uns gekommen und hat wohl nur in formeller Hinsicht, weil aus älterer Zeit abstammend, einige der niederen Kritik, theilweise auch nur der Orthographie anheimfallende Umgestaltungen im Laufe der Jahrhunderte sich müssen gefallen lassen.

Um dieser unserer innigsten Ueberzeugung die nöthige Anerkennung zu verschaffen und vorerst einen Standpunkt, von wo aus unsere Beweisführung gehörig bewerkstelligt werden kann, zu gewinnen, ist es vor Allem nöthig, ein Bild von dem jetzigen Zustande jener Schrift zu entwerfen, damit wir so in den Stand gesetzt werden, von dem richtigen Standpunkte aus die verschiedenen Ansichten zu prüfen und abzuurtheilen.

Die Schrift, von deren Titel wir vor der Hand absehen wol-

len, da über denselben die Angaben der Alten in Etwas abweichen und wir ihn überhaupt einer spätern Untersuchung zu unterwerfen gedenken, beginnt, wie sie uns gegenwärtig vorliegt, mit einigen einleitenden, wenn auch ziemlich abgerissenen Worten, in welchen der Handel für ein zu gefährlicher, der Wucher für ein zu verächtlicher Gelderwerb erklärt, der Landbau dagegen nach den Ansichten der Altvordern als der ehrsamste, sittlichste und sicherste Erwerb, der zugleich Geist und Körper frisch und kräftig erhalte und die Seele vor Neid und Missgunst bewahre, angesehen wird.

Hierauf folgt im ersten Abschnitte eine kurze, aber ziemlich vollständige Darlegung der Rücksichten, welche man bei dem Erwerbe eines Grundstückes zu nehmen habe (Cap. 1.).

Ein neuer Abschnitt ertheilt allgemeine Vorschriften, wie sich der Landwirth bei der Anwesenheit auf seinem Landgute zu verhalten habe (Cap. 2.).

Ein dritter Abschnitt mahnt den jungen Landwirth wacker das Feld zu bauen, dagegen nur nach längerer Bedachtnahme an einen Neubau zu gehen, und zwar erst dann, nachdem das Feld wohl bestellt sei. Die Meierei (*villa rustica*) wohl gebaut zu haben und in gutem Stande zu erhalten, wird als höchst vortheilhaft vorausgeschickt, und daran die Mahnung geknüpft, die Kelter und Pressen, so wie die Ställe in gehöriger Weise einzurichten und in Ordnung zu erhalten; aber auch das Herrenhaus (*villa urbana*) seinen Verhältnissen gemäss zu bauen und einzurichten sei Pflicht, damit man sich um so lieber und um so häufiger auf dem Landgute aufhalte, was nur vortheilhaft sei; so wie schlüsslich noch in gleicher Aussicht ein gutes Betragen gegen die Nachbarn empfohlen wird (Cap. 3. u. 4.).

Ein fernerer Abschnitt bespricht unter der Ueberschrift: *Haec erunt villici officia,* die Pflichten des Verwalters in kurzen Sätzen (Cap. 5. §. 1 — 5.), woran sodann noch einige allgemeine landwirthschaftliche Vorschriften verschiedenen Inhaltes angeschlossen werden (Cap. 5. §. 6 — 8.).

Die Aufschrift: *Agrum quibus locis conseras, sic observari oportet*, bringt in ziemlich bunter Reihe und wie der Augenblick der ersten Abfassung es an die Hand gegeben zu haben scheint, eine Anweisung, wie man Grund und Boden zu vertheilen, anzubauen und zu benutzen, Holz, Wein, Oliven, Feigen und andre Obstsorten, sowie Blümereien, Rohr und Weiden anzupflanzen und sonst ein Grundstück vortheilhaft auszubeuten habe (Cap. 6 — 9.).

Ein neuer Abschnitt enthält sodann unter der Ueberschrift: *Quo modo oletum agri iugerum CCXL. instruere oportet*, ein Verzeichniss der zum Olivenbaue und zur Oelerzeugung in dem bestimmten Umfange erforderlichen Leute, Hausthiere, Geräthschaften, Gefässe u. dgl. m. (Cap. 10.).

Ein ähnlicher Abschnitt, überschrieben: *Quomodo vineam iugerum C. instruere oportet*, ist dann auf gleiche Weise der Aufzählung des an Leuten, Thieren, Geräthschaften, Gefässen u. dgl. zu dem Weinbaue in dem bestimmten Umfange Erforderlichen gewidmet (Cap. 11.).

Hieran schliesst sich sehr natürlich die Aufzeichnung der zu einem Kelterhause von fünf Pressen erforderlichen Pertinenzen (Cap. 12.), so wie der übrigen dazu gehörigen Utensilien, Gefässe, Gemässe u. dgl. m. (Cap. 13.) an.

Ein neuer Abschnitt ertheilt sodann die nöthige Anweisung zum Baue der Meierei und der darin nöthigen Einrichtungen, belehrt den Herrn über seine Leistungen und Verpflichtungen dabei (Cap. 14.), bespricht nebenbei noch die Herstellung von Gartenmauern und Mauerwänden in's Besondere (Cap. 15.), so wie des Hausherrn Verpflichtung bei Herbeischaffung des Kalkes (Cap. 15.), und gibt ihm die nöthige Instruction zu gehöriger Fällung und Behandlung des Bauholzes (Cap. 17.).

Hieran schliesst sich auf natürliche Weise ein anderer Abschnitt die Einrichtung des Kelterhauses und der damit zusammenhängenden Einrichtungen (Cap. 18 — 22.) betreffend an.

Auch fällt es nicht auf, wenn in den nächsten Capiteln von der Instandsetzung und Instandhaltung derWeingefässe, von der Weinbereitung und der Wiederaufbewahrung der gebrauchten Gefässe gehandelt wird (Cap. 23 — 26.).

Bis hierher ging Alles so ziemlich in einer natürlichen Ordnung vor sich; und man erkennt, wenn auch bisweilen Etwas nur beiläufig mit erwähnt wird, was irgend wo anders einen geeignetern Platz gefunden haben würde, doch im Ganzen noch sehr wohl eine gewisse Ordnung, nach welcher der Verfasser alle diese Bemerkungen, wenn sie auch öfters nur locker unter sich verbunden sind, an einander gereiht hat.

Auch darf es nicht auffallen, wenn nun nach Erschöpfung des bisher behandelten Stoffes der Verfasser ohne alle weitere Bemerkung auf einen neuen Gegenstand übergeht, und zuvörderst von den Arbeiten des Herbstes, ohngefähr in der Zeit nach der Weinlese, die er nur eben besprochen hatte, handelt, und da vorerst einige zu säende Getraide- und Futterarten aufzählt (Cap. 27.), sodann von dem Pflanzen der Olive, Ulme, Feige, des Weinstocks u. s. w. spricht (Cap. 28.), ferner von der Vertheilung des Düngers (Cap. 29.), von der Sorge für frisches und gedürrtes Laub für's Vieh (Cap. 30.), zugleich aber auch auf einige vorbereitende Arbeiten hinzeigt, wie dass man jetzt Ruthen und Weiden zur Herstellung und Ausbesserung von Körben und Hürden, wie sie bei der Oellese gebraucht werden, sammeln, Pfähle und Stämme zu gleichem Zwecke zurecht machen und dabei die gehörige Zeit der Reife des Holzes beobachten soll (Cap. 31.).

Sodann spricht er von der Beschneidung des Weinstockes und

der Bäume (Cap. 32.) und von der Behandlung des Weines überhaupt, so wie über die Gewinnung der zum Laube erforderlichen Weiden und des Bastes (Cap. 33.).

Wenn nun schon der Verfasser hier von der Saat unwillkürlich abgekommen war, so erkennt er doch selbst dies an, wenn er (Cap. 34.) mit den Worten: *Redeo ad sementim*, zur Saat zurückkehrt und so gewissermaassen den innern Zusammenhang dieser Partie seiner Schrift wieder herstellt. Hier wird nun über die Saat und ihre Anordnung, über Düngung und Düngergewinnung gesprochen, wozu anhangsweise noch einige winterliche Beschäftigungen berührt werden (Cap. 34—37.), denen der Verfasser die Anweisung zu Anlegung eines Kalkofens anreiht (Cap. 38.). Schlüsslich ermahnt der Verfasser auch die Regenzeit und üble Witterung nicht unbenutzt hingehen zu lassen und ertheilt dazu einige lehrreiche Winke (Cap. 39.).

Nun geht der Verfasser unter der Aufschrift: *Per ver haec fieri oportet*, auf die eigentlichen Frühjahrsarbeiten über; und bespricht hier zunächst die Behandlung des edleren Obstes, das Pfropfen des Obstes, der Feigen und des Weinstockes nach den verschiedenen Jahreszeiten und verschiedenen Methoden (Cap. 40—42.), die in den Wein- und Oelgärten anzulegenden Furchen (Cap. 43.), die Zeit und Methode der Beschneidung des Oelbaumes (Cap. 44.), die Vermehrung desselben durch Stopfer in Kästen und in der Pflanzschule, und die Einrichtung der letztern (Cap. 45. 46.), desgleichen die Vermehrung des Weinstockes und seine Pflanzschule (Cap. 47.), die Einrichtung der Baumschule (Cap. 48.), endlich die Umlegung eines alten Weinberges (Cap. 49.).

An die Anweisung, die Wiesen zu Anfang des Frühlings zu düngen, werden dann noch einige andere Frühjahrs-Arbeiten angereiht und eine Erinnerung über das Pflügen in dieser Zeit gegeben (Cap. 50.).

Es kehrt der Verfasser der durch die letzten Bemerkungen gewissermaassen abgebrochenen Reihe wieder zu, wenn er unter der Ueberschrift: *Propagatio pomorum, aliarumque arborum*, eine Anweisung gibt, wie man Ableger von den Obst- und andern Bäumen zu machen habe (Cap. 51. 52.).

Von jetzt an wendet sich der Verfasser mehr der Fürsorge für das Vieh und die Leute zu, ohne jedoch auch hier allgemeinere Bemerkungen auszuschliessen.

Er handelt nämlich zuvörderst über die Heuärndte (Cap. 53.) und gibt sodann Anweisung, wie das Futter gewonnen und angewendet werden solle (Cap. 54.), mahnt an Besorgung trocknen Holzes für den Heerd (Cap. 55.), und bespricht sodann die Beköstigung des Hausgesindes zu den verschiedenen Jahreszeiten (Cap. 56.), an Wein (Cap. 57.), an Oel und Salz (Cap. 58.); hierauf handelt er von den Kleidungstücken der Leute (Cap. 59.).

Es folgt noch eine Durchschnittsbestimmung des Futters für das Rindvieh für ein Jahr (Cap. 60.).

Etwas auffallend, jedoch erklärlich, weil dieser Abschnitt im Allgemeinen das Zugvieh und die Leute mehr in's Auge fasst, steht dann eine Hervorhebung des Nutzens des Pflügens und tüchtiger Feldarbeit nebst einigen speciellern Bemerkungen (Cap 61.), wozu nun die Bestimmung, dass man, so viele Joche man Zugvieh habe, so viel auch Wagen haben müsse (Cap. 62.), und eine Bestimmung über die zu den Wagen nöthigen Riemen und Stränge (Cap. 63.) nicht ganz unnatürlich, obschon vielleicht etwas unerwartet, hinzutritt.

Wenn sich hier auch der Verfasser im Ganzen hat etwas gehen gelassen und mehr, wie ihm Etwas nach gemachter Erfahrung oder sonst frisch im Gedächtnisse war, Alles niederschrieb, so gewinnt er hingegen in einem ferneren Abschnitte, welcher der Behandlung des Oeles bei der Lese, bei der Bereitung und im Keller und der dazu nöthigen Gefässe gewidmet ist, wieder eine festere Basis (Cap. 64 — 69.)

Hierauf folgen aber, als etwas Heterogenes, wieder mehrere Vorschriften für das Rindvieh bei nahenden oder eingetretenen Krankheiten, zu guter Erhaltung ihres Hufes und zur Schirmung ihrer Gesundheit im Allgemeinen (Cap. 70 — 73.).

Ein neuer, mit dem vorhergehenden nicht zusammenhängender Abschnitt ist sodann der Anweisung, verschiedene Arten von Gebäcken, z. B. Scherbenkuchen, Fladen, u. dgl. m. zu bereiten, gewidmet (Cap. 74 — 82.).

Dazwischen steht nun eine Vorschrift, welches Opfermahl dem Mars Silvanus zu Erhaltung des Rindviehes zu bereiten sei, mit der Ueberschrift: *Votum pro bubus, ut valeant*, *sic facito*, welche es wohl veranlasst hat, dass man diese Bemerkung hier so gar nicht an ihrem Orte fand, obschon sie wegen Bereitung des Mahles selbst hierher gezogen werden konnte (Cap. 83.).

Es folgen dann auch gleich wieder Anweisungen verschiedene Speisen zu bereiten (Cap. 84 — 86.), Kraftmehl (Cap. 87.), weisses Salz zu gewinnen (Cap. 88.), Gänse und Hühner zu nudeln (Cap. 89.) und junge Tauben fett zu machen (Cap. 90.).

Einige an sich verschiedenartige Vorschriften, die sodann folgen, wie eine Anweisung eine Tenne zu bereiten (Cap. 91.), Getraide vor den Kornwürmern und Mäusen zu schützen (Cap. 92.), unfruchtbare Oelbäume fruchtbar zu machen (Cap. 93.), zu bewirken, dass die Feigenbäume die angesetzten Feigen nicht fallen lassen (Cap. 94.), dass die Wickelraupe in dem Weinberge nicht aufkomme (Cap. 95.), dass die Schaafe nicht räudig werden (Cap. 96.), wie man Riemen und Lederwerk gut erhalten könne (Cap. 97.), wie man Kleider vor Motten, hölzernen Hausrath vor Moder, ehernen vor Rost zu schützen habe (Cap. 98), wie man dürre Feigen wieder frisch machen könne (Cap. 99.), wie man eine

neue Tonne, ehe man Oel auf dieselbe fülle, vorher mit Oelabgang zu tränken habe (Cap. 100.), wie man Myrtenreisser sammt den Beeren und andere ähnliche Gegenstände mehr aufbewahren könne (Cap. 101.), so heterogen sie immer sein mögen, ermangeln jedoch eines inneren Zusammenhanges keineswegs, weil bei allen diesen Vorschriften der Oelabgang (*amurca*) die einzige oder wenigstens Hauptingredienz ist, und es war deshalb die Klage der Litterarhistoriker über Ordnungslosigkeit dieser Schrift hier, so wie in mehreren anderen Fällen, überflüssig.

Die Anweisung, wie man sich zu verhalten habe, wenn eine Schlange ein Rind oder sonst ein vierfüssiges Thier gebissen (Cap. 102.), und wie man das Rindvieh überhaupt gesund und gut genährt erhalten könne (Cap. 103.), kann nach den vorausgegangenen kürzeren Vorschriften der Art eben so wenig hier auffallend erscheinen.

Ein neuer Abschnitt enthält vielerlei Vorschriften, die sich jedoch alle auf die Behandlung des Weines (als Flüssigkeit) beziehen, wie er für das Hausgesinde zum Winter aufzubewahren sei (Cap. 104.), wie griechischer und andrer Wein zu bereiten sei (Cap. 105. 106.), wie der Wein überhaupt erhalten, verbessert, geprüft, schmackhaft gemacht, von einem falschen Beigeschmacke befreit und überhaupt zu verschiedenen Zwecken benutzt und verwendet, auch zu medicinischem Gebrauche bereitet werden müsse (Cap. 107 — 115.).

Hieran reiht sich eine Anzahl anderer Hausmittel nicht gerade unnatürlich an, wie z. B. die Angabe, wie man Linsen gut aufbewahren könne (Cap. 116.), wie man weisse Oliven einzumachen (Cap. 117. 118.), und Eingemachtes aus verschiedenen Oliven zu bereiten habe (Cap. 119.), wie man das ganze Jahr Most haben könne (Cap. 120.), wie Mostkuchen zu bereiten sei (Cap. 121.), wie Wein um den Harngang zu befördern (Cap. 122.), und gegen Hüftweh (Cap. 123.) zuzubereiten sei.

Unter diesen Anweisungen steht nun freilich die Bemerkung etwas isolirt da, dass man die Hunde bei Tage eingeschlossen halten solle, damit sie des Nachts um so eifriger und um so wachsamer seien (Cap. 124.), zumal da der Verfasser gleich wieder auf Hausmittel anderer Art kommt, wenn er sodann angibt, wie Myrtenwein, zu medicinischem Gebrauche, zu bereiten sei (Cap. 125.), und ein anderes Hausmittel zu gleichem Zwecke aus Granatäpfeln und herbem Rothwein (Cap. 126.), so wie aus Granatblüthen und anderen Ingredienzen zusammenzusetzen sei (Cap. 127.).

Eine Fortsetzung dieser diversen Hausmittel ist es ferner, wenn eine Anweisung gegeben wird, wie ein Haus am bessten abzuputzen sei (Cap. 128.), wie man eine Tenne zum Dreschen zu machen habe (Cap. 129.), wie Holz mit Oelabgang besprengt, dann wieder getrocknet, am bessten brenne (Cap. 180.).

Hierauf wird bemerkt, wie zur Zeit der Birnblüthe das Opfermahl zu bereiten und sodann das Pflügen zu beginnen sei (Cap. 131.),

sodann wird näher angegeben, wie das Opfermahl selbst zu vollziehen und was dann zu säen sei (Cap. 132.)

Eine Anweisung unter der Ueberschrift: *Propagatio pomorum ceterarumque arborum*, lehrt, fast ganz so wie die Cap. 51., wie man Ableger von Obst- und andern Bäumen zu machen habe (Cap. 133.).

Ferner wird das der Aerndte vorausgehende Opfer beschrieben und Anweisung zu seiner Vollziehung gegeben (Cap. 134.).

Es folgt ein ausführliches und ziemlich genaues Verzeichniss, von wo, bisweilen auch von wem, man die verschiedenen Kleidungsstücke, Geräthschaften, Gefässe, Eisen- und Lederwerk und was dergleichen mehr ist, am bessten beziehen könne (Cap. 135.).

Die nächsten Abschnitte enthalten Bestimmungen über das Austhun der Abraumung (*politio*) des Ackers (Cap. 136.), sowie über die Bestellung des Weinberges auf gemeinschaftliche Kosten (Cap. 137.), wie und wozu man die Zugochsen während der Ferien benutzen könne (Cap. 138.), wie man vor der Lichtung eines Haines in religiöser Hinsicht zu verfahren habe (Cap. 139.); gleicher Weise, wenn man graben wolle (Cap. 140.), wie man einen Acker zu sühnen habe (Cap. 141.).

Zuerst folgt eine Mahnung an den Verwalter allen seinen Verpflichtungen auf das Sorgfältigste nachzukommen und seinem Herrn in Allem gehorsam zu sein und gleicher Weise bei der Verwalterin eben dahin zu wirken (Cap. 142.); sodann werden die Pflichten der Verwalterin angegeben und der Verwalter wird ermahnt, darauf zu sehen, dass sie ihnen durchgängig nachkomme (Cap. 143.).

Es folgen nun eine Reihe praktischer Vorschriften mehr juristischen Inhalts, wie man die Olivenlese zu verdingen habe (Cap.144.), so wie die Oelbereitung (Cap. 145.), wie man die Olivenärndte auf den Bäumen (Cap. 146.), sowie den Wein auf dem Stocke zu verkaufen habe (Cap.147.), sodann wie man den Wein in Tonnen veräussern müsse (Cap. 148.), wie das Winterfutter zu verkaufen sei (Cap. 149.), sowie der Ertrag der Schaafe (Cap. 150.).

Einige fernere Anweisungen, wie man die Cypressen zu pflanzen und zu behandeln habe, nach M'. Percennius aus Nola (Cap. 151.), wie man die Reissigbesen bei der Weinbereitung nach Vorschrift der Manlier zu benutzen habe (Cap. 152.), bezeichnet der Verfasser selbst als fremdher entlehnt. Dazu kommt eine kurze Angabe, wie man Hefenwein zu bereiten habe (Cap. 153.), und wie man am Leichtesten den Wein den Käufern zumessen könne (Cap. 154.), endlich wie man das Wasser im Winter von den Aeckern zu entfernen habe (Cap. 155.).

Es bildet einen neuen Abschnitt die Anweisung zur Benutzung des Kohles (*brassica*) namentlich in medicinischer Hinsicht(Cap.156.), so wie die Darstellung der verschiedenen Arten desselben und die Belehrung über ihre Verwendung (Cap. 157.), endlich die Vorschrift

aus Kohl und anderen Substanzen ein Abführungsmittel zu bereiten (Cap. 158.).

Den Beschluss des ganzen Werkes machen zuletzt noch vier verschiedene Anweisungen, gegen das Wundwerden beim Gehen (Cap. 159.), Verrenkungen zu heilen mittelst einer Zauberformel (Cap. 160.), wie man Spargel zu bauen habe (Cap. 161.), endlich wie man Schinken einpökeln und räuchern müsse (Cap. 162.).

In dieser zwar etwas bunten und nicht selten eines inneren Zusammenhanges entbehrenden Reihe führt uns der Verfasser eine Menge Erfahrungen und Beobachtungen, wie er solche entweder aus eig'ner Praxis geschöpft oder von fremdher durch mündliche oder schriftliche Mittheilung erhalten haben mochte, über die verschiedenen Theile der Landwirthschaft und des Hauswesens vor, und zwar in einer dieser inneren Anordnung vollkommen entsprechenden äusseren Form; in sofern dabei nach keinem, durch die äussere Darstellung zu bewirkenden Effect getrachtet, keine Unterhaltung durch die Form des Vortrages erzielt, sondern nur darauf Rücksicht genommen wird, dass die Sache selbst verstanden und gehörig begriffen werden möge; in welcher Absicht auch Widerholungen weder im Ganzen noch in den einzelnen Abschnitten selbst vermieden worden sind.

Gleichwohl nimmt Schreiber dieses nicht den geringsten Anstand zu erklären, dass nach seiner Ueberzeugung Cato die Schrift so und nicht anders ursprünglich abgefasst habe, ja dass ein Jeder in grossem Irrthume sein würde, der sich einbildete, die ursprüngliche Form dieser Schrift habe eine viel andere sein können.

Denn was zuvörderst die äussere Darstellung betrifft, so wissen wir, dass in jener Zeit, wo Cato schrieb, an eine periodische Abrundung keineswegs zu denken war; man schrieb ganz so wie man dachte und wie man im gemeinen Leben seine Gedanken laut werden liess, und wenn einmal die Rede einen feierlicheren Ton, einen höheren Charakter annahm, so geschah dies keineswegs auf eine künstlerische Weise und nach den Gesetzen einer höheren stilistischen Theorie, sondern lediglich auf den Grund hin, dass der darzustellende Stoff selbst in einer stärkeren und gewaltigeren äussern Form sich kund gab; kurz man liess, wie Cato sich selbst ausdrückte, die Sachen sprechen und die Worte folgen, s. C. Julius Victor p. 197, 14. ed. Bait. *Rem tene: verba sequentur.*

Nun wissen wir zwar und können es aus einzelnen Bruchstücken, die jedoch, zum Beweise dessen, im Ganzen nicht so zahlreich auf uns gekommen sind, auch noch jetzt abnehmen, dass Cato in seinen Reden, wahrscheinlich auch in seinem Geschichtswerke, zumal er ja ganze Reden in dasselbe aufnahm, bisweilen einen höhern Schwung, eine verstärkte Kraft der Darstellung hervortreten liess, allein dort machten dies die Sachen, die er besprach, nöthig, hier bedurfte es nur eines ruhigen, belehrenden Vortrages, nicht selten einer blossen trockenen Aufzählung oder

einer einfachen, receptartigen Vorschrift; und es wäre Cato offenbar aus seiner gewohnten Darstellungsweise, ja aus seinem ganzen Wesen herausgetreten, hätte er diesen Vorschriften, die er ohnediess wohl zunächst nur zum Familiengebrauche niederschrieb, davon später die Rede sein wird, mit aller Gewalt eine andere äussere Form geben wollen. Es hätte dies dem einfachen Manne, dem es stets mehr um die Sache als um das Wort zu thun war, offenbar widersinnig vorkommen müssen, hätte er in einer höheren stilistischen Form, wie dies nachher von Tremellius Scrofa geschehen sein mag, der nach Columella lib. 1. cap. 1. §. 12. zuerst der Landwirthschaftslehre einen beredteren Vortrag widmete, diese einfachen Dinge vortragen sollen.

Was aber die Sprache als Stoff anlangt, so ist in dem Werke, wie es jetzt vorliegt, durchaus nicht das Geringste enthalten, was Cato in seiner Zeit nicht hätte schreiben können, weder was die einzelnen von ihm gebrauchten Wörter und Wortformen anlangt, noch in Bezug' auf die Construction der einzelnen Sätze und die ganze Zusammenreihung derselben unter einander, worüber wir, da ja auch die Gegner unserer Ansicht nichts in der Art haben geltend machen wollen, vorerst uns nicht weiter zu verbreiten brauchen; nur dies Eine noch bemerkend, dass Gesner in grossem Irrthume war, den er aber alsbald selbst eingesehen hat, wenn er nach der Darstellung Cicero's in der Schrift *de senectute* sich unsern Cato beiweitem gebildeter vorstellte, als er in diesem Buche erscheint; es entging Gesner selbst nicht, dass Cicero von Cato als Schriftsteller eine ganz andere Vorstellung geltend macht, als man nach seinem Cato Maior von ihm haben könnte, wenn er im Brutus 85, 293 sqq. sagt: *Quorsum, inquam, istuc? non enim intellego. Quia primum, inquit, ita laudavisti quosdam oratores, ut imperitos posses in errorem inducere. Equidem in quibusdam risum vix tenebam, quom Attico Lysiae Catonem nostrum comparabas, magnum me hercule hominem vel potius summum et singularem virum: nemo dicet secus: sed oratorem? sed etiam Lysiae similem? quo nihil potest esse pictius. Bella ironia, si iocaremur: sin asseveramus, vide ne religio nobis tam adhibenda sit, quam si testimonium diceremus. Ego enim Catonem tuum, ut civem, ut senatorem, ut imperatorem, ut virum denique quom prudentia et diligentia tum omni virtute excellentem probo: orationes autem eius, ut illis temporibus, valde laudo: significant enim quandam formam ingenii, sed admodum impolitam et plane rudem. Origines vero quom omnibus oratoriis laudibus refertas diceres et Catonem cum Philisto et Thucydide comparares, Brutone id censebas an mihi probaturum? Quos enim ne e Graecis quidem quisquam imitari potest, iis tu comparas hominem Tusculanum, nondum suspicantem, quale esset copiose et ornate dicere?* Wenn nun dies Cicero da, wo er im Ernste spricht, und nicht idealisirt, wie dies im Cato Maior der Fall ist, schon von

den Reden Cato's und den doch immer einen höheren Stoff, bisweilen auch in rednerischer Form, behandelnden Origines ausspricht, um wie viel mehr muss dies von einer Schrift gelten, die schon vermöge ihres Stoffes gar keine Ansprüche auf eine höhere Darstellung machen konnte? Ja dass sich Niemand durch die Art und Weise, wie Cicero in der Schrift vom Greisenalter unsern Cato sprechen lässt, täuschen lassen möchte, dafür hat ja Cicero selbst gesorgt, indem er eingangsweise Cap. 1. §. 3. sagt: *Omnem autem sermonem tribuimus — M. Catoni seni —. Qui si eruditius videbitur disputare, quam consuevit ipse in libris suis, attribuito litteris Graecis, quarum constat eum perstudiosum fuisse in senectute.* Auch aus dieser Aeusserung Cicero's geht deutlich hervor, dass wir uns keine so grosse Meinung von Cato's Schriftstellerei machen dürfen, wenn wir der Wahrheit treu bleiben wollen. Warum soll nun aber gerade diese Schrift Cato's ursprünglich eine geordnetere Stoffvertheilung, einen besseren inneren Zusammenhang, eine gewähltere äussere Darstellung gehabt haben? Warum soll die Form, in welcher sie uns jetzt vorliegt, nicht die ursprüngliche, sondern eine aus einer spätern Ueberarbeitung hervorgegangene sein?

Nämlich zu dieser letzteren, nach meiner Ansicht höchst widersinnigen Annahme liess sich Gesner durch einige leicht zu beseitigende Schwierigkeiten verleiten, nicht überlegend, dass dieser Weg gerade der schwierigste sei, aber nachdem er durch einige falsche Angaben, wie die oberflächliche Art und Weise, wie Servius zu Virgil's Georg. II., 412., nach seiner Meinung von dieser Schrift Cato's, sich ausdrückt, wie durch die Wahrnehmung, dass einige Citate, die hie und da aus Cato beigebracht werden, nicht in der auf uns gekommenen Schrift sich finden, einmal bewogen worden war, mehr hinter dieser Schrift zu suchen, durch die umstösslichsten Beweise aber, aus denen hervorgeht, dass die vorliegende Schrift wirklich von Cato abgefasst ist, verhindert ward, das namentlich heut zu Tage gewöhnliche Hülfsmittel, Schwierigkeiten in litterarhistorischer Hinsicht zu entgehen, in Anwendung zu bringen, nämlich zu behaupten, dass die jetzt vorhandene Schrift ganz untergeschoben sei, in dieser verzweifelten Lage schlug demnach Gesner einen noch verzweifelteren und seiner sonstigen Umsicht und Urtheilskraft unwürdigen Weg ein, und behauptete, dass die ursprüngliche Ordnung in Cato's Schrift eine bessere, die Vertheilung und Behandlung des Stoffes eine geeignetere, die Darstellung selbst eine gewähltere gewesen sein müsse; und dass alle diese Nachtheile von einem Ueberarbeiter herrührten, der noch dazu die Schrift Cato's um ein Guttheil kleiner gemacht und Manches, was ursprünglich in derselben gestanden, aus derselben weggelassen habe.

Wir nannten diesen Ausweg aus nur eingebildeten Schwierigkeiten einen verzweifelten und zwar, wie wir fest glauben, mit

Recht. Angenommen nämlich, die Schrift Cato's wäre in späterer Zeit überarbeitet, verkürzt und aus einer besseren Ordnung in die gegenwärtige Unordnung gebracht worden, so müssten doch noch einige Merkmale von dieser Ueberarbeitung in der gegenwärtigen Form und Gestalt des Buches wahrzunehmen sein.

Ein späterer Bearbeiter würde wohl, wenn er sich auch noch so sehr an das ursprüngliche Original gehalten, irgend eine Spur der eigenen Diction hinterlassen haben, aber nirgends zeigt sich, wie wir dies bereits oben bemerkten, davon die geringste Spur; kein Wort finden wir, was nicht dem Gebrauche und seiner ganzen Natur nach alt und ächt lateinisch wäre, keine Wortbildung, die für Cato's Zeit auffiele, keine syntaktische Fügung, die eine spätere Zeit verriethe; nein, gerade das Gegentheil, die Worte so passend und einfach, die Construction so locker und leicht verbunden, die Wortbildung so roh und nicht selten so unbeholfen, wie dies Alles ein späterer Ueberarbeiter, auch wenn er sich noch so sehr gehütet hätte, in der von dem alten Cato herrührenden Form das Geringste zu ändern, nicht hätte reproduciren können. Also von einer eigentlichen Ueberarbeitung, wo man den Stoff einer Schrift nimmt, und ihn nach der eignen Art und Weise reproducirt, kann bei dieser Schrift Cato's keineswegs die Rede sein, abgesehen von den vielen diplomatischen Zeugnissen, die, wenn auch eine innere Möglichkeit vorhanden wäre, doch die Sache selbst als unwahr erscheinen lassen würden.

Oder die Schrift wäre verkürzt worden, wie ja vorzugsweise die Litterarhistoriker angenommen haben? Da wäre es nun in der That höchst sonderbar, dass der Epitomator einige wesentliche Partieen des Buches, wie die Ausleger, ich frage nicht mit Recht oder mit Unrecht, angenommen haben, weggelassen, dagegen andere entweder beinahe ganz wörtlich oder wenigstens der Hauptsache nach vollkommen übereinstimmend, doppelt gesetzt hätte, wie z. B. Cap. 51. u. 52. und Cap. 133., sodann Cap. 34. §. 1. und Cap. 131. u. dgl. m. Was wäre das für ein abgeschmakter Epitomator gewesen, der statt Wiederholungen zu entfernen, die ohne wesentlichen Nachtheil für den Inhalt der Schrift fehlen konnten, lieber wesentlichen Stoff weggelassen hätte? Also ein solches Verhältniss ist, wie die Schrift gegenwärtig vorliegt, ebenfalls an sich undenkbar; es wird aber auch eine solche Annahme durch äussere Zeugnisse nicht wahrscheinlich, sondern im Gegentheil geradezu unmöglich, wovon später die Rede sein wird.

Es bliebe nun nur noch die letzte Annahme übrig, dass der spätere Bearbeiter weder an Cato's Worten geändert noch wesentlichen Stoff weggelassen, dagegen aber die ursprüngliche bessere Ordnung verändert und die jetzige in's Leben gerufen habe; eine Annahme, die in der That die der Litterarhistoriker gewesen ist, die, wie Gesner, nur *disiecta membra Catonis* in der gegenwärtigen Gestalt des Buches zu finden glaubten. Ich glaube kaum, dass

es vieler Worte bedürfen wird, um das Widersinnige gerade dieser Annahme darzustellen. Denn wäre Cato's Schrift in einer besseren Ordnung ursprünglich abgefasst gewesen, zu welchem Zwecke hätte man denn dieselbe verändert? Wer würde in aller Welt so Ungleichartiges zusammengestellt haben, wie es bisweilen, wenn auch nicht so oft, wie die Ausleger gewollt haben, in dieser Schrift geschehen ist, war es nicht der ursprüngliche Verfasser, der, indem er Bemerkungen an Bemerkungen reihte, öfters durch eine minder wesentliche Aehnlichkeit sich veranlasst fand, Etwas mit anzufügen, was eine spätere Ueberarbeitung keineswegs an eine solche Stelle hätte bringen können? Wo ist es überhaupt vorgekommen, dass eine Schrift, die in guter Ordnung abgefasst war, in eine schlechte Ordnung gebracht worden wäre, als höchstens durch ein zufälliges Ereigniss, wie durch falsche Lagen einzelner Blätter, was aber bei dem gegenwärtigen Zustande von Cato's Schrift weder angenommen werden kann noch angenommen worden ist? Dazu lässt sich nun noch der Beweis durch äussere Zeugnisse leicht führen, dass schon die alten Schriftsteller, die Cato's Schrift benutzten, in keiner anderen als der gegenwärtigen Ordnung dieselbe besessen haben, so dass jene Annahme, höchst widersinnig an sich, auch noch durch äussere Zeugnisse zur Unmöglichkeit wird.

Doch von alledem wird später ausführlicher die Rede sein, wenn wir die Ansicht, die wir über Cato's Werk haben, mit historischen Gründen belegen werden. Denn wir wollen absichtlich ganz Schritt vor Schritt gehen, damit man uns nicht den Vorwurf mache, irgend Etwas mit Absicht übergangen oder ausser Acht gelassen, oder irgend einen Punkt nicht genugsam bewiesen zu haben.

Bevor wir aber unsere Ansicht von der Schrift Cato's, die sich aus dem bisher Gesagten zwar genugsam abnehmen lässt, aber doch von uns auch noch etwas positiver hingestellt werden muss, bestimmter bezeichnen und auf historischem Wege begründen, müssen wir noch einen Blick auf Cato's Schriftstellerei im Allgemeinen werfen, namentlich so weit sie nicht einen mehr politischen Zweck hatte, wie dies bei seinen Reden und seinen Geschichtswerken der Fall war.

Hier nun sehen wir ihn in jeder Kunst des Lebens, so weit sie von den Römern ohne Beihülfe der sie in der Wissenschaft weit überragenden Griechen gepflegt werden konnte, bemüht, fremde und eigne Erfahrungen zu Nutzen und Frommen der Nachkommen zusammenzustellen und in Schrift aufzubewahren, selbst von solchen Wissenschaften, die, an sich ziemlich weit von einander stehend, nur in dem erfahrenen Staatsmanne, Redner, Feldherrn, Haus- und Landwirth, wie dies Cato im vollen Sinne des Wortes war, in praktischer Hinsicht einen Vereinigungspunkt fanden. Deshalb Plinius *h. n.* XIV, 5. §. 44. *Catonum ille primus, triumpho et censura super cetera insignis, magis tamen etiamnum claritate litterarum praeceptisque omnium rerum expetendarum datis generi Romano etc.* Wir sehen ihn also beschäftigt, eigne und fremde

Erfahrungen über das Kriegswesen (*de re militari*) in Schrift niederzulegen, eine Anweisung zur Beredtsamkeit zu entwerfen, in seiner Schrift *de oratore*, eine Sammlung von Heilmitteln für sein Haus niederzuschreiben, Rechtsverhältnisse zu gleichem praktischen Zwecke schriftlich zu behandeln und was dergleichen mehr ist.

Alle diese Schriften scheint er aber durchaus nicht in dem Sinne zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt zu haben, wie man wohl in neuerer Zeit angenommen hat. Denn einestheils spricht er sich selbst bisweilen in einzelnen uns noch erhaltenen Aeusserungen dahin aus, dass er für's Haus schreibe, anderntheils spricht dafür auch der Name *commentarii,* welcher den meisten dieser Schriften beigelegt wird, und somit dieselben nur als allmälig zu Unterstützung des Gedächtnisses erwachsene Notizen erscheinen lässt, so wie das, was durch die Zeugnisse der Alten selbst über sie festgestellt werden kann.

So sagt Cato bei Plinius *h. n.* lib. I. praef. §. 30. von der Schrift über das Kriegswesen: *Scio ego, quae scripta sunt, si palam proferantur, multos fore qui vitilitigent, sed ii potissimum, qui verae laudis expertes sunt,* Beweises genug, dass der Verfasser bei Abfassung der Schrift keineswegs an eine öffentliche Herausgabe dachte. Noch viel deutlicher geht dies in Bezug auf Cato's Sammlung von Hausmitteln bei Krankheiten, oder, wie einer meiner gelehrten Freunde das Buch etwas zu vornehm genannt hat, „Arzneimittellehre," hervor aus Plinius' Aeusserung *de n. h.* lib. XXIX. cap. 8. §. 15. *Quid ergo? damnatam ab eo* (*M. Catone*) *rem utilissimam credimus? Minime hercules: subiicit enim qua medicina et se et coniugem usque ad longam senectam perduxerit, iis ipsis, quae nunc nos tractamus, profiteturque esse commentarium sibi, quo medeatur filio, servis, familiaribus, quem nos per genera usus sui digerimus.* Hier ist namentlich der letzte Zusatz von Plinius sehr charakteristisch, der genugsam beweiset, dass Cato diese Notizen in einer mehr zufälligen Ordnung an einander gereiht hatte, die nur erst Plinius systematisch (*per genera usus sui*) zu ordnen gedenkt. Dass aber auch die übrigen Schriften Cato's, von denen wir in dem Obigen eine Andeutung gegeben, ursprünglich keine andere Form hatten, lässt sich aus der Art und Weise, wie sie von den späteren Schriftstellern angeführt werden, leicht abnehmen, ohne dass wir hier noch nöthig hätten, einzelne Fingerzeige dazu zu geben.

Wenn also M. Cato alle seine mehr der Praxis und dem Leben angehörenden Schriften in dieser Art, ohne bestimmte Ordnung und mehr wie das Einzelne ihm zufällig aufstiess oder im Leben vorgekommen war, niederschrieb, warum sollen wir denn nun mit aller Gewalt annehmen, dass die Bücher von der Landwirthschaft in einer anderen Form abgefasst gewesen sind? Warum sollen sie etwas Andres gewesen sein, als seine übrigen praktischen Anweisungen, mit denen sie ja auch immer von den Alten in eine Kategorie

gestellt werden? Gewiss haben wir uns auch die Schrift über die Landwirthschaft nur als *Commentarii* zu denken, in denen Cato, ohne im Geringsten auf Schriftstellerruhm Ansprüche zu machen, in einfacher und schlichter Rede seine Kenntnisse und Erfahrungen aus dem weiten Bereiche der Land- und Hauswirthschaft niederschrieb, ohne den Stoff, den er bearbeitete, systematisch zu vertheilen, sondern nur nach einer in Gedanken gemachten Uebersicht das Eine hier, das Andre dort anbringend, nicht selten auch wohl durch äussere Umstände veranlasst, Dem diesen, Anderem jenen Platz anzuweisen.

Und ist denn nun die auf uns unter Cato's Namen gekommene Schrift von der Landwirthschaft eine andre, als wie wir sie uns unter den angegebenen Verhältnissen vorzustellen haben? Keineswegs. Sie entspricht vollkommen dem Bilde, was man sich vernünftiger Weise von einer Schrift Cato's nach Allem, was uns über dieses Römers Schriftstellerei überliefert ist, machen kann, und so wären wir denn nun nach meiner Ansicht auf den Standpunkt gekommen, von wo aus die gegen die Authenticität dieser Schrift im vollen Sinne des Wortes gemachten Einwände füglicher Weise zurückgewiesen werden können.

Wir wollen diesen Einwänden Schritt vor Schritt folgen; und zuvörderst einen mehr äusserlichen Umstand, worauf die Gegner unserer Ansicht jedoch ein grosses Gewicht gelegt haben, besprechen.

Es nehmen nämlich, Gesner, s. praef. p. 1., und Schneider, s. Script. R. R. Tom. I. P. II. p. 6 sq. an, Cato habe, wie mehrere seiner übrigen Schriften, auch die über die Landwirthschaft an seinen Sohn Marcus gerichtet gehabt, und habe so denselben am Anfange des Buches anreden müssen, und gewiss auch im Verlaufe der Schrift mehrmals Veranlassung gehabt, seine Rede direct an seinen Sohn zu richten; nur Schuld des Grammatikers, der Cato's Schrift überarbeitet habe, sei es, dass der Titel geändert und sonstige Bezugnahme auf den Sohn aus dem Buche entfernt seien. Wie falsch diese Annahme sei, wird sich sofort herausstellen, wenn wir den Grund oder vielmehr Ungrund zeigen, auf welchen hin man sie gemacht hat. Zu dem Zwecke müssen wir zuvörderst den Titel unserer Schrift selbst historisch festzustellen suchen, weil damit jene Annahme im engsten Zusammenhange steht.

Diesen geben die Handschriften, so viel von den Herausgebern angemerkt worden ist, so an: *M. Porcius Cato de re rustica*, oder: *M. Porcii Catonis liber de re rustica*, ohne irgend einen Zusatz, wie *ad filium*, oder *ad Marcum filium*. Nicht wesentlich davon verschieden ist auch der älteste Gewährsmann, der Cato's Schrift anführt, Cicero *de senect.* Cap. 15. §. 54. in seiner Angabe, wenn er Cato also sprechen lässt: *Quid de utilitate loquar stercorandi? Dixi in eo libro, quem de rebus rusticis scripsi.* Denn wenn Cicero den Plural *de rebus rusticis* statt des Singulars *de re rustica* setzte, so möchte ich diese Aenderung eher auf seine

eigne Rechnung bringen, in sofern er diesen Titel nach seinem Sprachgefühle als voller und umfassender angesehen zu haben scheint, als den ursprünglichen, wie er ja auch bei seinen Büchern *de officiis* den ursprünglich nach dem griechischen περὶ καθήκοντος zu bildenden Titel *de officio* in den volleren *de officiis* umwandelte, worüber er *ad Attic.* lib. XVI. cap. 11. §. 4. schreibt: *Quod de inscriptione quaeris, non dubito quin καθῆκον officium sit, nisi quid tu aliud: sed inscriptio plenior de officiis.* Und ich möchte an dem Titel *de re rustica*, den die Handschriften bei Cato haben, um so mehr fest halten, da auch noch Gellius lib. X. cap. 26., wo er eine Stelle ziemlich genau aus unserer Schrift Cato's anführt, sagt: *Atqui Cato in libro de re rustica: Fundus, inquit, eo in loco habendus est, ut et oppidum prope amplum sit et mare aut amnis, quo naves ambulant.* Denn wenn derselbe auch lib. III. cap. 14. citirt: *M. Cato in libro, quem de agri cultura conscripsit: Semen cupressi serito crebrum etc.*, so sieht man doch leicht, dass er hier mehr umschreibt, die Catonische Schrift eben so richtig bezeichnend, jedoch nicht den Titel so treu, wie in der ersteren Stelle, festhaltend. Ein gleicher Fall ist es auch, wenn Varro R. R. lib. I. cap. 2. §. 28. sagt: *An non in magni illius Catonis libro, qui de agri cultura est editus, scripta sunt permulta similia? ut haec, quemadmodum placentam facere oporteat, quo pacto libum, qua ratione pernas salire.* Denn auch hier citirt Varro minder eigentlich, da ja die Stelle, wo die lateinische Litteratur aufgeführt war, die jetzt gänzlich fehlt, schon vorher dagewesen sein musste, also hier nur eine Umschreibung nöthig war, die von Varro deshalb an diese Stelle gesetzt zu sein scheint, weil er um des Gegensatzes willen lieber *in libro, qui de agri cultura est editus*, gesagt zu haben scheint, als *in libro de re rustica.* Noch viel weniger kann Columella R. R. lib. I. cap. 1. §. 13. einen andern Titel begründen. Denn dort spricht jener Schriftsteller noch viel freier: *Et ut agricolationem Romana tandem civitate donemus — iam nunc M. Catonem Censorium memoremus, qui eam Latine loqui primus instituit etc.* Und es gehört also diese Stelle eben so wenig hierher, als Plinius *h. n.* lib. XIV. cap. 4. §. 44. *Catonum ille primus, triumpho et censura super cetera insignis, magis tamen etiamnum claritate litterarum praeceptisque omnium rerum expetendarum datis generi Romano, inter prima vero agrum colendi etc.*, welche Stelle einige Ausleger mit Unrecht in die Untersuchung über den ursprünglichen Titel von Cato's Schrift gezogen haben. Doch an unzähligen Stellen haben die Alten eine Schrift willkürlich citirt und ja selbst Cato's *Origines* bald *historias*, bald *annales* genannt. Und wie dem auch sei, mag, wie ich glaube, der Titel der Catonischen Schrift ursprünglich *de re rustica*, oder, was der Sache nach, wenn schon der erstere Titel etwas allgemeiner und so gerade zu dem Inhalte der Schrift passender sein möchte, so ziemlich einerlei ist,

de agri cultura gelautet haben, nirgends zeigt sich bei den alten Schriftstellern eine Spur, dass Cato diese Schrift seinem Sohne zugeeignet habe. Denn auch Plutarch im Leben Cato's Cap. 25. p. 351. ed. Francof. sagt blos: *Καὶ συντέτακταί γε βιβλίον γεωργικόν, ἐν ᾧ καὶ περὶ πλακούντων σκευασίας καὶ τηρήσεως ὀπώρας γέγραφεν ἐν παντὶ φιλοτιμούμενος περιττὸς εἶναι καὶ ἴδιος.* Hätte also Cato in Wahrheit seine Schrift seinem Sohne zugeeignet gehabt, so müsste es auffallend sein, wenn keiner der älteren Schriftsteller, weder sein Biograph, noch auch Cicero, dem in der oben angeführten Stelle aus ethischen Gründen dies sehr nahe lag, darauf hingezeigt hätte. Und so werden wir diese ganze Annahme, zu welcher auch aus der Schrift selbst gar kein Grund entlehnt werden kann, als rein aus der Luft begriffen bezeichnen müssen, wenn wir vorher noch gezeigt haben werden, dass die Stelle, worauf die Literarhistoriker hauptsächlich fussen zu müssen geglaubt haben, gar nicht hierher gezogen werden kann.

Man beruft sich nämlich auf das einzige bestimmte Zeugniss des Servius zu Virgil. Georg. II, 412. Dort wird zu Virgil's Worten: *Laudato ingentia rura: Exiguum colito,* bemerkt: *Hoc etiam Cato ait in libris ad filium de agri cultura, quod ideo dictum est, vel quia maiores agros incultos rura dicebant, id est, silvas et pascua, agrum vero, qui colebatur etc.* Allein abgesehen davon, dass Servius citirt *in libris ad filium,* während Cato's Schrift *de re rustica* ausgemachtermaassen nur aus einem Buche bestand, und man sicher dadurch stutzig gemacht werden könnte, so lässt sich auch aus anderen Stellen beweisen, dass die *praecepta ad filium,* oder wie man diese auch wohl *κατ' ἐξοχὴν* nannte, die *libri ad filium* ganz verschieden von der Schrift *de re rustica* sind und wohl noch allgemeinern Inhaltes waren, als diese. Auf sie bezieht sich Nonius p. 143, 8. Merc.: *Cato in praeceptis ad filium: Illi imperator tu, ille ceteris mediastrinus.* Da diese Schrift ursprünglich wohl einfach citirt ward, *Cato ad filium,* wie bei Plinius lib. VII. cap. 52. §. 171. *quippe cum Censorius Cato ad filium de validis quoque observationem ut ex oraculo prodiderit, senilem iuventam praematurae mortis esse signum,* wie bei Diomedes I. p. 358. ed. Putsch. *Cato ad filium: Lepus multum somni adfert, qui illam edit.;* so ergänzte man dann beliebig entweder *in praeceptis ad filium,* wie Nonius l. l., oder *in libris,* wie dies Servius l. l. gethan hat und auf etwas andere Weise wieder thut ad Virg. Georg. II, 95., wo er zu den Worten: *Quo te carmine dicam, Rhaetica?* bemerkt: *Hanc uvam Cato praecipue laudat in libris, quos scripsit ad filium etc.* Denn auch dort hat man keineswegs an die Schrift Cato's *de re rustica,* die Servius sonst anführt, zu denken, weil ja eben jener Zusatz eine andere Schrift Cato's bezeichnen soll und es in der That widersinnig von Servius gewesen wäre, wenn er, da Cato nachweislich mehrere Schriften an seinen Sohn gerichtet hatte, das Buch *de re*

rustica, was Niemand vor und ausser ihm mit dem Zusatze *ad filium* erwähnt, vorzugsweise unter *libri ad filium* hätte verstehen wollen, ohne jenen charakteristischen Zusatz hinzuzufügen. Es kann also dieses Citat ebenfalls blos auf die *Praecepta ad filium*, oder auf *Cato ad filium* sich beziehen. Eine dritte Ergänzung dieses letzteren einfachen Titels ist es ferner, wenn Servius ad Virg. Georg. 1, 46. citirt: *Cato in oratione ad filium: Vir bonus est, Marce fili, colendi peritus, cuius ferramenta splendent*, welche Stelle mit Recht neulich auch A. Meyer in den *Orator. Roman. Fragm.* p. 126. ed. Turic. II. auf die *praecepta ad filium* bezog, allein mit Unrecht, dann wieder auf die specielle Schrift *de re rustica* das Ganze bezogen zu haben scheint. Kehren wir nach diesen in dem Interesse unserer Sache gemachten Bemerkungen zu der Stelle des Servius zurück, welche den Litterarhistorikern Veranlassung zu der Annahme gegeben hat, dass Cato auch die Schrift *de re rustica* seinem Sohne zugeeignet habe, so werden wir nun wohl leicht erkennen, dass die dort stehenden Worte: *Hoc etiam Cato dicit in libris ad filium de agri cultura, quod ideo dictum est etc.*, keineswegs auf Cato's speciellere Schrift *de re rustica* gehen können, und entweder nur bedeuten: „Dies sagt auch Cato in seinen Büchern an seinen Sohn hinsichtlich des Ackerbaues u. s. w." oder höchstens der Zusatz *de agri cultura*, wenn er etwas Titelartiges behalten soll, so zu deuten ist, dass, da Cato's *praecepta* oder *libri ad filium* ein weit umfassendes und allgemeineres Werk gewesen zu sein scheinen, er etwas specieller die Partie angeben soll, der in jenen Büchern diese Aeusserung angehört habe, wie wohl auch, wenn bei Diomedes I. p. 358. Putsch.: *Cato ad filium* [*vel de oratore*]: *Lepus etc.* der Zusatz: *vel de oratione*, richtig ist, er eben so zu deuten sein möchte, obgleich dann der Inhalt des Fragmentes selbst etwas sonderbar an jener Stelle erscheinen müsste. Doch wie man auch diese Stelle des Servius erklären mag, keineswegs wird sie uns ein Beleg sein können, dass Cato die Schrift *de re rustica*, um die es sich hier zunächst handelt, seinem Sohne zugeeignet habe, und dass folglich, da sich in derselben nichts von einer Anrede an den Sohn findet, dieselbe überarbeitet sein müsse. Denn wer wollte auf ein so einzel stehendes, vielfach zu deutendes, auch schon durch den Plural *in libris* und durch andere Stellen, wo diese *libri ad filium* im ganz anderen Sinne stehen, von dieser Schrift abführendes Citat ein solches Gewicht legen, um ein Vorurtheil gegen dieselbe dadurch zu constituiren, den Zeugnissen so vieler anderen Schriftsteller gegenüber?

Gehen wir demnach nach dieser Besprechung des Titels mit der Ansicht an die übrigen Fragen über diese Schrift, dass der Titel in alter Zeit einfach *Cato de re rustica* oder *Catonis liber de re rustica* gelautet habe, und nach der Sitte der Zeit, die an den Aeusserlichkeiten der Titel weniger festhielt, dafür wohl auch die Umschreibung *Cato de agri cultura* bisweilen gesetzt worden, jedoch

von einer Zueignung derselben an den Sohn nicht die Rede sei, ohne auf die Einrede Gesner's ein besonderes Gewicht zu legen.

Wir werden so ohne grosse Mühe uns überzeugen, dass auch die übrigen Gründe, womit man hat beweisen wollen, dass diese Schrift Cato's überarbeitet sei, eben so unhaltbar und, wo möglich, noch unhaltbarer seien, als dieser erste. Denn wenn Gesner a. a. O. p. 11. viel Gewicht auf den Umstand legt, dass die gegenwärtige Ordnung der einzelnen Anweisungen nicht von Cato herrühren könne, so haben wir zwar oben im Allgemeinen bemerkt, dass bei der ganzen Art und Weise, wie Cato diese und andere Schriften ausgearbeitet zu haben scheint, wohl an keine so strenge Anordnung des Einzelnen zu denken sei, allein wir können auch auf historischem Wege beweisen, dass die Ordnung des Ganzen, wie wir sie jetzt haben, schon in alter Zeit dieselbe gewesen.

Denn einestheils weisen mehrere Stellen der Alten auf den bunten Inhalt von Cato's Schrift über die Landwirthschaft im Allgemeinen hin, wie z. B. Varro R. R. lib. I. cap. 2. §. 28. *Multa, inquam, item alia miracula apud Sasernas invenies, quae omnia sunt diversa ab agri cultura et ideo repudianda. Quasi vero, inquam, non apud ceteros quoque scriptores talia reperiantur. An non in magni illius Catonis libro, qui de agri cultura est editus, scripta sunt permulta similia? ut haec, quemadmodum placentam facere oporteat, quo pacto libum, qua ratione pernas salire. Illud non dicis, inquit Agrius, quod scribit: Si velis in convivio multum bibere coenareque lubenter, ante esse oportet brassicam crudam ex aceto et post aliqua folia quinque*, sodann Plutarch im Leben Cato's Cap. 25. p. 351. Francof.: *Καὶ συντέτακταί γε βιβλίον γεωργικόν, ἐν ᾧ καὶ περὶ πλακούντων σκευασίας καὶ τηρήσεως ὀπώρας γέγραφεν ἐν παντὶ φιλοτιμούμενος περιττὸς εἶναι καὶ ἴδιος*, anderntheils beweisen aber auch einzelne Anführungen noch specieller, dass gewisse Gegenstände bei Cato in der gegenwärtigen Ordnung standen und nicht etwa übersichtlicher und zusammengestellt von ihm behandelt waren. So spricht Cato über die Pflanzung und Behandlung der Cypresse Cap. 28, 1. Cap. 48, 1., und am ausführlichsten Cap. 151. nach M. Percennius aus Nola, und man könnte glauben, dass er wohl besser gethan hätte, dies Alles zusammenzubringen, vielleicht auch, wenn man mit den Litterarhistorikern hyperkritisch sein will, daher auf eine Versetzung der einzelnen Partien schliessen; allein schon Plinius muss Alles so bei Cato vorgefunden haben, wenn er *h. n.* lib. XVI. cap. 33. §. 139. sagt: *Cupressus advena et difficillime nascentium fuit, ut de qua verbosius saepiusque, quam de omnibus aliis, prodiderit Cato*, und so kann man an der gewöhnlichen Ordnung um so weniger zweifeln, weil es sich auch bei der Art des allmäligen Entstehens von Cato's Schrift, die wir oben im Allgemeinen bezeichnet haben, nicht wohl anders denken lässt, als dass ein Gegenstand,

sobald die Kenntniss sich hinsichtlich seiner erweitert hatte, einer nochmaligen Erwähnung unterworfen werden musste. Ferner warnt Cato bis zum Ueberdrusse oft davor, die Erde nicht nass und zu feucht zu bearbeiten, wie Cap. 5, 6. *Terram cariosam caveto ne ares neve plostrum neve pecus impellas. Si ita non caveris, quo impuleris, triennii fructum amittes.* Cap. 34, 1. *Terram cave cariosam tractes.* Cap. 37, 1. *Si cariosam terram tractes, cicer quod vellitur et quod salsum est, eo malum est etc.*, und man könnte fast über diese Wiederholung böse sein; allein Plinius fand sie doch schon vor, wenn er ausserdem, dass er Lib. XVII. Cap. 5. §. 34. auf die erste Stelle Rücksicht nimmt, über jene öftere Wiederholung spottend, Lib. XVIII. Cap. 6. §. 45. sagt: *De terra cariosa exsecratio Catonis abunde indicata est, quamquam praedicere non cessat is.* Denn dass so die Worte des Plinius zu unterpungiren und darnach zu deuten sind, lehrt der der Sinn der Stelle selbst, und es wird auch später bei anderer Gelegenheit noch besonders bemerkt werden. Wir gehen zu einer anderen Stelle des Plinius über, die die gewöhnliche Ordnung noch specieller als schon zu seiner Zeit bestehend zeigt, und woraus mit grossem Unrechte Gesner gerade das Gegentheil folgern will. Bekanntlich erwähnt Cato ziemlich zu Ende seiner Schrift im vorletzten Abschnitte Cap. 161. des Spargelbaues, dessen er bereits einige Male gelegentlich gedacht hatte, noch besonders; worauf Plinius Lib. XIX. Cap. 8. §. 145. so zu reden kommt, dass er erstens auf Cato Cap. 6. §. 3., woselbst es heisst: *Ibi (in arundineto) corrudam serito, unde asparagi fiant. Nam convenit arundinetum cum corruda, eo quia foditur et incenditur et umbram per tempus habet*, Rücksicht nehmend, sagt: *Omnium hortensiorum lautissima cura asparagis. De origine eorum in silvestribus curis* (nämlich lib. XVI. cap. 37. §. 173.) *abunde dictum est et quomodo iuberet Cato in arundinetis seri*, sodann aber §. 146 also fortfährt auf Cato Cap. 161 sich beziehend: *Nihil diligentius (quam asparagum) comprehendit Cato, novissimumque libri est, ut appareat repentinam ac noviciam viro curam fuisse.* Woraus deutlich hervorgeht, dass auch Plinius schon an zwei Stellen bei Cato den Spargelbau erwähnt fand und dass auch zu seiner Zeit schon die ausführlichere Erwähnung desselben zu Ende der Schrift stand. Denn es wird doch gewiss Niemand mit Gesner im Ernste behaupten, dass diese Stelle des Plinius auf eine andere Ordnung in Cato's Schrift führe, da *novissimum* das letzte, nicht das vorletzte Capitel bedeute. Denn einestheils ist die Capiteleintheilung gar nicht von Cato, anderntheils kann *novissimum libri* doch auf jeden Fall auch das noch mit genannt werden, was das vorletzte ist, da es doch immer am Ende des Buches steht. Im Allgemeinen aber bestätigt auch diese Stelle des Plinius die Vorstellung, welche wir oben von der Entstehung dieser Vorschriftensammlung geltend zu machen suchten, dass sie nämlich allmälig aus praktischen Beobachtungen

erwachsen zu sein scheine, welche Art der Schriftstellerei Plinius selbst Lib. XVIII. Cap. 5. §. 24. recht eigentlich mit dem Ausdrucke *praecepta condere* bezeichnet. Denn wenn er sagte: *novissimumque libri est, ut appareat repentinam ac noviciam viro curam fuisse*, so können diese Worte doch keinen anderen Sinn haben als diesen: Und es steht diese Bemerkung zu Ende der Schrift, zum Beweise, dass ihm die Sache nicht alt, sondern neu und neuerdings vorgekommen gewesen sei, ein Beweis, der aus jener Stellung von Plinius nicht hätte entlehnt werden können, hätte er angenommen, Cato habe jene Schrift auf einmal oder wenigstens in kurzer Frist niedergeschrieben gehabt.

Man wird sich hierdurch deutlich überzeugt haben, dass weit gefehlt, dass aus der Art und Weise, wie die alten Schriftsteller über die in Cato's Schrift beobachtete Ordnung sprechen, sich abnehmen liesse, es sei die ursprüngliche geändert worden, vielmehr ein directes Zeugniss entnommen werden kann, dass jene Ordnung von jeher diese und keine andere gewesen sei.

Es wäre uns nun noch übrig, den Beweis zu führen, dass alles das, was die alten Schriftsteller aus dieser Schrift Cato's wirklich angeführt haben, jetzt noch in derselben vorhanden ist, und zwar auch noch in der äusseren Form vorhanden ist, in welcher Cato die Schrift ursprünglich niedergeschrieben zu haben scheint. Dieser Beweis wird von uns am bessten so geführt werden, dass wir alle die Stellen der einzelnen Schriftsteller, welche aus dieser Schrift Cato's entlehnt sind oder entlehnt sein sollen, näher in's Auge fassen und im ersteren Falle die entsprechende Stelle bei Cato nachweisen, im zweiten Falle den Beweis führen, dass das Citat entweder einer anderen Schrift Cato's oder einem ganz andern Schriftsteller angehöre, oder sonst wie falsch hierher gezogen worden sei.

Wir beginnen mit Varro, als dem ältesten Gewährsmanne, der ein directes Citat aus Cato hat, und lassen dann die anderen der Reihe nach folgen.

Varro.	Cato.
R. R. I. 2, 28. *An non in magni illius Catonis libro, qui de agri cultura est editus, scripta sunt permulta similia? ut haec, quemadmodum placentam facere oporteat, quo pacto libum, qua ratione pernas salire.*	*placentam facere*] S. Cap. 76. *libum*] S. Cap. 75. *pernas salire*] S. Cap. 162.
Illud non dicis, inquit Agrius, quod scribit: Si velis in convivio multum bibere coenareque lubenter, ante esse oportet brassicam	Cap. 156, 1. *Si voles in convivio multum bibere coenareque lubenter, ante coenam esto crudam* (nämlich *brassicam*) *quantum voles ex aceto: et item, ubi*

Varro.	Cato.
crudam ex aceto et post aliqua folia V.	*coenaveris, comesto aliqua V folia, reddent te quasi nihil ederis [biberisque], bibesque quantum voles.*
I, 7, 1. *Stolo: Quod ad hanc formam naturalem pertinet, de eo non incommode Cato videtur dicere, cum scribit* ***optimum agrum esse, qui sub radice montis situs sit et spectet ad meridianam coeli partem.***	Cap. 1, 3. *Si poteris, [praedium] sub radice montis siet, in meridiem spectet etc.*
I, 7, 9. *Stolo: Cato quidem, inquit, gradatim praeponens alium alio agrum meliorem dicit esse in novem discriminibus,* ***quod sit primus, ubi vineae possint esse bono vino et multo: secundus, ubi hortus irriguus: tertius, ubi salicta: quartus, ubi oliveta: quintus, ubi pratum: sextus, ubi campus frumentarius: septimus, ubi caedua silva: octavus, ubi arbustum: nonus, ubi glandaria silva.***	Cap. 1, 7. *Praedium quod primum siet, si me rogabis, sic dicam: De omnibus agris optumoque loco si emeris iugera agri centum, vinea est prima, si vino multo siet, secundo loco hortus irriguus, tertio salictum, quarto oletum, quinto pratum, sexto campus frumentarius, septimo silva caedua, octavo arbustum, nono glandaria silva.*
I, 18, 1. *De familia: Cato dirigit ad duas metas, ad certum modum agri et genus sationis, scribens de olivetis et vinetis, ut duas formulas: unam, in qua praecipit* ***quomodo olivetum agri iugerum CCXL instruere oporteat.*** *Dicit enim in eo modo haec* ***mancipia XIII habenda, vilicum, vilicam, operarios V, bubulcos III, asinarium I, subulcum I, opilionem I.***	Cap. 10, 1. *Quomodo olivetum agri iugerum CCXL instruere oportet: vilicum, vilicam, operarios V, bubulcos III, subulcum I, asinarium I, opilionem I. Summa hominum XIII.*
Alteram formulam scribit de ***vinearum iugeribus centum, ut dicat haberi oportere haec XV mancipia,***	Cap. 11, 1. *Quomodo vineam iugerum C instruere oportet: vilicum, vilicam, operarios X, bubulcum I, asinarium I, sa-*

Varro.

vilicum, vilicam, operarios X, bubulcum, asinarium, subulcum.

Cato.

lictarium I), subulcum I. Summa homines XVI.*

I, 22, 3. *Itaque, Stolo inquit, proposita magnitudine fundi, de eo genere Cato scribit, oliveti iugera CCXL qui coleret, eum instruere ita oportere, ut faceret vasa olearia iuga V, quae membratim enumerat: ut ex aere ahenea, urceos, nasiternam, item alia: sic e ligno et ferro, ut plostra maiora tria, aratra cum vomeribus sex, crates stercorarias quattuor, item alia: sic de ferramentis quae sint et quot opus ad multitudinem, ut [furcas] ferreas octo, sarcula totidem, dimidio minus palas, item alia.*

Cap. 10. *Quomodo oletum agri iugerum CCXL instruere oportet —: vasa olearia instructa iuga V: ahenum quod capiat quandrantalia XXX — urceos aquarios III — nasiternam —: plostra maiora III, aratra cum vomeribus VI, — crates stercorarias IIII —: ferramenta, [furcas] ferreas VIII, sarcula VIII, palas IIII, rutra V etc.*

I, 22, 4. *Item alteram formulam instrumenti fundi vinarii fecit, in qua scribit, si sit centum iugerum, habere oportere vasa torcularia instructa trina, dolia cum operculis culeorum octingentorum, acinaria XX, frumentaria XX, item eius modi alia: quae minus multa quidem alii, sed tantum numerum culleorum scripsisse puto, ne cogeretur quotannis vendere vinum. Vetera enim quam nova, et eadem alio tempore quam alio pluris.*

Cap. 11. *Quomodo vineam iugerum C instruere oportet —: vasa torcula instructa III: dolia V, ubi vindemiae esse possint, culleum DCCC, dolia ubi vinaceos condat, XX, frumentaria XX.*

Item sic de ferramentorum varietate scribit permulta, et genere

Ferramenta, falces vineaticas VI, sirpulas V, falces silvati-

---

*) Hier findet sich bei Cato blos der *Salictarius* mehr, wodurch denn auch die Summe vermehrt wird; jedoch hatten die älteren Ausgaben bis auf Victorius auch diesen Zusatz nicht, und in dem Falle wäre Alles gleich. Allein es scheint von Varro der *Salictarius*, als zu seiner Vergleichung nicht gehörig, absichtlich weggelassen worden zu sein.

Varro.	Cato.
et multitudine qua sint, ut falces, palas, rastros: sic alia, quorum nonnulla genera species habent plures, ut falces. Nam dicuntur ab eodem scriptore vineaticae opus esse sex, sirpiculae V, silvaticae V, arborariae III et ruscariae X.	cas V, arborarias III. — Falculas ruscarias X.
I, 23, 7. Stolo ad haec: Quod ad haec pertinet, Cato non male, quod scribit de sationibus, ager crassus et laetus, si sit sine arboribus, eum agrum frumentarium fieri oportere: idem ager si nebulosus sit, rapa, raphanos, milium, panicum: [24, 1.] in agro crasso et calido oleam conditaneam, radium maiorem, Sallentinam, orchitem, poseam, Sergianam, colminiam, albicerem: quam earum in his locis optimam dicent esse, eam maxime serere. Agrum oliveto conserundo, nisi qui in ventum Favonium spectet et soli ostentus sit, alium bonum nullum esse: qui ager frigidior et macrior sit, ibi oleam Licinianam seri oportere. Si in loco crasso aut calido posueris, hortum nequam fieri et ferendo arborem perire et muscum rubrum molestum esse.	Cap. 6. Agrum quibus locis conseras, sic observari oportet: Ubi ager crassus et laetus est sine arboribus, eum agrum frumentarium esse oportet. Idem ager si nebulosus est, rapa, raphanos, milium, panicum, id maxime, seri oportet: in agro crasso et caldo oleam conditivam, radium maiorem, Sallentinam, orchitem, poseam, Sergianam, colminianam, albicerem: quam earum in his locis optumam dicent esse, eam maxume serito: hoc genus oleae in XXV, aut in XXX pedes conserito: ager oleto conserundo, qui in ventum Favonium spectabit et soli ostentus erit, alius bonus nullus erit. Qui ager frigidior et macrior erit, ibi oleam Licinianam seri oportet. Sin in loco crasso aut caldo severis, hortus nequam erit et ferundo arbor peribit et muscus ruber molestus erit.
§. 3. Quod Cato ait circum fundum ulmos et populos, unde frons ovibus et bubus sit et materies, seri oportere: sed hoc neque in omnibus opus est neque, in quibus est opus, propter frondem maxime.	3. Circum coronas et circum vias ulmos serito et partim populos, uti frondem ovibus et bubus habeas, et materia, si quae opus sit, parata erit.

Varro.	Cato.
§. 4. *Ille adiicit ab eodem scriptore: Si locus humectus sit, ibi cacumina populorum serunda et arundinetum. Id prius bipalio verti, ibi oculos arundinis pedes ternos alium ab alio seri, ibi quoque corrudam, unde asparagi fiant: aptam esse utrique eandem fere culturam: salicem Graecam circum arundinetum seri oportere, uti sit, qui vitis alligari possit.*	*Sicubi in his locis ripae aut locus humectus erit, ibi cacumina populorum serito et arundinetum. Id hoc modo serito: bipalio vortito, ibi oculos arundinis pedes ternos alium ab alio serito, ibi corrudam serito, unde asparagi fiant. Nam convenit arundinetum cum corruda, eo quia foditur et incenditur et umbram per tempus habet. Salicem Graecam circum arundinetum serito, uti siet qui vineam alliges.*
Cap. 25. *Vinea, quo in agro serunda sit, sic observandum. Qui locus optimus vino sit, et ostentus soli, Amineum minusculum et geminum eugeneum, helveolum minusculum seri oportere: qui locus crassior sit aut nebulosus, ibi Amineum maius aut Murgentinum, Apicium, Lucanum seri: ceteras vites et de his miscellas maxime in omne genus agri convenire.*	*Vineam quo in agro conseri oportet, sic observato. Qui locus vino optumus dicetur esse et ostentus soli, ibi Amineum minusculum et geminum eugeneum, helveolum minusculum conserito. Qui locus crassus erit aut nebulosior, ibi Amineum maius aut Murgentinum, Apicium, Lucanum serito. Ceterae vites, miscellae maxime, in quemvis agrum conveniunt.*
I, 58. *Cato ait uvam Amineam minusculam et maiorem et Apiciam in ollis commodissime condi: eadem in sapa et musto in lora recte: quas suspendas opportunissimas esse duracinas et Amineas Scantianas.*	Cap. 7. *Amineum minusculum et maiusculum et Apicium: haec in ollis, ollae in vinaceis conduntur: eadem in sapa, in musto, in lora recte conduntur: quas suspendas, duracinas, Amineas maiores etc.*
Cap. 59. *De pomis, conditiva mala struthea, cotonea, Scantiana, Quiriniana, orbiculata et quae antea mustea vocabant, nunc melimela appellant etc.*	*Poma mala struthea, cotonea, Scantiana, Quiriniana, item alia conditiva mala mustea et Punica etc.*
I, 60. *De olivitate. Oleas esui optime condi scribit Cato orchites et pauseas aridas vel virides in muria vel in lentisco contusas. Or-*	Cap. 7. §. 4. *Oleas orchites, posias, eae optime conduntur vel virides in muria vel in lentisco contusae: orchites ubi nigrae erunt et siccae, sale confriato*

Varro.	Cato.
chites nigras, sale si sint confriatae dies quinque, et tum sale excusso, biduum si in sole positae fuerint, manere idoneas solere: easdem sine sale in defrutum condi.	*dies V, postea salem excutito, in solem ponito biduum, vel sine sale in defrutum condito.*

Dies sind die einzigen Stellen, in denen Varro auf Cato's Schrift *de re rustica* sich bezieht, und auch wenn man darauf ausgeht, Schwierigkeiten zu finden, wird man hier keine entdecken können. Denn Alles, was Varro aus Cato anführt, findet sich bei ihm vor, bisweilen etwas ausführlicher, nicht selten auch etwas körnichter und gedrängter, doch so, dass man sich überall überzeugt, Varro habe in seinem Cato nicht mehr und nicht weniger vorgefunden, als wir jetzt bei demselben lesen. Denn dass seine dialogisirte Darstellung, die wenigstens einigen äusseren Redeschmuck suchte, nicht allemal ganz wörtlich excerpirte, wiewohl im Ganzen auch diese Abweichung nicht so häufig ist, darf nicht auffallen.

Die übrigen drei Stellen aber, wo Varro in seiner Schrift über die Landwirthschaft Etwas aus Cato anführt, sind nicht aus Cato's Schrift *de re rustica*, sondern aus seinem Geschichtswerke entlehnt. Denn Lib. I. Cap. 2. §. 7. Lib. II. Cap. 3. §. 3. fügt dies Varro selbst ausdrücklich hinzu. Die dritte Stelle aber, Lib. II. Cap. 4. §. 11., ist von der Art, dass sie nur aus Cato's Geschichtswerke entlehnt sein kann, was schon Schneider annahm, und es scheint blos deshalb Varro *in Originum libro* nicht besonders hinzugefügt zu haben, weil er vorher Cap. 3. §. 3. aus derselben Schrift Cato's citirt hatte, sodann weil er rein historisch spricht und von einem Lande, was in Cato's Schrift von der Landwirthschaft gar nicht berücksichtigt worden ist und auch nicht berücksichtigt werden konnte, so dass, wer Cato's Schrift *de re rustica* auch nur oberflächlich eingesehen hatte, es keineswegs von daher entnommen glauben konnte. Er handelt aber in jener Stelle, wie man sie auch lesen möge, von einer bewunderungswerthen Grösse der Speckseiten in Gallien diesseits der Alpen: *De magnitudine Gallicarum succidiarum Cato scribit his verbis: In Italia in scrobes terna atque quaterna milia aulia succidia. Vere sus usque adeo pinguetudine crescere solet, ut se ipsa stans sustinere non possit neque progredi usquam. Itaque eas si quis quo traiicere volt in plostrum imponit;* und da Cato nun in seinem Geschichtswerke vorzugsweise auch auf naturhistorische *Admiranda* in jenen Ländern Rücksicht nahm, wie Nepos *Vita Catonis* cap. 3.: *In iisdem (historiarum libris) exposuit, quae in Italia Hispaniisque viderentur admiranda,* ausdrücklich angiebt, auch aus einzelnen Citaten aus Cato's Schrift hinlänglich hervorgeht, so kann nicht der geringste Zweifel bleiben, dass auch diese Stelle den *Origines* angehöre, und man kann die neuesten

Fragmentsammler, auch Krause, nur tadeln, dass sie diese Stelle nicht am gehörigen Orte ihren Sammlungen einverleibt haben.

An Varro wollen wir gleich Cicero anreihen, der, meines Wissens, nur einmal auf den eigentlichen Inhalt von Cato's Schrift *de re rustica* zu sprechen kommt, in der bekannten Stelle *de senect.* 15, 54. *quid de utilitate loquar stercorandi? dixi in eo libro, quem de rebus rusticis scripsi etc.*, ohne jedoch näher auf die Sache einzugehen. Da nun Cato öfters in der Schrift *de re rustica* von dem Nutzen des Düngens spricht, wie Cap. 36. 37. 61., so wäre die Sache abgemacht; denn was in dem vorhergehenden Capitel Cicero Cato über die Weincultur u. dgl. m. sagen lässt, dies soll doch gar nicht als aus Cato's Schrift entlehnt erscheinen, obschon die meisten Gegenstände, wenn auch nicht in dem höheren ethischen Sinne, wie bei Cicero, in der Schrift Cato's abgehandelt sind.

Was aber einige andere Anführungen bei Cicero aus Cato anlangt, die man aus der Schrift *de re rustica* entlehnt glaubt, wie wenn Cicero *pro L. Flacco* 29, 72. sagt: *Catonis est dictum: Pedibus compensari pecuniam*, so habe ich bereits in meiner Ausgabe zu jener Stelle Bd. 3. S. 891. bemerkt, dass der Ausspruch Cato's ursprünglich wohl allgemeiner gewesen und nicht blos auf die Landwirthschaft gegangen, von Cicero aber scherzweise auf einen entfernten Güterkauf angewendet worden sei. Findet er sich also nicht in Cato's Schrift *de re rustica*, so ist dies gar nicht auffallend, weil ja gar keine Spur auf eine Entlehnung von daher führt, und schon Cicero's eigner Ausdruck: *Catonis est dictum*, auf die *Apophthegmata* selbst deutlich genug hinzeigt. Ueber Cicero *de officiis* lib. II. cap. 25. §. 89., welche Stelle ebenfalls nicht auf unsere Schrift bezogen werden kann, wird später bei Columella ausführlicher gesprochen werden.

Was ferner den Grammatiker und Antiquar Verrius Flaccus anlangt, dessen Werk uns in den Fragmenten bei Festus und Paulus Diaconus theilweise vorliegt, so hat man zwar auch bei ihm einige Anzeigen, dass Cato's Schrift *de re rustica* eine ursprünglich andere Gestalt gehabt, suchen wollen, allein auch da ist Nichts erwiesen, aber auch Nichts erweisbar, und es scheint überhaupt, als haben jene Grammatiker wohl Cato's Reden und historische Schriften, nicht so sehr aber die Schrift über die Landwirthschaft in den Bereich ihrer Untersuchungen gezogen, weil in ihr nur wenig antiquarischer Stoff sich vorfand. Die einzigen Stellen, die ihrem Inhalte nach allenfalls aus Cato's Schrift *de re rustica* entlehnt sein können, finden sich bei Paulus Diaconus p. 39. ed. Lind. p. 51. ed. Müll. v. s. *culigna. Culigna vas potorium. Cato: Culignam, inquit, in foeno Graeco ponito, ut bene oleat.* und ibid. p. 127. ed. Lind. p. 236. ed. Müll. s. v. *Pilates: Pilates genus lapidis. Cato: Lapis candidior quam pilates.* Allein von der letzteren Stelle bezeugt Festus p. 206. ed. Lind. p. 237. ed. Müll. es aus-

drücklich, dass sie nicht aus der Schrift *de re rustica* entlehnt sei, wenn er sagt: *Pilates lapidis genus, cuius M.*[*meminit?*] *Cato originum L. V.: lapis candidior quam pelastes* (sic). Was aber die erstere Stelle anlangt, so bemerkt zu ihr zwar ebenfalls K. O. Müller, der allgemein gangbaren Annahme huldigend: *Haec Catonis verba non reperiuntur in libro de R. R.: sed constat plura Catonis praecepta de agricultura apud antiquos memorari, quam in eo libro nunc servata sunt. A. Lion. Catonian.* p. 87. Allein was zwingt uns, ohne nähere Hinweisung auf die Schrift *de re rustica* die Stelle von dorther entlehnt zu glauben? Denn wenn schon *culigna* bei Cato *de re rustica* c. 132, 1. vorkommt, und allenfalls auch in jenem Capitel die bei Paulus Diaconus angeführten Worte Platz finden konnten, so konnten ja auch in den übrigen Schriften Cato's diese Worte eben so gut Platz haben, was auch von der zweiten, noch kürzeren Aeusserung desselben Verfassers gilt, p. 49. ed. Lind. p. 65. ed. Müll. Aus diesem Grammatiker liesse sich also ebenfalls ein Grund zur Verdächtigung der Catonischen Schrift nicht ableiten.

Kehren wir vorerst zu den Schriftstellern zurück, welche unmittelbar bei ihren Schriften auf Cato's Schrift Rücksicht nehmen mussten, zu den Schriftstellern *de re rustica,* so tritt uns hier zunächst nun der Zeit nach Columella entgegen, der jedoch weniger die Catonische Schrift, in den meisten Fällen wohl nicht einmal direct, benutzt zu haben scheint, als der nach ihm schreibende Plinius. Bei Columella hat man die meisten Beweise, dass die Catonische Schrift nur überarbeitet auf uns gekommen sei, zu finden geglaubt, und es wird deshalb gerade bei diesem Schriftsteller unsere Aufgabe etwas schwieriger sein, gleichwohl aber an ihm die entgegengesetzte Ansicht keinen Stützpunkt finden, wenn man nur einigermaassen vorurtheilsfrei an's Werk geht. Denn abgesehen davon, dass Columella nie bei seinen Entlehnungen die in Frage stehende Catonische Schrift ausdrücklich bezeichnet, so ist auch das Meiste, was sich bei ihm aus Cato findet und nicht in jener Schrift steht, von der Art, dass es entweder einen allgemeineren Sinn hat, oder wenigstens von Columella nicht ganz wörtlich aus Cato entlehnt ist. Doch kommen wir zur Sache! Es spricht Columella *de re rustica* Lib. I. Cap. 1. §. 12. zuvörderst im Allgemeinen über Cato's Verdienste um die schriftliche Bearbeitung dieses Gegenstandes, wenn er sagt: *Et ut agricolationem Romana tandem civitate donemus — nam adhuc istis auctoribus Graecae gentis fuit — iam nunc M. Catonem Censorium illum memoremus, qui eam Latine loqui primus instituit.* Sodann steht bei Columella Lib. I. Cap. 2. §. 2. folgende Aeusserung: *Nam illud vetus est* [*et*] *Catonis: Agrum pessime mulctari, cuius dominus quid in eo faciendum sit non docet, sed audit villicum,* etwas kürzer auch wiederholt Lib. XI. Cap. 1. §. 4. *cum etiam de patre familias prisci moris exemplum Cato dixerit: Male agitur cum domino, quem vilicus docet,* die sich freilich bei Cato *de re rustica,* obschon hier Cap. 5. §. 3. *consideret*

(*vilicus*) *quae dominus imperaverit, fiant: ne plus censeat sapere se, quam dominum*, und wieder Cap. 142. Aehnliches gesagt wird, in jener Fassung nicht findet. Allein muss denn diese Aeusserung Cato's gerade aus dieser Schrift entlehnt sein? Kann sie nicht in seinen oben erwähnten *Praeceptis ad filium*, in seinen *Apophthegmatis*, in einer seiner censorischen Reden, in welchen er sehr oft über schlechte Wirthschaft sprach, s. Gell. 4, 12, 1., entlehnt sein? Ja es ist dies sogar viel wahrscheinlicher. Denn da jener Ausdruck etwas sarkastisch, die Schrift *de re rustica* aber gerade ganz trocken und nüchtern abgefasst ist, passt ohnedies die Aeusserung nicht so sehr in diese Schrift, und da nun mit ganz anderen Worten zweimal in jener Schrift derselbe Gegenstand in gleichem Sinne von Cato behandelt worden ist, warum soll noch ein drittes Mal etwas Aehnliches von ihm in derselben Schrift gestanden haben?

Noch viel weniger lässt sich aus Columella Lib. 1. Cap. 3. §. 1. etwas erschliessen, ja vielmehr sehr deutlich der Beweis führen, wie wenig auf Columella's Zeugniss in Betreff seiner Citate aus Cato zu geben ist. Dort heisst es: *Porcius quidem Cato censebat in emendo inspiciendoque agro praecipue duo esse consideranda, salubritatem caeli et ubertatem loci: quorum si alterum deesset ac nihilo minus quis vellet incolere, mente esse captum atque eum ad agnatos et gentiles deducendum. Neminem enim sanum debere facere sumptus in cultura sterilis soli: nec rursus pestilenti quamvis feracissimo pinguique agro dominum ad fructus pervenire. Nam ubi sit cum orco ratio ponenda, ibi non modo perceptionem fructuum, sed et vitam colonorum esse dubiam vel potius mortem quaestu certiorem.* Hier erwähnt Columella zwei Rücksichten, die man beim Kaufe eines Landgutes zu nehmen habe, die Cato ebenfalls Cap. 1. §. 2.: *uti bonum caelum habeat, ne calamitosum siet: solo bono, sua virtute valeat*, erwähnt, allein keineswegs mit den Worten, die Columella ihm, wie er sich ausdrückt, offenbar unterlegt. Also entlehnte entweder Columella Cato's Worte aus einer andern Schrift, was an sich nicht unmöglich ist, da Cato Gelegenheit hatte, auch in anderen Schriften auf denselben Gegenstand zu kommen, wie z. B. in den *Origines* etc., wo er von den alten Anbauern italischer Fluren sprach, oder aber, was hier mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, er fügte Cato's ursprünglicher Aeusserung noch fremde Zusätze bei. Denn wenn Varro Lib. 1. c. 2. §. 8. mit ziemlich gleichen Worten sagte: *Duo in primis spectasse videntur Italici homines colendo, possentne fructus pro impensa ac labore redire et utrum saluber locus esset an non: quorum si alterum decollat et nihilo minus quis volt colere, mente est captus atque ad agnatos et gentiles est deducendus. Nemo enim sanus debet velle impensam ac sumptum facere in culturam, si videt non posse refici: nec, si potest reficere fructus, si videt eos fore, ut pesti-*

lentia dispereant, hingegen lib. I. cap. 4. §. 3. *Utilissimus autem is ager, qui salubrior est quam alii, quod ibi fructus certus: contra quod in pestilenti quamvis in feraci agro calamitas colonum ad fructus pervenire non patitur. Etenim ubi ratio cum orco habetur, ibi non modo fructus est incertus, sed etiam colentium vita. Quare ubi salubritas non est, cultura non aliud est, atque alea domini vitae ac rei familiaris*, so könnte man wohl verführt werden anzunehmen, dass Columella, wie dies schon Schöttgen, Gesner und Schneider angenommen, die Stellen Varro's vor Augen gehabt und nur irrthümlicher Weise, da in der ersten Stelle bei Varro Cato vorher citirt war, aus Versehen dessen Namen dafür als Auctorität gesetzt habe. Doch liesse sich auch noch der Fall denken, dass Varro selbst Cato's Worte vor Augen gehabt, indem er in der ersten Stelle allerdings kurz vorher Cato's *Origines* citirte und das in derselben Gesagte historisch gehalten ist, so dass recht füglich in Cato's *Originibus*, wie schon bemerkt, etwas Aehnliches stehen konnte. Wie dem auch sei, so viel liegt am Tage, dass diese Aeusserungen, wie sie bei Columella sich unter Cato's Namen finden, entweder gar nicht diesem, sondern Varro angehören, oder, wenn Cato mit Recht citirt ist, dieselben auf keinen Fall aus seiner Schrift *de re rustica*, sondern aus seinen *Originibus* entlehnt sind. Es lässt sich also auch aus diesem Citate nichts gegen die gegenwärtige Gestalt von Cato's Schrift schliessen, vielmehr beweist es deutlich genug, wie ungenau Columella bei Angabe seiner Gewährsmänner zu Werke gegangen ist.

Mit ähnlicher Ungenauigkeit verfährt Columella auch §. 3., wenn er also fortfährt: *Post haec duo principalia subiungebat* (wie die Worte dort stehen, kann man nur Porcius Cato verstehen) *illa non minus intuenda, viam et aquam et vicinum. Multum conferre agris iter commodum: primum, quod est maximum, ipsam praesentiam domini, qui libentius commeaturus sit, si vexationem viae non reformidet: deinde ad invehenda et exportanda utensilia etc.*, welche Verhältnisse Cato Cap. 1. §. 3. und Cap. 4., so wie Varro Lib. 1. Cap. 16. auf eine ähnliche Weise besprechen. Ebendaselbst §. 5. kommt Columella auf Cato's Aeusserung über gute Nachbarn zurück und es enthält die Stelle gar nichts, als was bei Cato steht.

Einen neuen Beweis, wie wenig Columella die Catonische Schrift selbst einsah, giebt er wieder Lib. 1. Cap. 4. §. 1., wo er sagt: *Sequitur deinceps Caesonianum praeceptum, quo fertur usus etiam Cato, mercaturis agrum esse revisendum saepius eum, quem velint mercari etc.* Denn Cato spricht sich ja in der Schrift *de re rustica* bestimmt Cap. 1. §. 1. dahin aus: *Praedium quom parare cogitabis, sic in animo habeto, uti ne cupide emas neve opera tua parcas visere et ne satis habeas semel circumire.*

Quoties ibis, toties magis placebit, quod bonum erit, was bedurfte es also eines so mysteriösen *fertur*, wenn Columella seinen Gewährsmann besser gekannt hätte?

Was Columella wieder Lib. 1. Cap. 4. §. 8. in Rücksicht auf Cato äussert, mag nun diese Entlehnung eine unmittelbare, oder, wie ich glaube, eine mittelbare sein: *Eleganter igitur aedificet agricola, nec sit tamen aedificator, atque areae pedem tantum complectatur, quod ait Cato, quantum ne villa fundum quaerat neve fundus villam*, findet sich so auch jetzt bei Cato *de re rustica* Cap. 3. *Ita aedifices, ne villa fundum quaerat neve fundus villam*, und es machte also diese Stelle keine Schwierigkeit.

Wenn Columella ferner Lib. 1. Cap. 8. §. 7. sagt: *Villicus enim, quod ait Cato, ambulator esse non debet, nec egredi terminos, nisi ut addiscat aliquam culturam, et hoc si ita in vicino est, ut cito remeare possit*, so kann man keineswegs annehmen, dass Columella mehr bei Cato Cap. 5, 2. gefunden habe, als wir jetzt dort lesen. Denn es beziehen sich, wenn übrigens Columella direct citirt, die Worte *quod ait Cato* offenbar mehr auf den Ausdruck *ambulator*. Denn er sagt l. l.: *Vilicus ne sit ambulator, sobrius siet semper, ad coenam ne quo eat etc.* und wiederholt auch Cap. 143. von der Vilica dasselbe: *ad coenam ne quo eat neve ambulatrix siet.*

Wenn endlich Columella lib. 1. cap. 8. §. 20. *Sed et illa meminerit, cum e civitate remeaverit, deos penates adorare: deinde si tempestivum erit, confestim, si minus, postero die fines oculis perlustrare etc.* Cato's Aeusserungen Cap. 2. *Pater familias ubi ad villam venit, ubi larem familiarem salutavit, fundum eodem die, si potest, circumeat: si non eodem die, at postridie etc.* seiner Rede zu Grunde legte, so verschweigt er selbst seinen Gewährsmann und hat auch dort wohl nur mittelbar Catonische Ideen aufgenommen. Die ganze Stelle aber beweist eher für als gegen uns.

Wie im ersten Buche, so steht es auch mit den Citaten in den übrigen Büchern. Es sagt Columella lib. II. cap. 2. §. 6. *Tertia est ratio loci irrigui, quia sine impensa fructum reddere potest. Hanc primam Cato esse dicebat, qui maxime reditum pratorum ceteris anteponebat etc.* und eben so spricht er sich lib. VI. praef. §. 4. aus: *Nam in rusticatione vel antiquissima est ratio pascendi eademque quaestuosissima —: sed ne apud nostros quidem colonos alia res uberior, ut etiam M. Cato prodidit, qui consulenti, quam partem rei rusticae exercendo celeriter locupletari posset, respondit, si bene pasceret: rursusque interroganti, quid deinde faciendo satis uberes fructus percepturus esset, affirmavit, si mediocriter pasceret. Ceterum de tam sapiente viro piget dicere, quod eum quidam auctores memorant eidem quaerenti, quodnam tertium in agricolatione quaestuosum esset, asseverasse, si quis*

viridis olei plus quam multitudine mali nummorum contrahitur. Sed et Cato dixit: et sic quidem quidquid ponderis aut mensurae oleo accedit, si portiones velis in factum adiectae baccae computare, non proventum, sed detrimentum senties. Aus dieser Stelle hat man hauptsächlich folgern wollen, dass Columella mehr bei Cato gefunden habe, als wir jetzt lesen. Mit dem grössten Unrechte. Denn die Hauptsache steht bei Cato selbst Cap. 64.: *Olea ubi matura erit, quam primum cogi oportet, quam minumum in terra et in tabulato esse oportet. In terra et in tabulato putescit. Leguli volunt, uti olea caduca quam pluruma sit, quo plus legatur: factores, ut in tabulato diu sit, ut fracida sit, quo facilius efficiant. Nolito credere oleum in tabulato posse crescere. Quam citissume conficies, tam maxime expediet, et totidem modiis collectae plus olei efficient et melius. Olea, quae diu fuerit in terra aut in tabulato, inde olei minus fiet et deterius*, eben so, wie bei Columella, und Plinius XV, 5, 20. verbürgt uns auch Cato's einzelnen Ausdruck, woher nun aber Columella seine Zusätze entnommen oder ob er das Uebrige selbst hinzugefügt, kann uns um so gleichgültiger sein, da wir gesehen haben, dass Columella wohl nie auf Cato unmittelbar Rücksicht nahm, sondern immer erst von Mittelspersonen das aus jenem Entnommene empfing; und es war um so unrechter, etwas aus Columella's ungewissen, oberflächlichen, die ursprüngliche Rede seiner Gewährsmänner niemals treu wiedergebenden Anführungen schliessen zu wollen, da er ja noch dazu Cato's Schrift *de re rustica* nie bestimmt als seine Quelle nennt, sondern seine Citate, wie wir oben gezeigt haben, ohne alle näheren Angaben aus Cato's verschiedenen Schriften, bisweilen auch wohl blos aus mündlichen Traditionen, entlehnt hat.

Gehen wir von dem ungenauen Columella zu dem citatenreichen Plinius über, aus dessen Anführungen man ebenfalls den Beweis hat führen wollen, dass Cato's Schrift überarbeitet sei, so wird uns gerade dieser Schriftsteller am besten überzeugen, dass Cato's Schrift unverändert auf uns gekommen ist. Denn seine Citate harmoniren so gut wie die des genaueren Varro mit unserem gegenwärtigen Texte. Wir stellen auch hier um der Kürze willen die Citate gegen einander.

Plinius. (Nach Sillig's Ausgabe.)	Cato. (Nach Schneider's Ausgabe.)
Lib. XIV. c. 4. (5.) §. 46. *Ergo de vitibus uvisque ita prodidit (Cato): Qui locus vino optimus dicetur esse et ostentus soli, ibi*) Ammineum minusculum et geminum eugenium, helvinum mi-*	Cap. 6. §. 4. *Qui locus vino optumus dicetur esse, et ostentus soli, ibi Amineum minusculum, et geminum eugeneum, helveolum minusculum conserito. Qui locus crassus erit, aut nebu-*

*) Sic audacter correxi pro vulgato *solibus*, quod hoc loco ferri vix potest. *R. K.*

Plinius.	Cato.
nusculum conserito; qui locus crassior aut nebulosior, Ammineum maius aut Murgentinum, Apicium, Lucanum serito. Ceterae vites, miscellae maxime, in quemvis agrum conveniunt. In lora recte conduntur. Quas suspendas duracinas, Ammineas maiores; vel ad fabrum ferrarium pro passis hae recte servantur.	*losior, ibi Ammineum maius aut Murgentinum, Apicium, Lucanum serito. Ceterae vites, miscellae maxime, in quemvis agrum conveniunt.* Cap. 7. §. 2. *In lora recte conduntur. Quas suspendas duracinas, Amineas maiores, vel ad fabrum ferrarium pro passis eae recte servantur.*
Ibid. c. 4. (5.) §. 52. *Ac ne quis victam in hoc antiquitatem arbitraretur, idem Cato denos culeos redire ex iugeribus scripsit etc.*	Bezieht sich auf die Stelle aus den Originibus, welche Varro lib. I. c. 2. §. 7. ausführlicher citirt. S. oben S. 30.
Lib. XIV. c. 8. (10.) §. 79. *Nec non apud nos quoque Coum vinum ex Italico faciendi rationem Cato demonstravit, super cetera in sole quadriduo*), maturandum praecipiens.*	Cf. Cato c. 112. et c. 113. in quo extremo haec scripta sunt: *et ne plus quadriduum in sole siveris. Post quadriduum in culleum componito et constipato.*
Lib. XIV. c. 10. (12.) §. 86. *Non possunt iure dici vina, quae Graeci δευτέρια appellant, Cato et nos* l o r a m, *maceratis aqua vinaceis etc.*	De lora vide Cat. c. 25. c. 57. c. 104.
Ibid. *Tertium est faecibus vini expressum, quod faecatum Cato appellat.*	Cap. 153. *Vinum faecatum sic facito etc.*
Lib. XIV. c. 16. (19.) §. 104. *Myrtiten Cato quemadmodum fieri docuerit, mox paullo indicabimus.*	Cap. 125. *Vinum murteum sic facito etc.*
Ibid. 110. *Sic et elleboriten fieri ex veratro nigro Cato docet.*	Cf. cap. 114. et 115.
Lib. XIV. c. 20. (25.) §. 129. *Cato iubet vina c o n c i n n a r i — hoc enim utitur verbo — c i n e r i s l i x i v i i c u m d e f r u t o c o c t i p a r t e q u a d r a g e s i m a i n c u l l e u m, v e l s a l i s s e s q u i l i b r a, in-*	Cap. 22, 3. *Domi melius* c o n c i n n a t u r *et accommodatur etc.* cl. c. 114. *Vinum si voles concinnare etc.* Cap. 23, 2. *Si opus erit, defrutum indito in mustum, cineris lixivi cocti partem qua-*

*) Sic pro vulgato quadriennio necessario rescribendum est. R. K.

Plinius.	Cato.
terim et tuso marmore. Facit et sulfuris mentionem, resinae vero in novissimis. Super omnia addi maturescente iam vino iubet mustum, quod ille tortivum appellat, nos intelligimus novissime expressum. *NB.* Wahrscheinlich hat Plinius beim Excerpiren von Cap. 23. und 39. Dinge zusammengebracht, die nicht zusammengehören, was ihm an unzähligen anderen Stellen begegnet ist.	*dragesumam addito defruto, vel salis sesquilibram in culleum. Marmor si indes, in culleum libram indito: id indito in urnam, misceto cum musto: id indito in dolium: resinam si indes, in culleum musti P. III. bene comminuito, indito in fiscellam et facito uti in dolio musti pendeat: eam quassato crebro, uti resina condeliquescat. Si indideris defrutum aut marmor aut resinam, dies XX permisceto crebro, tribulato quotidie. Tortivum mustum circumcidaneum suo cuique dolio dividito additoque pariter.* Cap. 39. *Medicamentum in dolium hoc modo facito: Cerae P. I, resinae P. I, sulfuris P. ”„. Haec omnia in calicem novum indito: eo addito gypsum contritum, uti crassitudo fiat quasi emplastrum: eo dolia sarcito.*
Lib. XV. c. 3. §. 12. *Quippe olivantibus lex antiquissima fuit: Oleam ne stringito neve verberato.*	Cap. 144, 1. *Oleam ne stringito neve verberato iniussu domini aut custodis.*
Lib. XV. c. 5. (6.) §. 20. *Nunc dicentur Catonis placita de olivis: In calido et pingui solo radium maiorem, Salentinam, orchitem, pausiam, Sergianam, Cominianam, albiceram seri iubet adiicitque singulari prudentia, quam earum in finitimis locis optimam esse dicant; in frigido autem et macro Liciniam. Pingui enim aut ferventi vitiari eius oleum arboremque ipsam fertilitate consumi, musco praeterea rubro infestari.*	Cap. 6. *In agro crasso et caldo oleam conditivam, radium maiorem, Salentinam, orchitem, poseam, Sergianam, Colminianam, albicerem: quam earum in his locis optumam dicent esse, eam maxume serito.* §. 2. *Qui ager frigidior aut macrior erit, ibi oleam Licinianam seri oportet. Sin in loco crasso aut caldo severis, hortus nequam erit et ferundo arbor peribit et muscus ruber molestus erit.*
Ibid. §. 21. *Spectare oliveta in Favonium loco exposito solibus censet, nec alio ullo modo laudat.*	Ibid. paullo ante. *Ager oleto conserundo, qui in ventum Favonium spectabit, et soli ostentus erit: alius bonus nullus erit.*

Plinius.	Cato.
Ibidem. *Condi olivas optime, orchites et pausias, vel virides in muria vel fractas in lentisco.*	Cap. 7. §. 4. *Oleas orchites, poseas: eae optume conduntur, vel virides in muria vel in lentisco contusae.*
Ibidem. *Oleum quam acerbissima oliva optimum fieri.*	Cap. 65, 1. *Quam acerbissuma olea oleum facies, tam oleum optumum erit.*
Ibid. *Cetero quam primum e terra colligendam: si inquinata sit, lavandam: siccari triduo satis esse.*	Cap. 65. §. 1. *Oleam quam primum ex terra tollito: si inquinata erit, lavito, a foliis et stercore purgato: postridie aut post diem tertium, quam lecta erit, facito.*
Ibid. *Si gelent frigora, quarto die premendam: hanc et sale aspergi.*	Cap. 65. §. 2. *Si gelicidia erunt, cum oleam coges, triduum aut quadriduum post oleum facito: eam oleam, si voles, sale inspergito.*
Ibid. *Oleum in tabulato minui deteriusque fieri, item et in amurca et fracibus: hae sunt carnes et inde faeces.*	Cap. 64. §. 2. *Olea, quae diu fuerit in terra aut in tabulato, inde olei minus fiet et deterius. Oleum, si poteris, bis in die depleto. Nam oleum quam diutissume in amurca et fracibus erit, tam deterrumum erit.*
§. 22. *Qua re saepius die capulandum, praeterea in conchas et plumbeas cortinas, aere vitiari. Ferventibus omnia ea fieri clausisque torcularibus et quam minime ventilatis: ideo nec ligna ibi caedi oportere, qua de causa e nucleis ipsarum ignis aptissimus. Et e cortinis in labra fundendum, ut fraces et amurca liquentur. Ob id crebrius vasa mutanda, fiscinas spongia tergendas, ut quam maxime pura sinceritas constet.*	Cap. 65. §. 2. *Quam calidissumum torcularium et cellam habeto.* Cap. 66. *Custodis et capulatoris officia. Servet diligenter cellam et torcularium: caveat quam minumum in torcularium et in cellam introeatur: quam mundissume purissumeque fiat: vase aheneo, neque nucleis ad oleum ne utatur. Nam si utetur, oleum male sapiet. Cortinam plumbeam in lacum ponito, quo oleum fluat. Ubi factores vectibus prement, continuo capulator concha oleum, quam diligentissume poterit, tollat nec cesset. Amurcam caveat ne tollat. Oleum in labrum indito: inde in alterum dolium indito. De iis labris fraces amurcam-*

Plinius.	Cato.
	que semper subtrahito. Cum oleum sustuleris de cortina, amurcam dehorito. Cap. 67. *Qui in torculario erunt, vasa pura habeant curentque uti olea bene perficiatur beneque siccetur. Ligna in torculario ne caedant: oleum frequenter capiant. — Fraces quotidie reiiciat: amurcam commutet usque adeo, donec in lacum, qui in cella est, postremum pervenerit: fiscinas spongia effingat: quotidie oleo lacum commutet donec in dolium pervenerit.*
Lib. XV. c. 8. (8.) §. 33. *Super omnia vero celebravit amurcam laudibus Cato.*	Cap. 91—103. c. 128—130.
Ibid. *Dolia olearia cadosque illa imbui, ne bibant oleum.*	Cap. 100. *Oleum si in metretam novam inditurus eris, amurca ita, uti est, cruda prius colluito, oppilato, agitatoque diu, ut bene combibat. Id si feceris, metreta oleum non bibet et oleum melius faciet et ipsa metreta firmior erit.* cl. cap. 69. *Dolia olearia nova sic imbuito: Amurca impleto dies VII. Facito ut amurcam quotidie suppleas etc.*
Ibid. *Amurca* s u b i g i *areas terendis messibus, ut formicae rimaeque absint.*	Cap. 129. *Aream, ubi frumentum teratur, sic facito: Confodiatur minute terra, amurca bene conspergatur, ut combibat quamplurumum: comminuito terram et cylindro aut pavicula coaequato: ubi coaequata erit, neque formicae molestae erunt et, cum pluerit, lutum non erit.* cl. cap. 91. *Aream sic facito: locum, ubi facies, confodito, postea amurca conspergito bene sinitoque combibat: postea comminuito glebas bene: deinde coaequato et pa-*

Plinius.	Cato.
	viculis verberato. Postea denuo amurca conspergito sinitoque arescat. Si ita feceris, neque formicae nocebunt neque herbae nascentur.
Ibid. *Quin et lutum parietum et tectoria et pavimenta horreorum frumenti,*	Cap. 128. *Si habitationem delutare vis, terram quam maxume cretosam vel rubricosam sumito, eo amurcam infundito, paleas indito. Sinito quadriduum fracescat: ubi bene fracuerit, rutro concidito: ubi concideris, delutato. Ita neque aspergo nocebit neque mures cava facient neque herba nascetur neque lutamenta scindent se.*
	Cap. 92. *Frumento ne noceat curculio neu mures tangant, lutum de amurca facito, palearum paullum addito, sinito macerescant bene et subigito bene, eo granarium totum oblinito crasso luto, postea conspergito amurca omne quod lutaveris. Ubi aruerit: eo frumentum refrigeratum condito, curculio non nocebit.*
vestiarium etiam contra teredines ac noxia animalia amurca aspergi, semina frugum perfundi;	Cap. 98. *Vestimenta ne tineae tangant, amurcam decoquito ad dimidium: eu unguito fundum arcae, et extrinsecus et pedes et angulos. Ubi ea adaruerit, vestimenta condito Si ita feceris, tineae non nocebunt.*
morbis quadrupedum,	Cap. 96. *Oves ne scabrae fiant, amurcam condito, puram bene facito, aquam, ubi lupinus deferverit et faecem de vino bono inter se omnia commisceto pariter. Postea quom detonderis, unguito totas, sinito biduum aut triduum consudent etc. — Eodem in omnes quadrupedes utito, si scabrae erunt.*
	Cap. 103. *Boves uti valeant et curati bene sient et qui fa-*

Plinius.	Cato.
	stidient cibum, uti magis cupide appetant, pabulum quod dabis amurca spargito, primo paullulum, dum consuescant, postea magis: et dato rarenter bibere commixtam cum aqua, aequabiliter quarto quintoque die: hoc si feceris ita, boves et corpore curatiores erunt et morbus aberit.
arborum quoque illâ medendum, efficaci ad ulcera interiora humani quoque oris),*	Cap. 36. *Amurcam spargas vel irriges ad arbores, circum capita maiora amphoras, ad minora urnas cum aquae dimidio addito, ablaqueato prius non alte.*
	Cap. 93. *Olea si fructum non feret, ablequeato: postea stramenta circumponito: postea amurcam cum aqua commisceto aequas partes: deinde ad oleam circumfundito, ad arborem maxumam amphoram unam commixti sat est. Ad minores arbores pro ratione indito. Et idem hoc si facies ad arbores feraces, eae quoque meliores fient. Ad eas stramenta ne addideris.*
	Cap. 94. *Fici uti grossos teneant, facito omnia, quomodo oleae et hoc amplius. Cum ver adpetet, terram adaggerato bene. Si ita feceris, et grossi non cadent et fici scabrae non fient et multo feraciores erunt.* cl. cap. 95.
Ibid. §. 34. *Lora etiam ac coria omnia et calceamenta axesque decocta ungi, atque aeramenta contra aeruginem colorisque gratia elegantioris, et totam supellectilem ligneam,*	Cap. 97. *Amurca decocta axem unguito et lora et calciamenta et coria: omnia meliora facies.*
	Cap. 98, 2. *Et item ligneam supellectilem omnem si ungues*

*) Diese Apposition bezieht sich nicht auf Cato's Worte, sondern enthält einen Zusatz des Plinius, s. Buch 23, 3. (37.) §. 74., wo er wieder auf diesen Gegenstand kommt.

Plinius.	Cato.
	(amurca decocta), non putescet, et cum ea terseris, splendidior fiet. Item ahenea omnia unguito, sed prius extergeto bene. Postea cum unxeris, cum uti voles extergeto; splendidior erit et aerugo non erit molesta.
ac vasa fictilia, in quis ficum aridam libeat asservare, aut si folia bacasque in virgis myrti aliudve id genus simile.	Cap. 99. *Fici aridae si voles ut integrae sint, in vas fictile condito: id amurca decocta unguito.* Cap. 101. *Virgas murteas si voles cum bacis servare, item aliud genus quodvis et si ramulos ficulneos voles cum foliis, inter se alligato, fasciculos facito: eos in amurcam demittito, supra stet amurca, facito. Sed ea quae demissurus eris, sumito paullo acerbiora: vas quo condideris, oblinito plane.*
Postremo ligna macerata amurca nullius fumi taedio ardere.	Cap. 130. *Codicillos oleaginos et cetera ligna amurca cruda perspergito et in sole ponito, perbibant bene. Ita neque fumosa erunt et ardebunt bene.*
Lib. XV. cap. 14. (15.) §. 50. *Cato adiicit Quiriana, et quae tradit in doliis condi, Scantiana.*	Cap. 7. §. 3. *Poma mala struthea, cotonea, Scantiana, Quiriniana, item alia conditiva mala mustea etc.*
Lib. XV. cap. 15. (16.) §. 56. *Praeterea dixit volema Virgilius, a Catone sumpta, qui et sementiva et mustea nominat.*	Cap. 7. §. 4. *Pira volema, Aniciana et sementiva — haec conditiva in sapa bona erunt — Tarentina, mustea curcurbitina.*
Lib. XV. cap. 18. (19.) §. 72. *Cato de ficis ita memorat: Ficos mariscas in loco cretoso aut aperto serito, in loco autem crassiore aut stercorato Africanas et Herculaneas, Saguntinas, hibernas, Telanas atras pediculo longo.*	Cap. 8. §. 1. *Ficos mariscas in loco cretoso et aperto serito: Africanas et Herculanas, Saguntinas, hibernas, Telanas atras pediculo longo, eas in loco crasso aut stercorato serito.*
Lib. XV. cap. 19. (21.) §. 82. *At ubi copia (ficorum) abundat — panisque simul et ob-*	Cap. 56. *Familiae cibaria qui opus facient etc. — Ubi vineam fodere coeperint, panis P. V.*

Plinius.	Cato.
aestimatione ruris Cato attribuit prioremque quam olivetis quamque frumento aut pratis nec quia desint alia vincula etc.	*siet: secundo loco hortus irriguus, tertio salictum, quarto oletum, quinto pratum, sexto campus frumentarius etc.*
Lib. XVI. cap. 39. (75.) §. 193. *Cato, hominum summus in omni usu, de materiis haec adiicit: Prelum e sapino atra potissimum facito: ulmeam, pineam, nuceam: hanc atque aliam materiam omnem cum effodies, luna decrescente eximito post meridiem sine vento Austro. Tunc erit tempestiva, cum semen suum maturum erit: cavetoque, ne per rorem trahas aut doles.*	Cap. 31, 2. *Prelum de carpino atra potissumum facito: ulmeam, pineam, nuceam: hanc atque aliam materiem omnem cum effodies, luna decrescente eximito post meridiem sine vento Austro. Tum erit tempestiva, cum semen suum maturum erit: cavetoque per rorem trahas aut doles.*
Ibid. §. 194. *Idemque mox: Nisi intermestri lunaque dimidiata ne tangas materiem. Tunc ne effodias aut praecidas abs terra. Diebus septem proximis, quibus luna plena fuerit, optime eximitur. Omnino caveto ne quam*) materiam doles neve caedas neve tangas nisi siccam, neve gelidam neve rorulentam.*	Cap. 37, 4. *Nisi intermestri lunaque dimidiata tum ne tangas materiem, quam effodies aut praecides abs terra. Diebus septem proxumis, quibus luna plena fuerit, optume eximetur. Omnino caveto, ne quam materiam doles neu caedas neu tangas, si potes, nisi siccam, neu gelidam neu rorulentam.*
Lib. XVI. cap. 43. (84.) §. 230. *Cato vectes aquifolios, laureos, ulmeos fieri iubet.*	Cap. 31, 1. *Vectes iligneos, aquifolios, laureos, ulmeos facito uti sient parati.*
Lib. XVII. cap. 5. (3.) §. 34. *Cato breviter atque ex suo more vitia terminat: Terram cariosam cave neve plaustro neve pecore impellas.*	Cap. 5, 6. *Terram cariosam caveto ne ares neve plostrum neve pecus impellas.*
Ibid. §. 36. *Idem agrum optimum iudicat ad radicem montium planitie in meridiem excurrente, qui est totius Italiae situs, terram vero teneram, quae vocetur pulla.*	Cap. 1, 3. *Si poteris, sub radice montis siet, in meridiem spectet.* Cap. 151, 2. *Per ver serito in loco, ubi terra tenerruma erit, quam pullum vocant etc.*
Lib. XVII. cap. 9. (6.) §. 55. *Cato: Stercus unde fiat, stra-*	Cap. 37, 2. *Stercus unde facias, stramenta, lupinum, pa-*

*) Sic necessario a me scriptum est pro volgato *nigram*, quod plane nihili est. *R. K.*

Plinius.

menta, lupinum, paleas, fabalia ac frondes ilignas quernasque. E segete evellito ebulum, cicutam et circum salicta herbam altam) ulvamque: eam substernito ovibus frondemque putidam.*

Ibid. *Vinea si macra erit, sarmenta sua comburito**) et ibidem inarato.*

Ibid. *Itemque ubi saturus eris frumentum, ibi oves delectato.*

Lib. XVII. cap. 9. (7.) §. 56. *Nec non et satis quibusdam ipsis pasci terram dicit (Cato): Segetem stercorant fruges, lupinum, faba, vicia, sicut e contrario cicer, quia vellitur et quia salsum est, hordeum, foenum Graecum, ervum: haec omnia segetem exurunt et omnia, quae velluntur: nucleos in segetem ne indideris.*

NB. Es steht Alles so auch bei Cato, nur dass Plinius eine umgekehrte Reihe annahm, wie er auch mit dem Beisatze *sicut e contrario* angibt.

Ibid. cap. 10. (14.) §. 71. *Cato et furcis crates imponi iubet, altitudine hominis, ad solem recipiendum, atque integi culmo ad frigora arcenda, sic pirorum malorumque semina nutriri, sic pineas nuces, sic cupressos semine satas et ipsas.*

Cato.

leas, fabalia, acus, frondem iligneam, querneam. Ex segete vellito ebulum, cicutam et circum salicta herbam altam ulvamque: eam substernito ovibus bubusque frondem putidam.

Cap. 37, 3. *Vitis si macra erit, sarmenta sua concidito minute et ibidem inarato aut infodito.*

Cap. 30. *Ubi sementim facturus eris, ibi oves delectato.*

Cap. 37, 1. 2. *Si cariosam terram tractes, cicer, quod vellitur et quod salsum est, eo malum est: hordeum, foenum Graecum, ervum, haec omnia segetem exsugunt et omnia, quae velluntur: nucleos in segetem ne indideris. Quae segetes stercorant fruges, lupinum, faba, vicia.*

Cap. 48, 2. *Eam terram tabula aut pedibus complanato, furcas circum offigito: eo perticas intendito: eo sarmenta aut crates ficarias imponito, quae frigus defendant et solem: uti subtus homo ambulare possit facito. — Ad eundem modum [ut cupressi] semen pirorum, malorum serito tegitoque: nuces pineas ad eundem modum, nisi tamquam allium serito.*

---

*) Sic scripsi pro vulgato *auctam*.
**) Lege: *concidito*. *R. K.*

Plinius.	Cato.
Lib. XVII. cap. 11. (16.) §. 81. *Cato: Si locus aquosus sit, inquit, latos pedes ternos de faucibus imosque palmum et pedem, altitudine quattuor pedum: eos lapide consterni, aut si non sit, perticis salignis viridibus, si neque eae sint, sarmentis, ita ut in altitudinem semipedem trahantur.*	Cap. 43. *Sulcos, si locus aquosus erit, alveatos esse oportet latos summos pedes III, altos pedes IIII, infimum latum pedem unum et palmum: eos lapide consternito: si lapis non erit, perticis saligneis viridibus controversis collatis consternito: si pertica non erit, sarmentis colligatis.*
NB. Der letzte Zusatz: *ita ut in altitudinem semipedem trahantur*, vielleicht bei Cato mit zwei Worten ausgedrückt, kann ausgefallen oder verwischt sein, vielleicht auch nur von Plinius herrühren.	
Ibid. §. 83. *Arborem nec minorem bina nec maiorem trima transferri quidam praecipiunt, alii, cum annum impleat, Cato crassiorem quinque digitis.*	Cap. 28, 2. *Arbores crassiores digitis V, quae erunt, eas praecisas serito oblinitoque fimo summas et foliis, alligato.*
Ibid. §. 85. *Cato omnes ventos et imbrem quoque in omni translatione damnat.*	Cap. 28, 1. *Caveto, quom ventus siet aut imber, effodias aut seras. Nam id maxume cavendum est.*
Lib. XVII. cap. 11. (16.) §. 86. *Et ad haec proderit quam plurimum terrae, in qua vixerint, radicibus cohaerere ac totas caespite circumligari, cum ob id Cato in corbibus transferri iubeat, procul dubio utilissime. Idem summam terram contentus est subdi.*	Cap. 28, 1. *Oleas, ulmos, ficos, poma, vites, pinos, cupressos quom seres, bene cum radicibus eximito cum terra sua quam pluruma circumligatoque uti ferre possis: in alveo aut in corbula ferri iubeto. — In scrobe, cum pones summam terram subdito.*
Ibid. §. 87. *reliqua confessa omittimus, sicuti terram circa radices fistucato spissandam, quod Catoprimum in ea re esse censet, plagam quoque a trunco oblini fimo et foliis praeligari praecipiens.*	Cap. 28, 2. *Postea operito terra radicibus fini, deinde calcato pedibus bene, deinde fistucis vectibusque calcato quam optime poteris. Id erit ei rei primum.* Vergl. oben 28, 1.
Lib. XVII. cap. 12. (19.) §. 93. *Olea tamen, maximo intervallo, de qua Catonis Italica senten-*	Cap. 6, 1. *Hoc genus oleae in XXV aut in XXX pedes conserito.*

Plinius.

tia est, in XXV pedibus minimum, plurimum XXX seri.

Lib. XVII. cap. 13. (21.) §. 97. *Cato propagari praeter vitem tradit ficum, oleam, punicam, malorum genera omnia, laurum, prunos, myrtos, nuces avellanas et Praenestinas, platanum.*

Lib. XVII. c. 14. (24.) §. 111. *Cato argillae vel cretae arenam fimumque bubulum admisceri atque ita usque ad lentorem subigi iubet idque interponi et circumlini.*

Ibid. *Inseri autem praecipit (Cato) pira ac mala per ver et post**) *solstitium diebus L et post vindemiam: oleas autem et ficos per ver tantum, luna sitiente, hoc est, sicca, praeterea post meridiem ac sine vento Austro.*

Ibid. *Mirum, quod non contentus insitum munisse, ut dictum est, et caespite ab imbre frigoribusque protexisse ac mollibus bifidorum viminum fascibus, lingua bubula — herbae id genus est — insuper obtegi iubet eamque illigari opertam stramentis.*

Cato.

Cap. 51. *Propogatio pomorum, aliarum arborum. — Ficum, oleam, malum Punicum, cotoneum, aliaque mala omnia, laurum, myrtum, nuces Praenestinas, platanum: haec omnia a capite propagari eximique serique eodem modo oportet.*

Cap. 133, 2. *Ficum, oleam, malum Punicum, mala struthea, cotonea, aliaque mala omnia, laurum Cypriam, Delphicam, prunum, myrtum coniugulum et myrtum album et nigrum, nuces avellanas, Praenestinas, platanum: haec omnia genera a capitibus propagari eximique ad hunc modum oportet.*

Cap. 40, 2. *Argillam vel cretam coaddito, arenae paullulum et fimum bubulum. Haec una bene condepsito, quam maxime uti lentum fiat etc.*

Cap. 40. *Ficos, oleas, mala, pira, vites inseri oportet luna silenti, post meridiem, sine vento Austro.*

Cap. 41, 1. *Pirorum ac malorum insitio per ver et per solstitium dies quinquaginta et per vindemiam: oleae et ficorum insitio est per ver.*

Cap. 40, 4. *Insuper lingua bubula obtegito, si pluat, ne aqua in librum permanet: eam linguam insuper librum alligato ne cadat.*

---

*) Bei Cato *per*. Die Verwechselung entstand hier, wie anderwärts, aus dem ähnlichen Compendium. *R. K.*

Plinius.

Lib. XVII. cap. 15. (24.) §. 115. *Cato vitem tribus modis inserit. Praesectam findi iubet per medullam, in eam surculos exacutos, ut dictum est, addi, medullas iungi. Altero, si inter sese vites contingant, utriusque in obliquum latere contrario adraso iunctis medullis colligari. Tertium genus est, terebrare vitem in obliquum ad medullam calamosque addere longos pedes binos atque ita ligatum insitum intritaque illitum operire terra, calamis subrectis.*

Cato.

Cap. 41. *Vitem sic inserito: pracidito quam inseres: eam mediam diffindito per medullam: eo surculos praeacutos artito, quos inseres, medullam cum medulla componito. Altera insitio est: si vitis vitem continget, vitem utrinque teneram praeacuito oblique, inter sese medullam cum medulla libro colligato. Tertia insitio est: Terebra vitem, quam inseres, pertundito, eo duos surculos vitigineos, quod genus esse voles, insectos obliquos artito ad medullam: facito iis medullam cum medulla coniungas, artitoque ea, qua terebraveris, alterum ex altera parte. Eos surculos facito sint longi pedes binos: eos in terram demittito replicatoque ad vitis caput, medias vitis vinclis in terram defigito terraque operito. Haec omnia luto depsto oblinito, alligato integitoque, ad eundem modum, tamquam oleas.*

Lib. XVII. cap. 16. (26.) §. 119. *Sed id etiam apud veteres Graecos invenitur et apud Catonem, qui oleam ficumque sic inseri iussit, mensura etiam praefinita secundum reliquam diligentiam suam, cortices scalpr oexcidi quattuor digitorum longitudine et trium latitudine atque ita coagmentari et illa sua intrita oblini, eadem ratione et in malo.*

Cap. 42. *Ficos et oleas altero modo: Quod genus aut ficum aut oleam esse voles, inde librum scalpro eximito, alterum librum cum gemma de eo fico, quod genus esse voles, eximito: apponito in eum locum, unde exsecaveris in alterum genus, facitoque uti conveniat. Librum longum facito digitos III. s., latum digitos tres. Ad eundem modum oblinito, integito, uti cetera.*

Lib. XVII. cap. 18. (29.) §. 125. *Quae custodienda in olearum cura Cato iudicaverit, ipsius verbis optime praecipiemus: Taleas oleaginas, quas in scrobe saturus eris, tripedaneas facito*

Cap. 45. *Taleas oleaginas, quas in scrobe saturus eris, tripedaneas decidito diligenterque tractato, ne liber laboret, cum dolabis aut secabis. Quas in seminario saturus eris, pedalis*

Plinius.	Cato.
diligenterque tractato, ne liber laboret, cum dolabis aut secabis. Quas in seminario saturus eris, pedales facito: eas sic inserito: Locus bipalio subactus sit beneque glutus: cum taleam demittes, pede taleam opprimito. Si parum descendat, malleo aut mateola adigito cavetoque, ne librum scindas, cum adiges. Palo prius locum si feceris, quo taleam demittas, ita melius vivet. Taleae ubi trimae sunt, tum denique curae sint, ubi liber se vertet. Si in scrobibus aut in sulcis seres, ternas taleas ponito easque divaricato supra terram, ne plus quattuor digitos transversos emineant, gemma vel oculo servato.	*facito, eas sic inserito: Locus bipalio subactus siet beneque terra tenera siet beneque glutus siet. Cum taleam demittes, pede taleam opprimito. Si parum descendet, malleolo aut mateola adigito cavetoque ne librum scindas, cum adiges. Palo prius locum ne feceris, quo taleam demittas: si ita severis, uti stet, talea melius vivet. Taleae ubi trimae sunt, tum denique maturae sunt, ubi liber sese vertet. Si in scrobibus aut in sulcis seres, ternas taleas ponito easque divaricato: supra terram, ne plus IIII. digitos transversos emineant vel oculos serito.*
Ibid. §. 126. *Diligenter eximere oleam oportet et radices quam plurimas cum terra ferre: ubi radices bene operueris, calcare bene, ne quid noceat.*	Cap. 61. §. 2. *Cetera cultura (oleae) est multum serere et diligenter eximere semina et per tempus radices plurumas cum terra ferre: ubi radices bene operueris, calcare bene, ne aqua noceat* (cl. cap. 28, 1. 2.). *Si quis quaerat, quod tempus oleae serendae siet, agro sicco per sementim, agro laeto per ver.*
Ibid. (30.) §. 127. *Si quis quaerat quod tempus oleae serendae sit, agro sicco per sementem, agro laeto per ver.*	
Ibid. *Olivetum diebus XV ante aequinoctium vernum incipito putare. Ex eo die dies XL recte putabis. Id hoc modo putato. Qua locus recte ferax erit, quae arida erunt, et si quid ventus interfregerit, inde ea omnia eximito. Qua locus ferax non erit, id plus concidito aratoque bene enodatoque stirpesque leves facito.*	Cap. 44. *Olivetum diebus XV ante aequinoctium vernum incipito putare. Ex eo die dies XLV recte putabis. Id hoc modo putato. Qua locus recte ferax erit, quae arida erunt et si quid ventus interfregerit, ea omnia eximito. Qua locus ferax non erit, id plus concidito, artatoque bene, enodato stirpesque leveis facito.*
Ibid. *Circum oleas auctumnitate ablaqueato et stercus addito.*	Cap. 5, 8. *Circum oleas auctumnitate ablaqueato et stercus addito.*

Plinius. | **Cato.**

adpetet, terram adaggerato bene. Si ita feceris, et grossi non cadent et fici scabrae non fient, et multo feraciores erunt.

Ibid. §. 264. *Simili modo ne convolvulus fiat in vinea, amurcae congios duos decoqui in crassitudinem mellis, rursusque cum bituminis tertia parte et sulphuris quarta sub dio coqui, quoniam exardescat sub tecto. Hoc vites circum capita ac sub brachiis ungi: ita non fore convolvulum.*

Cap. 95. *Convolvulus in vinea ne siet, amurcam condito, puram bene facito: in vas aheneum indito congios II., postea igni leni coquito: rudicula agitato crebro, usque adeo dum fiat tam crassum, quam mel. Postea sumito bituminis tertiarium et sulfuris quartarium. Conterito in mortario seorsum utrumque. Postea infriato quam minutissume in amurcam caldam et simul rudicula misceto et denuo coquito sub dio: nam si in tecto coquas, cum bitumen et sulfur additum est, excandescet. Ubi erit tam crassum, quam viscum, sinito frigescat. Hoc vitem circum capat et sub brachia unguito: convolvulus non nascetur.*

Lib. XVII. cap. 28. (47.) §. 267. *quamquam a Catone prodita (carminis verba), contra luxata membra, iungenda arundinum fissurae.*

Cap. 160. *Luxum si quod est, hac cantione sanum fiet: harundinem prende tibi viridem, p. IIII. aut V longam: mediam diffinde et duo homines teneant ad coxendices. Incipe cantare etc.*

Ibid. *Idem arbores religiosas lucosque succidi permisit, sacrificio prius facto, cuius rei rationem precationemque eodem volumine tradidit.*

Cap. 139. *Lucum conlucare Romano more sic oportet: Porco piaculo facito. Sic verba concipito: Si deus, si dea es, quocum illud sacrum est, uti tibi ius siet porco piaculo facere, illiusce sacri coercendi ergo. Harumce rerum ergo sive ego sive quis iussu meo fecerit, uti id recte factum siet. Eius rei ergo te hoc porco piaculo immolando bonas preces precor, uti sies volens propitius mihi, domo fa-*

Plinius.	Cato.
	miliaeque meae liberisque meis. Harumce rerum ergo macte hoc porco piaculo immolando esto.
Lib. XVIII. cap. 3. (3.) §. 11. *Atque, ut refert Cato, quem virum bonum colonum dixissent, amplissime laudasse existimabant.*	Prooem. §. 2. *Et virum bonum cum laudabant, ita laudabant: bonum agricolam bonumque colonum. Amplissume laudari existumabatur, qui ita laudabatur.*
Lib. XVIII. cap. 5. (6.) §. 26. *Principium autem a Catone sumemus. Fortissimi viri et milites strenuissimi ex agricolis gignuntur minimeque male cogitantes.*	Prooem. §. 4. *At ex agricolis et viri fortissumi et milites strenuissumi gignuntur, maxumeque pius quaestus stabilissumusque consequitur, minumeque invidiosus: minumeque male cogitantes sunt, qui in eo studio occupati sunt.*
Ibid. *Praedium ne cupide emas. In re rustica operae ne parcas, in agro emendo minime.*	Cap. 1, 1. *Praedium cum parare cogitabis, sic in animo habeto, uti ne cupide emas, neve opera tua parcas visere, et ne satis habeas semel circumire.*
NB. Die folgenden Aussprüche sind weit allgemeiner und sind sie wörtlich aus Cato entlehnt, so sind sie aus einer andern Schrift. Doch können sie kaum von Cato sein wegen des Folgenden:	
Ibid. §. 27. *Cato in conterminis hoc amplius aestimari iubet, quo pacto niteant. In bona enim, inquit, regione bene nitent.*	Cap. 1, 2. *Vicini quo pacto niteant, id animum advortito: in bona regione bene nitere oportebit.*
Ibid. §. 28. *Cato inter prima spectari iubet, ut solum sua virtute valeat, qua dictum est positione.*	Cap. 1, 3. *Solo bono, sua virtute valeat.*
Ibid. *ut operariorum copia prope sit oppidumque validum, ut navigiorum evectus vel itinerum.*	Cap. 1, 3. *Operariorum copia siet — oppidum validum prope siet aut mare aut amnis, qua naves ambulant, aut via bona celebrisque.*
Ibid. *ut bene aedificatus et cultus, in quo falli plerosque video. Segnitiem enim prioris*	Cap. 1, 4. *Uti bene aedificatum siet. Caveto alienam disciplinam temere contemnas: de*

Plinius. — Cato.

unserer Stelle *prunus silvestris* wirklich aus Cato entlehnt hätte, und da nun bei Columella lib. II. cap. 2. §. 20. fast wörtlich dasselbe steht, muss man entweder annehmen, dass Plinius diesen oder vielmehr Columella's Gewährsmann, was wohl Cornelius Celsus gewesen ist, s. Colum. l. c. §. 15. §. 24. 25., vor Augen gehabt habe, und so mag in den Handschriften des Plinius entweder Colum. oder Co. Celsi gestanden, diese Kürzung aber mit dem öfters vorkommenden Namen Catonis verwechselt worden sein. Plinius erwähnt im Argument selbst Cornelius Celsus und Columella als Gewährsmänner. Wenigstens kann uns diese einzelne und höchst ungewisse, auch für Cato's Schrift *de re rustica* gar nicht bindende, Stelle nicht bestimmen, von unserer Ansicht, die durch so viele Zeugnisse bestätigt wird, abzugehen. Könnte ja auch Cato in den *Praeceptis ad filium*, ja selbst in den *Origines*, wo er nachweislich über den alten Anbau der ital. Völker sprach, diese Notizen gelegentlich gegeben haben?

Lib. XVIII. c. 6. (7.) §. 36. *Dehinc peritia villicorum in cura habenda est, multaque de iis Cato praecepit.*

Cap. 5. *Haec erunt vilici officia: Disciplina bona utatur etc.*

Cap. 142. *Vilici officia quae sunt etc.*

Ibid. cap. 6. (8.) §. 44. *Reliqua praecepta reddentur suis locis, quae propria generum singulorum erunt. Interim communia, quae succurrunt, non omittemus. Et in primis Catonis humanissimum utilissimumque, id agendum, ut diligant vicini. Causas reddit ille: existimamus nulli esse dubias.*

Cap. 4. *Vicinis bonus esto. — Si te lubenter vicinitas videbit, facilius tua vendes, operas facilius locabis, operarios facilius conduces: si aedificabis, operis, iumentis, materia adiuvabunt: si quid — bona salute — usus venerit, benigne defendent.*

Plinius.	Cato.
Ibid. *Inter prima idem cavet ne familiae male sit*).*	Cap. 5, 2. *Familiae ne male sit, ne algeat, ne esuriat etc.*
Die folgenden Aussprüche bei Plinius sind allgemein und beziehen sich nicht speciell auf Cato, obschon er Aehnliches hat. Es folgt:	
Ibid. §. 45. *De terra cariosa exsecratio Catonis abunde indicata est, quamquam praedicere non cessat is.*	Cap. 5. §. 6. *Terram cariosam caveto ne ares neve plostrum neve pecus impellas. Si ita non caveris, quo impuleris, triennii fructum amittes.* cl. cap. 34, 1. 57, 1.
NB. Die Stelle ist bisher in den Ausgaben sehr falsch also interpungirt worden: *quamquam praedicere non cessat is: Quidquid per asellum fieri potest, vilissime constat*, gleich als wäre das Folgende ein Ausspruch Cato's. Es ist dies, wie die übrigen alle, wo nichts Näheres angegeben ist, eine allgemein angenommene landwirthschaftliche Maxime, die keineswegs Cato angehört; folglich ist Gesner praef. p. 11. in grossem Irrthume, wenn er etwas daraus folgern will.	
Lib. XVIII. c. 7. (17.) §. 77. *Probatur autem (amylum) levore et levitate atque ut recens sit, iam et Catoni dictum apud nos.*	Cap. 87. *Amulum sic facito etc.*
Lib. XVIII. c. 16. (42.) §. 143. *Apud antiquos erat pabuli genus, quod Cato ocimum vocat, quo sistebant alvum bubus.*	Cf. Cap. 27. 53. 54, 3 u. 4.
Lib. XVIII. c. 17. (46.) §. 163. *Igitur Catonis haec sententia est: In agro crasso et laeto frumentum seri, si vero nebulosus sit idem, raphanum, milium, panicum.*	Cap. 6, 1. *Ubi ager crassus et laetus est sine arboribus, eum agrum frumentarium esse oportet. Idem ager si nebulosus est, rapa, raphanos, milium, panicum, id maxume, seri oportet.*
Ibid. *In frigido et aquoso prius serendum, postea in calido: in solo autem rubricoso*	Cap. 34. *Redeo ad sementim. Ubi quisque locus frigidissumus aquosissumusque erit, ibi*

*) Sic enim necessario scribendum pro vulgato: *malae sint.* *R. K.*

Plinius.

vel pullo vel arenoso, si non sit aquosum, lupinum: in creta et rubrica et aquosiore agro adoreum: in sicco et non herboso nec umbroso triticum.

Ibid. §. 164. *In solo valido fabam, viciam vero quam minime in aquoso herbidoque, siliginem et triticum in loco aperto editoque, qui sole quam diutissime torreatur, lentem in fructectoso et rubricoso, qui non sit herbidus, hordeum in novali et arvo, quod restibile possit fieri, trimestre, ubi sementem maturam facere non possis et cuius crassitudo sit restibilis.*

Lib. XVIII. cap. 19. (49.) §. 174. *In arando magnopere servandum est Catonis oraculum: Quid est primum? Agrum bene colere. Quid secundum? Bene arare. Quid tertium? Stercorare.*

Ibidem. *Sulco vario ne ares. Tempestive ares.*

Lib. XVIII. cap. 24. (55.) §. 200. *Huc pertinet oraculum illud magnopere custodiendum segetem ne defrudes* [Legitur nunc: *defruges*].

Lib. XVIII. cap. 25. (61.) §. 229. *Cato de papavere ita tradit: V i r g a s e t s a r m e n t a, q u a e t i b i u s i o n i s u p e r e r u n t,*

Cato.

primum serito: in calidissumis locis sementim postremum fieri oportet. — Ager rubricosus et terra pulla, materina, rudecta, arenosa, item quae aquosa non erit, ibi lupinum bonum fiet. In creta et uligine et rubrica et agro qui aquosus erit, semen adoreum potissumum serito: quae loca sicca et herbosa non erunt, aperta ab umbra, ibi triticum serito.

Cap. 35. *Fabam in locis validis, non calamitosis serito. Viciam et foenum Graecum quam minume herbosis locis serito: siliginem, triticum in loco aperto, celso, ubi sol quam diutissume siet, seri oportet. Lentim in rudecto et rubricoso solo, qui herbosus non siet, serito Hordeum qui locus novus erit, aut qui restibilis fieri poterit, serito. Trimestrem quo in loco sementim maturam facere non potueris et qui locus restibilis crassitudine fieri poterit, seri oportet.*

Cap. 61. *Quid est agrum bene colere? Bene arare. Quid secundum? Arare. Tertio stercorare.*

Cap. 61, 1. *Agrum frumentarium cum ares, bene et tempestive ares: sulco vario ne ares.*

Cap. 5, 4. *Segetem ne defrudet: nam id infelix est.*

Cap. 38, 4. *Si ligna et virgas non poteris vendere neque lapidem habebis, unde calcem coquas, de lignis carbones co-*

Plinius.	Cato.
in segete comburito. Ubi eas combusseris, ibi papaver serito silvestre, quod in miro usu est melle decoctum ad faucium remedia, visque somnifera etiam sativo.	*quito, virgas et sarmenta, quae tibi usioni supererunt, in segete comburito: ubi eas combusseris, ibi papaver serito.*
Lib. XVIII. cap. 26. (65.) §. 243. *Cato verna opera sic definit: Scrobes fieri, seminaria propagari, in locis crassis et humidis ulmos, ficos, poma, oleas seri.*	Cap. 40, 1. *Per ver haec fieri oportet: Sulcos et scrobes fieri seminariis: vitiariis locum verti: vites propagari: in locis crassis et humectis ulmos, ficos, poma, oleas seri oportet.*
Ibid. *prata stercorari Luna sitiente, quae rigua non erunt, ab afflatu Favonii defendi, purgari, herbas malas erui, ficus interpurgari, seminaria fieri et vetera sarciri: haec antequam vineam fodere incipiat*).*	Cap. 50. *Prata primo vere stercorato luna silenti, quae irrigua erunt, ubi Favonius flare coeperit. Cum prata defendes, depurgato herbasque malas omneis radicitus ecfodito. — Ficos interputato et in vinea ficos subradito alte, ne eas vitis scandat: seminaria facito et vetera resarcito: hoc facito antequam vineam fodere incipias.* cl. cap. 29. *Alteram quartam partem (stercoris) in pratum reservato, idque tum maxume opus erit, ubi Favonius flabit. Evehito luna silenti.*
Ibid. §. 244. *Itemque piro florente arare incipiat macra arenosaque: postea uti quaeque gravissima et aquosissima, ita postremo arato.* *NB.* Auch hier hat Plinius ganz dasselbe, was bei Cato steht; nur setzte er beim Excerpiren statt der *daps pro bubus profanata comestaque* gleich die Zeitangabe *piro florente* als gleichbedeutend, um der Kürze willen.	Cap. 131. *Dapem pro bubus piro florente facito: postea verno arare incipito: ea loca primum arato quae rudecta arenosaque erunt: postea uti quaeque gravissuma atque aquosissuma erunt, ita postremo arato;* cl. cap. 50. *Ubi daps profanata comestaque erit, verno arare incipito et loca primum arato quae siccissuma erunt, et quae crassissuma et aquosissuma erunt, ea postremum arato, dumne prius obdurescant.*

*) Sic est legendum in Plinii loco. Nam quod vulgo legitur: *vinea florere incipiat*, idoneam sententiam non habet. *R. K.*

Plinius.	Cato.
Lib. XVIII. c. 28. (57.) §. 260. *Cato: Foenum, inquit, ne sero seces: priusquam semen maturum sit, secato.*	Cap. 53. *Foenum, ubi tempus erit, secato cavetoque ne sero seces: priusquam semen maturum siet, secato.*
Lib. XVIII. c. 29. (71.) §. 295. *Aream ad messem creta praeparare, Catonis sententia amurca temperata, Virgilii operosius.*	Cap. 91. cl. Cap. 129.
Lib. XVIII. c. 34. (77.) §. 337. *In hunc (ventum Favonium) spectare oliveta Cato iussit.*	Cap. 6, 2. *Ager oleto conserundo qui in ventum Favonium spectabit et soli ostentus erit, alius bonus nullus erit.*
Lib. XIX. cap. 4. (19.) §. 57. *Hortorum Cato praedicat caules.*	Cap. 156—158.
Lib. XIX. cap. 4. (30.) §. 93. *Proxima his est bulborum natura, quos Cato in primis serendos praecepit, celebrans Megaricos.*	Cap. 8, 2. *Sub urbe hortum omne genus, coronamenta omne genus, bulbos Megaricos, — haec facito uti serantur.*
Lib. XIX. cap. 8. (41.) §. 136. *Olus caulesque, quibus nunc principatus hortorum, apud Graecos in honore fuisse non reperio: sed Cato brassicae miras canit laudes, quas in medendi loco reddemus. Genera eius facit tria: unam extentis foliis, caule magno, alteram crispo folio, quam Apianam vocat, tertiam minutis caulibus, lenem, teneram, minimeque probat.*	Cap. 156—158. Cap. 157. *Principium te cognoscere oportet, quae genera brassicae sint et cuius modi naturam habeant. — Nunc uti cognoscas naturam earum, prima est, levis quae nominatur: ea est grandis, latis foliis, caule magno: validam habet naturam et vim magnam habet: altera est crispa, apiacon vocatur: haec est aspera et natura bona ad curationem: validior est quam quae supra scripta est: item est tertia, quae lenis vocatur, minutis caulibus tenera, et acerruma omnium istarum, tenui succo vehementissuma. Et primum scito: de omnibus nulla est illiusmodi medicamentosior.*

Plinius.	Cato.
Lib. XIX. cap. 8. (42.) §. 145. *De origine eorum (asparagorum) in silvestribus curis abunde dictum et quomodo eos iuberet Cato in arundinetis seri.*	Cap. 6, 3. *Ibi (in arundineto) corrudam serito, unde asparagi fiant.*
Ibid. §. 147. *Nihil diligentius (quam asparagorum sationem) comprehendit Cato, novissimumque libri est, ut appareat repentinam ac noviciam viro curam fuisse. Locum subigi iubet humidum et crassum, semipedali undique intervallo seri, ne calcetur: praeterea ad lineam grana bina aut terna paxillo demitti —, id fieri secundum aequinoctium vernum: stercore satiari, crebro purgari, caveri ne cum herbis evellatur asparagus. Primo anno stramento ab hieme protegi, vere aperiri, sarriri, runcari; tertio incendi verno.*	Cap. 161. *Asparagus quomodo seratur. Locum subigere oportet bene, qui habeat humorem aut loco crasso: ubi erit subactus, areas facito, ut possis dextra sinistraque sarrire, runcare, ne calcetur. Cum areas deformabis, intervallum facito inter eas semipedem latum in omnes partes: deinde serito: ad lineam palo grana bina aut terna demittito et eodem palo cavum terrae operito. Deinde supra areas stercus spargito, bene serito. Secundum aequinoctium vernum, ubi erit natum, herbas crebro purgato cavetoque ne asparagus una cum herba vellatur. Quo anno severis, substramentis per hiemem operito, ne peruratur. Deinde primo vere aperito, sarrito runcatoque. Post annum tertium, quam severis, incendito vere primo.*
Ibid. §. 148. *Sarriri iubet idem, antequam asparagus natus fuerit, ne in sarriendo radices vexentur: ex eo velli asparagum ab radice; nam si defringatur, stirpescere et intermori. Velli donec in semen eat. Id autem maturescere ad ver incendique: ac rursus, cum apparuerit asparagus, sarriri ac stercorari. Ac post annos novem, cum iam vetus sit, digeri subacto solo stercoratoque. Tum spongiis seri, singulorum pedum intervallo. Quin et ovillo fimo nominatim uti, quoniam aliud herbas creet.*	Ibid. §. 3. *Deinde ne ante sarrueris quam asparagus natus erit, ne in sarriendo radices laedas. Tertio aut quarto anno asparagum vellito ab radice. Nam si defringes, stirpes fient et intermorientur. Usque licebit vellas, donicum in semen videris ire. Semen maturum fit ad auctumnum. Ita cum sumpseris semen, incendito et cum coeperit asparagus nasci, sarrito et stercorato. Post annos VIII aut IX, cum iam est vetus, digerito et in quo loco positurus eris, terram bene subigito et stercorato. Deinde fos-*

Plinius.

NB. Hier hat Plinius wahrscheinlich aus Versehen in Verwechselung mit dem Vorhergehenden *ad ver* statt *ad auctumnum* beim Excerpiren gesetzt. Der Spargelsaamen wird auch bei uns zum Herbste reif, um wie viel mehr in Italien.

Cato.

sulas facito, qua radices asparagi demittas: intervallum sit ne minus pedes singulos inter radices asparagi: vellito: sic circumfodito, ut facile evellere possis. Caveto ne frangatur. Stercus ovillum quam plurumum fac ingeras: id est optumum ad eam rem: aliud stercus herbas creat.

Lib. XX. cap. 9. (33.) §. 78. *Brassicae laudes longum est exsequi, cum et Chrysippus medicus privatim volumen ei dicaverit per singula membra hominis digestum et Dieuches, ante omnes autem Pythagoras et Cato non parcius celebrarint. Cuius sententiam vel eo diligentius persequi par est, ut noscatur, qua medicina usus sit annis DC Romanus populus. In tres species divisere eam Graeci antiquissimi: crispam, quam selinoidea vocaverunt, a similitudine apii foliorum, stomacho utilem, alvum, modice, mollientem; alteram leam, latis foliis e caule exeuntibus, unde caulodem quidam vocavere, nullius in medicina momenti. Tertia est proprie appellata crambe, tenuioribus foliis et simplicibus densissimisque, amarior, sed efficacissima. Cato crispam maxime probat, dein laevem grandibus foliis, caule magno.*

Ibid. §. 80. *Prodesse tradit capitis doloribus, oculorum caligini scintillationique, lieni, stomacho, praecordiis,*

Cap. 156 — 158.

Cap. 157, 1. *Prima est, levis quae nominatur: ea est grandiis, latis folis, caule magno: validam habet naturam et vim magnam habet. Altera est crispa, apiacon vocatur: haec est aspera et natura bona ad curationem: validior est quam quae supra scripta est: item est tertia, quae lenis vocatur, minutis caulibus, tenera et acerrima omnium est istarum, tenui succo vehementissuma. Et primum scito, de omnibus brassicis nulla est illiusmodi medicamentosior.*

Cap. 157, 6. *De capite et de oculis omnia deducet et sanum faciet.* cl. §. 10.

Cap. 157, 7. *Et si bilis atra est, et si lienes turgent, et si cor dolet et si iecur aut pulmones aut praecordia, uno verbo omnia sana faciet, intro quae dolitabunt.*

Plinius.	Cato.
crudam ex aceto et melle, coriandro, ruta, menta, laseris radicula, sumptam acetabulis duobus matutino, tantamque esse vim, ut qui terat hanc, validiorem fieri se sentiat. Ergo vel cum his tritam sorbendam vel ex hoc intinctu sumendam.	Cap. 157, 6. *Quo lubentius edas, aceto mulso spargito, mentam siccam et rutam, coriandrum sectam, sale sparsam paullo: lubentius edes. — Hanc mane esse oportet ieiunum.* cl. §. 4. *Si brassicam tritam apposueris, et sanum facies.*
Ibid. §. 81. *Podagrae autem morbisque articulariis illini cum ruta coriandri et salis mica,*	Cap. 157, 7 u. 8. *Verum morbum articularium nulla res tantum purgat, quantum brassica cruda, si eam edes cum ruta et coriandro concisam. Sic et laserpitium inrasum cum brassica ex aceto oxymelli et sale sparsa. Hac si uteris, omnes articulos poteris experiri.*
hordei farina;	Cap. 157, 5. *Farinam hordeaceam misceto. — Farinam hordeaceam addito.*
aqua quoque eius decoctae nervos articulosque mire iuvari,	Cap. 156, 2.
Ibid. *Si foveantur vulnera et recentia et vetera, etiam carcinomata, quae nullis aliis medicamentis sanari possint, foveri prius aqua calida iubet ac bis die tritam imponi.*	Cap. 157, 3. *Ad omnia vulnera, tumores eam contritam imponito. Haec omnia ulcera purgabit sanaque faciet sine dolore. Eadem tumida concoquit, eadem erumpit, eadem vulnera putida canceresque purgabit sanosque faciet, quod medicamentum aliud facere non potest. Verum priusquam id imponas, aqua calida multa lavato: postea bis in die contritam imponito.*
Ibid. §. 82. *Sic etiam fistulas et luxata et humorem evocari, quaeque discuti opus sit.*	Cap. 157, 3. 4. *Ea omnem putorem adimet: cancer ater: is olet et saniem spurcam mittit: albus purulentus est: sed fistulosus subtus suppurat sub carne: in ea vulnera huiuscemodi teras brassicam, sanum faciet: optuma est ad huiuscemodi vulnus. Et luxatum si quod est, bis die aqua calida foveto, brassicam tritam opponito, cito sa-*

Plinius.	Cato.
	num faciet. Si bis die apponitur, dolores auferet et si quid contusum est, erumpet.
Ibid. *Insomnia etiam vigiliasque tollere decoctam, si ieiuni edant quam plurimam ex oleo et sale;*	Cap. 157, 8. *Omnis qui insomniosus est, hac eadem curatione sanum facies: verum assam brassicam et unctam caldam, salis paullum dato homini ieiuno. Quam plurumum ederit, tam citissume sanus fiet ex eo morbo.*
Ibid. *tormina, si decocta iterum decoquatur, addito oleo, sale, cumino, polenta. Si ita sumatur sine pane, magis profuturam.*	Ibid. §. 9. *Tormina quibus molesta erunt, sic facito: brassicam macerato bene: postea in aulam coniicito, defervefacito bene: ubi cocta erit bene, aquam defundito: eo addito oleum bene et salis paullulum et cuminum et pollinem polentae. Postea ferve bene facito: Ubi ferverit, in catinum indito: dato, edit, si poterit, sine pane, si non, dato panem purum, ibidem madefaciat.*
Ibid. §. 83. *Inter reliqua bilem detrahi per vinum nigrum pota.*	Cap. 156, 6. Cap. 157, 9.
Ibid. *Quin et urinam eius, qui brassicam esitaverit, asservari calefactamque nervis remedio esse.*	Cap. 157, 10. *Lotium conservato eius, qui brassicam esitarit: id calfacito: eo hominem demittito, cito sanum faciet hac cura. Expertum hoc est.*
Ibid. *Verba ipsius subiiciam ad exprimendam sententiam: Pueros pusillos si laves ea urina, nunquam debiles fieri.*	Cap. 157, 10. *Item pueros pusillos si laves eo lotio, numquam debiles fient.*
Ibid. *Auribus quoque ex vino succum brassicae tepidum instillari suadet, idque etiam tarditati audientium prodesse asseverat et impetigines eadem sanari sine ulcere.*	Cap. 157, 16. *Auribus si parum audies, terito cum vino brassicam, sucum exprimito, in aurem intro tepidum instillato: cito te intelliges plus audire. Depetigini spurcae brassicam opponito, sanam faciet et ulcus non faciet.*

Plinius.	Cato.
Lib. XX. cap. 9. (36.) §. 92. *Silvestris sive erraticae (brassicae) immenso plus effectus laudat Cato, adeo ut aridae quoque farinam in olfactorio collectam vel odore tantum naribus rapto, vitia earum graveolentiamque sanasse affirmet.*	Cap. 157, 15. *Et si polypus in naso introierit* [*intro erit?*], *brassicam erraticam aridam tritam in malum (sic?) coniicito et ad nasum admoveto: ita subducito susum animam, quam plurumum poteris: in triduo polypus excidet, et ubi exciderit, tamen aliquot dies idem facito, ut radices polypi persanas facias.*
Lib. XXI. cap. 1. (1.) §. 1. *In hortis seri coronamenta iussit Cato etc.*	Cap. 8, 2.
Lib. XXIII. cap. 3. (37.) §. 74. *De amurca poteramus videri satis dixisse Catonem secuti, sed reddenda medicinae quoque est.*	Cf. Plin. lib. XV. c. 8. §. 33. et quae a nobis eo loco adlata sunt.
Lib. XXV. cap. 2. (2.) §. 4. *Primusque et diu solus idem ille M. Cato — paucis dumtaxat attigit, boum etiam medicina non omissa.*	Cap. 70—73.
Lib. XXVI. cap. 8. (58.) §. 91. *Intertrigines negat fieri Cato, absinthium Ponticum secum habentibus.*	Cap. 159. *Intertrigini remedium, in viam cum ibis, absinthii Pontici surculum sub anulo habeto.*
Lib. XXVIII. cap. 2. (4.) §. 21. *Cato prodidit luxatis membris carmen auxiliare.*	Cap. 160. *Luxum si quod est, hac cantione sanum fiet etc.*
Lib. XXXVI. c. 23. (53). §. 174. *Calcem e vario lapide Cato Censorius improbat ex albo melior.*	Cap. 38, 2. *Lapidem bonum in fornacem quam candidissumum, quam minume varium indito.*

Ich habe im Obigen alle Citate bei Plinius, die sich auf Cato *de re rustica* beziehen, mit der grössten Gewissenhaftigkeit zusammengestellt und absichtlich nichts verschwiegen, was meiner Meinung entgegen sein könnte; gleichwohl wird man sich wohl auch ohne unser Dazuthun bei Durchlesung der gegenüberstehenden Stellen beider Schriftsteller leicht überzeugt haben, dass, was die von Plinius erwähnten Sachen anlangt, bei Cato wirklich Alles das steht, was jener anführt; was aber die im Ganzen nicht selten wörtlichen Citate des Plinius aus Cato betrifft, so wird man wohl eben so leicht die Ueberzeugung gewonnen haben, dass Plinius und Cato

im Wesentlichen überall harmoniren, und zwar so harmoniren, dass man nicht umhin kann anzunehmen, dass Plinius denselben Text, wie wir, von Cato vor Augen gehabt hat. Denn kleinere Abweichungen sind entweder von Plinius absichtlich vorgenommen, um seiner Zeit verständlicher zu sein, oder unabsichtlich, weil es ihm auch bei wörtlichen Citaten nicht sowohl auf eine äussere diplomatische Genauigkeit ankam, als darauf, die Sachen fest zu halten; oder aber sie sind nur scheinbar, weil weder der Text des Plinius noch auch der des Cato in Specialitäten genugsam berichtigt ist, von denen wir gelegentlich manche beseitigt haben, aber alle zu beseitigen in der Regel zwar nicht schwer, jedoch nicht dieses Ortes ist, in sofern auf solche geringfügige Abweichungen nichts gegen uns bewiesen werden kann.

Bedenkt man nun aber, dass Varro und Plinius die beiden Schriftsteller, welche die genaueste Kenntniss der Catonischen Schrift gehabt haben, in Allem, was sie aus Cato's Schrift *de re rustica* entschieden und bestimmt und wörtlich anführen, vollkommen mit unserem Texte übereinstimmen, dass Alles das, was sie dem Stoffe nach aus Cato erwähnen, und zwar aus jener Schrift erwähnen, sich wirklich noch in derselben findet, so hätten wir den Beweis, den wir suchen wollten, genugsam und vielleicht zum Ueberdrusse mancher Leser geführt, dass die Catonische Schrift wenigstens nichts mehr enthalten haben kann. Was nun aber die Ordnung des Einzelnen anlangt, so weiss man von Plinius und er giebt es selbst öfters zu erkennen, dass er excerpirte und sodann seine Excerpte in eine Art von System zu bringen suchte, so dass er natürlich, so weit möglich, was bei Cato zerstreut stand, zusammenbrachte. Jedoch giebt er hierbei genug Beweise, dass dieselbe Ordnung, wie jetzt, auch in seinem Catonischen Texte war, z. B. wenn er erwähnt, was zu Anfange, was zu Ende stand, was öfters bei ihm vorkomme, und was dergl. mehr ist. Nach dieser Beweisführung wollen wir das von den übrigen Schriftstellern Erwähnte nur noch anhangsweise mittheilen, um auch den äussersten Zweiflern ihre letzte Zuflucht abzuschneiden.

Wir lassen also die bestimmteren Citate zuerst, sodann die unbestimmten nachfolgen.

Gellius *Noct. Attic.* lib. III. cap. 14. *Cato in libro, quem de agricultura conscripsit: Semen cupressi serito crebrum, ita uti linum seri solet: eo cribro terram insternito, dimidiatum digitum. Iam id bene tabula aut pedibus aut manibus complanato.*

Cato cap. 151, 8. *Semen (cupressi) serito crebrum, ita uti linum seri solet: eo cribro terram incernito, dimidiatum digitum terram altam succernito: id bene tabula aut manibus aut pedibus complanato.* cl. cap. 48, 2., wo, jedoch nicht blos in Bezug auf die Cypresse, Aehnliches gesagt wird.

Gellius *Noct. Att.* lib. X. c. 26. *Atqui Cato in libro de re rustica: Fundus, inquit, eo in loco habendus est, ut et oppidum prope amplum sit et mare aut amnis, qua naves ambulent.*

NB. Was Gellius vorausschickt, war bei Cato nicht nöthig, weil es sich bei ihm aus dem Zusammenhange ergibt.

Cato cap. 1, 3. *Oppidum validum prope siet aut mare aut amnis, qua naves ambulant.*

Bestimmt spricht auch Macrobius *Saturnal.* lib. VI. c. 4. *Hoc verbum de pino tempestiva a Catone (Lucretius) sumpsit, qui ait: Pineam, nuceam cum effodies, luna decrescente eximito, post meridiem, sine vento Austro. Tum vero erit tempestiva, cum semen suum maturum erit.*

Cato cap. 31, 2. *Ulmeam, pineam, nuceam hanc atque aliam materiem cum effodies, luna de crescente eximito, post meridiem, sine vento Austro. Tum erit tempestiva, cum semen suum maturum erit.*

Macrob. *Saturn.* lib. VII. c. 6. *ut mala seu simplicia seu granata seu Cydonea, quae Cotonea vocat Cato.*

Cato cap. 7. 3. *Mala struthea, cotonea, Scantiana etc.*

Alle übrigen Citate sind entweder ganz ungewiss, oder führen nur erst auf die zurück, welche Cato ausschrieben. Aber auch hier finden wir nichts, was auch nur entfernt auf eine andere Gestalt der Catonischen Schrift in früherer Zeit hinwiese. Denn wenn Diomedes I. p. 365. Putsch. anführt: *Titianus in libris de agri cultura: Patrem familias vendacem magis quam emacem expedit esse. Nam id* (corr. *nil*) *melius emitur, quam venditur,* so hat Cato Cap. 2, 7. diese Sentenz ebenso: *Patrem familias vendacem, non emacem esse oportet*, allein, auch wenn er sie nicht so hätte, so würde nichts dadurch bewiesen werden, da ja Titianus Cato gar nicht als Gewährsmann nennt. Wenn ferner Servius ad Virg. Aen. lib. VII. v. 539. sagt: *Terram vertebat aratro: Duo dixit a Catone memorata, qui interrogatus quis esset pater familias, respondit eum, qui bene pascit et bene arat. Nam pascere per armenta intelligit, arare vero per aratra,* so hat zwar Cato selbst *de re rustica* cap. 61. in Betreff des Pflügens eine ähnliche Sentenz, allein das ganze Citat des Servius bezieht sich nur auf eine traditionelle Aeusserung des Cato, wie er sie selbst vielleicht in Anekdotenform aufbewahrt hatte,

und wovon oben bereits ausführlicher gehandelt worden ist, was ja eben Servius selbst deutlich durch die Art und Weise, wie er erzählt, einleitet. Anderes, wie wenn Charisius L. p. 81. *bovile* aus Cato anführt, noch dazu ohne nähere Angabe, bedarf gar keiner fernern Berücksichtigung, eben so wenig, wenn Arnobius VII. p. 236. ohne weitere Angabe die Formel: *Mactus hoc vino inferio esto*, anführt, die Cato Cap. 132, 2. ähnlich hat; endlich wenn Plinius Valerianus in seiner Compilation aus dem ältern Plinius *de re med.* IV, 29. Catonischen Stoff, den der ältere Plinius schon hatte, erwähnt, worüber man Schneider zu Cato p. 202. vergleichen kann, oder wenn Macer *de virtutibus herbarum* I, 4. IV, 29. das von Plinius aus Cato Citirte seinen Versen einverleibte, worüber Schneider a. a. O. S. 202. u. 206. eingesehen werden kann, so kann dies, obschon auch hier Alles mit der jetzigen Gestalt der Catonischen Schrift im Einklange steht, nicht weiter von uns als für Cato bindend betrachtet werden.

Es bleibt uns nur noch Plutarch übrig. Dieser kommt im Leben unseres Cato einmal bestimmt auf unsere Schrift zu sprechen, Cap. 25. p. 351. ed. Francof.: *Καὶ συντέτακταί γε βιβλίον γεωργικόν, ἐν ᾧ καὶ περὶ πλακούντων σκευασίας καὶ τηρήσεως ὀπώρας γέγραφεν ἐν παντὶ φιλοτιμούμενος περιττὸς εἶναι καὶ ἴδιος.* Doch auch hieraus ergibt sich eher für uns als gegen uns Etwas, wie bereits oben S. 22. bemerkt ist; denn die von Plutarch erwähnten Gegenstände sind in der Schrift Cato's, die wir jetzt noch haben, wörtlich besprochen, s. Cap. 74. *Placentam sic facito etc.* und die folgenden Capitel, sodann über Aufbewahrung des Obstes Cap. 7, 3. u. 4. 143, 3. cl. 117. Ferner erwähnt Plutarch Cap. 5. der Maxime des Cato, ältere Sclaven zu verkaufen, altes Vieh und abgenutzte Werkzeuge zu veräussern, und leitet daraus einen Tadel ab; hier wäre es nun zwar nicht nothwendig anzunehmen, dass diese Maxime von Cato in der Schrift *de re rustica* wörtlich ausgesprochen worden, da dies Plutarch nicht ausdrücklich sagt, doch findet sie sich auch in der That in unserer Schrift Cap. 2, 7. deutlich ausgesprochen: *Vendat boves vetulos, armenta delicula, oves deliculas, lanam, pelles, plostrum vetus, ferramenta vetera, servom senem, servom morbosum, et si quid aliud supersit vendat*, und so zeugt auch diese Notiz eher für als gegen uns.

Indem ich nach dem Dargelegten nicht zweifle, dass künftighin von den Litterarhistorikern die in Frage stehende Schrift Cato's wohl aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet werden wird, erlaube ich mir am Schlusse meiner Untersuchung nur mit einem Worte auf die Wichtigkeit des gewonnenen Resultats hinzuzeigen. Denn so bald wir Cato's Schrift als ächt im ganzen Umfange des Wortes anerkennen, erhalten wir zugleich ein ziemlich grosses und umfangreiches Muster der prosaischen Darstellung der älteren Zeit nach Form und Inhalt; und können uns nun erst die Sprachdarstellung jener Zeit

so eigentlich veranschaulichen, um ein richtiges Bild von dem damaligen litterärischen Zustande und der Originallitteratur der Römer zu erhalten; und schon in solcher Hinsicht wäre diese ausführliche Untersuchung nach meiner Ueberzeugung keine überflüssige gewesen, auch wenn der Gegenstand an sich ein geringfügiger wäre, der er jedoch nicht ist. Denn die Catonische Schrift enthält einen Schatz landwirthschaftlicher Beobachtungen, von denen ein gut Theil auch heute noch Berücksichtigung verdient, und zu ihrer richtigen Würdigung gehört es wesentlich, dass wir wissen, sie seien unverfälscht, wie sie des grossen Römers Griffel schrieb, auf uns gekommen.

Schliesslich bitte ich die Litteraturhistoriker um gefällige Berücksichtigung der von mir aufgestellten Ansicht und um humane Zurechtweisung, wo ich geirrt.

Neue Beiträge zur Lösung der Frage nach dem wahren Verfasser der Vitae excellentium imperatorum.

Von

Hermann Peck, Dr. phil.

Es scheint nun fast, als sei eine Uebereinstimmung der Gelehrten in der Beantwortung der Frage nach dem wahren Verfasser der vitae excellentium imperatorum nicht möglich. Seit drei Jahrhunderten stehen sich die verschiedenen Ansichten entgegen, und die Verfechter der einen sowohl als der andern, suchen die verschiedenartigsten Gründe hervor, um die ihrige geltend zu machen, und die Wahrscheinlichkeit und Richtigkeit jeder anderen in Zweifel zu ziehen. — Es ist keine geringe Arbeit, die vielen, theils grösseren, theils kleineren, bis in die neuste Zeit über diesen Gegenstand geschriebenen Abhandlungen durchzulesen und die von beiden Seiten vorgebrachten Gründe zu prüfen.

Unterzeichneter, welcher sich auf besondere Veranlassung im vorigen Jahre dieser Mühe unterzogen hat, war anfangs Willens das Ergebniss dieser mit möglichster Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit geführten Untersuchung ausführlicher in einer besonderen Schrift bekannt zu machen; allein da er der Vollständigkeit wegen vieles, fast zum Ueberdrusse schon Wiederholte, ebenfalls hätte wieder anführen müssen, so hat er es vorgezogen, in einer Zeitschrift, wo

jene Frage schon öfters verhandelt worden ist, seine Ansichten, in soweit sie von den anderen abweichen, zur Beurtheilung niederzulegen. —

Eine Uebersicht der hauptsächlichsten hierher gehörigen Schriften findet man in den Neuen Jahrbüchern f. Philol. u. Pädag. Jahrg. 1840 Bd. 28 pag. 460 ff., wo auch die verschiedenen Ansichten kurz besprochen und beurtheilt worden sind. Hier soll nur noch zur Vervollständigung jener Angabe bemerkt werden (was zwar auch den Meisten der gelehrten Herren Leser schon bekannt sein wird), dass, während nach der Lieberkühn'schen Schrift in der Mehrzahl die Ueberzeugung befestigt worden war: Cornelius Nepos und kein Anderer sei der Verfasser der vitae exc. imper., im Jahre 1841 ganz unerwartet eine Ausgabe erschien, welche auf dem Titel (das erste Mal wieder seit 1675) den Aemilius Probus als Verfasser nennt, nämlich die des auch durch andere Arbeiten bekannten Carl Lud. Roth *). Dieser Ausgabe nun hat Wilh. Friedr. Rinck in einer neuen Bearbeitung **) jene Abhandlung beigefügt, welche bei ihrem ersten Erscheinen in italien. Sprache im Jahre 1818 (in deutscher Uebersetzung 1819) so vieles Aufsehen machte und so viele Gegenschriften hervorgerufen hat. Allein alle diese Schriften, welche in dem Zeitraume von 21 Jahren die Streitfrage wieder auf's Neue beleuchtet haben, sind nicht im Stande gewesen, Rinck's Ansicht wesentlich umzugestalten: nur in Einzelheiten hat er Manches geändert, sonst scheinen ihm alle Einwände unerheblich und seine früher angeführten Gründe unwiderleglich.

Er behauptet also auch jetzt noch: dass Aemilius Probus zur Zeit des Theodosius d. Gr. die vitae exc. impp. von Miltiades bis Hannibal unter der Person des Cornelius Nepos, und zwar in der Absicht geschrieben habe, um das verloren gegangene Buch desselben zu ersetzen, dem Kaiser aber nebenbei seine Gelehrsamkeit zu zeigen, und ihn durch die glückliche Nachahmung zu ergötzen. Die Biographieen des Cato und Atticus hält er allein für ächte Werke des Cornelius, jedoch ist er auch nicht abgeneigt, die des Datames für ein solches anzusehen. Hauptsächlich stützt er sich noch immer auf die Uebereinstimmung der Handschriften, von denen 45 den Aemilius Probus als den Verfasser der vitae von Miltiades bis Hannibal nennen, während nur sechs, und zwar diese noch nicht einmal si-

---

*) Aemilius Probus de exc. ducibus exterarum gentium et Cornelii Nepotis quae supersunt summa cum fide edidit etc. Carl Lud. Roth, Ph. Dr. Basiliae 1841. 2 Thlr. Die Recensionen dieser Ausgabe von Bähr (Heidelb. Jahrb. 1842. p. 98 ff.) und Freudenberg (Museum d. rhein.-westphäl. Schulmänner-Vereins, 1841, 2. Heft, p. 134 ff.) habe ich bei dieser Abhandlung leider nicht benutzen können.

**) Prolegomena ad Aemilium Probum. Dieselbe ist unter dem nämlichen Titel auch besonders erschienen.

cher, dieselben dem Cornelius Nepos auf dem Titel zuschreiben. Nächstdem gilt ihm aber auch als ein sehr wichtiger Beweis jenes vielbesprochene Epigramm, welches sich in mehreren Handschriften zu Ende der Vit. Hannib. vorfindet und dessen Entdeckung durch Magius 1563 die Veranlassung wurde, dass man die Biographieen, welche man bis dahin allgemein als aus dem goldenen Zeitalter der römischen Litteratur herrührend angesehen hatte, auf einmal in das 4te Jahrh. n. Chr. versetzte. Dieses Epigramm nun ist bei der ganzen Untersuchung immer der eigentliche Stein des Anstosses gewesen, und Viele haben sich schon bemüht, denselben aus dem Wege zu räumen. Auch von mir ist ein solcher Versuch gemacht worden, welchen ich hier mittheilen will, um ihn Anderen zur Beurtheilung zu überlassen.

Die Verse lauten nach dem Wolfenbüttler Codex *) so:

Vade liber noster, fato meliore memento;
  Cum leget haec Dominus, te sciat esse meum.
Nec metuas fulvo strictos diademate crines,
  Ridentes blandum vel pietate oculos.
Communis cunctis hominem sed regna tenere
  Se meminit: vincit hinc magis ille homines
Ornentur steriles fragili tectura libelli:
  Theodosio et doctis carmina nuda placent.
Si rogat auctorem, paulatim detego nostrum
  Tunc Domino nomen; me sciat esse Probum.
Corpore in hoc manus est genitoris avique meaque:
  Felices, Dominum quae meruere, manus!

Ein Jeder sieht, dass der Verfasser dieser Verse, welcher sich Probus nennt, durch sie dem Kaiser Theodosius d. Grossen (nur ihm und nicht dem Jüngeren können die Prädikate des dritten Distichon zukommen) ein Buch gewidmet hat; allein es entsteht auch bald die Frage: was war das für ein Buch, und in welcher Beziehung stand Probus zu demselben? —

Da sich die Verse in den Handschriften am Ende der Vit. Hannib. vorfinden, so liegt wohl der Gedanke sehr nahe, dass das Buch die Biographieen von Miltiades an bis Hannibal enthalten haben möge; und dieses ist denn auch von den Meisten so angewendet worden. Herr Prof. Lachmann jedoch hat im Rhein. Museum 1842, Neue Folge II. 1. p. 144. die Behauptung ausgesprochen, das Epigramm gehöre keineswegs zu den Biographieen, sondern sei blos durch Zufall dazu gekommen; aus den Worten gehe ja deutlich hervor, dass Probus seinem Kaiser keine „vitae“, sondern „carmina“ überschicke. Zugleich drückt er seine Verwunderung darüber aus, wie dies bis

*) Ausserdem befinden sie sich noch in folgenden Codicibus: im: Uffenbach.; Urbin.; Monacens.; Haenel.; Vatic. 3170 u. 5262; Angelic. Axen. Faesulan. Mantuan.

jetzt von Allen habe übersehen werden können. Was diesen Vorwurf betrifft, so ist er doch wol nicht ganz begründet; denn bereits Titze hat in seiner Introd. ad Corn. Nep. pag. 21. an dem Worte „carmina" Anstoss genommen, und indem er für et doctis „et docti" zu lesen vorschlug, die Gedichte des Virgil als diejenigen betrachtet wissen wollen, welche Probus in Abschrift dem Kaiser überreicht habe; denn Virgil werde häufig doctus poëta genannt. Auch Dähne in seiner Dissertation *) pag. 7. ist der Meinung, dass Probus eine Sammlung von Schriften verschiedener Art, unter ihnen auch unsere vitae dem Kaiser gewidmet habe. — Da wir von den Lebensverhältnissen des Probus gar nichts wissen, so kennen wir auch nicht die Umstände, welche ihn veranlasst haben, dem Kaiser sein Buch zu widmen; allein mögen sie auch gewesen sein wie sie wollen: die Absicht, die Gunst des Kaisers zu erlangen, geht doch klar hervor, und dazu konnte ebensogut ein selbst verfasstes, als auch nur ein zierlich abgeschriebenes Werk, sei es nun Prosa oder Gedichte, dienen. Wir können nun aber unsere Vermuthungen nur an das Epigramm anknüpfen, auf dessen richtige Erklärung daher Alles ankommt. Fassen wir es also noch einmal sorgfältig in die Augen, und untersuchen wir, ob es wirklich gar nicht zu den Biographieen gehören kann.

Die Aehnlichkeit, welche die Verse mit jenen haben, womit Ovid seine Tristien beginnt, lässt sich nicht verkennen, und es ist von Vielen schon öfters darauf hingewiesen worden. Sollte sich durch sie nicht der Gedanke rechtfertigen lassen: „Probus möge in einer ähnlichen Lage wie Ovid, also vom Hofe des Kaisers verbannt gewesen sein, und nun auch auf ähnliche Weise, wie jener Dichter, Erlösung aus derselben gesucht haben? Wenigstens scheint dies aus den Worten: „nostri fato meliore memento" **) hervorzugehen, welche wohl dasselbe ausdrücken sollen, was Ovid mit den Worten sagt:

— — dominoque tuo felicior ipse
Pervenias illuc, et mala nostra leves.

Das Schicksal des Buches nämlich wird glücklich genannt, weil es in die Nähe des Kaisers kommen darf, was dem Absender nicht

*) Disputatio de vitt. exc. impp. Cornelio Nepoti non Aemilio Probo attribuendis. Cizae 1827. Progr.

**) Nostri haben die Meisten statt „noster" aufgenommen, weil der Cod. Guelpherbyt. diese Lesart haben sollte. Rinck Prolegg. p. II. bemerkt aber, dass in demselben ebenfalls noster stehe und will diess daher auch beibehalten, da ja Plautus Asin. V. II. 84. und Cicero ad Att. XV. 27. memini auch mit dem Ablativ und *de* construirten. Aber in unsern Versen fehlt ja auch *de* und dann hat memini, so construirt, die Bedeutung von mentionem facere, welche hier nicht recht passt. Will man daher diese ungewöhnliche Construction nicht durch die schon verdorbene Latinität der damaligen Zeit und besonders die des Probus, welche sich in den ganzen Versen zeigt, erklären, wird man wohl nostri lesen müssen.

vergönnt ist. Rinck Prolegg. p. V. ergänzt zu den Worten: fato meliore memento „quam deperditus liber Nepotis“ so, dass Probus seinem Ersatzwerke mehr Glück wünsche als dem Originale. Aehnlich versteht es auch Dähne Diss. p. VII, welcher der Ansicht ist, das Werk des Cornel sei zu den Zeiten des Cäsar unterdrückt worden, daher mehrere Jahrhunderte unbekannt geblieben und nun habe es Probus plötzlich wieder an das Tageslicht gebracht.

Doch wenden wir uns lieber zu den übrigen Versen und suchen wir aus ihnen die Beziehungen des Probus zu dem überreichten Buche zu erkennen. Auf zwei Stellen gründet Rinck besonders seine Behauptung, Probus habe das dedicirte Buch selbst verfasst, nämlich, weil er sage: „te sciat esse meum“ und vorzüglich, weil er sich im 5ten Distichon ganz offen als „auctorem“ zu erkennen gebe. Was das Erstere betrifft, so konnte er auch von dem Buche so sprechen, sowohl wenn er sich nur als den Besitzer desselben nennen wollte, als auch wenn es von ihm abgeschrieben ist; ein Beweis für die Autorschaft liegt keineswegs allein darin.

Wichtiger scheint aber das fünfte Distichon zu sein. Jedoch nehmen wir auch einmal an, dass sich Probus „auctorem“ der Lebensbeschreibungen nennt, so folgt daraus doch immer noch nicht, dass er dieselben wirklich verfasst habe.

Rinck hält nämlich dann das Wort auctor nur in einer einzigen Bedeutung fest. Auctor heisst aber, nach Forcellini, sowohl derjenige: qui aliquid promovet in crescendo, crescere facit, als auch: qui rem aliquam reperit aut facit primus. Daher könnte sich Probus so nennen, wenn er eine von seinem Vater und Grossvater angefangene Sammlung (corpus) durch Hinzufügung der vit. exc. impp. vermehrt und geschlossen hatte. Aber auch in dem Falle würde ihm dieser Name zukommen können, wenn er, wie Einige vermuthen, das lange verborgene Manuscript der vitae gefunden und durch Abschreiben wieder bekannt gemacht hätte, ohne dass man ihm dabei, wie Gebhard (Spicilegium ad praef. Corn. Nepotis), Schlegel (Observatt. critt. et histt. in Corn. Nepotem Havniae 1778) u. A. die Absicht unterlegen darf, als wirklicher Verfasser betrachtet werden zu wollen. Endlich würde er auch als Epitomator sich jenes Ausdrucks haben bedienen können. Lieberkühn pag. 45. schlägt noch eine andere Erklärung vor; er bezieht nämlich auctorem so auf das vorhergehende Distichon, dass er ergänzt: „libelli imperatori mittendi seu corporis conscribendi.“ Alle diese Auslegungen dürfen wohl ebensoviel Anspruch auf Anerkennung machen als diejenige von Rinck, welche überdiess durch das letzte Distichon, wo ganz offen von blossem Abschreiben die Rede ist, ihren Halt verliert. Aus diesem Grunde hatte derselbe in seinem 1818 erschienenen Saggio sul un esame critico etc. sich dieses Distichons durch die Annahme erledigt, es sei von einer andern Hand später hinzugefügt worden; in seinen Prolegg. p. III. findet er dies aber nicht mehr für nöthig, weil unter corpus doch eine Sammlung mehrerer, hier der übrig gebliebenen Schriften des

Cornel zu verstehen sei; und da Probus die verloren gegangene: de vita exc. impp., im Sinne und Stile desselben ergänzt, hinzugefügt habe, so sei er allerdings sowohl Verfasser als Abschreiber. Ebensowenig aber, wie auctor immer den Verfasser bezeichnet, drückt corpus nur eine Sammlung aus, sondern es wird häufig nur für „Band" gebraucht. cf. Cic. ad fam. V. 12. ad Quint. frat. II. 3. Wir sind also auch nicht durchaus genöthigt anzunehmen, dass das überreichte Werk sehr umfangreich gewesen sei, sondern wenn der Band auch nur allein die vitt. exc. impp. enthält, konnte er corpus genannt werden. —

Wie mich nun die Rinck'sche Erklärung nicht zufrieden stellt, so kann ich auch keiner von den vorher angeführten unbedingt beistimmen, und zwar vorzüglich aus dem Grunde, weil bei allen das Distichon Ornentur steriles — placent keinen richtigen und passenden Sinn gibt. Man hat die Worte, wie sie jetzt gewöhnlich gelesen werden, und wie sie auch oben angeführt sind, wohl meistens so verstanden: „Mögen nun die trockenen Lebensbeschreibungen (steriles libelli) mit einem zerbrechlichen (unscheinbaren) Einbande versehen werden: dem Theodosius und den Gelehrten gefallen ja die Erzählungen (carmina!) auch ohne Einband (nuda), oder: gefallen die ungeschmückten Erzählungen. Die in den übrigen Versen bemerkliche, nicht eben sehr gewählte Ausdrucksweise, so wie die metrischen Verstösse in vincit hinc und meaque *), entschuldigen es einigermaassen, dass man kein Bedenken getragen hat, tectura als Ablativ zu nehmen, so wie auch unter carmina die so sehr prosaischen Vitae zu verstehen. So nahe aber auch die Verse des Probus der Prosa kommen, so ist demselben doch wohl nicht zuzutrauen, dass er selbst die vitae als carmina betrachten und dafür ausgeben werde. Herr Prof. Lachmann hat daher mit vollem Rechte an diesem Worte Anstoss genommen; allein er scheint das ganze Distichon so zu verstehen, dass „carmina" dem steriles libelli" entgegengesetzt sei und Probus also sagen wolle: es werde nichts schaden, dass das Buch keinen kostbaren Einband habe, allein es enthielte ja Gedichte, an welchen der Kaiser und die Gelehrten Gefallen fänden, auch wenn sie nicht eingebunden (nuda) wären, während die libelli steriles (also wahrscheinlich prosaische Sachen) eher mit einem kostbaren Einbande versehen werden müssten. Carmina aber könnte einen solchen Gegensatz zu steriles libelli wohl nur dann bilden, wenn ein Zusatz dabei wäre, wie: solche, von solchem Inhalte oder von einem solchen Verfasser, wie die beifolgenden; denn Probus will doch gewiss nicht sagen, dass Theodosius und die Gelehrten an allen Gedichten überhaupt, ohne Unterschied so grossen Gefallen fänden, dass ihnen keines als sterile erschiene und sie bei jedem eine ärmliche Ausstattung gern übersähen. Auch „fragili"

*) Einige Handschriften haben meaeque, was jedoch nur um den metrischen Fehler zu vermeiden, aufgenommen ist; denn die „felices manus" beziehen sich viel passender auf alle drei.

kann dem „nuda" nicht entgegenstehen; denn man erwartet eher ein Beiwort, wie „splendida, pretiosa," zu tectura; und es so verstehen: „kostbar aber doch hinfällig, vergänglich," dürfte doch nicht ganz statthaft sein. Uebrigens fasst auch Herr Prof. Lachmann „tectura" ohne Bedenken als Ablativ auf. Dies ist aber gerade der Punkt, wo ich von allen Anderen abweiche.

Den oben genannten metrischen Verstössen in vincit und meaque kann ich nicht so viel Macht einräumen, auch den argen Fehler bei tectura übersehen zu lassen; denn der erstere Fehler lässt sich durch die Cäsur, wenn auch nicht rechtfertigen, doch entschuldigen *), und eben so wie meaque finden wir bei Auson. epigr. 92. 2. und Prudent. Peristeph. III. 80. utraque im Nominativ gebraucht **). Wenn ich nun auch zugeben will, dass auf metrische Feinheiten zur Zeit des Theodosius wenig Rücksicht mehr genommen wurde, so war doch der Verfall noch nicht so gross, dass die ersten Regeln der Metrik nicht mehr hätten gekannt werden sollen. Gegen diese verstösst aber tectura, wenn es als Ablativ genommen wird, und man thut dem Probus, so wenig Dichtertalent und Uebung im Versemachen er auch gehabt haben mag, Unrecht, wenn man ihm auch diesen Fehler noch aufbürdet. Nehmen wir aber tectura als Nominativ, dann werden wir auch den übrigen Vers nicht so beibehalten können, sondern vielmehr eine andere, in mehreren Codicibus ***) befindliche Lesart vorziehen müssen, nämlich: Ornetur sterilis fragili tectura libelli.

Verbindet man nun: sterilis tectura libelli ornetur fragili, so wird sich aus diesen Worten ein ganz anderer Sinn ergeben. Es fragt sich aber zuerst, wie sterilis tectura zu verstehen und zu erklären sei. — Als Bedeutung des ungewöhnlichen Wortes tectura gibt Forcellini an: Crusta calcis, marmoris contusi seu alterius materiae, quae parietibus superinducitur, und verweist dabei auf Pallad. I. 15. Die Ausleger haben es aber insgesammt hier als „Einband" oder „externa libelli ornamenta" (vergl. Lieberkühn diss. p. 45.) erklärt, so dass es also für tegimentum stände. Könnte man aber nicht auch, der von Forcellini gegebenen Definition entsprechend, die weisse Fläche des Pergaments darunter verstehen, welche sterilis genannt wird, weil sie nicht beschrieben ist? Dieser, nach Abschreibung alles Nöthigen, noch übriggebliebene weisse Raum oder auch, der leere Deckel (Einband) des Buches soll, sagt Probus, auch noch benutzt, und zwar versehen, ausgestattet werden (ornetur) mit etwas Unbedeutendem (fragili). Mit diesem letzten Ausdrucke bezeichnet er nämlich, seiner Schwachheit sich bewusst, das Epigramm. Er

*) Vergl. die bei Rinck Prolegg. p. CCXII. angeführten Beispiele desselben Gebrauchs bei Horaz, Virgil, Ovid.

**) qv scheint als Position angenommen worden zu sein.

***) Im Cod. Uffenbach. Kiliens. od. Axen. Monacens. Vatic. 3170 und Haenel.

hofft aber, dass dasselbe gütig aufgenommen werden wird; denn „dem Kaiser Theodosius und den Gelehrten gefallen ja einfache, ungeschmückte Gedichte" (carmina nuda).

Wenn nun, fährt er fort, der Kaiser nach dem Verfasser (nämlich dieses Gedichtes, des „fragile") fragt, dann, o Buch, entdecke ihm meinen Namen, er möge wissen, dass ich, Probus, es bin. Man kann und wird mir bei dieser Erklärung vorwerfen, dass das Wort „fragili" die Bedeutung nicht haben könne, in der ich es nehme. Jedoch, der Gebrauch des Adjectivs im Neutrum anstatt eines Substantivs, ist wohl der Schreibart jener Zeit nicht fremd, und dann bin ich auch der Meinung, dass Probus, wie jeder Stümper im Versemachen überhaupt, sich gewiss weniger um die Wahl der Ausdrücke, als um die äussere Form gekümmert haben wird, so dass man sich also an fragili viel weniger stossen darf, als an tectura, wenn es der Ablativ sein soll.

Aus diesem Epigramm nun lassen sich nach der vorgeschlagenen Erklärung über die Person des Probus und seine Beziehung zu unsern Biographieen folgende Vermuthungen aufstellen. Ohne gerade behaupten zu können, dass das Bücherabschreiben sein Geschäft gewesen sei, lässt sich doch mit Sicherheit annehmen, dass die vitae exc. impp. des Cornelius Nepos von Miltiades bis Hannibal von ihm abgeschrieben, keineswegs verfasst seien; dies beweist deutlich das letzte Distichon. Als Grund, warum er die Abschrift dem Kaiser überreicht habe, verdient wohl der den meisten Glauben, dass er, durch irgend ein Versehen in Ungnade gefallen und wahrscheinlich vom Hofe des Kaisers verbannt, durch das Beispiel des Ovid ermuntert, auf ähnliche Weise wie dieser Begnadigung suchte. Um aber, wie derselbe, Gedichte zu machen, mochten ihm wohl ebensogut die Kräfte fehlen, als ein Buch in Prosa zu schreiben; er fiel daher darauf, ein Buch, gewiss zierlich abgeschrieben, dem Kaiser zu übersenden. Dass er nun gerade die vitae exc. impp. wählte, kann vielleicht daher rühren, weil ihm nicht viele andere Schriften zu Händen waren; auch eignen sich am Ende gerade die Biographieen berühmter Feldherrn zu einem Geschenke für den Kaiser Theodosius, der ja selbst ein talentvoller Feldherr war. Obgleich es an und für sich nicht unmöglich ist, dass das überreichte Buch, ausser den vitt. exc. impp. auch noch einige andere Schriften, die vielleicht von seinem Vater und Grossvater schon geschrieben waren, enthalten habe, so folgt dies doch nicht unbedingt aus dem Epigramme. Mir scheint es wahrscheinlicher, dass Probus mit seinem Grossvater und Vater nur jene uns erhaltene Schrift des Cornel abgeschrieben habe. Letztere mögen ihm aber wohl nicht beigestanden haben, um ihm die Arbeit zu erleichtern, sondern um das Mitleid des Kaisers mehr zu erregen, da sie doch wohl Beide schon ziemlich bejahrt sein mochten und das Schreiben ihnen gewiss beschwerlich war. — Alle weiteren Forschungen aber nach den übrigen Verhältnissen des Probus sind völlig nutzlos und ich erkläre es mit Lachmann für einen reinen

Zufall, wenn sich darüber noch einmal Etwas finden sollte. Rinck glaubte in seiner ersten Abhandlung, auf Anson. ep. XVI. sich stützend, einen Praefectus praetprio, Namens Probus, als Verfasser der vitae annehmen zu müssen, und auch Lieberkühn (diss. p. 36) war geneigt, denselben wenigstens als Verfasser des Epigramms zu betrachten. In den Prolegg. p. X. nimmt R. aber diese seine Meinung wieder zurück und gesteht offen, dass von allen Männern des Namens Probus in der Zeit des Theodosius keiner mit Wahrscheinlichkeit in eine Beziehung zu den vitis und dem Epigramme gebracht werden könne.

Was den Namen Aemilius betrifft, welcher aus dem Epigramme hervorgeht, so hat Lachmann's Ansicht viel für sich, nach welcher das Epigramm noch eine Ueberschrift mit dem vollständigen Namen des Probus hatte, welche verschwand, nachdem man den Namen auf den Titel gesetzt hatte.

Eine eigenthümliche Meinung über das Entstehen des Epigramms hat Nissen (Zimmermann's Zeitschr. f. Alterth. 1839. No. 156.) ausgesprochen. Er glaubt nämlich, die vitae exc. impp. seien schon vor der Zeit des Kaisers Theodosius unter dem Namen des Aemilius Probus bekannt gewesen; ein anderer Probus habe sie auf Befehl dieses Kaisers abgeschrieben, und sei durch die Aehnlichkeit der Namen veranlasst worden, aus Scherz, und um dem Kaiser einige Schmeicheleien zu sagen, jenes Epigramm hinzuzufügen.

Wir haben also hier, wie so häufig bei ähnlichen Untersuchungen, auf einmal zwei Probus, ohne dass die Sache selbst dadurch wesentlich gefördert würde. Auf ähnliche Weise, wie Herr Prof. Lachmann, urtheilt auch der neuste Herausgeber der vitae exc. impp., Carl Benecke *) über die Verse, die, wie er glaubt, von Einem, der dem Kaiser irgend eine Sammlung überreichen wollte, verfasst, und, damit das Erzeugniss seines Geistes nicht unterginge, in den Codex, wo die vitae exc. impp. standen, geschrieben wurden.

Wir haben also bei der nochmaligen Betrachtung des Epigramms gesehen, dass dasselbe keineswegs, wie Herr Rinck zu glauben scheint, als ein sehr deutlicher Beweis für die Autorschaft des Aemilius Probus gelten kann, sondern dass vielmehr dieser Mann sich in seinen Versen nur als einen bescheidenen Abschreiber der vitae exc. impp. zu erkennen gibt. Allein wenn sich auch Herr Rinck geneigt fühlen sollte, eine andere Erklärung des Epigramms zuzugestehen, so ist doch sein Vertrauen auf die Unwiderleglichkeit seines anderen Beweises, der Uebereinstimmung der meisten Handschriften in Angabe des Titels, zu gross, als dass er die Richtigkeit seiner Ansicht nur einen Augenblick in Zweifel ziehen sollte. — Allerdings lässt es sich nicht läugnen, dass 45 verglichene Codices den Aemilius Pro-

*) Corn. Nepotis, quae vulgo feruntur, vitae exc. impp ad optimorum codicum fidem emendavit atque integram lectionum varietatem adjecit C. Benecke. Berolini ap. Mittler 1843. (Die Ausgabe von Roth scheint Herrn Benecke unbekannt gewesen zu sein.)

bus als den Verfasser der Biographieen nennen, während die wenigen, mit dem Namen des Cornelius Nepos bezeichneten *), nur aus den Catalogen bekannt sind, welche leider nicht selten falsche Angaben haben. Jene grosse Zahl ist jedoch keineswegs so gefährlich als es scheint; denn wie Roth (vgl. p. 254 seiner Ausg.) wohl richtig vermuthet, sind alle jene Handschriften auf eine einzige zurückzuführen, welche man ungefähr im 11. Jahrhunderte anfing abzuschreiben und dadurch zu verbreiten. Es lässt sich nun aber gar wohl denken, dass jene Handschrift dieselbe gewesen sei, welche vom Probus dem Kaiser übersendet worden war, und die sich eben deswegen allein von allen andern erhalten hatte, weil sie in der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt wurde, während das Verschwinden der übrigen, auch von andern Werken des Cornel, in jenen unruhigen Zeiten, wo überall Verwirrung herrschte, gar nichts Auffallendes hat. Wohl mochte daher derjenige, welchem sie nach einem langen Zeitraume zuerst wieder in die Hände fiel, nichts mehr von dem Cornelius Nepos wissen, und, wenn er den Namen desselben weder zu Anfange noch zu Ende der vitae exc. impp. genannt sah, sehr leicht durch das Epigramm, bei welchem, wie schon oben bemerkt wurde, wahrscheinlich in einer Ueberschrift noch der vollständige Name des Probus genannt war, veranlasst werden, diesen als Verfasser anzunehmen und seinen Namen beim Abschreiben auf den Titel zu setzen. — Dass sich aber das Epigramm nicht in allen Codicibus befindet, erklärt sich ganz einfach daraus, dass ein anderer Abschreiber dasselbe, sei es nun absichtlich oder zufällig, in seine Abschrift nicht mit aufnahm, weshalb auch diejenigen, welche dieselbe dann wieder benutzten, es nicht mit hinzufügen konnten.

In dem Codex Arlenianus standen dafür jene ebenfalls schon oft besprochenen Worte: „Completum opus est Aemilii Probi Cornelii Nepotis. (cf. Magii Miscell. lib. IV. c. 5. in der Ausg. v. Cornel von Bardili.) Man hat vorgeschlagen, sie entweder durch Ergänzung der Partikel, „aut, vel, sive“ oder „et“ oder „quasi“ zu erklären **). Ich bin der Meinung des Lambinus, dass diese Worte von einem Abschreiber herrühren, in welchem sich Zweifel regten, ob Aemilius Probus oder Cornelius Nepos der Verfasser sei. Daher glaube ich, dass zwischen den beiden Namen die Partikel „vel“ gestanden hat, und da die Grammatiker dieselbe blos durch den Buchstaben „l“ auszudrücken und dadurch eine abweichende Lesart anzuzeigen pflegten (vgl. Heusinger in fragm. Guelpherbyt. in der Ausg.

*) Es sind folgende: Zwei zu Madrid und zwei zu Toledo (vergl. Haenel catal. p. 969 et 993), einer zu Parma (vergl. Blum bibl. libr. mss. Ital. p. 235.), einer zu Wien (vergl. Endlicher cat. codd. lat. bibl. Palat. p. 136.), der Codex Harlejanus 2601 (vergl. Cat. of Manusc. in the britsh Museum 1808, tom. II., p. 701), einer zu Mantua.

**) Liebierkuehn diss. p. 69. not. 2. Wiese (De vitarum scriptoribus Romanis. Programm d. Joachimthalschen Gymn. in Berlin 1840) p. 25. Rinck Prolegg. p. IX.

von Bardili Th. II. p. 390), so ist es wohl möglich, dass auch jener Abschreiber sich blos dieses Buchstabens bedient, Magius aber denselben übersehen habe. Andere Abschreiber, deren Meinung über den Verfasser ebenfalls schwanken mochte, scheinen es vorgezogen zu haben, gar keinen Namen auf dem Titel anzugeben; jedoch sah man darin nur eine Nachlässigkeit und fügte dann später bei Vergleichung mit anderen Handschriften den Namen Aemilius Probus noch hinzu. Ein Beispiel davon gibt der codex Thottianus (cf. Schlegel Observ. critt. p. 8.) und auch im Codex Uffenbachianus hat eine andere Hand den Namen Aemilius Probus noch beigeschrieben (v. Rinck Prolegg. p. XVIII.).

So viel über Aemilius Probus und die Art und Weise, wie derselbe dazu gekommen zu sein scheint, als Verfasser der vitt. exc. impp. angenommen zu werden. Hieran sollen sich nun aber noch einige Bemerkungen über Cornelius Nepos und über die mehrfach erwähnte Schrift selbst knüpfen.

Die uns bis jetzt bekannten Nachrichten anderer Schriftsteller*) halte ich nicht für hinreichend, den Geburtsort des Cornelius mit Bestimmtheit anzugeben; daher entscheide ich mich weder für Novum Comum, noch für Parma, oder Hostilia noch auch für Mailand, und wage nicht mehr zu behaupten, als dass er in Gallia togata nicht weit vom Po geboren sei (vergl. d. u. a. St. aus Plin. h. n. und Auson.) Von den verschiedenen Angaben über die Zeit, in welcher Cornel lebte **), halte ich Lieberkühns (p. 10. 11.) für die wahrscheinlichste: dass er im Jahre 95 v. Chr. geboren und bald nach der Schlacht bei Actium gestorben sei.

Als Werke des Cornel finden wir nun erwähnt:

1) Drei Bücher Chronica ***). Ueber die Beschaffenheit dieses Werkes und seine Eintheilung hat man viele Conjecturen aufgestellt †), allein dieselben stehen, so lange auch hierüber nicht mehr Nachrichten uns vorliegen, auf einem sehr unsicheren Boden. Mit Wahrscheinlichkeit kann man aber aus der Stelle des Catull folgern, dass sie einige Jahre vor 707 a. u. herausgegeben sind, da die Herausgabe der catullischen Gedichte zwischen 707 und 709 stattgefunden hat.

2) Wenigstens 16 Bücher de viris illustribus ††). Held

*) Catull. I. 1. Plin. h. n. III. 18. Auson. ep. ad Drepan. Pacat. Latin. Plin. jun. epp. IV. 28.

**) Titze introd. ad Corn. Nep.; Held Prolegg. ad Tit. Pomp. Att. d. 4. Anmk.; Walicki dissert. de Cor. Nepote (Dorpat 1832) p. 16. Ranke, Commentatio de Corn. Nepotis vita et scriptis (Quedlinburg 1827) p. 14 u. 15. Den Berechnungen liegt zu Grunde: Pl. h. n IX. 39.

***) Gellius XVII. 21. Auson. ep. XVI. Catull I. 1.

†) Voss De hist. lat. c. XIV. Held Prolegg. p. 12. Lieberkuehn p. 15 seqq. Lütkenhus (De Corn. Nepotis vita et scriptis. Monasterii 1838.)

††) Charisius I. p. 113, II. p. 114, II. p. 195. (Putsch). Gellius XI. 8. Macrob. (Saturn. proem. extr.)

(Prolegg. p. 14) schliesst aus dem Umstande, dass in keinem der unbedeutenden Fragmente, welche uns erhalten sind, von Ausländern die Rede ist: „es sei darin nur auf berühmte Römer Rücksicht genommen worden;" welch unsichrer, übereilter Schluss!

Der Titel der Schrift, wie wir ihn angeführt finden: „de viris illustribus", rechtfertigt vollkommen die Annahme, sie habe auch die berühmten Männer anderer Völker mit umfasst. Ich frage aber mit Mosche (dissert. p. 11) *): von welchen andern berühmten Männern kann darin die Rede gewesen sein, als von Königen, Staatsmännern, Feldherrn, Philosophen, Dichtern, Rednern, Geschichtsschreibern? Es lag daher der Gedanke sehr nahe, auch die vitt. exc. impp. und die vit. Attici et Catonis mit diesem Werke in eine Verbindung zu bringen; doch wollen wir die Untersuchung darüber noch eine Weile fallen lassen und erst weiter unten wieder aufnehmen.

3) Wenigstens 5 Bücher Exempla **). Ranke hält dasselbe (comment. p. 33) für gleichbedeutend mit den vorigen, was aber Lieberkühn (diss. p. 19) und Wiese (Progr. p. 25) bestreiten. Allerdings können alle Fragmente, welche aus der Schrift „Exempla" angeführt werden, dem Inhalte nach sehr wohl als zu der andern „de viris illustribus" gehörig angenommen werden; allein da Charisius und Gellius sonst auch die Schrift „de viris illustribus" citiren, so muss man doch wohl glauben, dass sie zwei verschiedene Schriften in den Händen gehabt haben, will man nicht vielleicht annehmen, sie hätten aus Nachlässigkeit bald den Titel, bald die Tendenz des Buches angeführt, denn gewiss stellte Cornelius Nepos die Biographieen berühmter Männer seinen Mitbürgern als Muster, exempla, auf. Sonst möchte ich aber vermuthen, die Exempla seien vor dem Werke „de viris illustribus" geschrieben und Cornel sei bei ihrer Abfassung auf den Gedanken geführt worden, denselben Gegenstand noch einmal ausführlicher und in einer andern Ordnung zu behandeln ***).

Sehr Viele legen nun noch, durch Sueton de illustr. Grammat. c. 4. veranlasst, dem Cornelius Nepos ein besonderes Buch über den Unterschied eines Litteratus von dem eruditus bei. Denselben kann ich mich jedoch nicht anschliessen, sondern ich ziehe in jener Stelle mit Titze und Dähne die Lesart des cod. Bongars. „quodam" statt

*) Corn. Nepotis liber qui inscribitur: „Imperatorum exc. vitae" utrum opus integrum an vero majoris operis pars quaedam sit habendus. Lubecae 1807.

**) Charisius p. 119 (Putsch). Gellius VII. 18. 11. 19. 1—7.

***) Wenn in 2 Recensionen der Abhandlung von Lieberkühn (Zeitschr. f. Alterth. 1839 Nro. 138 [Freudenberg] und N. Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 1840. Bd. 28. p. 460.) derselbe gelobt wird, weil er gezeigt habe, die beiden Schriften „Chronica" und „Exempla", welche Ranke für ein und dieselbe halte, seien verschiedene, so beruht dies nur auf einer Verwechslung; denn dies hat weder Ranke behauptet, noch Lieberkühn ihn darin zu widerlegen gesucht.

„quo" vor. Vergl. auch Ranke p. 32. Ebensowenig bestimmen mich auch die auf Geographie bezüglichen Fragmente bei Plin. h. n. Pomponius Mela und Solinus zur Annahme von besonderen geographischen Schriften des Cornel *), denn darüber konnte er sehr gut nur bei Gelegenheit in den schon genannten Schriften sprechen **). Dass von einer Sammlung von Briefen des Cornelius Nepos an Cicero, welche Fabricius bibl. lat. tom. I. anführt, nicht die Rede sein kann, haben Held p. 9., Ranke p. 33., Lieberkühn p. 27. hinreichend gezeigt.

Hierbei nehme ich Veranlassung über jene Stelle in Cicero's Briefen an den Atticus zu sprechen, welche gewöhnlich von denjenigen angeführt wird, welche behaupten, ein so mangelhaftes Werk wie die vitae exc. impp. sei eines Schriftstellers, wie Cornel, den Cicero so hoch gestellt habe, unwürdig. — In dem fünften Briefe des 16ten Buches lesen wir nämlich die Worte:

Nepotis epistolam exspecto. Cupidus ille meorum? qui ea, quibus maxime γαυριῶ, legenda non putet? Et ais: μετ' ἀμύμονα: tu vero ἀμύμων, ille quidem ἄμβροτος. Zuerst frägt es sich, ob, da der Name Nepos blos allein genannt wird, und Cicero auch mit einem andern Nepos, dem Quintus Metellus Nepos, in Briefwechsel gestanden hat, hier von unserem Cornelius Nepos die Rede sei. Schmieder (in der Vorrede zu sein. Ausg.), Bardili (tom. I. p. LVI. edit.), Ranke (p. 23.) haben dies bezweifelt; allein ich halte es mit Rinck Prolegg. p. 50. u. Lieberkühn p. 29. für sehr wahrscheinlich.

Dann stimmen auch nicht alle überein, welche Schriften unter denen zu verstehen seien, welche jener nicht für lesenswerth gehalten hat. Heusinger's Meinung hat vielen Beifall gefunden, nach welcher es, zufolge einem Fragmente von einem Briefe des Nepos an Cicero bei Lactanz div. inst. III. 15. 10. ***), die philosophischen sind. Wenn aber auch Cornel diejenigen verachtete, die sich nur Philosophen nannten, und nicht als solche lebten, so wird er doch wohl nicht auch den Cicero dazu gerechnet, und ein Vorurtheil auch gegen seine philosophischen Schriften gehabt haben; im Gegentheile sagt er gerade von ihm: hunc philosophiam ante eum incomtam La-

---

*) Dies thuen: Titze introd. ad edit. p. 19. Bardili in seiner Ausg. Th. I. p. CVII. Dähne in der Vorrede zu seiner Ausg. Held Prolegg. p. 15. Der Recensent der Lieberkühnschen Abhandlung in Münchner Gelehrt. Anzeig. 1837. No. 101.

**) Freudenberg hat in der II. Partic. seiner Quaestt. histt. (Bonner Osterprogr. 1842) p. 15 auf eine bisher noch nicht berücksichtigte Stelle Cassiod. Var. VI. 2. aufmerksam gemacht, aus welcher hervorgeht, dass Cornel auch über den Bernstein Nachrichten gegeben hat.

***) Nepos Cornelius ad Ciceronem ita scribit: Tantum abest, ut ego magistram esse putem vitae philosophiam, beataeque vitae perfectricem, ut nullis magis existimem opus esse magistros vivendi, quam plerisque, qui in ea disputanda versantur. Video enim magnam partem eorum, qui in schola de pudore et continentia praecipiant argutissime, eosdem in omnium libidinum cupiditatibus vivere.

tinam sua conformasse oratione; vergl. fragm. Guelpherbyt. I. in ed. Bardili tom. II. Ich folge daher lieber Rinck's Erklärung, welcher Gedichte darunter versteht und die Worte des anderen fragm. Guelpherbyt: „locupletem naturam neque uni omnia dare, nec rursus cuiquam omnia voluisse negare" damit in Verbindung bringt. Die Worte aber: „cupidus ille meorum," erklärt Schoppius (Parad. litter. ep. 5) so, dass Nepos dem Atticus geschrieben habe, er schätze die Briefe des Cicero sehr hoch, und wünsche daher, dass eine Sammlung derselben veranstaltet werde; dann muss man aber auch lesen „mearum". Dazu passen sehr gut die letzten Worte des Briefes: Mearum quidem epistolarum nulla est *συναγωγή*, sed habet Tiro instar septuaginta, et quidem sunt a te quaedam sumendae; eas ego oportet perspiciam; tum denique edentur. Andere aber, zu denen auch Rinck gehört (Proleg. p. I.), glauben, es seien geschichtliche Werke gemeint, zu deren Abfassung auch Atticus (vergl. ep. ad Att. XVI. 13. u. de legg. I. 2) den Cicero ermuntert hat. Dabei berufen sie sich auf ein Fragment von der Vorrede zu dem Buche de Latin. histor., wo Nepos von Cicero schreibt: „Ille fuit unus, qui potuerit et etiam debuerit historiam digna voce pronuntiare." Mir scheint es aber doch etwas unwahrscheinlich, dass Cicero Schriften, die noch gar nicht einmal vorhanden waren, und zu denen man ihn blos ermunterte, ohne Weiteres „mea" genannt habe; aus diesem Grunde stimme ich dem Schoppius bei und versuche auf folgende Weise einen Zusammenhang in die ganze Sache zu bringen. Atticus hatte wahrscheinlich, nachdem er dem Cicero den Wunsch des Nepos mitgetheilt hatte, um ihn zur Erfüllung desselben noch eher zu vermögen, die Vortrefflichkeit seines Freundes sehr hervorgehoben, und sich dabei der bei Homer häufig wiederkehrenden Wendung *μετ' ἀμύμονα (Πηλειῶνα)* bedient, indem er zugleich dem Cicero, welchen er unter dem *ἀμύμων* meinte, etwas Verbindliches sagte. Cicero nun verbirgt in der Beantwortung des Briefes dem Atticus nicht seine Empfindlichkeit darüber, dass Corn. Nepos gerade diejenigen seiner Leistungen, welche ihm selbst besondere Freude machten, gering schätze. Hierzu passt es aber wenig, wenn er demungeachtet unmittelbar darauf das Lob des Cornel noch vermehrt, indem er ihn *ἄμβροτος* nennt und dadurch noch höher stellt als Atticus, welchem er nur das Prädikat eines *ἀμύμων* lässt. Dies sieht dem nach Ruhme begierigen und von Allen nur Lob erwartenden Cicero nicht ähnlich; dies hätte seine gekränkte Eitelkeit gewiss nicht zugelassen. Viel natürlicher ist es, dass er dem Atticus das ihm durch den Gebrauch jener homerischen Redensart stillschweigend gespendete Lob, aus Höflichkeit wieder zurückzugeben sucht, und dies hat mich denn zu der Vermuthung veranlasst, die Stelle möge ursprünglich so geheissen haben:

tu vero *ἀμύμων* ille, quin dicam *ἄμβροτος*.

So sind wenigstens die Worte nicht mehr dunkel, und ein richtiger Sinn ist hergestellt. Wenn nun aber auch dadurch dem Cor-

nelius Nepos der Ruhm von Cicero, ein ἄμβροτος genannt zu werden, genommen wird, so bleibt ihm doch immer noch das Lob des Atticus, welches sich freilich nicht allein auf seine Schriften, sondern auch auf seinen ganzen Lebenswandel beziehen lässt. Offenbar aber werden erstere, und zwar die Chronica, von dem Catull in seiner schon angeführten Stelle (I. 1) gelobt. Sonst aber erwähnen andere Schriftsteller den Cornelius Nepos nicht mit unter den berühmten Geschichtsschreibern (vergl. Ranke p. 26) *). Dies ist jedoch noch kein Beweis für seine Mittelmässigkeit als Schriftsteller überhaupt; denn von jeher sind diejenigeu, welche sich nur mit der Herausgabe von Annalen und Lebensbeschreibungen beschäftigten, wenn sie auch dadurch sehr schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte geliefert haben, dennoch durch solche in den Hintergrund gedrängt worden, welche bestimmte Zeitabschnitte ausführlich und im Zusammenhange bearbeiteten.

Wie kann man sich also wundern, dass die Werke des Cornel in Vergleich zu den fast gleichzeitigen eines Cäsar, Sallust, Livius als unbedeutend erschienen und in Vergessenheit geriethen? Einzelne Stellen aber, wie Gellius XV. 28, wo dem Cornel ein Irrthum nachgewiesen, und Plin. h. n. v. 1, wo er der Leichtgläubigkeit beschuldigt wird, können nicht als Beweise gelten, dass sein Ansehen gering gewesen sei, denn ihnen stehen andere gegenüber, aus denen dies keineswegs hervorgeht; übrigens haben sich aber auch jene Beiden seiner Angaben so häufig bedient, dass man daraus sieht, ihre Vorwürfe beziehen sich nur auf einzelne Fälle **). So weit es nun die vorhandenen Nachrichten gestatten, hat Lieberkühn p. 33 ein Bild von dem Charakter und der Persönlichkeit des Cornel entworfen, welches jeder Unparteiische mit Beifall aufnehmen wird ***). Ich würde dasselbe hier beifügen, wenn es die Grenzen dieses Aufsatzes erlaubten; jetzt muss ich aber eilen, über die Schrift de vita exc. impp. selbst das Nöthige noch zu sagen.

Es handelt sich vor allen Dingen darum, ob die Schrift, wie sie uns erhalten ist, ein Werk des Cornel, oder ob sie nur die spätere Bearbeitung eines solchen sei. Für das Letztere hat sich fast die Mehrzahl derjenigen entschieden, welche sich mit der Lösung dieser Frage beschäftigt haben, und auch in der neuesten Zeit scheint diese Ansicht noch viele Anhänger zu finden. Wenigstens

---

*) In jener von Freudenberg angeführten Stelle aus Cassiodor. Var. VI. 2. heisst es auch blos: Haec quodam Cornelio scribente legitur etc. doch ist es wohl nicht zweifelhaft, dass Cornelius Nepos gemeint ist.

**) Vergl. Rinck Prolegg. p. LI u. LII, welcher den Cornel in Schutz nimmt. — Gellius nennt ihn in derselben Stelle rerum memoriae non indiligentem; Pomp. Mela III. 5. scriptorem ut recentiorem ita certiorem. Sueton. vit. Ter. c. 3. führt die Versicherung des Cornel an: se auctore certo comperisse quae de Laelio nuntiaverit.

***) Dagegen wird man entrüstet, wenn man ein solches Urtheil über ihn liest, wie der Abt von St. Real (Opp. tom. I. p. 329) fällt. Vergl. Hullemanni (Diatribe in Tit. Pomp. Atticum Traj. ad Rhen. 1838) p. 8.

hat Herr Prof. Bähr, welcher diesen Gegenstand schon mehrfach besprochen hat, in der Gelehrtenversammlung zu Strassburg im Jahre 1842 sein Urtheil dahin abgegeben, dass Aemilius Probus aus den ihm vorliegenden Biographieen des Cornel nicht sowohl einen Auszug gemacht, sondern dieselben vielmehr benutzt habe, um daraus die Schrift in ihrer jetzigen Gestalt zu fertigen, wobei er sich, da dieselbe offenbar didaktische Zwecke verfolgte und für den Unterricht in den Schulen bestimmt war, möglichst genau an die Form, den Ausdruck der Sprache und Darstellung des Originals hielt, aus dem er sein Werk zusammensetzte *). Der Einfluss des oben besprochenen Epigramms und der Uebereinstimmung der Handschriften auch auf dieses Urtheil, in welchem jenem Aemilius Probus immer noch ein grosser Antheil an der Schrift gesichert wird, ist nicht zu verkennen.

Allein auch Herr Benecke, welcher, wie oben bemerkt wurde, von einer Beziehung des Epigramms und des Aemilius Probus zu den Biographieen nichts wissen will, glaubt nicht, dass Cornelius Nepos der Verfasser desselben sei, sondern er erklärt ihr Entstehen in der Vorrede zu seiner Ausgabe auf folgende Art: Jemand, welcher beabsichtigte, sich eine Sammlung von Biographieen berühmter Männer anzulegen, habe dieselben aus einem oder dem andern grösseren Werke ausgezogen, und dabei ganz nach Willkür gehandelt, bald mehr, bald weniger weggelassen und keine bestimmte Ordnung beobachtet; wahrscheinlich sei es jedoch, dass er auch dabei die Bücher des Cornelius Nepos benutzt habe, und nicht zu verkennen, dass die Biographieen aus dem goldenen Zeitalter der römischen Litteratur herrühren. Dieses Resultat befriedigt aber wenig oder gar nicht, da zu einem unbekannten Dritten die Zuflucht genommen wird. Wenn die Autorschaft zwischen zwei Männern schwankt, und man kommt zu der Ueberzeugung, dass der Eine von ihnen ganz mit Unrecht concurrirt, so ist doch wohl der ganz natürliche Gang der Untersuchung der, dass man sorgfältig erwägt, ob das in Rede stehende Werk mit dem, was uns von dem Anderen bekannt ist, übereinstimmt, und erst wenn dieses durchaus nicht möglich ist, darf man sich nach einem Dritten umsehen. In unserm Falle aber, meine ich, sind wir dazu wohl nicht genöthigt; denn sobald man nur die Schrift von dem richtigen Standpunkte aus betrachtet, muss man sich überzeugen, dass sie dem Cornelius Nepos nicht abzusprechen sei. Zuerst müssen wir aber darin im Klaren sein, zu welchem Zwecke und für welche Leser dieselbe geschrieben wurde. — Aus mehreren Stellen nun **) kann man wohl mit Sicherheit schliessen, dass der

*) Vergl. den Bericht desselben über die Gelehrtenversammlung. Neue Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 1843. 3tes Heft. p. 305—340. Fast dieselbe Ansicht hat schon Meyer in Zimmermann's Z. f. A. 1835. Nr. 130 ausgesprochen; nur hält er auch, was Bähr nicht thut, die Biographieen des Cato und Atticus für Erzeugnisse des Aem. Probus.

**) Praef. 2. Pelop. I. 1. Epamin. I. 1. Hannib. V. 4.

Verfasser durch diese Lebensbeschreibungen seinen Mitbürgern habe die verschiedenen Mittel und Wege vor die Seele führen wollen, wie Männer, deren Namen gefeiert sind, zum Ruhme gelangten und sich Verdienste erwarben, um sie dadurch zur Nacheiferung anzuspornen, ihnen Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit einzuflössen, und die Gefahr zu zeigen, welcher die Republik durch ihre Hinneigung zur Monarchie entgegen ging *). Das Letztere geht vorzüglich aus der für den kleinen Umfang des Buches verhältnissmässigen grossen Menge solcher Stellen hervor, in denen sich Ausfälle gegen die Alleinherrschaft finden und welche schon Lambinus als den schlagendsten Beweis dafür brauchte, dass der Verfasser der vitae in den letzten Zeiten der römischen Republik gelebt habe. Der Umgang mit Atticus und Cicero rechtfertigt aber wohl eher die Annahme, dass Nepos mit denselben gleicher politischer Gesinnung, als dass er anderer gewesen sei; daher lässt es sich recht gut denken, dass derselbe in einer Schrift den oben angegebenen Zweck verfolgen wollte **). Gewiss hatte er aber keine Zeit zu verlieren, um ihn noch erreichen zu können, deswegen eilte er, sein Werk noch zu vollenden und bekannt zu machen, ehe sich Octavian allein des Ruders des Staates völlig bemächtigt hatte; auf diese Weise erklärt sich die festinatio, welche er zu Ende der Vorrede selbst gesteht. In dieser festinatio nun ist auch zugleich ein Grund zu suchen, warum die Ausführung nicht so gelungen ist, wie sie bei grösserer Musse und bei mehrmaliger Ueberarbeitung gelungen wäre. Ich will jedoch damit durchaus nicht sagen, dass durch sie alle jene Mängel der Schrift entschuldigt werden müssten, die sich zwar nicht wegläugnen lassen, die aber gewiss von den Meisten in ein zu grelles Licht gestellt worden sind. Nachlässigkeit in der Verbindung und Zusammenstellung der einzelnen Thatsachen und in der Aneinanderreihung der Sätze finden wir sehr häufig zu rügen, und es drängt sich uns unwillkürlich der Gedanke auf, dass wir nur einen Auszug vor uns haben.

Es ist ein eigenes Zusammentreffen, dass das dunkle Epigramm gerade unter einer Schrift von einer solchen Beschaffenheit gefunden

---

*) Vergl. Lieberkühn p. 95. Freudenberg. Quaestt. hist. in Corn. Nep. Part. I. Coloniae Agrip. 1839 in der Praef.

**) Auch in der Angabe des Zweckes stimmen nicht Alle überein, vergl. Lieberkühn p. 95. Anmk. — Schlosser's Ansicht (Universalhist. Uebersicht II. 2. 565), die dort nicht angeführt ist: „Cornel habe seine Schrift, in der man Muster von allen Tugenden findet, dem Sallust entgegenstellt, welcher Beispiele von Lastern und Fehlern gibt, kann ich auch nicht theilen, sondern ich glaube, dass dieser Gegensatz nur zufällig sei. In Betreff des von Mehreren (Hermann, Meyer, Nissen, Wiese, Bär) behaupteten Schulzweckes vergleiche man Lieberkühn pag. 98. Anmk., welcher dagegen auf die Vorrede u. Pelop. I. 1. verweist. Mir scheinen sich damit auch nicht die Stellen Dion IV. Alcib. II. Lys. II. vereinigen zu lassen. Und wie konnte Probus einem Kaiser ein solches Buch, mit so häufigen Ausfällen gegen die Monarchie, als Schulbuch überreichen?

wurde; denn dies musste die Wahrscheinlichkeit noch vermehren, dass Probus dieselbe, wenn nicht verfasst, doch mehr oder weniger umgestaltet habe. Hätte man dieselben Verse unter derselben Bedingung, d. h. ohne dass der Name des Cornelius Nepos als des Verfassers in den Handschriften genannt gewesen wäre, bei einem andern Werke desselben, das Gegenstände aus der römischen Geschichte behandelte, z. B. unter den Biographieen berühmter römischer Feldherrn gefunden; dann wäre man gewiss nicht so lange in Ungewissheit darüber gewesen, was von ihnen und den Versen zu halten sei. Ich glaube aber, dass man es bis jetzt noch viel zu wenig beachtet und hervorgehoben hat, dass die uns erhaltenen Biographieen diejenigen ausländischer, meistens griechischer Feldherrn sind, und dass Cornel, um sie seinen Mitbürgern mittheilen zu können den Stoff aus sehr vielen griechischen Geschichtswerken zusammentragen und zu einem Ganzen vereinigen musste *).

Diese schon an und für sich sehr schwierige Aufgabe konnte er aber eben deswegen um so weniger befriedigend lösen, als ihm die zu einer tüchtigen Verarbeitung des Stoffes erforderliche Zeit mangelte. Die vitae exc. impp. sind daher allerdings nichts anders als Auszüge, aber von Cornelius Nepos selbst gemachte Auszüge aus griechischen Werken. Wir finden ja so viele Stellen, in welchen die Worte des Thucydides und Anderer nur übersetzt sind, und es ist ganz natürlich, dass der Schriftsteller, durch ein zu gegenaues Anschliessen an das Original, häufig zu griechischen Wendungen und zum Gebrauche von griechischen Wörtern verleitet wurde. Auch bei demjenigen, welcher sonst seine eigenen Gedanken und Ansichten so fliessend und bestimmt, als man es nur verlangen kann, auszudrücken pflegt, wird man häufig auf Mängel und Härten der Schreibart stossen, sobald er die Berichte Anderer nacherzählt, besonders wenn er dieselben in einer fremden Sprache vor sich hat **).

Die Quellen, aus denen Corn. Nepos in den einzelnen Biographieen seine Nachrichten geschöpft zu haben scheint, sind uns durch mehrere dankenswerthe Untersuchungen nachgewiesen worden ***).

---

*) Die Mittel dazu mochte ihm wohl die sehr reichhaltige Bibliothek des Atticus (vergl. Hullemann's Diatribe etc. p. 174) liefern, welche auch Cicero benutzte. Vielleicht hat er auch aus Dankbarkeit für diese Unterstützung, das Buch selbst seinem Freunde gewidmet.

**) Mit Recht hat Lieberkühn p. 111 zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass sehr viele Wörter, an denen man Anstoss genommen hat, Provinzialismen sind, von denen sich einige auch bei Plinius und Livius, welche ziemlich aus derselben Gegend stammen, finden. Uebrigens muss man auch nicht vergessen, dass zur Zeit des Cornel erst die römische Prosa anfing, besonders durch Cicero ausgebildet zu werden, und dass die Einfachheit und Kürze bei den ersten Versuchen historischer Darstellung noch eine Folge von den vorher allgemein gewöhnlichen Annalen ist.

***) Hisely: Disquisitio critica de fontibus et auctoritate Corn. Nepotis. Delphis Batavorum 1827. — Wichers unter demselben Titel

Dabei hat es sich nun herausgestellt, dass wohl noch viele benutzt worden sein mögen, die für uns verloren gegangen sind, allein zugleich auch, dass unter den aufgefundenen keine ist, die einer späteren Zeit angehörte. Rinck glaubt zwar in seinen Prolegg. §. 14 eine häufige Uebereinstimmung mit Plutarch und Diodor entdeckt zu haben; jedoch, so abgeneigt ich auch übrigens bin, durch die Annahme von uns unbekannten Quellen, wie es so viele gethan haben, manche Schwierigkeiten in den vitis zu heben, so glaube ich doch in diesem Falle vermuthen zu können, dass, wo die anderen Schriftsteller anders erzählen und die Erzählung in den vitis mit der des Diodor und Plutarch übereinstimmt, Cornelius Nepos derselben Quelle gefolgt sei, die jene Beiden später auch benutzt haben, bei uns aber verloren gegangen ist. Während dieselben übrigens sehr häufig eine Begebenheit gleichlautend mit den angesehensten Geschichtsschreibern berichten, wird dieselbe in unsern Biographieen ganz anders dargestellt, so dass, wenn nach Rinck's Meinung Probus blos das verloren gegangene Buch des Cornel ersetzen wollte, es nicht einzusehen ist, warum derselbe die übereinstimmenden Angaben jener nicht beibehalten, sondern die abweichenden einzelner weniger bekannten Schriftsteller vorgezogen hat. Hätte er dadurch seine Gelehrsamkeit und seine Mühe (was noch am ersten dankbar wäre) zeigen wollen, würde er dann nicht die Namen derselben angeführt haben, als sich so dem Verdachte auszusetzen, seine Erzählungen seien ersonnen? Dieser Verdacht nun (auf Veranlassung der Stelle Gellius XV. 28) oder doch wenigstens der Vorwurf einer grossen Nachlässigkeit und Unbesonnenheit in der Wahl seiner Gewährsmänner, hat auch den Cornelius Nepos getroffen; doch muss er, so sehr auch der Schein gegen ihn ist, davon frei gesprochen werden. Wie schon erwähnt wurde, wollte er ja durch seine Biographieen eigentlich keinen Beitrag zur Geschichte liefern, sondern seine Mitbürger zu grossen und edlen Thaten ermuntern. Wie nun aber ein Maler bei einem Gemälde, das für den grossen Haufen bestimmt und auf augenblickliche Wirkung berechnet ist, lebhaftere Farben wählen, dieselben stärker auftragen, und bei der Composition Manches mit hineinziehen und anbringen muss, was er sonst verschmäht haben würde, so fühlte auch Cornelius recht wohl, dass er, um seine Helden grösser und erhabener darzustellen, besonders solche Erzählungen annehmen müsse, welche die Herzen mächtig ergreifen und Bewunderung erzeugen. Gewiss nur diese Ueberzeugung und nicht die grössere oder geringere historische Glaubwürdigkeit leitete seine Wahl unter den von ihm verglichenen Geschichtsschreibern. Deswegen hat er Vieles verschwiegen und Anderes, selbst wenn er es vielleicht nur durch Hörensagen erfahren hatte, in seine Darstellung mit einge-

---

Groningae 1828. — Ekker in Actt. societ. Rheno-Traject. P. III. p. 193 seqq. — Jul. Wiggers: De Corn. Nep. Alcibiade Quaestt. critt. et hist. Lipsiae 1833. — Ausserdem noch Lieberkühn in seiner Abhandl. v. S. 118—178 und Freudenberg in der angef. Schrift.

flochten. Hieraus erklären sich aber auch die vielen historischen Irrthümer, die von denen, welche das Buch dem Probus zuschrieben, eifrig hervorgesucht und ausgerufen worden sind. Mögen auch vielleicht mehrere noch mit Unrecht als solche angesehen werden, mag man aber auch dafür wieder neue auffinden: die Lösung der Frage nach der Aechtheit der Biographieen wird dadurch nicht besonders gefördert werden. Je mehr Nachrichten ihm nun über die einzelnen Feldherrn zu Gebote standen, desto schwieriger war die Auswahl und die Zusammenstellung des Stoffes, desto schwieriger aber auch die Darstellung selbst. Wenn also, wie schon Gebhard in seinem Spicileg. ad praef. Nepotis erinnert, und Rinck Prolegg. p. XLIII. vorzüglich hervorgehoben hat, das Leben des Datames sich sowohl im Stile, als auch in der ganzen Composition vor den übrigen auszeichnet, so sehe ich den Grund davon nur darin, dass Cornelius dabei nur eine oder nur wenige Quellen benutzt hat *).

Diese Biographie scheint mir nun die Mitte zu bilden zwischen denen der übrigen Feldherrn und der des Atticus; denn bei der Abfassung der letztern konnte sich Corn. ganz frei bewegen; hier theilt er eigne Erlebnisse, eigne Betrachtungen mit; daher können wir erst aus dieser seinen Stil, seine Darstellungsweise erkennen. Natürlich hat denn dieselbe auch einen andern Charakter, eine andere Farbe als die übrigen, und aus diesem Grunde trug man immer Bedenken, für Alle denselben Verfasser anzunehmen, und stimmte fast durchgängig darin überein, dass das Leben des Atticus und auch des Cato ächte Werke des Corn. Nepos seien. Erst Held erregte 1826 in seinen Prolegg. ad T. Pomp. Atticum auch gegen diese Biographieen Verdacht, fand aber fast überall Widerspruch **). Rinck stellt, um seine Behauptung, dass Pobus den Stil des Corn. Nepos nachgeahmt habe, zu beweisen, die Stellen zusammen, aus denen eine Aehnlichkeit zwischen den übrigen Biographieen und der des Atticus und des Cato hervorgeht, und meint, ein und derselbe Schriftsteller würde dieselben Redensarten nicht wiederholt haben. Ein Jeder fühlt, wie schwach und unzureichend dieser Beweis ist; wie viele Schriften, die augenscheinlich von demselben Verfasser herrühren, müssten dann wegen solcher Wiederholungen Nachahmern zugeschrieben werden! Derselbe weist p. CLXI die von Lieberkühn p. 114 ff. angeführten Aehnlichkeiten durch den Einwand zurück, es seien dies keine Eigenthümlichkeiten, sondern alle guten Schriftstel-

*) Während Rinck in den andern Biographieen Alles tadelt, sucht er in dieser, welche er dem Cornel zuschreibt, Alles zu entschuldigen. So zieht er auch da, wo derselbe vom Diodor abweicht, eher die Richtigkeit der Angabe dieses als des Cornel in Zweifel!

**) Nur Meyer a. a. O. stimmte ihm bei; sonst wurde seine mit zu grossem Argwohne geführte Untersuchung getadelt: Allgem. Schulzeitung 1828. Abthlg. II. Nr. 52. Walichi p. 38. Lieberkühn pag. 52—64. Lütkenhus p. 61—63. Hullemann p. 5. Selbst Rinck erklärt sich in seinen Prolegg. p. XLVII. gegen ihn.

ler hätten dergleichen Wendungen und Redensarten mit einander gemein. Nun hat er ja aber gerade selbst solche Eigenthümlichkeiten nachgewiesen, in denen er die Nachahmung besonders deutlich zu erblicken glaubt, also Lieberkühn's Beweise, ohne es zu wollen, vervollständigt. Auch Benecke (in der Vorrede) verkennt nicht die Aehnlichkeit, welche die Biographie des Atticus mit den übrigen hat, doch sucht er den Grund davon mehr darin, dass sie zu derselben Zeit, als dass sie von demselben Verfasser geschrieben seien. Wie nun also darüber, dass alle in vielen Stücken einander gleichen, kein Zweifel mehr herrschen kann, und die Annahme eines und desselben Verfassers vollkommen gerechtfertigt wird, so erklärt sich ihre Verschiedenheit auf natürliche Weise durch die Verschiedenheit des behandelten Stoffes.

Dass übrigens die Biographieen des Cato und Atticus nicht mit zu der Schrift de vit. exc. impp. gehören, versteht sich schon von selbst; doch wird es in den Handschriften noch besonders durch die Ueberschrift: „E Corn. Nepotis libro de latinis historicis" angedeutet. cf. Rinck Prolegg. p. XVI.

Verweilen wir jetzt noch ein wenig bei der Frage, ob beide Schriften, sowohl die de latinis historicis als auch die de exc. impp. als für sich bestehende anzusehen seien, oder ob sie eine Beziehung zu jenem grössern Werke: de viris illustribus haben. Die letztere Ansicht ist seit Mosche's vortrefflicher Abhandlung fast allgemein herrschend geworden, nur hat man sich wieder darüber gestritten, ob die vitt. exc. impp. als ein vollständiger Theil desselben oder nur ein Theil von einem Theile oder aber von mehreren Theilen angesehen werden müssen *). Lieberkühn schliesst sich im Allgemeinen in seiner Untersuchung an Mosche an, obgleich er mehrere von diesem und von Dähne angeführte Gründe als ungenügend mit Recht zurückweist (p. 78—80). Dagegen sind aber auch nicht alle seine Gründe haltbar, wie Nissen (Z. f. A. 1839. Nr. 156) gezeigt hat **).

Demungeachtet liegt es immer noch klar genug am Tage, dass die vitt. exc. impp. mit zu dem Werke de viris illustribus gehören. Ich kann mich jedoch noch nicht davon überzeugen, dass dieselben

*) Das Letztere glaubt Walichi, dem Probus die vitas aus verschiedenen Büchern, von denen jedes einzelne nur über die Feldherrn eines Staates gehandelt haben soll, unverändert ausgewählt, und nur die kurze Uebersicht de regibus selbst verfertigt zu haben scheint. Mit Recht trifft ihn aber der ihm in einer Rec. seiner Schrift (N. Jahrb. f. Philol. u. Päd. 1840. Bd. 28.) gemachte Vorwurf, dass er sein Urtheil über die Beschaffenheit der vitt. exc. impp. durch eine erst von ihm selbst willkürlich angenommene Anordnung des Werkes de viris illustribus bestimmen lässt, während doch, sobald es erwiesen ist, dass die vitt. exc. imp. ein Theil jenes grösseren Werkes sind, nur vor ihrer Eintheilung und Anordnung auf dasselbe, das uns ganz unbekannt ist, geschlossen werden kann.

**) Z. B. die Schlüsse aus den Worten „exorsi sumus" in der Vorrede, und aus „saepe" Dion IX. 5., wo er auch mit Bardili tom. I. p. C. übereinstimmt.

ein ganz vollständiger Theil seien, sondern ich glaube vielmehr, dass die Biographieen römischer Feldherrn die andere Hälfte dazu bildeten und beide zusammen erst die ganze Abtheilung: de vita excellentium imperatorum ausmachten. Die beiden Theile des Bandes lassen sich schon aus der ganzen Vorrede erkennen, wo die Sitten der Griechen denen der Römer entgegengehalten werden; auch sprechen dafür die Worte zu Ende der vit. Hannib.: „quo facilius collatis utrorumque factis etc." Daher verstehe ich auch „liber" in der Vorrede (in hoc exponemus libro) so, dass Cornelius dadurch das Buch, den Band de exc. imperatoribus den übrigen Büchern: de claris oratoribus, de historicis, de regibus entgegensetzt *), am Ende der vit. Hannib. aber (Sed nunc tempus est hujus libri facere finem et Romanorum explicare imperatores) damit das erste Buch, den ersten Theil des ganzen Buches oder Bandes meint. Aus demselben Grunde mag ich auch nicht, wie Lieberkühn die magnitudo voluminis, von welcher in der Praef. die Rede ist, so auffassen, als sei der beabsichtigte, in der ganzen Einrichtung liegende, geringe Umfang des Bandes der Grund, dass sich der Verfasser nicht weiter aussprechen könne, sondern da es, obgleich wir die Zahl der Biographieen römischer Feldherrn nicht wissen, doch wahrscheinlich ist, dieselbe sei nicht gering gewesen, so konnte der Umfang des ganzen Bandes, in jener Zeit, wo noch nicht so viel zusammengeschrieben wurde, wie in unsern Tagen, immerhin als ein grosser erscheinen. —

Daran, dass unter die griechischen Feldherrn auch einige von andern Völkern mit aufgenommen worden sind, dürfen wir keinen Anstoss nehmen; ebensowenig kann es aber auch auffallen, dass es, nachdem doch die Biographie des Datames vorangegangen ist, heisst: Hifere fuerunt Graeciae gentis duces, da ja die Menge der griechischen Feldherrn bei weitem überwiegend ist. Die Biographieen des Hamilcar aber und Hannibal boten einen passenden Uebergang zu den römischen Feldherrn dar, deshalb sind auch diese hinzugefügt worden.

Was jenes fälschlich und gegen die Handschriften vom Leben des Timoleon getrennte und de Regibus überschriebene Stück betrifft, so ist dasselbe augenscheinlich ein von Corn. Nepos selbst gefertigter Auszug aus seinem eigenen ausführlichen Buche „de Regibus", welchen er der Vollständigkeit wegen hinzusetzte, weil sich ja auch unter den Königen einige als Feldherrn ausgezeichnet haben. Freilich konnte er, um bereits Erzähltes nicht noch einmal zu wiederholen, fast nur die Namen derselben nennen; übrigens aber die Leser auf jenes Buch verweisen. Dass hier die Zahl der Ausländer überwiegend ist, darf Niemanden wundern; da ja in Griechenland das Königthum sich nicht lange erhalten hat. Dem Agesilaus aber,

*) Auf gleiche Weise erklärt es Lieberkühn; Nissen hingegen a. a. O. versteht es auch hier nur von einem Theile, von dem ersten Buche des ganzen Bandes und ergänzt zu exc. impp. das Wort „Graecorum". Durch Ergänzungen kann man aber freilich jede Stelle beliebig deuten!

welcher, wie eigentlich alle Könige Spartas nur dem Namen nach König war, gebührte passender eine Stelle unter den Feldherrn.

In Bezug' auf die jetzige Ordnung der vitae bin ich ganz der Meinung Lieberkühn's, welcher p. 81 die auch von Bardili und Dähne gebilligte Ansicht Titze's verwirft und nachweist, dass dieselbe die ursprüngliche sei. Nissen pflichtet ihm darin auch bei, doch sind seine Gründe gegen Titze (a. a. O.) nicht besonders gewichtig. Rinck nimmt dagegen noch an zwei Stellen Anstoss, nämlich an de regg. I. 1 und Timoth. IV. 4. Von der ersteren (Hi fere fuerunt Graeciae gentis duces) war schon oben die Rede; die andere aber heisst: Haec extrema fuit aetas imperatorum Atheniensium Iphicratis, Chabriae, Timothei, neque post illorum obitum quisquam dux in ulla urbe fuit dignus memoria. Er sagt nämlich, wenn der Athener Phocion, dessen Leben bald darauf erzählt wird, nicht wichtig genug gewesen wäre, hätte ihn ja Cornelius ganz weglassen können. Allein warum derselbe dies nicht gethan hat, sehen wir gleich aus den ersten Worten der vit. Phoc.; denn nicht wegen seiner Kriegsthaten, sondern wegen seines sonstigen musterhaften Lebenswandels hat er ihn aufgenommen *). Wie wir nun in den Biographieen der griechischen Feldherrn einen grossen Theil, und wahrscheinlich die Hälfte des Bandes de exc. imperatoribus besitzen, scheinen die Biographieen des Cato und Atticus (auch das, was uns von dem Briefe der Cornelia, der Mutter der Gracchen, erhalten ist) ein kleines Fragment von dem Buche de Latinis historicis zu sein, und zwar muss erstere wieder als ein Auszug des Cornelius aus seiner ausführlichen besonderen Schrift über Cato angesehen werden, welchen er, damit es nicht den Anschein hätte, als habe er den Cato unter den Geschichtsschreibern vergessen, dem Buche, welches über dieselben handelte, mit beifügen musste.

Die Biographie des Atticus aber kann, nicht so, wie sie uns jetzt übrig ist, in dem Buche de latinis historicis gestanden haben, sondern ich halte sie, wozu auch Lieberkühn geneigt ist, für eine zweite Bearbeitung. Als er jene erste Biographie für dieses Buch schrieb, lebte Atticus noch; nach seinem Tode aber gab er dieselbe, bis zu Ende geführt und vielleicht noch in manchen Stücken verändert, noch einmal besonders heraus; dadurch erledigen sich auch viele Angriffe von Held von selbst **). Das Buch de latinis historicis ist doch gewiss zu derselben Zeit mit dem de Graecis historicis herausgegeben worden, und da auf das Letztere im Dion verwiesen wird, so kann man annehmen, dass Beide dem Buche de exc. imperatoribus vorangegangen seien. Wie reimt es sich nun aber damit

*) Wenn in vielen Mss. die vitae in einer ganz eigenen Ordnung stehen, so kommt dies wohl daher, dass hin und wieder anfangs nur ein Theil derselben abgeschrieben worden war und die anderen dann später nachgetragen wurden.

**) Wie weit die erste Biographie gegangen sei, ergibt sich aus den Worten des IX. Cap. „Hactenus Attico vivo edita a nobis sunt.“

zusammen, dass die Vorrede dieses an den Atticus gerichtet ist, wenn der Tod desselben schon in einem früheren Buche berichtet war? —

Atticus starb aber im Jahre 722 U. C.; daraus lässt sich vermuthen, dass die neue Bearbeitung und Herausgabe der Biographie desselben nach der Schlacht bei Actium, unter der Regierung des August, stattgefunden habe, während die vitt. exc. impp., wie auch die übrigen Bücher, de viris illustribus, nicht lange nach dem Tode des Cicero und der Schlacht bei Philippi, herausgegeben zu sein scheinen *). Wenn nun Cornelius sich in der späteren Biographie gemässigter zeigt und nicht mehr so gegen die Alleinherrschaft ankämpft; wer wird ihn deswegen tadeln, oder gar aus der verschiedenen Gesinnung auf eine Verschiedenheit der Verfasser schliessen wollen? Was er zur Abwendung der neuen Regierungsform thun konnte, hatte er mit vielen Anderen gethan; waren nun aber dennoch alle Bemühungen erfolglos geblieben, zeigte er sich dann nicht klüger, wenn er sich in das Unvermeidliche mit Ruhe schickte, als wenn er fortgefahren hätte, sich unnützer Weise zu ereifern? Ueberdiess war er nun auch älter geworden und seine Ansichten hatten sich gewiss in mancher Beziehung geändert.

Woher kommt es nun aber, dass gerade die beiden Biographieen des Cato und Atticus erhalten sind? wie erklärt es sich, dass sie in den meisten Handschriften bei den Biographieen berühmter Feldherrn gefunden werden? Hier könnte man zu dem Zufalle seine Zuflucht nehmen, welcher ja oft im Leben in allen Verhältnissen so sonderbar spielt; doch lässt es sich auch wohl denken, dass Jemand, der Alles, was er über den Atticus fand, begierig sammelte, veranlasst wurde, sich nur diese beiden Biographieen abzuschreiben; denn auch zu Ende des sonst sehr unbedeutenden Lebens des Cato wird der Name des Titus Pomp. Atticus genannt. Waren dieselben nun einmal in einem Codex erhalten, so mochte wohl ein Anderer, welche ihre Aehnlichkeit mit den Biographieen berühmter Feldherrn bemerkte, oder auch weil dieselben dem Atticus gewidmet sind, bestimmt werden, sie dort noch mit hinzuzufügen. Von dieser Handschrift gingen sie dann in andere über, während sie bei andern wieder fehlen **). —

*) In den ersten 19 Capiteln der vit. Att. wird nämlich nichts erzählt, was später, als bis zum Jahre 42, geschehen ist; auch wird in einem Fragmente aus dem Buche de latin. historicis der Tod des Cicero † 43, erwähnt. — Wenn auch nicht alle Bücher auf einmal erschienen sind, mag doch zwischen den einzelnen kein grosser Zwischenraum gewesen sein. Vergl. auch Lieberkühn p. 22.

**) Allein, d. h. ohne die vitt. exc. impp. stehen beide Biographieen in dem Cod. Mediceus 30. Pluteum LXIII. aus dem 15. Jahrh. und im Cod. Ambrosianus aus dem 14. Jahrh. In einigen steht auch nur die des Atticus allein, man vergl. Rinck Prolegg. p. XVIII. Ueber die Mss., welche nur die vitt. exc. impp. haben, vergl. Rinck ebendaselbst. In anderen, z. B. dem Vossianus B und Marcianus A ist wieder nur die vit. Caton. angehängt.

Findet es nun aber Jemand auch auffallend, dass die vom Cornelius in den vitt. exc. impp. gegebenen Nachrichten von keinem spätern Geschichtsschreiber benutzt worden sind, so möge er sich nur noch einmal daran erinnern, dass dieselben aus griechischen Quellen geschöpft sind, und diese musste natürlich jeder gewissenhafte Geschichtsschreiber lieber selbst vergleichen, als sich dabei auf einen Andern verlassen. In Bezug' auf römische Geschichte genügte aber die Auctorität des Cornelius; daher sind auch fast alle Fragmente bei dem Plutarch aus dieser. Selbst Einiges aus dem Buche de exc. impp. Romanorum scheint uns von demselben erhalten zu sein, z. B. über den Lucullus (vergl. Plutarch, vit. Luculli 43. 3. und über den Marcellus (Plut. vit. Marcelli c. 30 und ej. Compar. Pelop. cum Marc. c. I) *).

Wenn ich nun am Schlusse dieser Untersuchung noch einmal aus voller Ueberzeugung das Urtheil ausspreche: dass die Biographieen berühmter Feldherrn sowohl, als die des Cato und Atticus, so wie wir dieselben in den Händen haben, von Cornelius Nepos geschrieben und herausgegeben worden sind, so behaupte ich nicht damit auch zugleich, dass in ihnen gar keine Verstümmelung und Verunstaltung des Textes zu finden sei: dieses durch unkundige Abschreiber und durch Beschädigung der Handschriften verursachte Missgeschick theilen sie mit allen uns überlieferten Werken der Alten. Jedoch muss ich mich auch dagegen erklären, wenn Manche vielleicht glauben sollten, in ihnen eher und öfterer als anderswo durch Annahme von Interpolation und Transposition dunkle Stellen verbessern und Widersprüche mit anderen Schriftstellern entfernen zu können. Ein Beispiel davon habe ich wenigstens in jener Stelle gefunden, wo von den dem Themistocles errichteten Denkmälern die Rede ist. Them. X. 3. heisst es nämlich: Huius ad nostram memoriam monumenta manserunt duo: sepulchrum prope oppidum,

---

*) Weil Plutarch den Corn. Nepos als Zeugen dafür anführt, dass Hannibal einige Male von Marcellus besiegt worden sei, und dieser doch in vit. Hannib. c. V. erzählt, Hannibal sei, so lange er in Italien gewesen, nicht besiegt worden, meint Held, Prolegg. p. 15. Anmerk., die Stelle (comp. Pelop. cum Marcello c. 1.) spräche für diejenigen, welche die vitt. exc. impp. dem Cornelius nicht zuschreiben wollten. Ich glaube aber, dass Plutarch sich auf das von Cornelius geschriebene Leben des Marcellus bezieht; denn Letzterer pflegt immer den Mann, von welchem er gerade schreibt, besonders zu erheben (vergl. Wiggers in der oben angef. Schrift p. 29—31.). Was wir in dem Leben des Hannibal lesen, findet sich fast wörtlich auch bei Diodor cap. 26., und es ist wahrscheinlich, dass Beide den Sosilus benutzt haben (vergl. Rinck Prolegg. p. CXLI.). Später, als Cornel d. Leben d. Marcellus schrieb und ihn keine griechischen Quellen mehr leiteten, schöpfte er aus römischen Berichten, und stimmt daher mit Caesar und Livius überein. Die Erzählung aber von den Ueberresten des Marcellus (Plut. vit. Marc. c. 30.), in welcher er von Livius und Cäsar abweicht, hatte er vielleicht nur durch Hörensagen erfahren und, wie er überhaupt gern Auffallendes und Merkwürdiges mittheilt, auch nur deswegen mit aufgenommen.

in quo est sepultus; statuae in foro Magnesiae. Die Worte „in quo est sepultus“ sind anstössig, man mag sie nun zu sepulchrum oder zu oppidum ziehen; denn ein Grabmal, oder vielmehr ein *κενοτάφιον* des Them. war in der Nähe von Athen (vergl. Pausan. Attic. I. p. 3.). — Thucydides (I, 138.), Plutarch (Themist. c. 32.) und Diodorus Siculus (XI, 58.) haben aber berichtet, dass Themistocles auf dem Forum von Magnesia begraben sei.

Dederich (Rhein. Mus. 1834. p. 340.), Freudenberg (Quaestt. histt. Part. I. p. V.) und Bremi in seiner Ausgabe vermutheten daher, dass hier der Text eine wesentliche Umgestaltung erlitten habe. Mir scheint dieselbe aber nicht so gross zu sein, denn wenn wir statt „in“ „*et*“ lesen und anders interpungiren, also: Huius ad nostram memoriam monumenta manserunt duo: sepulchrum prope oppidum, et, quo est sepultus, statuae in foro Magnesiae; ist der ganze Widerspruch gehoben. Ein unwissender Abschreiber, welcher die Bedeutung des Wortes „oppidum“ nicht kannte (vergl. Milt. IV, 1. Them. II, 8. Alcib. III, 2.) und glaubte, das eine Denkmal sei nahe bei der Stadt Magnesia, das andere in dieser Stadt selbst gewesen, mag wohl die Stelle verdorben haben, indem er sie verbessern wollte. — Ich zweifle nicht, dass sich diesem Beispiele noch andere hinzufügen lassen.

Dies sind also die Resultate, zu welchen ich gelangt bin; sollte ich dadurch etwas Weniges dazu beitragen, dass endlich einmal Cornelius Nepos in seine Rechte wieder allgemein eingesetzt wird, so kann mir dies die grösste Befriedigung sein; sonst werde ich aber auch sehr gern und dankbar, wenn ich hie und da vielleicht das Richtige nicht getroffen habe, Gegengründe und Belehrung annehmen. —

Görlitz, im Januar 1844.

Die sinkende Wirksamkeit der deutschen Gymnasien.

Ein prophylaktischer Versuch*).

Erste Abtheilung.

Dem prüfenden Beobachter der gegenwärtigen Verhältnisse der deutschen Gymnasien kann kaum eine Erscheinung entgehen, welche

*) Obgleich, was die nachfolgenden Blätter enthalten, aus inniger, zum Theil auf vieljährige Erfahrung sich gründender Ueberzeugung niedergeschrieben worden ist, so würde ich mich doch kaum entschlossen haben — so noth es auch thun mag, jetzt davon zu sprechen —, das Manuscript der Oeffentlichkeit zu übergeben, wenn mich nicht ein Aus-

wohl im Stande ist, seine Blicke zu fesseln und ihn für die segensvolle Wirksamkeit dieser Anstalten besorgt zu machen. Ich meine das immer deutlicher hervortretende Missverhältniss zwischen dem Darbieten der reichen wissenschaftlichen Schätze von Seiten der Lehrer und dem Aufnehmen des Dargebotenen von Seiten der Schüler, zwischen dem Fleiss des Unterrichts und der dadurch in den Seelen der studirenden Jünglinge erzielten Wirkung, zwischen dem Umfange und der Vielseitigkeit des Lehrstoffs und der durch die Mittheilung desselben erreichten, grösstentheils nur mangelhaften Belehrung. Ist nun ein solches Missverhältniss wirklich vorhanden und wird dasselbe gerade in unsern Zeiten grösser, so ist die nothwendige Folge davon, dass die Gymnasien immer weniger im Stande sein werden, in wissenschaftlicher Beziehung das zu leisten, was sie früher geleistet haben, und dass mithin unsere studirenden Jünglinge, wenn sie die Gelehrtenschule verlassen, in Zukunft auf einer tieferen Stufe wissenschaftlicher Bildung stehen müssen, als die war, auf welcher in den meisten Fällen die Schüler früher, und selbst vielleicht noch vor zehn Jahren, beim Abgange auf die Universität zu stehen pflegten. Der in diesen Bemerkungen für die Gymnasien liegende Vorwurf sinkender Wirksamkeit ist eben so auffallend, als wichtig. Auffallend ist er besonders deswegen, weil doch Jeder gern zugestehen wird, dass zu keiner Zeit für die wissenschaftliche Ausbildung der deutschen Nationen mehr gethan worden ist, als in unserm Jahrhunderte. Die deutschen Regierungen haben bisher mit vielen ausgezeichneten Männern unter den deutschen Gelehrten gewetteifert, das gemeinschaftliche Vaterland in Bezug' auf geistige Bildung auf einen Höhenpunkt zu stellen, den es früher nie erreicht hat. Was jene mit seltner Liberalität durch materielle Unterstützungen gründeten oder erweiterten, vervollkommneten und auf jede Weise pflegten, das haben diese in grosser Vielseitigkeit auszuschmücken, zu beleben und zu fördern gesucht. Von diesen edlen Bestrebungen ist ein grosser Theil den deutschen Gelehrtenschulen zu Gute gekommen. Es giebt ja keine Regierung in Deutschland, die nicht in der Sorge für ihre Gelehrtenschulen mit der Zeit fortgegangen wäre, und an diesen selbst arbeiten eine Menge tüch-

---

spruch, den ich zufällig las, dazu bestimmt und mit einer gewissen Zuversicht erfüllt hätte. Dieser Ausspruch hat den hochgebildeten von Savigny zum Verfasser und lautet: „Es ist nicht Anmaassung, sondern recht und gut, wenn Jeder, der ein Herz hat für seinen Beruf und eine klare Anschauung von demselben, diese Anschauung öffentlich mittheilt." Wie mich nun dieses Wort des geistreichen Mannes ermuntert, mit meinem Versuche an das Licht zu treten, so veranlasst es mich auch zu der aufrichtigen Erklärung, dass ich weit entfernt bin von der Eitelkeit, in meiner Anschauung von dem deutschen Gymnasialwesen Alles für neu und eigenthümlich zu halten, dass ich vielmehr in den meisten Fällen nur Wahrheiten habe wiederholen wollen, die, obgleich ein Eigenthum früherer Zeiten, doch auch in unseren Tagen nicht ungesagt bleiben dürfen.
D. Verf.

tiger Lehrer, welche keine Mühe scheuen, theils durch das lebendige Wort für das Beste der studirenden Jugend zu wirken, theils den deutschen Büchermarkt in jedem Jahre mit einer grossen Anzahl schriftlicher Beförderungsmittel des Gymnasialunterrichts zu versehen. Ist der angedeutete Vorwurf bei diesen Verhältnissen gewiss auffallend, so wird er gerade dadurch auch im höchsten Grade wichtig und zu einer Lebensfrage für die Gymnasien. Denn was sagt er Anderes, als dass diese Anstalten trotz der aufopfernden Liebe, mit welcher sie gepflegt werden, trotz des Eifers, mit welchem an denselben gelehrt wird, nicht im Fortschritt, sondern im Rückschritt begriffen sind, dass sie den Ansprüchen an eine tüchtige Schulbildung, wie sie der Geist der wissenschaftlichen Gründlichkeit an sie macht, nicht mehr vollständig genügen können, dass ein Sinken der Wirksamkeit die trostlose Aussicht auf ein wirkliches Aufhören derselben eröffne? —

Ich glaube den angeregten Gegenstand mit allem Ernste und mit aller Gewissenhaftigkeit behandeln zu müssen. Daher kann ich mich nicht damit begnügen, jenen mangelhaften Zustand der deutschen Gymnasien nur flüchtig angedeutet zu haben; ich halte es vielmehr für meine Pflicht, ehe ich weiter gehe, genauer zu untersuchen, ob sich derselbe auch wirklich in praxi kundgebe oder nicht. Denn dass ich bei dieser Untersuchung nur die Erfahrung sprechen lassen müsse, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung. —

Es gab eine Zeit, in welcher man das „didicisse fideliter artes“ mit Recht auf unsere studirenden Jünglinge anwenden konnte. Ein anhaltender, treuer Fleiss, ein Eifer im Lernen, der sich durch nichts stören liess, ein Bestreben, den dargebotenen Stoff im Innersten zu erfassen und zu durchdringen, that sich an den meisten kund, und blieb natürlich nicht ohne die schönsten Folgen für ihre wissenschaftliche Ausbildung. Zeigte sich auch an ihnen hier und da ein wenig Pedanterie, so wurde diese doch durch den Reichthum gediegenen Wissens weit überwogen und deshalb auch gern verziehen. Unsere Schulen gaben damals — und diese Zeit ist eben noch nicht so lange verschwunden — das schöne Bild wahrer Gymnasien, wahrer geistiger Uebungsplätze; was von Seiten der Lehrer gegeben wurde, wurde von Seiten der Schüler treulich verarbeitet; jede geistige Anregung blieb nicht ohne die entsprechende Wirkung und konnte nicht ohne diese Wirkung bleiben, denn die Anregung entsprach der anzuregenden Kraft; das „ne quid nimis“ wurde sorgfältig beim Unterrichte beobachtet, damit der Lernende nicht mit aufzunehmendem Lehrstoffe überschüttet würde; mit einem Worte: noch nicht gefesselt durch ein Missverhältniss zwischen dem Darbieten, und zwischen der Fähigkeit des Aufnehmens, walteten die geistigen Kräfte des studirenden Jünglings frei und selbstständig, und entwickelten sich im ruhigen, naturgemässen Fortschritte. Jetzt ist es leider anders geworden. An die Stelle eisernen Fleisses und des durch denselben bedingten Durchdringens und tiefsten Erfassens des

dargebotenen Lehrstoffes ist eine Lauigkeit, eine Schlaffheit getreten, deren Folgen im Schulleben unserer Jugend nur zu klar am Tage liegen. Der Geist der Gründlichkeit hat dem Geiste der Oberflächlichkeit weichen müssen; bei einem gewissen äusseren Scheine von wissenschaftlichem Reichthume, der sich wohl gar noch mit seinem Flitterstaat brüstet, ist bei vielen unserer studirenden Jünglinge eine innere Leere, ein Mangel an wahrem Schmucke der Seele, an Kraft und Energie entstanden, der recht deutlich kundgibt, dass die Vielseitigkeit der neuesten Unterrichtsweise nicht in dem Grade anregend, erwärmend, befruchtend auf unsere Jugend einzuwirken vermöge, in welchem die früheren einseitigen Methoden zu wirken vermochten. Dieser traurige Geist der Oberflächlichkeit zeigt sich bei unseren Gymnasiasten gewöhnlich nicht gleichmässig in allen Lehrgegenständen, sondern in den meisten Fällen nur in einzelnen Disciplinen, und merkwürdiger Weise in denjenigen gerade am augenfälligsten, auf welche von Seiten der Schulen die meiste Zeit und Lehrkraft verwendet wird. In den classischen Studien ist er vorzüglich einheimisch geworden, in diesen Glanzpunkten alles Gymnasialfleisses, die aber leider anfangen, allmälig den rechten Glanz zu verlieren. — Ich wollte es mir gern gefallen lassen, wenn man mir bewiese, dass nur Liebe gegen die gute alte Zeit und deren Leistungen mein Urtheil über die Gegenwart bestimme, dass ich die jetzigen Leistungen der Gymnasien verkenne, und dass ich in meiner Besorglichkeit mit Gespenstern kämpfe, die nicht in unserem, im Lichte der Wahrheit fortschreitenden Gymnasialwesen, wohl aber in meiner kranken Einbildungskraft spukten. Allein hören wir die Stimmen der Erfahrung, lassen wir unsere Gymnasiallehrer selbst sprechen. Geben nicht gar viele ehrenwerthe Männer unter denselben zu, dass sie bei ihrem Lehrgeschäfte eine gewisse Unbehaglichkeit nicht besiegen können, eine Unzufriedenheit mit ihrem Wirken, die zunächst aus der Bemerkung entspringe, dass es ihnen nicht möglich sei, den Lehrstoff so zu behandeln, dass er in der Seele der Schüler hafte und die rechte Gestalt gewinne, dass er den Geist des Zöglings durchdringe und lebenskräftig das ganze Wesen desselben erfülle? Daher kommt es denn, dass nicht selten solche gewissenhafte Lehrer die Ursache von dem, was sie unzufrieden macht, in Mängeln ihrer Methode finden zu müssen glauben und nun in ein leidiges Experimentiren verfallen, wodurch sie doch ganz gewiss ihre Schüler nicht weiter bringen. Andere Lehrer, welche die Ursachen des geringen Erfolgs ihres Lehrgeschäfts nicht in sich selbst suchen, klagen bei ihren Schülern über Mangel an Bildungsfähigkeit und über Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit. Und was die letzteren Fehler betrifft, so haben sie auch wirklich vollkommen Recht: wer wollte es läugnen, dass, wie ich schon bemerkte, in den Studien vieler unserer jetzigen Gymnasiasten ein Geist der Nachlässigkeit herrschend geworden sei, der nichts Grosses und Ausgezeichnetes aufkommen lasse, wer wollte es in Abrede stellen, dass es jetzt kaum dem

tüchtigsten Lehrer gelinge, eine Zerstreutheit aus den Lehrsälen zu verbannen, die gleich einem Krebsschaden um sich greift und selbst gute Schüler mehr oder weniger ansteckt? So war es sonst nicht, das kann Jeder, der das jetzige und ehemalige Leben auf den Gymnasien aus Erfahrung kennt, mit gutem Gewissen behaupten.

Was schon von Seiten der Gymnasiallehrer Gegenstand vielseitiger Unzufriedenheit und bitterer Klagen geworden ist, das zieht auch die Aufmerksamkeit der Prüfungscommissionen auf sich, welche über die Maturität der Abiturienten zu entscheiden haben. Die Bedingungen, von welchen das Zeugniss der akademischen Reife abhängt, sind in der neuesten Zeit nicht höher gestellt, im Gegentheil in einigen Staaten gemildert worden, und doch lehrt die Erfahrung, dass man jetzt das Zeugniss vollkommener Reife weit seltener ertheilen kann, als früher, dass vielmehr die meisten Abiturienten auf einer Stufe der Mittelmässigkeit stehen, die noch Manches zu wünschen übrig lässt, ja dass sogar öfters die Leistungen der zu Prüfenden selbst höchst billigen Anforderungen kaum zu genügen im Stande sind. Und solche Urtheile müssen nicht selten über Jünglinge ausgesprochen werden, welche im Uebrigen alle Bestimmungen der Schulgesetze erfüllt und ihre Schulzeit redlich ausgehalten haben, denen man auch das allgemeine Zeugniss des Fleisses und des sittlichen Wohlverhaltens nicht absprechen kann. — Richtet sich unsere Aufmerksamkeit insbesondere auf die classischen Studien, so gewährt uns die neueste Zeit eine Erfahrung, welche keineswegs geeignet ist, die Leistungen unserer Gymnasiasten in denselben in einem günstigen Lichte erscheinen zu lassen. Ich glaube diesen Gegenstand besonders berühren zu müssen, um den oben ausgesprochenen Vorwurf der Oberflächlichkeit des humanistischen Wissens bei unseren Gymnasiasten auch vom Standpunkte der Erfahrung aus zu rechtfertigen. Fast kein studirender Jüngling bringt es auf der Schule zu einer gewissen Fertigkeit im Lateinisch reden und Lateinisch schreiben. Wohl lernt er hier mit Hülfe des Lexicons und der Grammatik sogenannte Scripta ausarbeiten, aber wenn es darauf ankommt, sich in lebendiger Rede schnell und gut lateinisch auszudrücken oder über irgend einen Gegenstand ohne weitere Vorbereitung lateinisch zu schreiben, da zeigt sich die Befangenheit auf jede Weise und der gute Wille des Jünglings kann seine Unbeholfenheit nicht besiegen. Selbst die mit Fleiss ausgearbeiteten Scripta zeigen oft genug, dass der Genius der Sprache dem Verfasser noch nicht in seiner Kraft und in seiner Herrlichkeit erschienen sei. So kommt es denn, dass das Gefühl der Schwäche und Unbeholfenheit auch später den jungen Mann abhält, sich im Lateinisch schreiben zu versuchen, und dass dieses, was ihm doch vergnügen machen sollte, wenn er sich ja einmal dazu gezwungen sieht, ihm zur wahren Marter wird; so kommt es denn, dass er sich — man möchte fast sagen — vor dem Lateinisch sprechen fürchtet und sich herzlich freut, wenn die nothwendigen Prüfungen überstanden, diese Furcht

nun endlich von sich abthun zu können. So beweisen die meisten unserer studirenden Jünglinge, dass der treffliche Grundsatz der älteren Schulpraxis: „Non scholae, sed vitae discendum," ein wenig formale Bildung abgerechnet, bei ihnen wenigstens in den classischen Studien nicht mehr in Anwendung gebracht worden sei. Wahrhaftig ein trauriges Resultat, wenn man bedenkt, dass unsere Gymnasiasten während eines Zeitraumes von 8—10 Jahren einen grossen Theil ihrer Zeit und ihrer besten Kräfte auf das Studium der lateinischen Sprache zu verwenden pflegen. —

Ausser den berührten Mängeln in den jetzigen Verhältnissen unserer Gymnasien glaube ich noch einen anderen hervorheben zu müssen, der ganz gewiss auf die sittliche und wissenschaftliche Ausbildung unserer studirenden Jugend einen höchst nachtheiligen Einfluss ausübt. Die meisten unserer Gymnasiasten entbehren bei ihren Studien der wahren religiösen Weihe, des rechten Segens, welcher nur dann den Jüngling zu beglücken und zu heben vermag, wenn treuer Schulfleiss mit inniger ungeheuchelter Frömmigkeit verbunden ist. Das Einsammeln wissenschaftlicher Kenntnisse kann nur erst dann ein erfreuliches Resultat liefern, wenn es in fortwährendem Hinblick auf die ewige Quelle alles Lichts und aller Weisheit und mit heiliger Scheu vor der Wahrheit geschieht; die Gymnasien können nur dann den Forderungen, die man in Bezug' auf die wissenschaftliche und sittliche Ausbildung ihrer Zöglinge an sie mit Recht stellt, vollständig entsprechen, wenn Alles, was in ihnen für Unterricht und Erziehung geschieht, stets eine religiöse Bedeutung hat, und wenn sie es sich zur Aufgabe machen, in den ihnen anvertrauten Jünglingen immer die Ueberzeugung lebendig zu erhalten, dass wahre Wissenschaftlichkeit ohne wahre Frömmigkeit nicht bestehen könne, und dass der fromme kindliche Glaube an Gott und an die innige Verbindung, in welcher alles Irdische und Menschliche mit dem Ewigen und Göttlichen steht, der Grundstein sei, auf welchem das Gebäude wissenschaftlicher Erkenntniss errichtet werden müsse, zugleich aber auch die einzige sichere Quelle, aus welcher wahrer Segen in reicher Fülle auf das Schulleben sich ergiessen mag. Gehe ich zu weit, wenn ich behaupte, dass in unsern Tagen der Geist wahrer christlicher Frömmigkeit nicht überall auf den deutschen Gymnasien einheimisch sei? Ich meine nicht, dass ich zu weit gehe, denn ich kann mir die Nichtachtung alles Heiligen und Göttlichen, welche viele unserer Gymnasiasten zur Schau tragen, ja eine gewisse Frivolität und Voreiligkeit im Urtheil über Gegenstände des religiösen Glaubens, eine bis an Gemeinheit grenzende Ungebundenheit im Betragen, welche mit der dem Jünglingsalter so wohlanstehenden Bescheidenheit in den grellsten Widerspruch tritt, ich kann mir diese und ähnliche Wahrnehmungen, die sich, wenn man das Leben unserer studirenden Jünglinge beobachtet, so oft aufdringen, so gern ich auch geneigt bin, manche mit dem Ernste des Lebens nicht zu vereinbarenden Erscheinungen im Schulleben auf Rechnung des über-

sprudelnden jugendlichen Uebermuths zu bringen, nicht anders erklären, als durch die Annahme, dass die Alles veredelnde, Alles erhebende und durchdringende Kraft der Religion jetzt nicht mehr in dem Grade auf unsere Gymnasiasten einwirke, in welchem es früher der Fall war. Ich fühle mich gedrungen, auch diese so unerfreuliche Erscheinung in unserem jetzigen Gymnasialwesen anzudeuten, selbst auf die Gefahr hin, von vielen meiner Zeit- und Amtsgenossen nicht verstanden oder verkannt zu werden. Diejenigen, denen der zur Beurtheilung solcher Dinge nöthige Sinn und die erforderliche Erfahrung nicht abgeht, werden mich verstehen und mir zugeben, dass ich bei der Darstellung der berührten Verhältnisse der Wahrheit nicht ungetreu geworden bin. —

Wenn denn nun nach dem alten Worte: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", unsere Gymnasien, wie sie jetzt beschaffen sind, nicht von dem Vorwurfe sinkender Wirksamkeit freigesprochen werden können, so erscheint es als eine heilige, durch die Liebe zu diesen ehrwürdigen Pflanzstätten deutscher Gelehrsamkeit gebotene Pflicht, den Ursachen der berührten Mängel mit allem Fleisse nachzuspüren und keine Mühe zu scheuen, um die Mittel auffindig zu machen, durch welche Abhülfe und Heilung des kranken Zustandes erreicht werden mag. Ich wende mich daher in der Ueberzeugung, dass es nothwendig sei, solche Abhülfe schleunig zu bringen, wenn durch das täglich wachsende Uebel nicht noch grösseres, vielleicht später nicht mehr zu heilendes Unheil gestiftet werden soll, bittend an das pädagogische Publikum und an alle Freunde der Gymnasien, und fordere dringend auf, alle Kraft aufzubieten, um die Ursachen des Uebels aufzusuchen und demselben männiglich zu steuern, damit unsere Zeit nicht den Vorwurf auf sich lade, sich an einer der edelsten Blüthen des Volkes, an der studirenden Jugend, versündigt zu haben. Was ich selbst in dieser Abhandlung zur Erreichung dieses Zweckes beizubringen suche, kann nur in einzelnen aphoristischen Bemerkungen bestehen. Denn eines Theils traue ich mir nicht die Schärfe des Blicks und der Darstellung zu, welche erforderlich scheint, um alle Verhältnisse des jetzigen Gymnasialwesens in ihren empfehlungswerthen und weniger zu empfehlenden Beziehungen zu einem Totaleindruck zusammenzufassen, andern Theils geht mir die Muse ab, die zu einer umfassenden und erschöpfenden Besprechung der betreffenden Zustände nicht entbehrt werden kann. Ich werde mich aber, der Redlichkeit meiner Absicht mir bewusst, herzlich freuen, wenn diese Blätter auch nur anregend wirken, und ich will es gern Anderen überlassen, Das weiter auszuführen und zu vervollkommnen, was ich nur andeuten konnte. —

Die Ursache der sinkenden Wirksamkeit der deutschen Gymnasien liegt nicht in den an denselben arbeitenden Lehrern. Ich betrachte hier den Lehrer nur als Lehrer, als die Personen, welche den Lehrstoff in lebendiger Rede auf die Schüler übertragen und in deren Seelen zu befestigen streben. Denn genau

genommen hat der Lehrer kein anderes Geschäft, als den ihm gegebenen Lehrgegenstand in der durch die Verhältnisse der Schule bedingten Form und in dem vorgeschriebenen Umfange auf zweckmässige Weise den ihm von der Schulbehörde anvertrauten Schülern zu überliefern. Je grösser der Erfolg ist, mit dem er sein Lehramt verwaltet, desto mehr kann er auf das Prädikat eines guten Lehrers Anspruch machen. In der Beschränkung des Begriffs, in welcher ich hier von dem Lehrer spreche, hat dieser daher keinen Einfluss auf die Einrichtungen der Schule, an der er arbeitet, auf die Wahl der Lehrgegenstände und die Vertheilung derselben nach besonderen Classen, auf den grösseren oder geringeren Umfang, in welchem die Lehrgegenstände vorgetragen werden sollen, auf die allgemeinen moralischen und wissenschaftlichen Anregungsmittel, welche angewendet werden, um den guten Geist in einer Schule zu erhalten und zu fördern. Anordnungen in Bezug' auf diese Dinge zu treffen, ist nicht Sache des Lehrers, sondern Sache der Schulbehörde, demnach es nicht der Lehrer, sondern diese zu verantworten hat, wenn hier Missgriffe geschehen, welche die Wirksamkeit der Anstalt zu gefährden drohen. Grösser erscheint die Verantwortlichkeit des Lehrers, wenn wir ihn zugleich als Mitordner der Schulverhältnisse betrachten, wie er es denn wirklich auch in allen den Fällen ist, wo er zugleich als Mitglied der Schulbehörde auf die organischen Verhältnisse der Schule einwirkt. Um aber die Begriffe nicht zu verwirren und dadurch den Gang meiner Darstellung nicht zu stören, nehme ich hier den Lehrer nur als Verwalter des Lehramtes und komme auf die Wirksamkeit der Schulbehörden, so weit sie den Gegenstand, den ich besprechen will, berührt, erst weiter unten zurück. Ich wiederhole es, die Ursache der sinkenden Wirksamkeit der Gymnasien liegt nicht in den Verwaltern des Lehrgeschäfts an denselben. Zwar kann ich nicht in Abrede stellen, dass noch hier und da gewissenlose Lehrer an denselben arbeiten. Wo wäre ein menschliches Verhältniss, in welchem nicht der Mangel an Gewissenhaftigkeit und Treue gar manches Unglück herbeiführte, gar manchen schönen Keim des Völkerwohls und Familienglücks, der Tugend und der wissenschaftlichen Erkenntniss, entweder schon in seinem Entstehen erstickte oder doch wenigstens in seinem Wachsthume störte? Gerade das Lehrgeschäft fordert eine eigenthümliche Energie und kann ohne fortwährenden Kraftaufwand nicht gedeihen. Ist es daher zu verwundern, wenn sich einzelne Lehrer finden, welche die sauere Mühe des Unterrichts und der gewissenhaften Vorbereitung auf denselben scheuen, welche Alles verwerfen, was ihrem Hange zur Bequemlichkeit störend in den Weg tritt, lieber dem alten gemächlichen Schlendrian huldigen, und schon genug gethan zu haben glauben, wenn sie nur den äussern Schein retten, und den Anforderungen, welche man an ihre Amtsthätigkeit macht, nur mit genauer Noth nachkommen? Kann es auffallen, dass man auch im Lehrerstande noch bisweilen auf jene

gemeine Gesinnung stösst, welche die Amtsthätigkeit nach geringer Besoldung abmisst und demnach meint, dass jede gewissenhafte Anstrengung, welche nach dem Urtheile der Welt nicht im Verhältnisse zur Einnahme steht, auch nicht gefordert werden könne? — Es kann ferner nicht in Abrede gestellt werden, dass hie und da auch noch untüchtige Lehrer an den Gymnasien arbeiten. Dass aber der Fall, solche Lehrer an den Gymnasien zu finden, früher weit öfter als jetzt eintrat, lag in den Verhältnissen. Denn damals war es fast allgemeiner Gebrauch, die unteren, meist auch in Ansehung der Besoldung sehr stiefmütterlich behandelten Lehrerstellen an Gelehrtenschulen ohne sorgfältige Auswahl mit jungen Candidaten des Predigtamts zu besetzen, die oft geradezu von der Universität weg in die Lehrerstelle eintraten, und an nichts weniger gedacht hatten, als sich zu einem solchen Lehramte vorzubereiten. Meinte man doch, schon eine oft nur sehr oberflächliche theologische Bildung sei vollkommen ausreichend, um einem Lehramte an einer unteren Gymnasialclasse mit Ehren vorstehen zu können: ob der junge Mann philologische Kenntnisse habe, ob er Lehrgabe besitze und energisch genug sei, um eine gute Disciplin zu handhaben, darnach fragte man von Seiten der Schulbehörden nur selten. Wie damals schon ein Wenig theologischen Wissens zu einem Lehramte an den Gymnasien befähigte, so nimmt man jetzt zum Nachtheil dieser Anstalten zu wenig auf theologische Bildung und theologischen Sinn der Gymnasiallehrer Rücksicht. Dabei kam zu der Untüchtigkeit öfters noch Gewissenlosigkeit. Der junge Candidat sehnte sich nach der Ruhe einer stillen Landpredigerstelle und betrachtete sein Lehramt als einen lästigen Zwischenzustand, durch den er auf die beste und bequemste Manier sobald als möglich hindurch zu kommen suchte, wobei ihm das Gedeihen der Anstalt, an welcher er nur gezwungen arbeitete, gewiss sehr wenig am Herzen lag. Den Schülern solcher jungen Männer ging es nun freilich oft traurig genug und an grosse Fortschritte war nicht zu denken, doch traten bei der früheren viel einfacheren Organisation der Gymnasien die Nachtheile solcher Interimistika nicht so auffallend hervor; das „zu Wenig," welches damals den Schülern durch den Unterricht dargeboten wurde, wirkte lange nicht so geisttödtend und abstumpfend, als das „zu Viel," womit in neuerer Zeit die Schüler überfüllt werden; ein einziger Classenlehrer, dessen Schüler selbst in einer Art geistiger Quarantaine gehalten wurden, stiftete nicht den Schaden, als das leidige Fachsystem unserer Tage. — Untüchtige Lehrer gehören aber auch jetzt noch nicht zu den Seltenheiten. Wohl sind unsere für den Gymnasialunterricht gebildeten Schulamtscandidaten in der Regel mit sehr vielseitigen Kenntnissen ausgebildet, natürliche, gleichsam angeborene Lehrgabe besitzen aber nur wenige, die meisten müssen sich diese erst durch Uebung im Schulhalten anzueignen suchen. So lange sie nun eine gewisse Fertigkeit im Lehren sich noch nicht erworben haben, erscheinen sie als untüchtige Lehrer

und werden manchen Missgriff im Lehren und Erziehen zu bereuen haben. Dazu spielt ihnen das beliebte Fachsystem auch manchen bösen Streich. Es tritt z. B. eine Vacanz ein. Die übrigen Fachlehrer können sich nicht entschliessen, ihre Lehrgegenstände, in denen ihnen das Unterrichten leicht und zur Gewohnheit geworden ist, aufzugeben und in die vacante Stelle einzutreten. Da wird denn der junge, kaum der Universität entwachsene Schulamtscandidat beauftragt, sich der verwaisten Fächer, für die er vielleicht gerade nicht hinlänglich gebildet ist, anzunehmen, und sieht sich nun gezwungen, Primanern Unterricht über Gegenstände zu ertheilen, in welchen die Schüler entweder den Lehrer übersehen, oder wenigstens seine Schwäche und Unbeholfenheit gar bald bemerken. Wie traurig steht es in solchen Fällen um das Gedeihen der Schulfamilie. Vorzüglich einen Punkt giebt es, in welchem die Untüchtigkeit der Lehrer auch in unseren Tagen mehr als gewöhnlich hervortritt, ich meine die Unwissenheit in den wichtigsten aller Lehrgegenstände, in der Religion. Ich deute diesen Punkt hier nur an, weil ich weiter unten Gelegenheit haben werde, mich ausführlicher über denselben zu erklären.

Wenn ich nun auch zugebe, dass noch hier und da gewissenlose und untüchtige Lehrer an den Gymnasien arbeiten, so kann ich doch in diesem Uebelstande keine Ursache der sinkenden Wirksamkeit dieser Lehranstalten entdecken. Denn auf der einen Seite fand dieser Uebelstand in früherer Zeit, wo von der sinkenden Wirksamkeit der Gymnasien nicht die Rede sein konnte, weit häufiger statt und hätte demnach, wäre er die Ursache derselben, auch damals nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben können, auf der anderen ist er aber jetzt in Vergleichung zu dem Gegentheile so selten, dass ich ihm jetzt noch viel weniger die gedachten Folgen aufbürden darf. Der deutsche Lehrerstand überhaupt, so wie der an den Gymnasien insbesondere, macht in seiner Mehrzahl einen sehr ehrenwerthen, hochgebildeten, mit glühendem Eifer für sein Amt erfüllten Körper aus, der es sich angelegen sein lässt, nicht nur durch sein eigentliches Geschäft, durch den Unterricht, zum Wohle der Schulanstalten beizutragen, sondern auch durch eine vielseitige Thätigkeit anderer Art, durch Schriftstellerei, Theilnahme an gelehrten Gesellschaften, Uebernahme öffentlicher zunächst das bürgerliche Leben betreffender Obliegenheiten für das allgemeine Beste und zum Segen der aufblühenden Generationen zu arbeiten. Ich bin fest davon überzeugt, dass in keinem andern Stande die zur Erholung nach angestrengter Amtsthätigkeit bestimmte Musse mehr zu wissenschaftlichen Bestrebungen verwendet wird, als im Lehrerstande. Fast nur die Lehrer sind es, welche die zum Unterrichte nothwendigen schriftlichen Hülfsmittel an den Tag bringen; unsere meisten Wörterbücher, Sprachlehren, Ausgaben der Klassiker, methodologischen Schriften u. s. w. sind durch ihren Fleiss hervorgerufen worden. Den thätigen Schulmann finden schon die ersten Strahlen der Morgensonne an seinem

Studirtische, so wie noch lange die Lampe seiner nächtlichen Strebsamkeit leuchtet, wenn Andere schon längst sich dem Schlummer überlassen haben. Gebe ich auch zu, dass in einzelnen Fällen ökonomische Rücksichten oder auch wohl Ehrgeiz bei der Schreibseligkeit der Lehrer ihr Spiel treiben, so muss ich doch im Ganzen dieses Bestreben als ein sehr ehrenwerthes anerkennen, und in der Ueberzeugung, dass nur der praktisch ausgebildete Lehrer die zweckmässigsten Schulbücher liefern könne, sowie er gerade das Bedürfniss nach denselben am meisten fühlt, auch zugleich als ein sehr nützliches bezeichnen. Nur dann, wenn der Lehrer die ihm für sein Lehramt nothwendige Zeit der Schriftstellerei opfert, kann ich dieser nicht das Wort reden. — Die Tüchtigkeit des deutschen Lehrstandes ist in neuerer Zeit sowohl von der öffentlichen Meinung, als auch von den Regierungen vielseitig anerkannt worden und diese haben den Lehrern nicht nur durch Erleichterung der schweren Amtspflichten, als auch durch Verbesserung der äusserlichen Stellung ihre Anerkennung mehrfach zu bethätigen gesucht. —

So wie nun die Ursache der sinkenden Wirksamkeit der Gymnasien nicht in dem an denselben arbeitenden Lehrer liegt, so kann sie auch nicht in den die Gymnasien besuchenden Schülern liegen. Ich betrachte hier die Schüler nur nach ihrer Bildungsfähigkeit, als die Unterricht empfangenden, im Gegensatze zu den Lehrern, als den Unterricht ertheilenden Gliedern der Schulfamilie. Und zwar nehme ich die Schüler in dem Zustande, wie sie unverdorben an Leib und an Seele, einem rohen Erze vergleichbar, in die Gymnasien aufgenommen werden, um in deren geistigen Schmelzöfen in wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung von allen ihnen anklebenden Schlacken gereinigt und zu wahrer Gediegenheit durchgebildet zu werden. Wenn ich aber sage, dass unsere Knaben unverdorben an Leib und Seele in die Gymnasien aufgenommen werden, so verstehe ich freilich nur die Mehrzahl derselben, denn dass auch sittlich verwahrlosete und schon in den wissenschaftlichen Elementen verdorbene und verkrüppelte Knaben den Gymnasien aufgebürdet werden, stelle ich keineswegs in Abrede, setze aber hinzu, dass solche einzelne traurige Erscheinungen auf den Stand der Lehranstalten im Allgemeinen keinen nachtheiligen Einfluss ausüben können. Nähme ich nun an, dass die Ursache der sinkenden Wirksamkeit der Gymnasien in den Schülern läge, so könnte ich mir diesen Uebelstand nicht anders erklären, als dadurch, dass ich zugleich auch annähme, dass in den jetzigen Generationen ein Mangel sowohl der geistigen Kraft, oder der Fähigkeit, den durch den Unterricht dargebotenen Stoff aufzunehmen und zu verarbeiten, als auch des guten, den Schulfleiss bedingenden Willens sichtbar werde. Dass in diesen beiden Beziehungen ein Mangel, eine Abnahme der geistigen Beweglichkeit bei unseren Knaben stattfinde: dies anzunehmen, bin ich aber weit entfernt. Denn eine solche Annahme würde gegen die ewigen Gesetze der Natur und gegen alle Erfahrung streiten. Zwar

will ich denen nicht widersprechen, welche über physische Verweichlichung der gegenwärtigen Menschengeschlechter klagen und aus derselben eine gewisse Stumpfheit der Völker zu folgern suchen: diese Gebrechen der Civilisation ziehen sich aber durch alle Zeiträume hindurch, welche eine gebildete Nation durchläuft, und beginnen schon mit dem Jahrhundert, in welchem sich ein Volk aus dem Zustande der natürlichen Roheit heraus arbeitet, weshalb die Klagen über solche Gebrechen auch nicht neu sind und in früherer Zeit, wenn auch in etwas anderer Form, vielleicht noch öfters ausgesprochen wurden, als jetzt, nachdem sich Deutschland, von fremder Zwingherrschaft befreit, doch offenbar in geistiger und physischer Beziehung gehoben hat. Der wahre Kern des Menschen kann durch Verstandesbildung und Sittigung der Völker nicht entkräftet werden, ebenso wenig, als eine Pflanze im Zustande der Cultur die ursprüngliche Mischung ihrer Säfte verliert und das Waizenkorn durch alle die unzähligen Versuche der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit die ihm inwohnende nährende Kraft aufgiebt. Die Annahme, dass das Menschengeschlecht an Geist und Körper allmälig schwächer werde und im Zustande fortwährender Verschlechterung seiner gänzlichen Vernichtung entgegengehe, ist eben so trostlos als unwahr. Beobachten wir doch unsere Knaben, wie sie — in der Mehrzahl — frisch und gesund in die Gymnasien oder überhaupt in die Schulen eintreten. Alle Seelenkräfte sind in Ordnung, im natürlichen Zustande: der Verstand harret mit Sehnsucht der geistigen Befruchtung, welche die Schule gewähren soll, der Wille bedarf nur einer geringen Anregung, um sich kräftig zu entwickeln und mit Eifer und Sorgfalt den Weg zu verfolgen, den der liebreiche und geliebte Lehrer dem Fleisse des Knaben vorzeichnet. In diesem schönen Bilde jugendlichen Aufblühens, das der Lehrer und Erzieher in den mannichfaltigsten Gestalten beobachten kann, findet sich kein Zug von widernatürlicher Schwäche, Alles ist vielmehr naturgemäss und übereinstimmend, überall Licht und Schatten gehörig vertheilt, überall Leben und Kraft. Beobachten wir aber die Knaben, die so in die Gymnasien eintraten, etwa fünf oder sechs Jahre später, wo sie zu Jünglingen herangewachsen, schon die grössere Hälfte ihres Schulcursus hinter sich haben, welche auffallende Veränderung ist mit ihnen vorgegangen! Wohl hat sich ihr Körper zur angehenden Mannheit ausgebildet, aber das bleiche Antlitz trägt fast keine Spur mehr von der früheren Jugendfrische, so dass man glauben möchte, der Jüngling gehe, von irgend einem Siechthum ergriffen, einem baldigen Tod entgegen, oder dass man wenigstens unwillkürlich an das denkt, was Lorinser in seiner Schrift: „Zum Schutze der Gesundheit in Schulen“ zum Theil mit überzeugender Kraft ausgesprochen hat. Und forschen wir weiter nach der Stufe wissenschaftlicher Erkenntniss, auf welcher der Jüngling steht, da hören wir, dass er sich zwar einen schönen Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse gesammelt, dass aber dennoch sein Fleiss nicht die ge-

hoffte Gediegenheit der Erkenntniss zur Folge habe, dass sein Wissen zwar vielseitig aber nur oberflächlich sei, und dass Mangel an Aufmerksamkeit, dass Zerstreutheit in den Lehrstunden kein vortheilhaftes Zeugniss für die Energie seines Willens ablege. Dazu bemerken wir, wenn wir sein Schulleben von der sittlichen Seite betrachten, manche Erscheinung an ihm, die uns nicht für ihn einnimmt: auch er ist gleichgültig gegen Frömmigkeit und Tugend, und hängt den unter den entschuldigenden Namen der Erholung nach schwerer Schularbeit auf den Gymnasien vorkommenden Zerstreuungen im höheren Grade nach, als sich mit dem wissenschaftlichen Streben und der sittlichen Würde des studirenden Jünglings verträgt. Woher aber diese traurige Veränderung, woher diese Schattenseiten in dem Bilde unserer studirenden Jugend? Aus dem innern Wesen des Menschen, aus Mangel an Bildungsfähigkeit, aus Abnahme der geistigen Kraft des Knabens und Jünglings gehen sie gewiss nicht hervor; nein, es sind nicht natürliche, sondern künstliche, gemachte Gebrechen, wie sie die jetzige Beschaffenheit unseres Gymnasialwesens nothwendig hervorrufen muss. Unsere Gymnasien selbst und das auf ihnen übliche Thun und Treiben tragen den Keim zu denselben in sich, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn dieser Keim in unseren Jünglingen bei längerem Aufenthalte auf den Gymnasien zum wuchernden Unkraut emporwächst. Meine Leser werden mir erlauben, weiter unten auf diesen Punkt ausführlicher zurückzukommen; das Gegenwärtige diene zur Begründung meiner Behauptung, dass die sinkende Wirksamkeit der Gymnasien nicht in den diese Lehranstalten besuchenden Schülern liege. —

Wie ich nun weder in den an den Gymnasien arbeitenden Lehrern noch in den dieselben besuchenden Schülern die Ursache zu entdecken vermag, welcher die sinkende Wirksamkeit dieser geistigen Uebungsplätze mit Recht zugeschrieben werden kann, so muss ich auch den Lehrstoff, d. h. die Gesammtheit dessen, was dem Schüler auf dem Gymnasium zur Aufnahme und Verarbeitung dargeboten wird, an und für sich betrachtet, von dem Vorwurfe freisprechen, dass durch ihn, als durch etwas Unzweckmässiges und Ungehöriges, die freie Entwickelung der geistigen Kräfte des Schülers und somit die vollständige Erreichung des Zwecks der Gymnasialbildung gehindert werde. — Vergleichen wir den Lehrstoff, welcher vor etwa 300 Jahren in den Schulen eines Johannes Sturm, Michael Neander, Valentin Trotzendorf u. A. verarbeitet wurde, mit dem, was auf den jetzigen Gymnasien getrieben wird, so sehen wir zwar, dass allerdings in unseren Tagen eine Vielseitigkeit, eine, ich möchte fast sagen, heterogene Mischung desselben statt findet, wie sie die Schulen jener früheren Zeiten nicht kannten. Die Beobachtung des alten Grundsatzes „non multa, sed multum" war damals strengere Regel, aber freilich war auch damals der Weg, der zur Erfassung des multum, d. h. des Lehrstoffs in seiner geringeren Mannichfaltigkeit, führte, bei weitem noch

nicht so geebnet, als er es jetzt zur Erlangung der multa ist. Allein seit den letzten 40 Jahren ist der Lehrstoff in seiner äusserlichen Vielseitigkeit auf unseren Gymnasien fast ganz derselbe geblieben; ja es sind in der neuesten Zeit sogar hier und da Versuche gemacht worden, denselben in seiner Mannichfaltigkeit noch mehr zu beschränken, wie man unter Anderem erst im vergangenen Jahre im Grossherzogthume Baden von Seiten der obersten Schulbehörde den Antrag gestellt hat, die griechische Sprache aus der Zahl der Lehrgegenstände auf den Gymnasien zu entfernen. Wäre nun die Vielseitigkeit des Lehrstoffs Ursache der sinkenden Wirksamkeit der Gymnasien, wie man von mehreren Seiten her behaupten hört, so müssen die dadurch veranlassten Mängel vielleicht schon vor zwanzig Jahren hervorgetreten sein, was aber nicht der Fall gewesen ist. Denn alle die Symptome, welche auf den jetzigen krankhaften Zustand der Gymnasien hindeuten, sind neueren Ursprungs und waren vor zwanzig Jahren noch nicht sichtbar. Ich bin in Bezug' auf die Mannichfaltigkeit des Lehrstoffs anderer Meinung, die ich hier noch mit einigen Worten erläutern will.

Der Lehrstoff, wie ihn jetzt die meisten Gymnasien in ihren Lehrplan aufgenommen haben, zerfällt bekanntlich in zwei, ihrem Wesen nach wohl zu unterscheidende Abtheilungen: Sprachen und sogenannte Realien. Unter den Sprachen machen die beiden alten, die lateinische und die griechische, die Basis des gesammten Gymnasialunterrichts aus. Ihnen zur Seite steht die Muttersprache, deren hohe Wichtigkeit für die Zwecke der Gymnasialbildung erst in neuerer Zeit erkannt worden ist und mehr und mehr gewürdigt wird. Von den übrigen lebenden Sprachen werden nur die französische und die englische in den Bereich des Gymnasialunterrichts gezogen, jene allgemeiner, als diese, wiewohl sich nicht verkennen lässt, dass die englische als formales Bildungsmittel für den deutschen studirenden Jüngling auf derselben Stufe mit der französishen steht, in Bezug' auf den mit der Erlernung verbundenen Vortheil für das Leben aber, wenigstens für Norddeutschland, der französischen vorzuziehen ist. Für den künftigen Theologen tritt die hebräische Sprache noch zu dem sprachlichen Lehrstoff. Zur zweiten Abtheilung, zu den Realien, gehört, den Uebergang von dem formalen zum realen Lehrstoff vermittelnd, die Mathematik, ferner Geographie, Naturgeschichte und Naturlehre, diese beiden zum Theil noch sehr dürftig behandelt, Geschichte. Zu diesen Schulwissenschaften gesellt sich noch auf einzelnen Gymnasien eine allgemeine philosophische Propädeutik. Ausserdem ist auf den meisten Gymnasien zur Unterstützung des Unterrichts und der Lectüre in den beiden alten Sprachen ein besonderer Cursus über die sogenannten philologischen Hülfswissenschaften, d. h. über griechische und römische Antiquitäten und Mythologie, über alte Geographie, classische Literaturgeschichte u. s. w. angeordnet. Gerade der Lehrgegenstand, welcher eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, die christliche Glaubens- und Pflichtenlehre, ver-

bunden mit Religionsgeschichte und einer Einleitung in die biblischen Schriften, ist zwar überall mit in den Lehrplan aufgenommen, wird aber in der neuesten Zeit fast allenthalben zu wenig beachtet und hie und da wahrhaft stiefmütterlich behandelt. Zu diesen sprachlichen und wissenschaftlichen Lehrgegenständen treten in den unteren Gymnasialclassen noch Uebungen in den mechanischen Fertigkeiten des Schreibens, Zeichnens und Singens.

Von diesem in seiner Mannichfaltigkeit bezeichneten Lehrstoffe darf kaum ein einziger Gegenstand von den Gymnasien aufgegeben werden, wenn sie nach der Stufe, auf welcher jetzt die allgemeine Bildung der deutschen Völker steht, und nach den Ansprüchen, die man von dieser Bildungsstufe aus an höhere Lehranstalten machen muss, ihrem Zwecke genügen wollen. So erscheint die jetzige Mannichfaltigkeit des Lehrstoffs als nothwendig durch die Zeit geboten, ebenso, wie die frühere Beschränktheit desselben in einem nothwendigen Verhältnisse zu dem geringeren Grade der allgemeinen Bildung der vergangenen Jahrhunderte zu stehen pflegte. Von dieser Seite her darf, wenn man nicht schaden will, gewiss nur mit der grössten Vorsicht an den jetzigen Gymnasialverhältnissen geändert werden. —

Wenn ich nun, wie es jetzt fast überall gewöhnlich ist, als Eintrittszeit in das Gymnasium das 10. bis 12. Lebensjahr des Knaben annehme und den Abgang der Abiturienten durchschnittlich in das 18. bis 20. Jahr derselben setze, so stellt sich zur Mittheilung und Vorbereitung des Lehrstoffs ein Cursus von 8 bis 10 Jahren heraus. Ein Lehrcursus von 10 Jahren gibt aber, das Jahr zu 40 Schulwochen und die Woche nur zu 30 Lehrstunden gerechnet, die Zahl von 12,000 Lehrstunden. Nimmt man einen Lehrcursus von 8 Jahren an, in jedem Jahre 40 Schulwochen und in jeder Woche 34 Lehrstunden, so erhält man eine Zahl von 10,880 Lehrstunden. Diese Stundenzahlen reichen zur Bewältigung des angegebenen Lehrstoffs vollkommen hin, aber natürlich nur dann, wenn eine Bedingung streng gehalten wird, ohne deren Erfüllung der Gymnasialunterricht überhaupt nie gedeihen und das verderbliche Uebergreifen in den Kreis der Universitätsstudien nicht vermieden werden kann. Diese Bedingung besteht aber darin, dass der Lehrstoff durchaus nur in dem Umfange behandelt werde, welcher durch die Bestimmung der Gymnasien, als Lehranstalten zur Vorbereitung auf den höhern Unterricht der Universitäten und als Träger der allgemeinen wissenschaftlichen Schulbildung, vorgeschrieben ist. Wird diese Bedingung gehalten, dann kann der Lehrstoff weder in seinen einzelnen Gegenständen, noch in seiner Gesammtheit drückend auf den gegenwärtigen Zustand der Gymnasien einwirken. Wie eine chemische Mischung nur dann ihre eigenthümliche Wirkung zu äussern vermag, wenn die einzelnen Stoffe derselben in den nothwendigen dynamischen Verhältnissen zu einander stehen: so können auch unsere Gymnasien nur dann das sein, was sie sein sollen,

wenn sie nicht von einer Regel abweichen, an deren Beobachtung ein so wesentlicher Theil ihrer Wirksamkeit geknüpft ist. Blicken wir nur 20 Jahre zurück und wir sehen diesen Satz durch die Erfahrung bestätigt. Je sorgfältiger man damals noch das quantitative Verhältniss der einzelnen Theile des Lehrstoffs überwachte, desto besser gedieh die geistige Aussaat und desto begieriger nahmen die jungen Pflanzen die nährenden Säfte auf. Dass die Mannichfaltigkeit des Lehrstoffs die Wirksamkeit der Gymnasien störe, daran dachte damals noch Niemand, eben so wenig wie wir jetzt daran denken dürfen, vorausgesetzt, dass die obige Bedingung gehalten werde.

So kann also nicht zugegeben werden, dass die Ursache der sinkenden Wirksamkeit der Gymnasien in dem liege, was gelehrt wird, d. h. in dem Lehrstoffe an sich, und der äussern Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit desselben. Zu ganz anderen Resultaten aber wird man gelangen, wenn man, wie im Verlauf dieser Darstellung geschehen soll, die Fragen: in welchem Umfange und wie der Lehrstoff in der neuesten Zeit auf den Gymnasien behandelt werde? näher ins Auge fasst.

Ich habe in dem bisher Gesagten zu zeigen gesucht, dass die Ursache der sinkenden Wirksamkeit der Gymnasien eben so wenig in den an denselben arbeitenden Lehrern und den sie besuchenden Schülern, als in dem zu verarbeitenden Lehrstoffe an sich liegen könne. Ich muss also diese Ursachen in anderen Verhältnissen zu entdecken suchen. Wenn nun bei der Bestellung eines Ackers der Samen derselbe ist, welcher auch früher ausgestreut wurde, und der Boden derselbe geblieben ist, auch die Ackerleute selbst dieselben sind, und der Fleiss derselben nicht nachgelassen hat, und der Acker doch nicht mehr die reichen Früchte bringt, welche früher den Besitzer erfreuten, so kann die Ursache dieser traurigen Erscheinung vernünftiger Weise nur entweder in einer fehlerhaften Behandlung des Bodens und des Samens, oder in der unzweckmässigen Zeit der Aussaat, oder in schädlichen Einwirkungen der Aussendinge, oder vielleicht sogar in einem Uebermaasse von Sorgfalt und Genauigkeit in der Behandlung der jungen Saaten liegen. Je mehrere dieser Mängel aber zusammen wirken, desto ungenügender muss natürlich die Ernte werden. Die Anwendung dieser von der Aussaat und Ernte des leiblichen Samenkorns hergenommenen Erfahrungssätze auf die geistige Aussaat und Ernte in den Gymnasien liegt sehr nahe. Auch hier sind es gewisse Mängel in der Behandlung des Samens und Bodens, gewisse Missgriffe in der Wahl der zur Aussaat bestimmten Zeit, gewisse Einwirkungen der Aussenwelt und des Zeitgeistes, gewisse Ueberbietungen von ängstlicher Sorgfalt, welche die freie Entwickelung der geistigen Keime und das frische, fröhliche Gedeihen der wissenschaftlichen Aussaat auf gar vielfache Weise stören und die Hoffnung auf einen reichen Erntesegen verkümmern. Es sei mir nun erlaubt, diese wunden Stellen,

an welchen unsere Gymnasien leiden, näher zu bezeichnen und Rathschläge zur Heilung derselben zu geben. Dass dem immer weiter um sich greifenden Uebel gesteuert werden müsse, davon bin ich überzeugt; ob meine Rathschläge so beschaffen sind, dass dem drohenden Unheil auch wirklich durch die Befolgung derselben vorgebeugt und das Uebel an der Wurzel ergriffen werde, mögen die Leser entscheiden. Ich weiss ja wohl, dass auch ich befangen bin in dem Treiben und Wesen unserer Zeit, und dass es schwer sei, einen Höhepunkt der Betrachtung zu erklimmen, von welchem aus die Bestrebungen unseres Jahrhunderts, die guten sowohl, als die verwerflichen, mit ruhigem Blicke überschaut werden mögen. Auch halte mich Niemand für so anmassend, als ob ich etwa glauben könnte, für meinen Theil frei zu sein von der allgemeinen Schuld der Zeiten, zu deren Anhäufung ja in allen Jahrhunderten immer nur die Einzelnen, oft sich selbst unbewusst dem mächtigen Zeitstrome folgend, mitgewirkt haben, so wie es auch oft dem Einzelnen gelungen ist, im Verein mit Gleichgesinnten den Strom zurückdrängen zu helfen und den Sturz in den bodenlosen Abgrund abzuwenden. — Ueber die Ordnung, in welcher ich diese Rathschläge abgebe, werden die Leser hoffentlich nicht mit mir rechten wollen; ich habe die gewählt, die mir die natürlichste schien, konnte aber freilich dabei die kleine Unbequemlichkeit nicht vermeiden, an manchen Stellen trennen zu müssen, was vielleicht bequem zusammengefasst worden wäre. Auch darf man nicht meinen, dass die Punkte, welche ich zuerst bespreche, wichtiger seien, als die später besprochenen: ich glaube, dass in ihrer Gesammtheit die Ursache der sinkenden Wirksamkeit der Gymnasien liege, gebe aber dabei zu, dass an den einzelnen Anstalten der eine mehr, der andere weniger in seinem nachtheiligen Einflusse hervortrete.

Das alte Wort: „Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano," enthält eine Wahrheit, die nie genug berücksichtigt werden kann. Gesundheit des Leibes und Gesundheit der Seele bedingen sich gegenseitig und es muss als allgemeiner Erfahrungssatz angenommen werden, dass die eine nicht ohne die andere bestehen und gedeihen könne, wenn sich auch einzelne scheinbare Ausnahmen von demselben finden. Daher scheint es mir ganz in der Ordnung zu sein, wenn Eltern, die ihre Söhne den Gymnasien übergeben, an diese Anstalten wenigstens die stillschweigende Forderung stellen, dass man, wie für die wissenschaftliche und sittliche Ausbildung, so auch für die physische Erziehung der Schüler die nöthige Sorgfalt aufwende. Die Eltern geben das Kostbarste, was sie besitzen, an das oft in ziemlicher Entfernung liegende Gymnasium, und sie sollten nicht erwarten dürfen, dass der Knabe, der aus dem Kreise einer liebenden Familie scheidet, auch in dem grossen Familienhause der Schule eine Pflege und Erziehung finde, die sich auch auf sein körperliches Gedeihen und Wohlbefinden erstreckt? Aber was thut das

Gymnasium wenigstens in den meisten Fällen? Es beginnt des Knaben Seele mit einer Menge verschiedenartiger Kenntnisse zu belasten und stellt Forderungen an dessen geistige Empfänglichkeit, die gar leicht im Stande sind, allen Lebensmuth zu erdrücken; aber die Mutterliebe und Vatersorge, die auch über die physische Ausbildung wacht, ersetzt es ihm nicht. Es fragt nicht darnach, ob der Knabe auch nur die allgemeinsten Gesundheitsregeln beobachte, ob er den Körper durch fleissige Bewegung in freier Luft fortwährend zu kräftigen suche, ob er eine gesunde Wohnstube und Schlafstelle habe, ob er sich vielleicht gar gewissen geheimen Sünden ergebe, die alles körperliche Gedeihen vernichten? Diese und ähnliche Fragen werden besonders auf Gymnasien, die sich in grösseren Städten befinden und an Ueberzahl ihrer Zöglinge leiden, fast nicht berücksichtigt, ja man sucht sich, wenn sich ein Schüler krank melden lässt, von Seiten der Lehrer öfters nicht einmal darüber aufzuklären, an welcher Krankheit er leide. — Wie schmerzlich für Eltern, wenn sie ihren Sohn in blühender Gesundheit aus dem Vaterhause gegeben haben, und nun beim Wiedersehen bemerken müssen, dass er alle Kennzeichen einer vernachlässigten physischen Erziehung an sich trägt. Aber eine solche Vernachlässigung berührt nicht allein die Eltern schmerzlich, auch dem Gedeihen der Gymnasien selbst bringt sie die grössten Nachtheile. Daher kann ich, wenn der obige Satz feststeht, mich nicht von der Ueberzeugung frei machen, dass der Vorwurf sinkender Wirksamkeit der Gymnasien zum Theil in dem Mangel einer zweckmässigen Sorge für die allgemeine physische Erziehung der Schüler begründet sei. Ehe ich diesen Punkt näher beleuchte, muss ich einem Einwurfe begegnen. Es werden nämlich wohl manche behaupten, dass dieser Mangel auch in früherer Zeit auf den Gymnasien stattgefunden, aber eben keine Nachtheile für die körperliche und geistige Ausbildung der Schüler und für die Wirksamkeit der Anstalten hervorgebracht habe. Ich gebe diese Behauptung zu, bemerke aber dagegen, dass damals auch die Ansprüche, die man an die geistige Kraft der Zöglinge machte, bei weitem nicht so gesteigert waren, als sie es in unseren Tagen sind. Damals standen diese Ansprüche in weit natürlicherem Verhältnisse zu der deshalb auch ohne besondere Beförderungsmittel fortschreitenden körperlichen Ausbildung; die geringeren geistigen Anstrengungen, die man dem Schüler zumuthete, wirkten daher auch nicht drückend und hemmend auf die naturgemässe Entwickelung des Körpers und es fand deshalb auch nicht jene nachtheilige Wechselwirkung statt, die wir jetzt beobachten, nach welcher zuerst die geistige Ueberspannung die Kraft des Körpers schwächt und dann die geschwächte körperliche Kraft störend auf die Entwickelung des Geistes einwirkt. Soll nun die Wirksamkeit der Gymnasien durch das gestörte Verhältniss zwischen der Ausbildung der körperlichen und geistigen Kräfte ihrer Zöglinge, wie es sich in unseren Tagen kundgibt, nicht sinken, so muss dieses

Verhältniss wieder in das rechte Gleichgewicht gesetzt werden. Dieses kann aber nur dadurch geschehen, dass man die Ueberspannung der geistigen Kraft aufhebt und die allgemeine physische Erziehung der Schüler zu befördern sucht. Zwar lässt sich nicht verkennen, dass zur Beförderung der physischen Erziehung in den letzten Jahren schon manches Gute an einzelnen Gymnasien geschehen ist, im Ganzen aber dürfte der Mangel einer zweckmässigen Sorge für dieselbe an den Gelehrtenschulen Deutschlands noch sehr sichtbar sein. Ich erlaube mir zur Abhülfe dieses Mangels die folgenden Rathschläge mitzutheilen.

Nichts ist zweckmässiger zur Beförderung der Gesundheit und zur Ausbildung der körperlichen Kräfte, als ein regelmässiger Aufenthalt in der freien Natur. Daher sorge das Gymnasium dafür, dass seine Zöglinge sich täglich wenigstens eine Stunde lang in der freien Luft bewegen. Diese Spaziergänge dürfen durch nichts unterbrochen werden, keine Jahreszeit, keine Witterung darf störend auf sie einwirken. Der Gymnasiast freue sich, mit Sturm und Regen zu kämpfen, der Kälte zu trotzen, die Hitze des Sommers zu verachten. Nicht blos Felder und Wiesen durcheile er mit schnellem Fusse, auch den Schatten dunkler Wälder suche er auf, auch steile Felsen und hohe Berge erklimme er und ergötze sich an der Aussicht in weite Fernen. Auf diese Weise wird er sich durch die Stärkung der Körperkraft das beste Gegengewicht bereiten, welches zur Hebung grosser geistiger Lasten erforderlich ist. Der Geist wird freier und bewegt sich leichter, wenn das leibliche Auge hinausblickt in die Natur. Die Beispiele sind nicht selten, dass die höchsten Gedanken, die erfolgreichsten Entschlüsse auf einsamen Spaziergängen gefasst wurden. Der Aufenthalt in der freien Natur wird für den zur wahren Wonne, zu einem Labsal für Körper und Geist, der sich gewöhnt hat, auf die Wunder der Natur zu merken und die leblosen und lebendigen Produkte derselben zu beachten. Daher wird das Gymnasium nicht nur die physischen, sondern auch die geistigen Kräfte seiner Zöglinge auf eine segensreiche Weise stärken, wenn es ihnen Anleitung gibt, Mineralien, Pflanzen und Thiere zu suchen und in kleine Sammlungen zu vereinigen. So werden sie recht einheimisch werden im grossen Hause der Natur; das Leben in derselben wird sich ihnen zu einer Quelle der edelsten Genüsse und der vielseitigsten Kenntnisse gestalten. Ich kann daher die Zöglinge solcher Anstalten, in welchen der Genuss der freien Natur dem Knaben und Jünglinge ganz verkümmert wird, wo man schon genug gethan zu haben scheint, wenn man dem Auge des in beschränkende Mauern eingesperrten Schülers nur einen Blick nach den Wolken des Himmels verstattet, wo die ganze Schülerschaar nur in genau bestimmten Stunden zum Genuss der freien Luft aus den beengenden Zimmern herausgeführt wird, nur beklagen und bedauern. Dass da, wo man so wenig für die Gesundheit des Körpers sorgt, wahre Gesundheit des Geistes erzielt

werden könne, davon kann ich mich nicht überzeugen. Nein, die freie, reine Himmelsluft befruchtet ebenso den Geist, wie sie die Gesundheit des Körpers stärkt; der Genuss derselben darf dem studirenden Jünglinge nie vorenthalten werden. Jedes Gymnasium, das seinen Zöglingen den täglichen Aufenthalt in der Natur zum Gesetz macht, hat gewiss schon einen bedeutenden Schritt zur zweckmässigen Abhülfe des Mangels gethan, von welchem die Rede ist. Es muss aber noch mehr gethan werden, um die allgemeine physische Erziehung der Gymnasiasten zu befördern. Man muss für die Kräftigung des jugendlichen Körpers auch durch besondere Uebungen sorgen. Unter diesen Uebungen nimmt das Turnen den vorzüglichsten Platz ein. Keinem deutschen Gymnasien darf eine Turnanstalt fehlen. Es ist ein günstiges Zeichen der Zeit, dass der Sinn für die Kräftigung des Körpers durch methodisch geordnete Turnübungen immer mehr und mehr unter den deutschen Völkern aufgeht, und ich kann nicht umhin, den edlen deutschen Fürsten, die solche Uebungen schon gesetzlich an ihren Schulen eingeführt haben, öffentlich meine Anerkennung ihrer Sorge für das Wohl der Völker auszudrücken. Je fester ich überzeugt bin, dass Turnübungen besonders dazu beitragen, das sich in unseren Tagen kundgebende Missverhältniss zwischen der physischen und geistigen Ausbildung unserer studirenden Jugend allmälig ausgleichen zu helfen, desto mehr muss ich wünschen, dass der Zweck derselben überall erkannt und die Erreichung desselben nicht durch unwesentliche Spielereien vereitelt werde. Zu den Turnanstalten im weiteren Sinne gehören auch Bade- und Schwimmanstalten. Wie es nicht geläugnet werden kann, dass Baden und Schwimmen wesentlich zur Stärkung und Abhärtung des Körpers beiträgt, so hat das Vertrautwerden mit dem Elemente des Wassers auch noch den Nutzen, dass man Gefahren kühn entgegentreten lernt, und mithin das Gefühl der Kraft und Selbstständigkeit übt und erhöht. — Zu den Beförderungsmitteln der allgemeinen physischen Erziehung der Gymnasiasten gehören auch Uebungen im Tanzen. Wenn beim Unterricht im Tanzen vorzüglich auf eine gute naturgemässe Haltung des Körpers gesehen wird, wenn man dafür sorgt, dass das Tanzen nie zu lange ununterbrochen, bis zur völligen Erschöpfung des Körpers, fortgesetzt werde, wenn man für kleine Schülerbälle immer nur die Wintermonate wählt, während welcher Zeit eine Schweiss bringende Bewegung des Körpers eben so nothwendig ist, wie im Sommer, wenn man endlich nach dem Tanzen jede Erkältung zu vermeiden sucht, dann wird der Genuss dieses Vergnügens, dem sich Jünglinge gewöhnlich sehr gern hingeben, nur wohlthätig zur Stärkung der Körperkraft wirken. Nur wünsche ich, dass Tanzvergnügungen studirender Jünglinge immer so einfach und naturgemäss, als möglich, bleiben; die steifen Sitten der grossen Welt ebenso, wie die Roheiten der niederen Volksclassen, müssen von solchen Erholungen entfernt gehalten werden; kleine Bälle in Familienkreisen

unter Aufsicht der Eltern und Lehrer werden dem beabsichtigten Zwecke am besten entsprechen.

Gibt das Gymnasium durch das, was bisher erwähnt wurde, seinen Zöglingen schon im Allgemeinen hinlängliche Gelegenheit zur Ausbildung und Kräftigung des Körpers, so muss auch noch eine besondere Einrichtung hinzutreten, durch welche es möglich wird, die Sorge für die physische Erziehung auch auf die einzelnen Schüler auszudehnen. So wie man bei dem Prediger von einer speciellen Seelsorge spricht, so verlange ich, dass das Gymnasium eine specielle Körpersorge seiner Zöglinge übernehme, und verstehe unter derselben die Beaufsichtigung der einzelnen Schüler in Bezug' auf deren körperliches Gedeihen und Wohlbefinden. Eine solche Beaufsichtigung, die besonders bei denjenigen Schülern, die entfernt von ihrer Familie in der Gymnasialstadt leben, nothwendig erscheint, erstreckt sich auf die gesammte physische Lebensweise des Zöglings, darf weder zu ängstlich beschränkend, noch zu unbedachtsam nachgebend sein, und ist gewiss ganz geeignet, dem Zöglinge das Walten treuer Elternliebe zu ersetzen. Besonders in Tagen der Krankheit wird sie sich auf vielfache Weise um den pflegebefohlenen Zögling verdient machen können und sich so, wie sie die fernen Eltern überhaupt einer grossen Sorge überhebt, die dankbare Anerkennung dieser erwerben. Ich glaube nicht, dass durch eine solche Beaufsichtigung dem Gymnasium eine grosse Last zuwachse. Der ganze Cötus der Anstalt wird zu dem Ende gleichmässig unter die Lehrer vertheilt, so dass z. B. bei 120 Schülern und 8 Lehrern jeder Lehrer 15 Schüler zur Beaufsichtigung erhält. Wenn es nun auch für den Lehrer Pflicht ist, das physische Leben dieser seiner Pflegebefohlenen im Auge zu behalten, so werden doch besondere Besuche auf den Zimmern der Schüler, Kankheitsfälle abgerechnet, nicht eben so oft nöthig sein, bei dem Einen vielleicht öfter, als bei dem Andern, wie Charakter und Lebensweise verschieden sind. Diese Besuche geschehen nicht zu bestimmten Zeiten, ganz ohne Zwang, wie es eben der Lehrer für nöthig findet. Der Langschläfer werde früh im Bette überrascht, der bis spät in die Nacht Arbeitende erhalte wohl auch in der Mitternachtsstunde einen Besuch. Nothwendig ist es, dass sich sämmtliche beaufsichtigende Lehrer über bestimmte Grundsätze vereinigen, nach welchen sie bei ihrer Beaufsichtigung verfahren. —

Ich kann nicht umhin, noch einige besondere Uebelstände hervorzuheben, in welchen der Mangel einer zweckmässigen Sorge für die allgemeine physische Erziehung der Gymnasiasten sichtbar wird. Der erste betrifft die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Schüler in der Entwickelungsperiode der Pubertät behandelt werden. Dass in dieser Periode, welche bei den meisten Knaben in das Alter vom 14. bis 16. Jahr fällt, mannichfaltige Anregungen des physischen Lebens eintreten, dass namentlich das Gefässsystem und das Ner-

venleben sich dann in dem Zustande grosser Reizbarkeit befinde und selbst merkwürdige Abweichungen der Geistesthätigkeiten vorkommen, ist ein bekannter Satz der Physiologie. Der aufmerksame Schulmann wird die Wahrheit desselben schon oft durch eigene Erfahrung bestätigt gefunden haben. Sehr häufig ist es der Fall, dass sich während dieser Entwickelungsperiode des vorher fleissigen Knaben eine Trägheit, eine geistige Unthätigkeit bemächtigt, die uns an seiner Fähigkeit zu wissenschaftlichen Beschäftigungen fast verzweifeln lässt. Wie in süssen Träumen befangen dämmert er dann dahin, er beginnt die Welt und ihre Erscheinungen mit ganz anderen Sinnen zu betrachten, neue Ideen tauchen allmälig in seiner Seele auf, bis ihm endlich die Zukunft im Glanz der Hoffnung erscheint und der Trieb, in die Aussenwelt kräftig einzugreifen, den Jüngling mächtig erfasst und ihn mit neuem Eifer seinen wissenschaftlichen Studien zuwendet. In dieser goldenen Zeit des aufblühenden Jünglingsalters, deren Seligkeit nie wiederkehrt, wo sich der trunkenen Seele das Bild der Liebe in lichten Fernen zeigt, in dieser Zeit, die gewöhnlich über das ganze künftige Leben entscheidet, muss der Jüngling in Bezug' auf die Ansprüche, die man an seine geistige Thätigkeit macht, auf eine vernünftige Weise geschont werden. Gerade jetzt, weil er äusserlich unthätig, zerstreut, träumerisch, nachlässig in seinen Schularbeiten erscheint, durch gesteigerte Anforderungen an seine geistige Kraft auf ihn einzuwirken und dadurch die innere Entwickelung seines Seelenlebens zu stören, ihn vielleicht gar durch allzuharte Kundgebungen der Unzufriedenheit mit ihm niederzudrücken und zu kränken, halte ich durchaus für unstatthaft und nachtheilig. Aber leider sind die Fälle nur selten, wo man dann die Natur mit Ruhe gewähren lässt, ja es mag noch manchen Gymnasiallehrer geben, dem der Sinn zur Beurtheilung dieser Entwickelungsperiode fast ganz abgeht und der dann zum grossen Nachtheil seiner Zöglinge das mit Sturm und Gewalt zu erzwingen sucht, was sich die Natur denn doch nicht abzwingen lässt. Ich bin der Ansicht, dass in dieser Epoche des Schullebens durch jede Ueberspannung der Seelenkräfte bei vielen Jünglingen nicht nur der Grund zu mannichfachem Siechthume, sondern auch zu einer gewissen geistigen Impotenz und verkehrten Richtung des Charakters gelegt werde. Es ist demnach durchaus nothwendig, dass auf diesen Uebelstand, dessen Abstellung sich durch eine naturgemässere Behandlung der Schüler während der gedachten Periode so leicht ermöglichen lässt, aufmerksam gemacht werde.

Ein zweiter Uebelstand, der offenbar der naturgemässen Entwickelung des jugendlichen Körpers entgegengewirkt und zu manchen Störungen der Gesundheit den Grund legt, besteht darin, dass unsere Schüler gezwungen werden, überhaupt täglich zu lange ununterbrochen nach einander zu sitzen. Das übermässige, und noch dazu dass stille angestrengte Sitzen ist eine Tortur für den Knaben

und den Jüngling, und schon an sich geeignet, ihnen Widerwillen gegen die Schule und Unlust zum Lernen beizubringen. Wer dieses nicht zugeben will, ist unbekannt mit dem Leben und Weben der Jugend. Aber es bringt auch für das spätere Leben des Mannes die traurigsten Folgen hervor. Mangel des Gefühls für die unschuldigsten Freuden des Lebens, quälende Hypochondrie, ja sogar finstere Melancholie verdanken ganz gewiss zum Theil ihren Ursprung dem übermässigen Sitzen auf den Schulbänken. Auch in dieser Beziehung muss es anders werden, auf den Gymnasien, wenn ihre Wirksamkeit nicht sinken soll. Ueber die Beschränkung des Uebermaasses im Unterricht spreche ich weiter unten. Wird dieses beschränkt, so fällt natürlich der Uebelstand des übermässigen Sitzens zum Theil von selbst hinweg. Aber selbst auch ein dreistündiges, ununterbrochenes, angestrengtes Sitzen auf den gewöhnlich sehr unbequemen Schulbänken, wobei die Schüler gezwungen sind, den Rücken zu beugen und die Brust zu drücken, kann nachtheilig auf den Körper einwirken. Ich nehme daher nach jeder Unterrichtsstunde eine viertelstündige Pause, während welcher es den Schülern verstattet ist, sich in dem Schulzimmer oder auf dem Schulhofe frei zu bewegen, in Anspruch und wünsche eine solche Construction der Schulbänke, wodurch sich dieselben auch in Stehpulte umwandeln lassen, damit die Schüler Gelegenheit haben, einzelne Unterrichtsstunden auch stehend abzuwarten.

Es giebt noch einen dritten Uebelstand, welcher entfernt werden muss, wenn sich unsere Gymnasien nicht den Vorwurf vernachlässigter physischer Erziehung ihrer Zöglinge machen sollen. Woher die Augenschwäche und Kurzsichtigkeit so vieler Gymnasiasten? Sind diese Uebel eine Folge der körperlichen Schwäche unserer Generationen überhaupt oder treten sie in neuester Zeit hauptsächlich nur bei denen hervor, die sich gezwungen sehen Behufs ihrer Studien viel in Büchern mit kleiner und enger Schrift zu arbeiten? Ich will nicht hierüber entscheiden, aber das weiss ich aus Erfahrung, dass die klein- und enggedruckten Ausgaben der griechischen und lateinischen Classiker ein wahres Augenpulver sind, und sehe mich daher genöthigt, den Gebrauch solcher Ausgaben für einen Uebelstand zu erklären, der fortan aus dem Bereiche der Gymnasien verbannt werden muss. In dieser Beziehung sind schon mehrere deutsche Regierungen mit einem rühmlichen Beispiele vorangegangen; in Baiern sind die enggedruckten Ausgaben von Schulbüchern verboten; im Grossherzogthum Hessen hat man wenigstens vor dem Gebrauche derselben gewarnt. Es wäre zu wünschen, dass auf allen deutschen Gymnasien, Autodafé's aller dem edelsten der Sinne Schaden bringenden Schulbücher veranstaltet und solche Ausgaben überhaupt im Buchhandel verboten würden*).

*) Sehr rühmlich ist es, wenn Buchhandlungen besonders bei Schulbüchern diesen Uebelstand zu vermeiden suchen, wie er z. B. bei den

Ein anderer Vorwurf, der unseren Gymnasien gemacht werden muss und der zum Theil mit dem Mangel einer zweckmässigen Sorge für die allgemeine physische Erziehung der Schüler zusammenhängt, besteht darin, dass sie dem Uebermaasse des Unterrichts, und zwar schon in Bezug' auf die demselben zu widmende Zeit, huldigen. Wenn der geistig beschäftigte Mann täglich 10 Stunden seinen Arbeiten widmet, so scheint er mir gerade so lange zu arbeiten, als nur immer zulässig ist, wenn er seinem körperlichen Wohlbefinden durch Ueberspannung nicht schaden will. Bei vielen Beschäftigungen aber, besonders bei rein geistigen Productionen wird dieses Zeitmaass täglicher Geistesanstrengungen nicht einmal erreicht werden können. Nehme ich also für Personen, deren physische Ausbildung vollendet ist, 60 Stunden wöchentlich im Allgemeinen als das höchste Zeitmaass für geistige Anstrengungen an, so muss dieser Zeitraum bei Knaben und Jünglingen, bei denen jede geistige Ueberspannung höchst nachtheilig auf die Entwickelung der physischen Kräfte einwirkt, durchschnittlich wenigstens auf 50 Stunden zurückgestellt werden. Alle solche Berechnungen können zwar nur approximativ sein, ich glaube aber doch, im Allgemeinen einen sichern Maassstab angegeben zu haben. Was thun nun die meisten Gymnasien, in Bezug' auf das Zeitmaass der geistigen Anstrengungen, die sie von ihren Zöglingen verlangen? Sie fordern erstens, dass diese ihre 30 bis 40 wöchentlichen Schulstunden mit fortwährend gespannter Aufmerksamkeit — das verlangen sie wenigstens — absitzen; sie fordern ferner, dass jeder Schüler wohlvorbereitet auf die mannichfaltigen Lectionen im Lehrzimmer erscheine, und nach dem Unterricht wieder fleissig häusliche Repetionen anstelle. Beschäftigungen, welche wenigstens in jeder Woche eine Zeit von 15—20 Stunden in Anspruch nehmen; sie fordern ausserdem, dass der Schüler eine Menge Scripturen fertige und in Ordnung halte, als da sind: lateinische, deutsche, französische, (griechische) Aufsätze und Exercitien, geschichtliche, mathematische Aufgaben und Hefte u. s. w., zu welchen Arbeiten doch wenigstens wieder andere 20 Stunden wöchentlich nöthig sind. Ja hiermit ist die Menge der Ansprüche an die geistige Kraft der Schüler noch nicht einmal abgeschlossen: auch Gedächtnissübungen mancherlei Art werden aufgegeben, Privatlectüre classischer Schriftsteller wird verlangt. So legt, selbst wenn ich die zuletzt genannten Uebungen gar nicht rechne, das Gymnasium seinen Schülern eine geistige Anstrengung von 70—80 Stunden in jeder Woche auf. Nicht immer wird bei diesen Anforderungen auf die grössere oder geringere Fähigkeit, auf die höhere oder niedrigere Bildungsstufe, auf die Lebensjahre der Zöglinge Rücksicht genommen. Selbst der Genuss der Ferien bleibt den jungen Leuten nicht ungetrübt, die Aufgaben,

---

neuesten Leistungen der Teubner'schen und Tauchnitz'schen Officin glücklich beseitigt ist.

welche ihnen bis in die stille Heimath folgen, treten oft störend und beengend zwischen die Freuden des heitern Familienkreises. Wie nun in aller Welt soll ein junger, im vollen Wachsthume stehender Mensch diese Stunden- und Arbeitslast ertragen können? Der gewissenhafte und sorgfältige Schüler, der alles so gut als möglich zu nehmen sucht und der es für Sünde hält, auch nur eine einzige Aufgabe seiner Lehrer zu vernachlässigen, wird nothwendig durch dieselbe erdrückt werden, körperliches Siechthum wird die Folge seiner übermässigen Anstrengungen sein. Des leichtsinnigen, arbeitsscheuen Schülers wird sich aber ein Geist der Oberflächlichkeit und Nachlässigkeit bemächtigen, der schon mit dem Scheine der Arbeit zufrieden ist und sich selbst kein Gewissen daraus macht, betrügerischer Weise fremde Hülfe zu benutzen. In beiden Fällen sind die Folgen solcher Ueberspannung, solcher Treibhausgärtnerei traurig genug. So lange aber die Gymnasien nicht die wöchentliche Arbeitszeit ihrer Zöglinge auf 50 Stunden reduciren, so lange sie ihre Anforderungen an die Leistungen der Schüler nicht so ermässigen, dass diese 50 Stunden angestrengter, wirklicher — nicht scheinbarer — Arbeit hinreichen, denselben in jeder Woche zu genügen, ist an keine Beseitigung dieses Uebelstandes zu denken. Mancher Schulbehörde, manchem Gymnasialdirector wird es freilich einen schweren Kampf kosten, das schöne, bunte Gewand des bisherigen Lectionsverzeichnisses so zu beschneiden und zu modeln, dass es zu der neuen Form, die hier beantragt wird, passe: aber dieser Kampf muss durchgekämpft, das neue Gewand muss hergestellt werden, wenn es mit unseren Gymnasien besser werden soll, wenn wir unseren Söhnen die schöne Schulzeit nicht ganz und gar verkümmern wollen. „Ne quid nimis“ ist die Regel, die wir fortan bei dem Ordnen dieses Theils der Gymnasialverhältnisse mit ängstlicher Sorgfalt im Auge behalten müssen. Wie ich nach meiner Weise die bezügliche Aufgabe löse, brauche ich hier, da es aus dem Fortgange meiner Darstellungen erhellen wird, nicht besonders zu erläutern.

Die beste Unterrichtszeit sind offenbar die Vormittagsstunden. Diese Erfahrung darf uns aber nicht veranlassen, den Unterricht fast ganz in die Vormittagstunden zusammenzudrängen und die Schüler wohl gar von 6 bis 12 Uhr in der Schule zu beschäftigen. Für die Lehrer mag dies wohl angenehm sein, denn es verschafft ihnen die Aussicht auf freie Nachmittage, aber die Schüler leiden gar sehr darunter, theils durch das lange Sitzen, theils durch die aus der Ueberfüllung mit geistiger Nahrung hervorgehende Abspannung der Seele. Auch dieser Missbrauch muss beseitigt werden; die Gymnasien müssen so viel als möglich zu der früheren Sitte zurückkehren, nach welcher der Unterricht in 3, höchstens 4 Vormittags- und 2 Nachmittagsstunden ertheilt wurde. Ferner ist es unstatthaft, den Nachmittagsunterricht sogleich nach dem Mittagsessen, um 1 Uhr zu beginnen, wo die Verdauung noch im vollen Gange ist. Von 2 bis

4 Uhr scheint mir die passendste Zeit zu sein. Es lassen sich hierüber keine genauen Bestimmungen geben, da auch in Deutschland die Sitte grösserer Städte das Mittagsessen allmälig auf die Nachmittagsstunden zurückzuschieben anfängt. — In den Lectionsverzeichnissen mancher Gymnasien findet man sogar den Unterricht in einzelnen Fällen bis zu den Abendstunden fortgesetzt. Auch diese Einrichtung ist unstatthaft: wenn der Körper schon durch die Anstrengungen des Tages erschöpft ist, kann auch die Seele nicht mehr frei und lebendig wirken. Eine geistige Beschäftigung ist alsdann geistige Anspannung und wird nachtheilig, ohne besondern Nutzen für die Fortschritte des Zöglings zu gewähren. Aus eben diesem Grunde muss ich mich gegen die verkehrte Gewohnheit vieler studirender Jünglinge erklären, wissenschaftliche Beschäftigungen bis in die späteren Abendstunden, ja bis tief in die Nacht hinein fortzusetzen, eine Gewohnheit, die bei Vielen aus dem Schul- und Universitätsleben auch in die späteren Lebensverhältnisse übergeht. Die Stille des Abends, besonders auch zur Winterszeit ein warmes Zimmer, die Aussicht, nun ungestört arbeiten zu können, sind zwar sehr einladend zum Studiren, und rufen leicht den Entschluss hervor, einen Theil der Zeit, in welcher der Körper ruhen soll, geistigen Anstrengungen zu widmen, aber die Ausführung dieses Entschlusses kann im Allgemeinen nur nachtheilig für Körper und Geist wirken, wenn auch, besonders in späteren Jahren, die schädlichen Folgen des Nachtarbeitens, eben weil es zur Gewohnheit geworden ist, nicht mehr so augenfällig hervortreten. Auch gewinnt der des Nachts Arbeitende in der Regel nichts durch sein langes Aufsitzen. Denn was er an Schlaf während der ersten Stunden der Nacht geopfert hat, das gibt er früh wieder zu, er verschläft die schönen Morgenstunden. Daher ist es auf jeden Fall besser und für Körper und Geist erspriesslicher, wenn er sich gewöhnt, die frühen Morgenstunden zu seinen Studien zu benutzen und sich Abends bald zur Ruhe zu begeben. Ich empfehle es jedem Gymnasium, das Frühaufstehen zu einem Gegenstande der speciellen Körpersorge seiner Zöglinge zu machen. Die heilsamen Folgen solcher Fürsorge für das Gedeihen der Schüler und für die Wirksamkeit der Anstalt werden nicht ausbleiben.

Ein dritter Punkt, auf dessen Abstellung ich für das fröhlichere Gedeihen der Gymnasien ein grosses Gewicht lege, besteht darin, was ich Unzeitigkeit des Unterrichts in Bezug' auf die Vertheilung des Lehrstoffs in die verschiedenen Classen nennen will. Ich glaube nämlich, dass nach den jetzigen Gymnasialverhältnissen in Bezug' auf das Alter der Schüler und die Classeneintheilung Manches schon gelehrt werde, wenn es noch nicht gelehrt werden sollte, im Gegentheil aber auch Manches noch nicht in den Unterricht komme, wenn es schon in die Lectionspläne der einzelnen Classen aufgenommen sein sollte. Dieser Uebelstand bewirkt eine gewöhnlich durch alle Gymnasialclassen laufende Zer-

splitterung des Lehrstoffs, die ich durchaus für fehlerhaft und nachtheilig halte. So wird sich, um diese Zersplitterung nur durch einige Beispiele in praxi nachzuweisen, fast kein deutsches Gymnasium finden, in welchem nicht Geschichte oder Geographie fortlaufend durch vier oder fünf Classen gelehrt werde. Beim Unterricht in der französischen Sprache durchwandern die Schüler in einem Zeitraume von 8—10 Jahren gewöhnlich 4 Classenabtheilungen oder Curse, und doch sind sie beim Abgange auf die Universität in den meisten Fällen kaum im Stande, sich in den geläufigsten Conversationsformeln mit einiger Leichtigkeit zu bewegen oder einen erträglichen französischen Brief zu schreiben. Selbst bei den classischen Sprachen findet eine Zersplitterung des Lehrstoffs statt, indem z. B. die grammatischen Curse nicht schon in den unteren Classen vollständig abgeschlossen und vollendet sind und daher die Nothwendigkeit eintritt, in den oberen Classen noch zu lehren, wo doch das schon Gelernte nur noch geübt werden sollte. Fast kein Lehrgegenstand ist nach den jetzigen Verhältnissen von solcher Zersplitterung frei. Um nun der Mannichfaltigkeit des Lehrstoffs Genüge zu leisten und die verschiedenartigsten Unterrichtsgegenstände in die Lectionspläne der einzelnen Classen einzureihen, sieht man sich gezwungen, zweistündige, ja sogar einstündige wöchentliche Lectionen anzuordnen. Gegen solche Lectionen, besonders gegen die einstündigen, muss ich, so häufig sie auch überall vorkommen, mich doch geradezu erklären. Es ist eine traurige Unterrichtsweise, wenn der Lehrer fast mit der gewissen Voraussetzung in das Lehrzimmer tritt, dass das, was er vor einer Woche oder vor 3—4 Tagen in der betreffenden Lection vorgetragen hat, schon wieder aus den Köpfen der Schüler durch vieles Andere, was mittlerweile in den Schulstunden gelehrt wurde, verdrängt worden sei. Wie kann dies aber auch anders sein? Der verschiedenartige Stoff, mit welchem die Köpfe der Schüler gleichzeitig, d. h. innerhalb des Zeitraums einer Woche angefüllt werden, bildet natürlich ein solches Chaos des Wissens, aus welchem selbst gewissenhafte Repetition kaum die leitenden Fäden herauszufinden im Stande ist. Viel besser ist es, manchen Lehrgegenstand eine Zeit lang ganz ruhen zu lassen, als Alle in zwei- oder einstündigen Lectionen Jahr aus Jahr ein kümmerlich fortzutreiben. Die jetzt allgemein eingeführte Zersplitterungsmethode muss den Schülern, die mit ihr geplagt werden, und demnach den Gymnasien selbst, nur Unheil bringen. Bei übermässiger Anspannung, ja sogar bei Ueberreizung der geistigen Kraft, welche erforderlich ist, wenn den vielen einzelnen Lehrgegenständen auch nur einige Aufmerksamkeit zu Theil werden soll, kann sie doch nur Zerstreuung, nur oberflächliches Wissen bewirken. Denn an ein stetiges, gemüthliches Verweilen bei einem einzelnen Gegenstande, wodurch man doch nur allein zu einem gründlichen Wissen gelangen kann, ist bei derselben nicht zu denken. Der fortwährende Wechsel mit den Lehrgegenständen, welcher

in den Schulstunden stattfindet, übt auch einen höchst nachtheiligen Einfluss auf den häuslichen Fleiss der Schüler aus. Nicht selten tritt der Fall ein, dass sie nach ihrer Weise innerhalb eines Zeitraums von zwei Stunden Vorbereitungen auf zwei oder drei Klassiker, auf geschichtliche, geographische, mathematische Lectionen u. s. w. vollenden; so wird Alles bunt durcheinander getrieben, von Allem aber eigentlich genau genommen Nichts. Wie soll bei einem solchen Verfahren wahre Liebe zu den Schulstudien in den Herzen unserer Knaben und Jünglinge Raum gewinnen? Wie das Kind, dem viele verschiedenartige Spiele zu Gebote stehen, zuletzt an keinem mehr Gefallen findet, so entsteht aus der leidigen Zersplitterungsmethode bei unseren Schülern nur Uebersättigung, Ekel und Unlust zum Lernen, und zwar um so leichter, je mehr die bald gemachte Bemerkung, dass ihre Fortschritte in den Schulwissenschaften nur gering und langsam sind, ihnen allen Muth benimmt, auf der betretenen Bahn dem Ziele mit Beharrlichkeit zuzustreben.

Es gibt ein gutes und leicht anwendbares Mittel, die Zersplitterung des Lehrstoffs und die Unzeitigkeit des Unterrichts in Bezug' auf diesen, wie aus den Schulen überhaupt, so insbesondere aus den Gymnasien zu entfernen. Dasselbe besteht in der zweckmässigen Anwendung der successiven und der intermittirenden Methode. Es mag auffallend erscheinen, dass diese gewiss weit naturgemässere Methode nicht schon lange auf unseren Gymnasien in Ausführung gebracht worden ist. Soll ihre Anwendung wahren Nutzen bringen, so müssen folgende zwei Grundsätze genau beobachtet werden: erstens dürfen auf jeder Altersstufe (in jeder Classe) nur einige Lehrgegenstände vorherrschend sein, während die übrigen entweder cessiren oder nur repetitions- und übungsweise getrieben werden; zweitens muss jeder Lehrgegenstand als ein Ganzes zum Abschluss kommen, ehe er zur Basis des Unterrichts in einem andern benutzt werden kann. Halten wir bei der Anordnung der Lehrgegenstände an diesen beiden Regeln fest, dann wird der gesammte Gymnasialunterricht harmonisch und naturgemäss unter sich verbunden sein, und jeder einzelne Lehrgegenstand wird den andern oder mehrere andere heben und tragen. So darf z. B. Grammatik nur einmal gelehrt werden, und zwar nicht in der Form einer allgemeinen, abstracten, philosophischen Sprachlehre, deren Einübung schwierig sein und den Schülern nichts nützen würde, sondern die Grammatik der lateinischen Sprache, auch der syntaktische Theil derselben, muss so eingeübt und zu einer solchen lebendigen Anschauung gebracht werden, dass sie die Trägerin aller grammatischen Kenntnisse in den übrigen Sprachen, welche die Schule in den Lehrplan aufnimmt, zu werden vermag. In früherer Zeit, als deutsche Grammatik auf den Gymnasien noch nicht gelehrt wurde — ich halte auch jetzt noch immer diesen Unterricht für überflüssig —, erwarben sich die Schüler durch den Unterricht in der lateinischen Sprache eine genügende Kenntniss der

grammatischen Verhältnisse der Muttersprache; und wenn die Frage beantwortet werden sollte, ob damals oder jetzt, wo Lehrer und Schüler mit deutscher Grammatik gelangweilt werden, bessere Stilistiker gezogen worden sind, wäre sehr zu bezweifeln, ob die Entscheidung zum Vortheil des Jetzt ausfallen würde. Ist der Wort- und Gedankenbau der lateinischen Sprache zur Erkenntniss und Anschauung des Lernenden gekommen, dann bedarf es zur Erlernung des Griechischen und der neueren Sprachen keines besondern ausführlichen grammatischen Unterrichts. Wie ein Musiklernender, der drei oder mehrere Instrumente nach einander spielen lernt, immer nur ein und dieselbe Theorie der Musik vor Augen hat und sich nur mit der Technik seiner Instrumente zu beschäftigen pflegt: zu einem solchen Verfahren muss auch der Schüler, der zur lateinischen noch mehrere andere hinzulernt, angewiesen werden; hat er das Formenwesen der letztern überwunden, so werden sich die wenigen grammatischen Abweichungen, wenn er nach zweckmässigen Lehrbüchern unterrichtet wird, fast von selbst ergeben, ja es wird ihm grosse Freude machen, diese selbst aufzufinden und sich so aus der lateinischen heraus eine eigene Grammatik der griechischen, französischen, englischen Sprache zu bilden. Was er so selbst gefunden hat, ist sein wirkliches Eigenthum, er wird von demselben einen bessern Gebrauch zu machen wissen, als von den vielen eingelernten Regeln der Sprachlehren, welche Regeln nur mit anderen Worten dasselbe enthalten, was er schon in der lateinischen Grammatik erlernte. Buttmann betrat gewiss einen sehr richtigen Weg, wenn er sich in der Syntax seiner griechischen Schulgrammatiken nur auf die Spracherscheinungen beschränkte, in denen der Sprachgebrauch der griechischen Sprache von dem, den Schülern bereits bekannten in der lateinischen abweicht. Wie sehr wird durch eine solche Concentration der Unterricht in den verschiedenen Sprachen vereinfacht, wie reichlich die Mühe des Lehrers belohnt, wie erfolgreich die Lust zum Lernen beim Schüler angeregt. Leider hat man bis jetzt fast noch keinen Schritt gethan, um sich in den Besitz dieser Vortheile zu setzen. Die Gymnasien verschwenden jetzt eine Menge von Lehrstunden auf den Unterricht in der besonderen Grammatik der griechischen, so wie der neueren Sprachen, die Lehrer ärgern sich dabei über die Unlust und die schlechten Fortschritte ihrer Schüler, während wir ganz andere Resultate gewinnen würden, wenn wir bei diesem Unterricht nur vergleichungsweise verführen und das Meiste dabei der eigenen Kraft des Schülers überliessen. Ich ordne zur Realisirung der successiven Methode den sprachlichen Lehrstoff so an, dass auch die gründliche Erlernung der lateinischen Grammatik in dem für die Gymnasien zweckmässigen Umfange (davon siehe weiter unten), die Erlernung der griechischen und dann die der französischen und der englischen Sprache folgt, und halte für die Fortbildung in den schon erlernten Sprachen nur diejenigen Uebungen für nothwendig, die ich weiter unten angeben

werde. Für Schüler, die lateinische Grammatik lernen, halte ich, wie schon bemerkt, auch den Unterricht in der deutschen in jeder Beziehung für unnöthig. Denn eben durch die lateinische Sprachlehre lernen sie ja eben die deutsche in ihrer Allgemeinheit und ihren besonderen Eigenthümlichkeiten zugleich mit hinlänglich kennen, und die vielfachen sprachlichen Uebungen, welche angestellt werden, um ihnen den Besitz der lateinischen Erscheinungen zu verschaffen und zu sichern, sind zugleich Uebungen für das Deutsche. Wer Erfahrung in diesen Dingen besitzt, wird zugeben, dass kein Unterricht für Lehrer und Schüler langweiliger ist, als der in der deutschen Grammatik. Dies kommt daher, das Lehrer und Schüler das richtige Gefühl haben, dass sie hier, wie man zu sagen pflegt, nur gedroschenes Stroh dreschen, ein Gefühl, das sich freilich viele Schulmänner noch nicht recht gestehen wollen, das sie aber gleichwohl durch ihre Anpreisungen eines grammatischen Unterrichts in der Muttersprache nicht wegbringen können. Warum aber, hören wir Viele aus einer gewissen Vorliebe für die deutsche Sprache, wie sie überhaupt die neuere Zeit zur Schau trägt, fragen, warum soll denn, wenn es zweckmässig ist, dass durch die Grammatik einer Sprache die der übrigen erlernt werde, nicht der Muttersprache, der kräftigen, reichen, volltönenden, bildsamen deutschen Sprache, die Ehre zu Theil werden, die Trägerin der grammatischen Kenntnisse für die übrigen zu sein, warum soll sich nicht aus der deutschen Grammatik heraus die der übrigen entwickeln und aufbauen lassen? Warum wird diese Ehre durchaus nur der todten, steifen lateinischen Sprache vindicirt? Die Antwort ist für Alle der Sache Kundigen leicht und überzeugend, die Uebrigen werden sich kaum überzeugen lassen, wenn man ganze Bände darüber vollschriebe; sie lautet: weil aller Sprachunterricht, wenn er den Zwecken des Gymnasialunterrichts angemessen, d. h. wirklich bildend sein soll, schwer sein muss, weil nur das, was sich der Lehrling mit Mühe und Schweiss erkauft hat, sein wahres geistiges Besitzthum ist. Der Unterricht in der deutschen Grammatik bietet aber für den Deutschen keine solchen den Geist bildenden Schwierigkeiten dar. Daher sind auch für den Unterricht in der deutschen Sprache andere Lehrgegenstände, z. B. Stilistik, Rhetorik u. s. w. weit zweckmässiger und bildender, als reine Grammatik. — Ich halte es für nöthig, noch ein anderes Beispiel von den Vortheilen zu geben, die eine zweckmässige successive und intermittirende Anordnung der Lehrgegenstände gewährt; es betrifft die Vertheilung des Unterrichts in der Geographie, Naturgeschichte und Geschichte. Nach der jetzigen Einrichtung werden diese Disciplinen gleichzeitig neben einander getrieben und sind auf den meisten Lectionsplänen durch alle Classen wöchentlich mit zwei Stunden bedacht. Wenigstens gilt diese Bemerkung von der Geographie und Geschichte. Die Naturgeschichte hat auf den Gymnasien noch nicht die wahre Ebenbürtigkeit erlangt und erscheint daher oft nur in einer Stunde wöchentlich, hie und

da auch gar nicht in dem Stundenplane. Die Geographie kommt in den verschiedenen Classen mit verschiedenen Bezeichnungen vor, die auf eine Zersplitterung dieser Wissenschaft hindeuten: allgemeine, mathematische, europäische, aussereuropäische, alte, neue Geographie. Ebenso wird mit der Geschichte ein gewisser Luxus getrieben, indem von besonderen Cursen in der Geschichte der Römer, Griechen, Deutschen, und daneben auch in der allgemeinen Weltgeschichte die Rede ist. Neben den übrigen Nachtheilen der Zersplitterungs- und Gleichzeitigkeitsmethode tritt hier besonders der hervor, dass die Schüler in den höheren Classen gewissermassen unempfindlich gegen den Werth dieser Wissenschaften werden, denn was sie zum Theil schon in Quarta und Tertia, und zwar hier mit entschiedener Theilnahme, gehört haben, wird ihnen in Secunda und Prima wieder vorgesprochen: der Reiz der Neuheit ist verloren, selbst der gute Schüler verhält sich ganz passiv, weil er das, was er jetzt hört, schon zu wissen glaubt. Ganz andere Resultate werden wir durch die Anwendung der successiven Methode gewinnen. Nach derselben werden diese Disciplinen als Schulwissenschaften, d. h. in dem für die Schule zweckmässigen Umfange, nur einmal und in einer natürlichen Folge vorgetragen. Mit der Geographie wird — am besten in Tertia — der Anfang gemacht. Der Unterricht in dieser Wissenschaft wird zu einer natürlichen Basis für den in der Naturgeschichte und Geschichte, indem er den Grund und Boden sichert, auf welchem sich Thiere und Menschen bewegen. Auf ihn folgt in Secunda die Naturgeschichte, mit welcher auch ein Cursus in der Physik abwechseln kann. Ich bin der Ansicht, dass alle naturhistorischen Vorträge, mit welchen bisher auf Gymnasien fast nur gespielt worden ist, eine rein wissenschaftliche Form haben und die Schüler zum Verständniss der Mannichfaltigkeit und Einheit aller unorganischen und organischen Wesen bringen müssen, mit welchen die Erde, welche man durch die Geographie kennen lernt, bevölkert ist. So behaupten die Naturwissenschaften mit Recht ihre Stellung zwischen Geographie und Geschichte, welche letztere ausschliesslich den Menschen und die allseitige Thätigkeit desselben in Anspruch nimmt und daher den Cyclus dieser realen Wissenschaften vollendet. Das Studium der Geschichte beginnt in Prima und ist auch ganz geeignet, das erwachende Reflexionsvermögen des studirenden Jünglings in Anspruch zu nehmen. Es ist eine bekannte Erfahrung, dass erst dem gereiften Verstande der rechte Sinn für geschichtliche Studien aufgeht, und es fällt daher auf, dass man diese Erfahrung bisher bei dem Entwurf der Lectionspläne so wenig berücksichtigt hat. Uebrigens ist es hinreichend, dass nur ein Cursus in der allgemeinen Weltgeschichte angeordnet werde, bei welchem diejenigen Partieen, die in näherer Verbindung mit den classischen Studien und mit dem gemeinsamen deutschen Vaterlande stehen, etwas ausführlicher behandelt werden können. —

Ich habe die successive Methode naturgemässer genannt, als die

jetzige Zersplitterungsmethode. Zum Beweise für diese Behauptung deute ich nur auf jene Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes hin, nach welcher die Thätigkeiten desselben immer durch gewisse Perioden abgegrenzt werden. So wie der Erwachsene solche Perioden für seine Thätigkeiten und Liebhabereien hat, so wie bei ihm die Neigungen wechseln, so ist es auch bei dem Knaben und Jünglinge der Fall. Die Aufgabe der Schule ist es, dieses Streben nach Abwechselung so zu ordnen, dass man ihm durch Darbieten des Mannichfaltigen nicht während eines Zeitraums, sondern nach Zeiträumen Genüge leistet, und dass mithin erst dann ein Wechsel eintritt, wenn der jugendliche Geist eine bestimmte Zeit hindurch mit Stetigkeit bei einem oder wenigstens bei nicht vielen Gegenständen verweilt hat. Nur auf diese Art kann das Lernen intensiv und gründlich werden, nur so verschafft sich die Schule durch den Reiz der neuen Lehrgegenstände, die dem in eine höhere Classe aufrückenden Schüler dargeboten werden, einen mächtigen Hebel, den Unterricht in denselben recht erfolgreich zu machen. —

Indem ich mir vorbehalte, diese Bemerkungen über die successive Methode weiter unten durch die Darlegung eines Lehrplans zu erläutern, spreche ich zunächst von einem vierten Gegenstande, der auf die gedeihliche Wirksamkeit der Gymnasien gewiss nur einen nachtheiligen Einfluss haben kann. Ich meine die strenge Durchführung des Fachsystems. Diese mag wohl für die Lehrer mancherlei Vortheile darbieten. Es ist bequem, seine Aufmerksamkeit nicht mehreren Lehrgegenständen zuwenden zu müssen; und wenn man in seiner Fachwissenschaft einige Jahre hindurch unterrichtet hat, wird dann die Amtsthätigkeit, die etwaige Durchsicht und Correctur schriftlicher Arbeiten abgerechnet, keine zeitraubenden häuslichen Vorarbeiten erfordern. Ich wollte diese Bequemlichkeit den Lehrern auch gern gönnen, wenn sie nur nicht von den Nachtheilen, welche das Fachsystem für die Schüler hat, so bedeutend überwogen würden. Diese Nachtheile haben ihre psychologische und ihre pädagogische Seite. Es ist natürlich, dass jeder Fachlehrer seiner Wissenschaft einen vorzüglichen Werth beilegt, und dass er daher wünscht, dass sich die Schüler in derselben auszeichnen mögen. Die Verwirklichung dieses Wunsches macht aber gesteigerte Ansprüche an die geistige Kraft und die Thätigkeit der Schüler nothwendig. Wenn nun auf diese Art vier oder mehrere Fachlehrer an den jungen Leuten arbeiten, kann eine Ueberspannung der Seelenkräfte, eine Ueberreizung des ganzen jugendlichen Seins und Wesens kaum vermieden werden. Auf jede Ueberspannung muss aber, wenn nicht Vernichtung eintreten soll, eine Abspannung erfolgen. Diese Abspannung vermitteln aber unsere Gymnasiasten, von einem dunklen Gefühle der Selbsterhaltung getrieben, gewöhnlich selbst: an die Stelle des früher bewiesenen Eifers nach gründlichem Wissen tritt bei ihnen, wie von selbst, Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit ein. Können wir bei dieser Lage der Sachen unsere Schüler

deshalb verdammen? Von der pädagogischen Seite her geben sich die Nachtheile des Fachsystems besonders in der Schwierigkeit, eine zweckmässige Disciplin durchzuführen, oft auf eine sehr bedauerliche Weise kund. Was der Eine gut gemacht hat, verdirbt der Andere, dann folgt wohl ein Dritter, welcher durch übermässige Strenge verhüten will, ne quid detrimenti respublica capiat. Dazu kommt noch, dass es fast immer in jeder Classe einige Schüler gibt, die es sich zum Geschäft machen, auf die kleinen Schwächen oder auffallenden Gewohnheiten der Lehrer zu merken und ihre Bemerkungen den Mitschülern mitzutheilen. So gibt denn der Eintritt der in jeder Stunde wechselnden Lehrer gewöhnlich das Signal, auf die erwähnten Dinge zu achten und die Aufmerksamkeit der Schüler bleibt oft die ganze Lection hindurch eine sehr getheilte. Dieser Uebelstand fällt fast ganz weg, wenn nur ein Lehrer in der Classe, wie ein Vater unter seinen Kindern, waltet. Die Schüler werden sich, wenn sie überzeugt sein können, dass er sie liebe, leicht an die Eigenheiten desselben gewöhnen und der Unterricht wird durch diese nicht gestört werden. So arbeiten unsere Gymnasien durch die strenge Durchführung des Fachsystems offenbar dahin, ihre Wirksamkeit zu schwächen. Ich nenne daher jedes Gymnasium glücklich, welches das Fachsystem von sich abthun kann. Nur wo dies geschieht, kann die Schulfamilie auf die rechte Art repräsentirt werden. Da aber, wenigstens jetzt noch, die vollständige Beseitigung des Fachsystems hauptsächlich an der Schwierigkeit scheitern wird, tüchtige, d. h. allen einzelnen Lehrgegenständen vollkommen gewachsene Classenlehrer zu finden, so muss es, um das Gedeihen der Gymnasien nicht zu gefährden, wenigstens so viel, als nur immer möglich, beschränkt werden. Der Classenlehrer muss durchaus die meisten Unterrichtstunden in der Classe haben, die ihm anvertraut ist. Auch jetzt spricht man von Classen-Ordinarien, aber wenn man die Lectionscataloge genauer besieht, findet man, dass oft der Ordinarius gerade in der Classe, nach welcher er genannt ist, die wenigsten Stunden zu geben hat. Zu den Fächern, in welchen man besondere Lehrer jetzt noch nicht wird entbehren können, gehören besonders die französische und englische Sprache, so wie die Mathematik. Auch der naturhistorische Unterricht wird nicht von jedem Gymnasiallehrer ertheilt werden können. Müssen also auch noch einige Fachlehrer beibehalten werden, so lassen sich doch die Nachtheile des Fachsystems auch jetzt um ein gutes Theil vermindern, wenn der Lehrer das Verhältniss, in welchem sein Fach zu den übrigen Schulwissenschaften steht, zu würdigen weiss, und nicht sein Fach allein zu fördern sucht, sondern auch das Gedeihen der ganzen Anstalt im Auge hat. Gewiss wird schon manche Ueberspannung wegfallen, wenn der Fachlehrer aufhört, seine Schüler mit Einzelheiten zu plagen, die ihm wohl wichtig scheinen, aber für die allgemeine Bildung nutzlos sind. In disciplinarischer Hinsicht wird die gleiche Handhabung bestimmter Erziehungsgrundsätze zwar

manchen Uebelstand vermeiden, keineswegs aber alle Nachtheile des Fachsystems beseitigen lassen.

Ein fünftes Uebel, welches jetzt recht eigentlich auf den Gymnasien grassirt und zum Theil durch das Fachsystem hervorgerufen wird, bisweilen wohl sogar in einem allzugrossen Lehreifer seinen Grund hat, besteht in dem Uebermaasse des Unterrichts in Bezug' auf den Umfang des Lehrstoffs. Das rechte Maass, der nothwendige Umfang des Lehrstoffs ist bedingt durch den Zweck der Gymnasien. Sind sie Lehranstalten zur Vorbereitung auf den höhern Unterricht der Universitäten und Träger der allgemeinen wissenschaftlichen Schulbildung, so darf auch ihr Unterricht immer nur vorbereitend sein und sich nur auf die Mittheilung der allgemeinen und deshalb wichtigsten Grundsätze der einzelnen Disciplinen, in bestimmten, genau abzugrenzenden Cursen, beschränken. Alle Einzelheiten, in denen sich der Fortschritt der Wissenschaften beurkundet, die daher für den fortstudirenden Gelehrten sehr anziehend sind, müssen, als die Köpfe der Schüler, die schon mit dem Allgemeinen genug zu thun haben, verwirrend und den Lehrstoff allzu sehr vermehrend, vermieden werden. Diese Regel gilt auch bei den Sprachstudien. Denn das Bestreben, die Schüler in alle grammatischen Einzelheiten einzuweihen, jeden Sprachgebrauch auf seine philosophische Grundlage zurück zu bringen, fördert, wie tausendfache Erfahrungen lehren, die Erreichung des Ziels, das jeder Sprachunterricht vernünftigerweise vor Augen haben muss, nur wenig. Dieses Ziel ist kein anderes, als möglichst grosse Fertigkeit in Handhabung der Sprache durch Schrift und Rede. Auf diese Art werden Sprachstudien zugleich das trefflichste Hülfsmittel aller formalen Bildung. Das unaufhörliche Durcharbeiten grammatischer Einzelheiten erschwert vielmehr das Eindringen in den Charakter der Sprache und bringt eine Unsicherheit und Aengstlichkeit in Behandlung derselben hervor, die nicht ermuthigend, sondern nur hemmend wirken. Ueber die besste Art, bei dem Sprachunterrichte den Zielpunkt zu erreichen, sollen weiter unten noch einige Bemerkungen beigebracht werden.

Nur dadurch, dass die Gymnasien in Bezug' auf den Lehrstoff immer das rechte Maass vor Augen haben, können sie dem Grundsatze: „non scholae, sed vitae discendum," Genüge leisten. Nun gebe ich aber gern zu, dass dieses rechte Maass zu finden, das Besondere von dem Allgemeinen für den Schulzweck auszuscheiden, jedes Uebergreifen in den Bereich der Universitäten zu vermeiden, nicht immer leicht sei. Gerade die gewissenhaften und eifrigen Lehrer machen hier die meisten Fehlgriffe. Sie wähnen das, was sie bei der Vorbereitung auf die Lehrstunden selbst zu ihrem Wissen hinzufügen, auch den Schülern mittheilen zu müssen. Insbesondere suchen sie bei jedem neuen Cursus den Lehrstoff in seinen Einzelheiten immer mehr auszubilden: für solche Schüler, die den Cursus schon einmal gehört haben, wird der Unterricht zwar dadurch neu

9*

und anziehend, für die eben erst eingetretenen wird er aber durch ein solches Verfahren schon zu massenhaft und zu verwirrend. Das besste Mittel, den Lehrstoff beim Unterrichte in dem für die Schule zweckmässigen Umfange zu erhalten, ist ohne Zweifel das Festhalten an guten Lehrbüchern. Aber hier fehlt es gerade am meisten. Allgemein ist die Klage, dass die Lehrbücher für den Gymnasialunterricht auffallend an Ueberladung mit Materiale leiden. Betrachten wir nun die fast unzähligen Schriften dieser Art, welche in neuester Zeit erschienen sind und noch erscheinen: wir werden sehr oft über den Umfang derselben erstaunen und fast unwillkürlich in jene Klage einstimmen. Da ist kein Lehrgegenstand ausgenommen, alle unsere Lehrbücher, nur wenige abgerechnet, enthalten ganze Massen von Lehrstoff, deren Behandlung nur für das eigentliche, der Universität anheim fallende Fachstudium gehört und den Gymnasialzwecken geradezu entgegen ist. Wenn Schüler nur den zehnten Theil von dem behalten, was in solchen Lehrbüchern enthalten ist, können sie sich glücklich schätzen, und doch macht es ihnen die Schule zur Pflicht, Alles in ihr armes Gedächtniss einzuzwängen. Was soll daraus werden, wenn dieses Unwesen noch länger fortgetrieben wird? Die Gymnasien müssen zu Grunde gehen, wenn sie schon Universitäten sein wollen. Wohlan also, wenden wir uns ab von einem Wege, der nur zum Verderben führen kann; geben wir unseren Schülern Compendien in die Hände, welche in zweckmässiger Ordnung nur das Nothwendige enthalten; dringen wir aber dann auf das vollständige und gründliche Studium dieser Compendien, und wir werden uns nicht länger an unserer Schuljugend versündigen.

Der Vorwurf der Ueberladung an Lehrstoff trifft auch besonders die Sprachlehren. Wenn wir z. B. die die kleinen Bände, aus welchen unsere Vorfahren, unter denen es doch auch tüchtige Humanisten gab, die lateinische und griechische Grammatik erlernten, mit den dickleibigen, enggedruckten Schriften vergleichen, welche jetzt Schulgrammatiken heissen, so dringen sich uns Betrachtungen ganz verschiedener Art auf. Auf der einen Seite kann es nur erfreulich sein, dass die Gelehrten unserer Zeit einen vorzüglichen Fleiss auf classische Sprachforschung verwenden und für das Studium der Grammatik insbesondere so mannichfaltige und umfassende Hülfsmittel an die Hand geben. Auf der andern Seite muss es aber höchst bedenklich scheinen, Lehrbücher von solchem Umfange den Schülern zum Gebrauch zu geben. Denn wir wollen ja keine eigentlichen Philologen bilden, — kaum der zehnte unserer Gymnasiasten wird sich der Philologie zuwenden. Die sich dieser Fachwissenschaft widmen, mögen allerdings später — denn für den Anfang werden selbst den künftigen Philologen weitläufige Lehrbücher wenig Nutzen bringen — die Grammatik in grösserem Umfange studiren; für die gewöhnlichen Berufsgelehrten halte ich aber, wenn sie nicht eine besondere Neigung dazu haben, ein solches

Studium für zweck- und nutzlos. In einer lateinischen Schulgrammatik muss der gesammte Lehrstoff in einer lichtvollen und natürlichen Ordnung und mit möglichster Concentration in kurze Sätze oder sogenannte Regeln verarbeitet werden, und diese Regeln müssen so eingerichtet sein, dass sie sich leicht auswendig lernen lassen. Ausserdem müssen dieselben in der Formenlehre durch die nöthigen Paradigmen, in der Syntax durch zwei oder drei leicht zu verstehende, schlagende Beispiele aus den Classikern erläutert werden. Lässt sich bei der Anordnung der Regeln logische Consequenz erreichen, so ist es gut, nur opfere man dem Streben nach Consequenz nicht die Fasslichkeit der Darstellung auf, welche bei einem Schulbuche nie vermisst werden darf. Das tabellarische Unterordnen der einzelnen Spracherscheinungen unter bestimmte Rubriken, zu deren Bezeichnung oft mehrere verschiedene Alphabete nöthig werden, ist zwar dem geübten Denker übersichtlich, dem Anfänger aber erschwert es die Erkenntniss der Sache und das Auffassen durch das Gedächtniss. Vorzüglich karg sei man mit dem Hinzufügen der Ausnahmen von der Regel. Die wichtigsten müssen freilich angegeben werden, Fälle aber, die vielleicht im ganzen Sprachgebiete nur ein- oder zweimal vorkommen, übergehe man ganz, denn es ist weit interessanter und belehrender für den Schüler, wenn man ihm solche Ausnahmen selbst auffinden lässt, als wenn er sie aus seinem Lehrbuche herausliest. Die Abnormitäten der Sprache gehören eigentlich gar nicht in die Grammatik. Alle Regeln müssen mit fortlaufenden Nummern versehen sein, wodurch das Citiren und Auffinden derselben ungemein erleichtert wird. Auf diese Art wird sich der gesammte in eine lateinische Schulgrammatik gehörende Lehrstoff bequem in etwa 300 Regeln zusammenfassen lassen, dem Schüler aber wird es leicht werden, sich desselben innerhalb zweier oder dreier Jahre vollständig zu bemächtigen. — Ich habe oben die Ansicht ausgesprochen, dass für die Gymnasien die Grammatik der lateinischen Sprache als Normalgrammatik bei der Erlernung der übrigen Sprachen betrachtet werden müsse. Folgt man dieser Ansicht, dann wird man sich veranlasst sehen, den griechischen, so wie den französischen und englischen Sprachlehren für den Gebrauch unserer Schüler eine ganz andere Gestalt zu geben, als sie jetzt leider haben, wo man der Sitte der Zeit huldigend, nur dann etwas geleistet zu haben glaubt, wenn man ein recht voluminöses Buch verfasst hat. Sie werden in Bezug' auf den Umfang noch mehr zusammenschwinden, als die nach den ausgesprochenen Grundsätzen bearbeitete lateinische Grammatik. Derjenige Theil der Formenlehre, welcher die zu erlernenden Paradigmen enthält und erläutert, wird zwar in dem für den Schulzweck nöthigen Umfange mitgetheilt werden müssen, in allen übrigen Theilen der Grammatik wird aber die comparative Methode vorherrschend sein können, d. h. es werden nur diejenigen Spracherscheinungen erläutert werden müssen, die in Vergleichung mit der lateinischen Grammatik neu sind; während bei

allen Punkten, in welchen die zu erlernende Sprache mit der lateinischen übereinstimmt, schon eine Beziehung auf die lateinische Sprachlehre hinreichen wird. Denn hat der Schüler aus dieser gelernt, was ein Substantiv, Prädikat, Copula, Objekt, was einfacher und zusammengesetzter Satz, was Beiordnung und Unterordnung u. s. w. ist, warum soll er es in der griechischen Grammatik zum zweiten und dann vielleicht in der französischen, zum höchsten Ueberfluss, zum dritten Male lernen? So wird eine ganze Reihe von Sprachlehren, die nach dieser Methode bearbeitet sind, nicht mehr Umfang haben, als jetzt eine Grammatik einer einzelnen Sprache zu haben pflegt. — Besonders auffallend erscheint der Luxus, welcher mit dem Lehrstoffe in der griechischen Grammatik getrieben wird, welcher daher auch fast überall zu einem Uebermaasse des Unterrichts in dieser Sprache geführt hat. Ich bin von dem hohen Werthe dieser herrlichen Sprache vollkommen überzeugt und möchte sie selbst auch nur in ihrer Eigenschaft als formales Bildungsmittel um keinen Preis aus der Reihe der Lehrgegenstände unserer Gymnasien schwinden sehen, allein wie jetzt die Sachen stehen, muss ich es denn doch für sehr bedenklich halten, derselben zu viel Zeit zu widmen und den Umfang der zu ihrer Erlernung abzweckenden Uebungen allzusehr zu erweitern. Es wird hier grösstentheils nur für die Schule, nicht für das Leben gelernt. Nur die Philologen und die Theologen — diese oft sehr saumselig, nur soweit, dass sie mit dem Grundtexte des neuen Testaments in einiger Bekanntschaft bleiben — treiben das Griechische noch auf der Universität fort: alle übrigen studirenden Jünglinge legen, sobald sie die Maturitätsprüfung im Rücken haben, die griechischen Autoren bei Seite, um sie in den meisten Fällen nie wieder in die Hand zu nehmen. Sie glauben, und oft nicht mit Unrecht, Nothwendigeres zu thun zu haben, um tüchtige Fachgelehrte zu werden, und die Universität thut Nichts, um bei ihnen das Studium des Griechischen zu fördern und anzufrischen, das spätere Leben natürlich auch Nichts. So ist dieses Studium für die meisten Fachgelehrten mit dem Austritt aus der Schule völlig abgeschlossen: nur die Besseren unter ihnen erinnern sich desselben im späteren Leben, wie eines schönen Traumes, den sie auf der Schule geträumt haben. Darf man bei diesen Verhältnissen den Vielen, die den Nutzen des Studiums des Griechischen auf der Schule nicht zu würdigen wissen, die Frage verargen, warum denn diese Sprache überhaupt noch auf Schulen getrieben werde? Ich bin natürlich weit entfernt, so zu fragen, aber dass der Umfang dieses Studiums auf den Gymnasien in zweckmässigere Grenzen gebracht werde, als bisher der Fall war, namentlich, dass die griechischen Schulgrammatiken eine andere Gestalt bekommen, dass Uebungen, wie griechische Exercitien, Extemporalien u. s. w. künftig wegfallen, dass man hauptsächlich nur auf griechische Lectüre das Augenmerk richte, das halte ich für zweckmässig. —

Ich kann nicht umhin, noch einen Gegenstand zu erwähnen,

bei welchem sich unsere Gymnasien des Vorwurfs, ihre Zöglinge mit Lehrstoff zu überladen, in hohem Grade schuldig machen. Ich meine das Zuviel beim Unterricht in der Mathematik. Wer wollte das Verdienst verkennen, das sich Diejenigen erworben haben, die besonders seit Ende des vorigen Jahrhunderts anfingen, auf den grossen formalen und realen Nutzen hinzudeuten, den das Studium der Mathematik in Bezug' auf den Schulunterricht hat? Auf ihren Rath wurden die einzelnen Theile der Elementarmathematik in die Lehrpläne der Gymnasien aufgenommen, aber was sie empfahlen, das überschätzten Andere, und so wurden sogar Stimmen darüber laut, dass ein ausgedehnter Betrieb der Mathematik das Studium der alten Sprachen zu ersetzen im Stande sei. Von jetzt an wurden — wenigstens auf manchen Schulen — die Schüler mit der Mathematik wahrhaftig geplagt. Man glaubte die jungen Leute vollkommen auszubilden, wenn man sie auf der einen Seite mit Grammatik, auf der andern mit Mathematik stopfte und drängte. Man hat in neuester Zeit in Bezug' auf diese, von dieser Ueberschätzung zurückkommend, wieder etwas nachgelassen, aber man treibt noch immer zu viel Mathematik. Dass die Mathematik das Studium der alten Sprachen ersetzen könne, von der Wahrheit dieser Behauptung kann ich mich nicht überzeugen. Eine Wissenschaft, die sich nur mit abstracten Grössen beschäftigt, die alle Kräfte nur auf das Zählbare und Räumliche hinlenkt und dieses Zählbare und Räumliche nur in einer Beziehung, aber gerade darum so scharf betrachtet, hat keine Berührungspunkte mit dem Guten und Schönen, mit Religion und Sittlichkeit, und kann daher den jugendlichen Geist auch nicht zur Humanität, d. h. zu der allgemeinen menschlichen Veredelung des Geistes und Herzens führen. Der Unterricht in der Mathematik nimmt nur gewisse Richtungen des Verstandes in Anspruch, und entbehrt ganz der Anregung des Gemüths, welche nothwendig erfordert wird, wenn Unterricht überhaupt bildend sein soll. Daher die Einseitigkeit, Kälte und Abgeschlossenheit der ächten Mathematiker; daher die Bemerkung, dass der gemüthliche, ideenreiche Mensch sich so wenig mit mathematischen Studien befreunden kann; daher die Wahrnehmung, die man auf jeder Schule macht, dass sich unter dem Coetus ganzer Classen immer nur einzelne sogenannte mathemathische Köpfe finden, die wirklich Sinn für diesen Unterricht haben, während sich die Mehrzahl der Schüler bei demselben langweilt oder mit anderen Dingen beschäftigt. Grössere Theilnahme von Seiten der Schüler würde sich finden, wenn sich der Unterricht über die Elementarmathematik hinaus in das Gebiet der angewandten Mathematik verbreiten könnte, die aber freilich nur in grosser Beschränkung in den Bereich der Gymnasien gehört. Diese Bemerkungen mögen hinreichen, um die Stellung zu motiviren, die ich der Mathematik in dem weiter unten mitzutheilenden Lehrplane in Bezug' auf die humanistische Abtheilung gebe.

Als ein sechster Punkt, wodurch die jetzt hervortretende sin-

kende Wirksamkeit der Gymnasien bedingt ist, sind mehrere auffallende methodische Fehlgriffe beim Unterrichte selbst zu betrachten. Wenn auch zugegeben werden kann, dass jeder Lehrer sich seine Methode eigentlich selbst schaffen müsse, so scheint es mir doch unumgänglich nothwendig, dass alle die einzelnen Wege, auf welchen man zum Ziele zu kommen sucht, einem allgemeinen Grundsatze huldigen, ohne dessen Berücksichtigung wohl kaum von einem guten Unterrichte die Rede sein kann. Dieser Grundsatz ist, dass man auf die gründlichste und doch dabei naturgemässeste und leichteste Art zum Zwecke komme. Wenn nun dieser Grundsatz schon im Allgemeinen die Ausscheidung alles unnöthigen und den Schulzweck nicht fördernden Materials, von welcher schon die Rede gewesen, ausspricht, so macht er insbesondere in Bezug' auf die Masse des Lehrstoffs, welche nothwendig beibehalten werden muss, die Bedingung, dass die Methode so viel, als nur immer möglich, vereinfacht werde. Als eine solche zweckmässige Vereinfachung der Methode scheint man aber in unseren Tagen nicht mit dem rechten Ernste zu denken. Man würde in dieser Beziehung schon einen sehr bedeutenden Schritt vorwärts thun, wenn man sich in Zukunft bestrebte, mehr durch exempla und lebendige Anschauung, als durch praecepta zu unterrichten. Wie schon im gemeinen Leben oft eine einzige lebendige Anschauung einen deutlichern Begriff von einer Sache gibt, als bogenlange Beschreibungen, so ist es auch in der Schule, und hier wohl noch mehr, der Fall. Namentlich sollte man bei dem Unterrichte in den Realien von allen den Dingen, bei denen lebendige Anschauung möglich ist, diese den Schülern zu geben suchen, natürlich ohne dabei das erklärende und erläuternde Wort auszuschliessen. In vielen Fällen können zweckmässige Abbildungen die Stelle lebendiger Anschauung vertreten, besonders in der Geographie, Naturgeschichte, Geschichte. Ein historisches Factum, durch eine gute Abbildung aufgefasst, prägt sich dem jugendlichen Gedächtnisse oft für das ganze Leben ein. Kann beim Unterrichte in der Naturgeschichte der Naturkörper selbst angeschaut werden, so ist es noch besser. Durch Vorzeigen lebendiger Blüthen lässt sich das Linné'ische Pflanzensystem innerhalb einiger Stunden besser und gründlicher zur Erkenntniss der Schüler bringen, als durch wochenlangen Unterricht nach dem Lehrbuche. Beim Sprachunterricht wirkt neben der Anschauung des geschriebenen oder gedruckten Wortes die Auffassung des fremden Idioms durch das Ohr unendlich mehr als alles Vordociren der trockenen Regeln. Hiervon wird weiter unten gesprochen werden. Ein solcher Anschauungsunterricht scheint mir so einfach, gründlich und natürlich zu sein, dass ich die Vernachlässigung desselben für einen methodischen Fehlgriff erklären muss. Keiner Schule sollte eine hinlängliche Sammlung bildlicher Darstellungen aus dem Gebiete der Geographie, Naturgeschichte und Geschichte fehlen; alle sollten Naturaliensammlungen und physikalische Cabinette

besitzen — aber alle Lehrer sollten auch diese Hülfsmittel des Unterrichts recht zu benutzen wissen. Jetzt ist es leider oft der Fall, dass auch da, wo sich dergleichen Hülfsmittel vorfinden, doch die sie bergenden Schränke kaum ein Mal während des Cursus geöffnet werden: vielen Lehrern ist es bequemer, vom Katheder herab den Faden ihres Vortrags langsam fortzuspinnen, als die wissbegierigen Zöglinge zur Anschauung der betreffenden Gegenstände anzuleiten.

Ein anderer methodischer Fehlgriff ist es, wenn man dem Unterrichte nicht die möglichste Intensität zu geben sucht. In einzelnen Fällen wird schon der lebendige Vortrag des Lehrers hinreichen, um dem Unterrichte eine, die Aufmerksamkeit aller Schüler fesselnde Intension zu geben. In den vielen anderen Fällen aber, wo es dem Lehrer an einer solchen Lebendigkeit des Vortrags gebricht, werden alle zweckmässigen Mittel anzuwenden sein, um die Schüler während des Unterrichts in gespannter Aufmerksamkeit zu erhalten. In dieser Beziehung sieht es aber in manchen Gymnasialclassen noch gar traurig aus. Der Lehrer hat die leidige Manier, immer nur „den Folgenden" aufzurufen, und die Schüler, an dieses Verfahren gewöhnt, berechnen mit Leichtigkeit, wann und worüber sie aufgerufen werden. So ist in der Regel nur ein Schüler beschäftigt, während die übrigen von der Operation des Unterrichts ganz unberührt bleiben und zum Stillsitzen und zum Nichtsthun gleichsam ex officio verdammt, sich wohl oder übel, wie es geben mag, die Zeit zu vertreiben suchen. Wird ja einmal Einer unerwartet aufgerufen, dann fährt er wie aus einem Traume empor und schwatzt ungewaschenes Zeug in den Tag hinein. Wie viel Unterschleif und Betrügerei wird ausserdem von der leichtfertigen Jugend getrieben, um Nachlässigkeiten im Vorbereiten und Bearbeiten der Aufgaben zu bemänteln. Entdeckt der Lehrer solche Dinge, dann setzt es gewöhnlich tüchtige Scheltworte; aber um solche Uebelstände wegzubringen, wird gleichwohl fast nichts gethan. Und doch gibt es vortreffliche Mittel, um Leben und Aufmerksamkeit in die Schüler zu bringen und dadurch dem Unterrichte die rechte Intensität zu geben. Im Allgemeinen wird schon viel Gutes erreicht werden, wenn die Regel feststeht, dass für jeden Lehrgegenstand ein zweckmässiges Compendium benutzt werde. Dieses Lehrbuch wird, so zu sagen, der Grund und Boden, auf welchem der Lehrer die Aufmerksamkeit seiner Schüler zu concentriren sucht. Jeder Schüler muss das Lehrbuch vor sich haben und jedes Wort desselben muss ihm wichtig sein; er muss die Ueberzeugung haben, dass ihm kein Satz desselben entgehen dürfe, wenn er zu einer genügenden Erkenntniss des betreffenden Gegenstandes gelangen wolle. Es muss den Schülern zu einer wahren Ehrensache werden, während des Unterrichts, wie das Auge nicht von den Buchstaben des Buches, so den Geist nicht von dem zu erlernenden Gegenstande abschweifen zu lassen. Die Energie des Lehrers wird solche Aufmerksamkeit bald in seiner Classe einheimisch zu machen wissen. Gut

ist es, wenn man die Schüler gewöhnt, dem Unterrichte mit der Feder in der Hand zu folgen und hie und da kurze Randbemerkungen in das Compendium einzutragen. Diese Bemerkungen müssen aber durchaus nur ganz kurz sein, sind sie es nicht, so geben sie leicht Veranlassung zu getheilter Aufmerksamkeit. Der Schüler schreibt und will auch zugleich dem fortschreitenden Vortrage folgen, dadurch erreicht er auf beiden Seiten nichts. Das treue, aufmerksame Anhalten an dem Lehrbuche ist auch für Vorbereitung und Wiederholung von entschiedenem Nutzen; der Schüler ist nie in Ungewissheit darüber, was er eigentlich zu wiederholen, worauf er sich vorzubereiten habe; er ist überzeugt, dass er, wenn er dem Lehrbuche folgt, immer das Rechte thue. Wie der Unterricht durch Anschauung vereinfacht, so kann er auch durch gleichzeitige Lectüre praktischer und intensiver gemacht werden. Es ist daher sehr erfolgreich, wenn während des geographischen, naturhistorischen und geschichtlichen Cursus der öffentliche Unterricht durch zweckmässige Privatlectüre unterstützt wird. Bei einer guten Schuleinrichtung muss Alles so geordnet sein, dass die gesammte Thätigkeit des Schülers immer auf die Erreichung des Hauptzweckes hingewendet werde. Daher darf auch die Privatlectüre der Schüler nicht von der Schule unbeachtet bleiben. Die belehrenden und bildenden Momente derselben sind bisher auf vielen Gymnasien viel zu wenig berücksichtigt und benutzt worden, was um so auffallender ist, je leichter man die Erfahrung machen kann, dass viele junge Leute von einer wahren Lesesucht behaftet sind. Daher suche man diese Art, die jugendliche Wissbegierde zu befriedigen, nach bestimmten Zwecken zu regeln und gebe den Schülern während des geographischen Unterrichts gute Reisebeschreibungen in die Hände, deren Schilderungen gerade das, was in der Schule gesagt worden, veranschaulichen und erläutern können. Ist, wie zu wünschen, der Cursus in der Geographie auf zwei Jahre berechnet, so wird diese Zeit mehr als hinreichend sein, um über jeden Welttheil mehrere Reisebeschreibungen mit Bequemlichkeit durchzulesen. Der Nutzen einer solchen Lectüre wird nicht aussen bleiben. Wer z. B. die Beschreibung von Mungo Park's Reisen im Innern von Afrika gelesen hat, wird über die Beschaffenheit der Landstriche viel richtiger urtheilen lernen, als er es zu thun im Stande ist, wenn er dieselben nur aus den Paragraphen eines geographischen Schulbuchs kennt. Während des auf die Geographie folgenden Cursus in der Naturgeschichte treten naturhistorische Werke an die Stelle der Reisebeschreibungen. Als sehr passend zu diesem Zwecke kann die gemeinnützige Naturgeschichte von Lenz empfohlen werden, deren Verfasser es vortrefflich versteht, das Nützliche mit dem Anziehenden in seinen Darstellungen zu verbinden. Einen entschiedenen Vortheil wird endlich die Privatlectüre historischer Werke während des Cursus in der Geschichte gewähren. Der öffentliche Unterricht in der Geschichte kann des Umfangs dieser Wissenschaft wegen

nur eine Uebersicht geben, der Lectüre bleibt es überlassen, das gegebene Fachwerk auszufüllen, und sie wird es um so leichterer und sicherer thun, jemehr die Selbstthätigkeit der Schüler beim Lesen angeregt wird. Man hat ja Beispiele, dass sich Personen ohne allen mündlichen Unterricht nur durch Lesen eine grosse Masse geschichtlicher Kenntnisse gesammelt haben. — Sucht die Schule auf diese Art den Lesetrieb junger Leute zu regeln, so wird es ihr auch gelingen, die leidige Romanenleserei zu verdrängen, die in unseren Tagen selbst bei Schülern zu einer wahren Pest zu werden droht, und die auch in dem Falle, dass nur unschuldige Schriften gelesen werden, doch Ueberspannung der Phantasie und von ernsten Studien abziehende Zerstreuung zur Folge hat. — Höchst nachtheilig für die Erreichung der möglichsten Intensität des Unterrichts ist der Gebrauch mancher Gymnasien, in den verschiedenen Classen verschiedene Lehrbücher über einen Lehrgegenstand zu benutzen. Selbst beim Sprachunterricht werden nicht selten verschiedene Grammatiken derselben Sprache angewendet. Es ist durchaus nothwendig, dass von Quinta oder Quarta bis Prima immer nur ein Lehrbuch über einen Lehrgegenstand gebraucht werde. Wo es nöthig ist, kann dieses Lehrbuch in mehrere Curse eingetheilt sein; doch wird diese Nothwendigkeit bei Anwendung der successiven Methode nur selten eintreten. Die Zeit und Mühe, welche auf das Bekanntwerden mit dem neuen Lehrbuche verwendet werden muss, ist für den Fortschritt des Schülers rein verloren; ausserdem ist der Gebrauch mehrerer Lehrbücher während der Gymnasialcurse das besste Mittel, die Schüler unsicher zu machen, einmal weil sie nie recht vertraut mit den Lehrbüchern werden, und dann, weil sich in verschiedenen Büchern dieser Art doch mehr oder weniger loci controversi finden, Dinge, die zwar den Fachgelehrten interessiren, von dem wissenschaftlichen Elementarschüler aber fern gehalten werden müssen. — Auch das Dictiren der Hauptsätze und das Schreiben vollständiger Hefte sind Methoden, die zur Erreichung möglichster Intensität des Unterrichts nur störend einwirken, so sehr sich auch die Lehrer in denselben gefallen. Es klingt gut, einen Lehrgegenstand nach eigenen Heften vortragen, aber diese Lehrweise, auch abgesehen davon, dass sie sehr zeitraubend ist, da die dictirten Sätze doch auch mündlich erläutert werden müssen, und dass sie Vorbereitungen auf den Unterricht von Seiten der Lernenden unmöglich macht, befördert die Unaufmerksamkeit der Schüler im hohen Grade, denn diese glauben schon genug gethan zu haben, wenn sie nur ein reinliches Heft vorzeigen können, und das mechanische Nachschreiben bringt zwar den Vortrag des Lehrers auf das Papier, aber nicht in ihre Köpfe. Solche Hefte — ich spreche aus Erfahrung — werden gewöhnlich später gar nicht wieder angesehen, sie sind nur unnütze Verschwendung von Zeit, Mühe und Papier. — Die Intensität des Unterrichts hängt zum Theil auch von der Art ab, wie der Lehrer spricht. Soll der Vortrag eindringen, so muss

deutlich und langsam gesprochen werden. Dabei müssen die wichtigeren Sätze wiederholt werden, damit der Schüler merke, es sei hier von Etwas die Rede, das seine besondere Aufmerksamkeit verdiene. Man meine ja nicht, dass auf solche Kleinigkeiten nichts ankomme. Der Unterricht vieler Lehrer würde weit wirksamer sein, wenn sie mehr Sorgfalt auf äusseren Vortrag wendeten. Es gibt noch mehrere solche Kleinigkeiten, die ein tüchtiger Lehrer vortrefflich für seine Zwecke zu benutzen weiss. So ist es z. B. ein gutes Mittel, die Aufmerksamkeit der Schüler zu befördern, wenn der Lehrer während des Unterrichts nicht immer auf dem Katheder sitzen bleibt, sondern sich öfters mit auf die Schülerbänke gerade zu denjenigen setzt, deren Aufmerksamkeit ihm verdächtig ist.

Ein methodischer Fehlgriff, durch welchen viel auf Gymnasien gesündigt wird, ist auch der Mangel an gehöriger Abgrenzung der Curse und die Nachlässigkeit im strengen Einhalten der für die Curse bestimmten Lehrzeit. Letztere mag noch häufiger vorkommen, als ersterer, der sich theils durch die angegebene Art, die successive Methode anzuwenden, hebt, theils durch den Gebrauch guter Lehrbücher vermeiden lässt. Wo mehrere Lehrer denselben Gegenstand in verschiedenen Classen behandeln, kann ohne Abgrenzung der Curse eine gute Schulökonomie durchaus schon deswegen nicht bestehen, weil ja wohl jeder Lehrer in jeder Wissenschaft gewisse Lieblingsthemata hat, die er natürlich auch vorzugsweise vornimmt, während vieles Andere unberücksichtigt bleibt. So entstehen in den Köpfen der Schüler gewisse lichte Punkte, während der zu behandelnde Gegenstand seinem ganzen Umfange nach in Dunkel gehüllt bleibt. Hat sich der Lehrer nicht an das Einhalten der für die Curse bestimmten Lehrzeit gewöhnt — man darf annehmen, dass unter zehn Lehrern kaum einer in dieser Beziehung strenge Ordnung hält — so entsteht der Nachtheil, dass manche, vielleicht gerade wichtige Partieen des Lehrstoffs nur höchst oberflächlich behandelt oder ganz übergangen werden. Die hierdurch im Unterrichte entstandenen Lücken treten dann bei Versetzungen in höhere Classen deutlich hervor, und es ist nicht selten der Fall, dass so die Schüler der sichern Grundlage entbehren, auf welche der Unterricht in der höhern Classe basirt ist. Dieser Uebelstand, der sich gewöhnlich ganz unbemerkt ausbildet und seine nachtheiligen Folgen über die ganze Schulzeit verbreitet, muss nothwendig auf die sinkende Wirksamkeit der Gymnasien überhaupt grossen Einfluss haben. Noch trauriger ist es, wenn Lehrgegenstände, die in den Bereich der Gymnasialbildung gehören, nur auf den Lectionscatalogen paradiren, in den Classen aber so kärglich behandelt werden, dass man während eines Halbjahrs die Schüler kaum in einigen Stunden damit beschäftigt *). —

*) Um den Raum für andere Mittheilungen nicht allzu sehr zu beengen, sieht sich der Verf. veranlasst, hier abzubrechen und wird das noch Fehlende erst im nächsten Hefte liefern.

Die Umschiffung Libyens durch die Phöniker.

Ein Nachtrag.

Vielen Dank bin ich dem mir unbekannten Hrn. Recensenten in Nr. 187 der „Blätter für literarische Unterhaltung von Brockhaus (6. Juli 1842. Leipzig)" schuldig, der meinen Wunsch erfüllt und die unter der obigen Ueberschrift in den Supplementen dieser Jahrbücher (1841 Bd. 7. Hft. 3.) von mir veröffentlichte Abhandlung mit vieler Sachkenntniss einer nähern Besprechung und Erörterung unterworfen hat. Selbst wenn dies in einer für mich weniger schmeichelhaften und anerkennenden Weise, als es wirklich geschehen ist, erfolgt wäre, würde darum mein Dank nicht geringer gewesen sein, da es mir lediglich galt, bereits vorhandene und bis dahin anscheinend weniger berücksichtigte Ansichten in eine weitere Oeffentlichkeit einzuführen. — Nur zu einigen kurzen Ausführungen geben mir einzelne in jenem Blatte niedergelegte Bemerkungen Anlass, denen ich mich nunmehr glaube unterziehen zu können, nachdem ich bisher auf ein etwaiges Erscheinen weiterer Besprechungen gewartet habe. Es wird sich dabei die Gelegenheit zu einem fernern Nachtrage zu meiner Abhandlung ergeben, seitdem mir einige neue Quellen sich eröffneten.

Was zuvörderst die in der Recension angeführte Stelle des Hanno'schen Periplus: „*Τέτταρας δ' ἡμέρας φερόμενοι νυκτὸς τὴν γῆν ἀφεωρῶμεν φλογὸς μεστὴν κτέ*" betrifft, so beweiset dieselbe zwar nicht ausdrücklich, dass sie auch die Nächte zur Fahrt benutzt hätten; doch dass bei den Alten Nachtfahrten überhaupt Statt fanden, ist bekannt; und hier heisst es: „Wir sahen bei Nacht auf dem Lande lauter Feuer; in der Mitte aber war ein hohes Feuer, grösser als die anderen, das, wie es schien, bis an die Sterne reichte (*ἐν μέσῳ δ' ἦν ἠλιβατόν τι πῦρ, τῶν ἄλλων μεῖζον, ἁπτόμενον, ὡς ἐδόκει, τῶν ἄστρων*); dieses wies sich am Tage (darauf) als ein sehr grosser Berg aus (*τοῦτο δ' ἡμέρας ὄρος ἐφαίνετο μέγιστον, Θεῶν ὄχημα καλούμενον*)." Dieser Berg, den sie ja sonst seiner Grösse wegen wohl bemerkt haben würden, muss den Tag vorher in ihrem Gesichtskreise nicht gelegen haben; erst den Tag darauf bot er sich ihren Blicken dar, und nun erst konnten sie sich auch das in der Nacht bemerkte hohe Feuer wohl erklären, was sie sicher schon während der Nacht sich hätten erklären können, wenn sie diesen Berg vorher wahrgenommen hätten. Hieraus dürfte nun wohl gefolgert werden können, dass sie während der Nacht in Rede die Fahrt fortgesetzt und dadurch bewirkt haben, dass sie mit Anbruch des folgenden Tages den genannten Berg zu Gesicht bekamen und als solchen erkannten. Daher meine Worte in der genannten Abhandlung (S. 381): „wie sich aus einer Stelle

zu ergeben scheint (dass sie auch die Nächte zu dieser Fahrt benutzt haben werden)."

Die Stelle des Arrian (Ind. 43.) habe ich mir nachträglich im griechischen Texte besorgt. Es heisst darin allerdings nicht wörtlich „in den Okeanos", sondern „in das Meer (ἐς τὸν πόντον)", was aber dasselbe besagt, da hier unter πόντος nicht etwa der Pontus euxinus, der auch schlechtweg Pontus hiess, oder das Meer überhaupt, sondern gerade das atlantische Meer jenseits der Säulen (der Okeanos der Alten) zu verstehen ist, wie der Zusammenhang ergibt. Und eben hinter diesen citirten Worten wäre ich geneigt eine Lücke anzunehmen; denn wenn Arrian sagt: „Hanno fuhr durch die Säulen in's (atlantische) Meer (Ἄννων δὲ ὁ Λίβυς, ἐκ Καρχηδόνος ὁρμηθεὶς, ὑπὲρ μὲν Ἡρακλείας στήλας ἐξέπλωσεν ἔξω ἐς τὸν πόντον, ἐν ἀριστερᾷ τὴν Λιβύην γῆν ἔχων· — — — καὶ ἔς τε μὲν πρὸς ἀνίσχοντα ἥλιον ὁ πλόος αὐτῷ ἐγένετο τὰς πάσας πέντε καὶ τριήκοντα ἡμέρας)", so kann diese Fahrt unmöglich, weder gleich von Karthago aus, noch auch jenseits der Säulen, gegen Osten, muss vielmehr der geographischen Lage nach zuerst gen Westen, sodann jenseits der Säulen im Ganzen nach Süden gegangen sein, wie auch Herodot (IV, 43.) von der Fahrt des Sataspes erzählt: „ἔπλει παρὰ Ἡρακληΐας στήλας· διεκπλώσας δὲ, καὶ κάμψας τὸ ἀκρωτήριον τῆς Λιβύης, τῷ οὔνομα Σολόεις ἐστὶ, ἔπλεε πρὸς μεσαμβρίην." Fährt daher Arrian ferner fort: „so lange seine Fahrt gegen Sonnenaufgang 35 Tage weit ging", so können sich diese Worte nur auf die zunächst vorausgegangenen und in dem Texte zwischen „ἔχον und καὶ (oder auch zwischen πόντον und ἐν ἀριστερᾷ)" fehlenden beziehen, und sie sprechen offenbar von der Untersuchungsfahrt des Hanno längs der Küste von Oberguinea, an welcher es allerdings so lange gegen Osten und darauf weiter südwärts geht, nach dem Aequator zu, worauf sich die Worte: „Ὡς δὲ δὴ ἐς μεσεμβρίην ἐξετρέπετο, πολλῇσιν ἀμηχανίῃσιν ἐνετύγχανεν, ὕδατός τε ἀπορίῃ καὶ καύματι ἐπιφλέγοντι καὶ ῥύαξι πυρὸς ἐς τὸν πόντον ἐμβάλλουσιν" beziehen. Es scheint daher die ganze Strecke der Fahrt Hanno's von den Säulen ab in südlicher Richtung bis Kerne hin und noch weiter im Arrian zu fehlen.

Demnächst möchte ich darauf hinweisen, dass manche Schriftsteller als Vertheidiger der Umschiffung oder als deren Gegner angeführt werden, die es in Wahrheit nicht sind, indem sich dieselben nur entweder einer derartigen Autorität anschliessen, je nachdem sie die Gründe für das Eine oder das Andere mehr überzeugend zu finden glauben, oder sie führen die Gründe dafür und dagegen an, ohne sich selbst mit Bestimmtheit darüber zu erklären; sie lassen demnach die Sache auf sich beruhen und stellen sie dem Urtheile der Leser anheim.

So kommt Ukert in seiner „Geographie der Griechen und Römer" auf diesen Punkt zu sprechen; allein er erzählt auf zwei Seiten nur dasjenige, was Herodot berichtet, sowie dass man dafür und

dagegen gestritten habe, führt auch das Hauptsächlichste aus Rennel an und kommt dann darauf hinaus, dass die Möglichkeit der Umschiffung dargethan scheine, wenn man alle Zwischensätze zugeben wolle, obgleich sich gegen die Wirklichkeit der Ausführung nicht unbedeutende Zweifel ergäben. Er lässt also diese Angelegenheit, ohne sich eine Entscheidung darin zuzutrauen, ganz bei Seite liegen, und kann daher weder als Vertheidiger noch als Gegner angesehen werden, da er nur den — überdiess und mit Recht im Ganzen unbefriedigenden Eindruck der Rennel'schen Beweisgründe auf sich anführt.

Bemerkenswerth ist es, dass Mannert, welcher eben so wenig als Ukert mit den Rennel'schen Gründen schon befriedigt sein konnte, die in seiner Geographie der Griechen und Römer (1. Aufl. 1788, 2. 1799, Th. I. Allg. Einl. p. 20) aufgestellten Angriffe auch später, wahrscheinlich ermuthigt und in seiner Ansicht bestärkt durch den inzwischen erfolgten Beitritt Bredow's (Alte Gesch. 1. Aufl. 1799, 2te 1808, 5te 1824 p. 167; Geogr. et uranol. Herod. spec. 1804, p. 34), in der zum Beschlusse seines ganzen oben citirten Werkes 1829 veröffentlichten „Einleitung in die Geographie der Alten und Darstellung ihrer vorzüglichsten Systeme" fast wörtlich und ohne weitere Zusätze wieder aufgenommen, sich also durch die bis dahin vorgebrachten Gründe nicht von seiner Ansicht hat zurück bringen lassen.

Als Vertheidiger der Umschiffung wird unter den deutschen Schriftstellern auch Joh. David Michaelis (Spicilegium geographiae Hebraeorum exterae post Bochartum. 2 Th. Gött. 1769. 4. I. Th. p. 98 ad Genes. X. 4. s. v. Tartessus) angeführt, bei dem aber auch das oben von Ukert Gesagte volle Geltung findet. Bei ihm haben wir nur die Aeusserung gefunden: „Circumnavigatam a Salomone Africam existimo, idemque iterum tentasse Josaphatum. Nec id incredibile cuiquam videri debet, postquam Herodoto teste perfecit Gesnerus, Phoenices Africam circumnavigasse; hi autem Salomonis in navigatione socii fuerunt; .... nondum edita est Gesneri disputatio .... Locum Herodoti integrum adscribo etc. Id quod incredibile visum Herodoto, de eo nunc nemo dubitat, estque et indicio, non confictam esse historiam, sed Phoenices, ut Africam navigaturo necesse est, eo penetrasse, ubi ab Oriente ad Occidentem proficiscens solem a dextra habet, id est ultra lineam." Eine weitere Begründung schliesst er nicht hieran. Dass die von ihm hierauf gebaute Ansicht von einer regelmässigen Schifffahrt um Afrika herum unhaltbar ist, darauf hat auch schon Chr. Dan. Beck (Anleitung zur gen. Kenntniss der allgem. Welt- u. Völkergesch. I. 1. Leipz. 1813) hingewiesen.

J. M. Gesner selbst aber sagt im §. 6 seiner später gedruckten Disputation: Praelectiones de navigationibus veterum extra columnas Herculis (Beilage zu Orphei argonautica, hymni, libellus de lapidibus et fragmenta, textum recens. etc. J. M. Gesnerus curante

G. C. Hambergero. Lips. 1764. 8.) ganz richtig: „Si imbutus fuisset elementis sphaericae Herodotus, hoc ipsum habiturus erat argumentum verae narrationis, cum in zona temperata australi occidentem respicientibus sol necessario dexter esse debeat, ut nobis necessario sinister est. Haec fingi profecto tunc non poterant; facilius erat terrae motum diurnum pariter atque annuum circa solem conjectura adsequi, quam divinare imum Africae promontorium esse *ultra* zonam torridam.“

Im §. 7 aber bemerkt Gesner, dass es eigentlich drei Punkte seien, welche jene Herodoteische Umschiffung als falsch erweisen sollen, nämlich das Schweigen der späteren Schriftsteller darüber, die Schwierigkeit der Sache selbst, und die Prahlsucht und Lügenhaftigkeit der Phöniker. — Wenn nun die Gegner der Umschiffung behaupteten, es sei nicht wahrscheinlich, dass die Fahrten um Afrika, wenn einmal begonnen, wieder aufgegeben worden, die Kenntniss davon verloren gegangen und von den Geographen in ihren Tafeln unberücksichtigt geblieben wäre, da doch z. B. Strabo ebensogut als wir jetzt den Herodot gelesen habe, so erwiedert Gesner darauf sehr richtig, dass Strabo die Glaubwürdigkeit der Herodoteischen Nachricht durchaus nicht angetastet und nur, da zu seiner Zeit und lange vorher kein glaubwürdiger Mann jene Gegenden Africas aus eigener Anschauung gekannt und beschrieben hätte, in seinem Werke darüber geschwiegen habe, indem er es nicht für sachgemäss erachtete, gerade über die Fahrt sich auszulassen. Dieselben Phöniker hätten ja auch aus den nördlichen Gegenden Zinn und Bernstein geholt, welche Artikel, obgleich zur Zeit ihrer Blüthe allgemein bekannt, nach Aufhören ihrer Fahrten allmälig ganz aus dem Gebrauche und Gedächtnisse geschwunden waren, bis sie durch die Feldzüge der Römer wieder allmälig hervorgerufen wurden; so mag auch jene Fahrt um Afrika nicht wiederholt worden sein, da der Gewinn dem Aufwande an Zeit und Mühe nicht entsprach, und mag nach Untergang der phönikischen Macht sogar der Gedanke daran ganz aufgegeben sein, so dass es weit mehr zu verwundern ist, dass uns nur überhaupt noch das Andenken daran durch Herodot erhalten worden, als dass nicht noch mehr Nachrichten darüber gegeben sind.

Die Schwierigkeiten dieser Unternehmung stellt Gesner keineswegs in Abrede, und in der That, wer müsste nicht auch anerkennen, dass dieselbe — die erste in ihrer Art — besonders in Betracht der Zeit ihrer Ausführung eine heldenmüthige That war, welche Muth und beharrliche Standhaftigkeit in gleich grossem Maasse verlangte! Auch Xerxes selbst hatte sie für so gross erachtet, dass er an die Ueberwindung derselben im Sinne der Anschauungen des Alterthums — (da er es liebte, die Vergehen Mächtiger durch schwierige und darum ehrenvolle und zugleich nützliche Heldenthaten sühnen zu lassen) — nicht unangemessen den Erlass der Todesstrafe für Sataspes knüpfte. Dieser hatte sie ebenfalls so gross gefunden, dass er selbst auf die Gefahr hin, sein Leben zu verlieren,

vor Lösung der ihm gestellten Aufgabe umkehrte; und, eben um des Verhältnisses der Schwierigkeiten willen mochten auch die Phöniker den unter Neko gemachten Versuch nicht wiederholt haben. Dass jedoch jene Umschiffung an und für sich unmöglich gewesen und deshalb nicht zu glauben wäre, meint Gesner, werde bei genauer Ueberlegung wohl Niemand behaupten. Die Phöniker hätten endlich allerdings viel gefabelt, dies thäten indessen alle Schiffer sogar noch heute, und daraus folge doch unmöglich, dass deshalb alle Schifffahrten erdichtet wären, wenn sie nur sonst an sich nicht unwahrscheinlich seien.

Wir möchten hinsichtlich des Schweigens der Alten über die Umschiffung noch hinzufügen, dass dies keineswegs so ganz der Fall ist. Denn, wenn gleich Mela, Plinius und Polybius von Herodot's Nachricht keinen Gebrauch machen, so erwähnt doch derselben — wiewohl nicht ganz richtig — Strabo II, 3., wo er von Posidonius spricht, welcher in Betreff der Umschiffung Afrikas auch Herodot's Meinung anführt, dass diese Fahrt unter des Dareios Regierung von Einigen wirklich gemacht worden, und dass Herakleides von Pontos in seinem Dialoge erzähle, wie ein Magier dem Gelon versichert habe, um Afrika geschifft zu sein. Diese Aussage, bemerkt Strabo, werde freilich durch kein Zeugniss bestätigt, und er findet es seltsam, dass Posidonius die Fahrt des Magiers, von welcher Herakleides spricht, und die Sendung des Dareios, deren Herodot erwähnt, für ungegründet halte, und dennoch das Bergäische Mährchen von Eudoxos als glaubwürdige Geschichte gebe. Schon aus dieser Bemerkung allein dürfte sich ergeben, dass Strabo nicht abgeneigt war, der Herodoteischen Nachricht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; und er wäre ihr sicher ganz beigetreten, wenn er die Stelle in Herodot selbst nachgeschlagen hätte, was offenbar nicht der Fall ist, indem er sonst in gewohnter Weise den Posidonius zurecht gewiesen hätte, der augenscheinlich zwei ganz verschiedene Unternehmungen, von denen Herodot nach einander spricht, zusammenwirft, nämlich Libyens Umschiffung unter Neko, und die Beschiffung des Indus unter Dareios. Strabo's Beitritt zur Herodoteischen Erzählung ist um so wahrscheinlicher, wenn man seine aufgeklärten geographischen Kenntnisse in diesem Punkte ins Auge fasst. Er weiset I, 1. die Inselgestalt der Erde nach, und dass es nicht wahrscheinlich sei, dass der atlantische Ocean aus zwei Meeren bestehe, so dass Landengen die Umschiffung unmöglich machten, sondern dass er ein zusammenhängendes Gewässer bilde: „denn diejenigen, welche Umschiffungsversuche angestellt haben und wieder umgekehrt sind, versichern, ihr Unternehmen sei nicht wegen entgegenstehenden Festlandes, sondern wegen Mangels an Lebensmitteln und völliger Rathlosigkeit verunglückt, während sie im Meere noch immer hätten weiter kommen können." Ebenso versichert er I, 2.: „Alle, welche auf dem Ocean an Libyen hinab schifften, auf dem rothen Meere oder von den Säulen aus, sind nur auf eine gewisse Strecke gekommen und dann wegen vieler Hindernisse umgekehrt, so dass sie Viele in der Meinung bestärkten, die Umschiffung werde

durch einen Isthmus unmöglich gemacht, wiewohl das ganze atlantische Meer, besonders gegen Süden in ununterbrochenem Zusammenhange steht.“ Wo die Rede von Menelaos Reise nach Aegypten und Aethiopien ist, sagte er: „Mit Krates eine Umschiffung Afrikas anzunehmen, ist unnöthig, nicht als ob eine solche unmöglich wäre, sondern weil sie mit den mathematischen Annahmen und der Zeitdauer der Seefahrt nicht übereinstimmt.“ Dass man schon im Alterthume Libyen für umschiffbar hielt, geht auch aus Strabo's Zeugniss hervor, dass Einige behaupteten, Odysseus sei nach Aethiopien geschifft, indem er durch die Meerenge von Gades bis Indien steuerte. An der Möglichkeit zweifelte man auch nicht zur Zeit Arrians, der in seinem Periplus des erythräischen Meeres von dem Zusammenhange des indischen Meeres mit dem westlichen atlantischen Oceane wie von einer feststehenden Sache spricht. Den auffallenden Umstand, dass seine Zeitgenossen Hipparchos und Ptolemäos mit oder nach dem Phöniker Marinos aus Tyros, und nach Polybios das Zusammenhängen Libyens mit Asien im tiefen Süden behaupteten, welcher Ansicht auch Isidorus Hispalensis und Edrisi mehr oder minder folgen, haben wir schon p. 383 etc. unserer Abhandlung berührt. Da lange Zeit hindurch Griechen und Araber die Geographie nur aus den Schriften des Ptolemäos studirten, erklärt es sich leicht, dass der Seeweg von Europa nach Indien um Afrika herum, dessen er nicht erwähnte, allmälig so ganz verloren ging, dass ihn die Portugiesen wieder ganz neu entdecken mussten.

Hermann Schlichthorst (Geographia Africae Herodotea. Götting. 1788. Epimetrum 2 de Phoenicum circumvectione Libyae p. 109—110) erklärt sich ungeachtet der ihm schon bekannten Einwendungen Mannert's ganz einfach für die Umschiffung, indem er sagt, dass unter den verschiedenen Berichten über die im Alterthume vollbrachten Umschiffungen Libyens keine glaubwürdiger als die Herodoteische sei, und dabei bemerkt, dass Viele dieser Nachricht um der Erzählung vom Sonnenstande zur Rechten willen beipflichteten, was man zu jener Zeit sich nicht hätte erdenken können. Er fügt in Beziehung auf Mannert hinzu: multas quidem easque haud contemnendas objectiones in medium profert Mannertus, quibus ostendat, commentitiam esse et ipsam Herodoti narrationem. Sed quae viro cl. opponi possunt alii tempori reservamus, libere hic profitentes, Herodoteae narrationi nos quidem adsentiri, licet recens moniti sumus a viro docto nobis amicissimo, ne inde quod a septentrione solem Phoenices vidisse, i. e. quod circulum aequinoctialem transiisse narrantur, eos meridialem Africae verticem circumnavigasse et per Herculis columnas in Aegyptum rediisse, temere colligamus. Die versprochene Widerlegung der Mannert'schen Einwürfe scheint indessen nicht erfolgt zu sein.

Joh. Isaak Berghaus (Gesch. d. Schifffahrtskunde d. vornehmsten Völker des Alterthums. Leipz. 1792. Bd. I. p. 245—256) bespricht ebenfalls diese Umschiffung, ist aber dabei sehr geneigt, die Fahrten der Phöniker um Afrika, die Neko nur wieder erwekken wollen, schon in die ältesten Zeiten hinauf zu rücken, indem

er sagt: „Erwägt man die Absicht von Neko's Befehl, dass jene Schiffer durch die Strasse von Gibraltar zurückkehren sollten, so muss der Gedanke, Afrika könne umschifft werden, ungleich älter sein, als Herodot, Polyb und mehrere Alte meinen, welche ihn erst Neko zueignen. Denn im Grunde wollte dieser eine verjährte Meinung wieder erneuern und möglich machen, was bis dahin aus Mangel zuverlässiger Nachrichten sich nur durch Volkssagen erhalten hatte. Man kann dies um so mehr voraussetzen, da dieser Befehl nichts anderes als Unsinn gewesen wäre, wenn man nicht annehmen könnte, dass schon damals eine ziemliche Bekanntschaft mit der Ost- und Westküste Afrikas stattgefunden etc." — Gibt man auch die Küstenkenntniss unbedenklich zu, wie wir in unserer Abhandlung (p. 369, 372.) ausgeführt haben, so doch nicht ebenso die ganze Voraussetzung. Denn wenn gleich der Gedanke der Umschiffbarkeit Afrika's ein zur Zeit Neko's wahrscheinlich schon vorgefundener war, so war er doch eben durch das Vorrücken der phönikischen Südfahrten auf beiden Seiten Afrikas entstanden und unter Neko erst zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden. Keineswegs wird daraus aber zu folgern sein, dass die Fahrten um die Südspitze deshalb schon in die frühesten Zeiten fallen und angebliche Volkssagen davon Neko zur Erneuerung derselben veranlassten; denn offenbar hat man sich zu solcher Annahme durch die phönikischen Fahrten nach Ophir zur Zeit König Salomo's verleiten lassen. Berghaus sagt nun zwar weiter: „Ich wage nicht über Richtigkeit oder Unwahrheit dieser frühen Fahrten um Afrika ein entscheidendes Urtheil zu geben und einen Machtspruch über das Sein oder Nichtsein zu thun. Was ein ungenannter französischer Schriftsteller (hist. gen. de la Mar. I. p. 15) von der phönikischen Schifffahrt sagt, ist so unvollständig und mangelhaft, als die Bemühungen Lestang's (hist. des Gauls etc. Bourd. 4. 1618.) für unsern Gegenstand viel zu mager und unzulänglich. Huet ist sogar der Meinung, dass schon zu Salomo's Zeit die Südspitze Afrika's umschifft worden, während auch Goguet (l'orig. des loix. t. 5. p. 265. liv. 4. ch. 2. p. 284) der Umschiffung unter Neko ihre Glaubwürdigkeit nicht zu entziehen scheint." Derselbe äussert ferner, wie ihm die bis dahin gegen die Umschiffung gemachten Einwürfe nicht so erheblich schienen, dass man dieselbe nicht glaublich machen sollte, und spricht darauf von den Absichten, die Neko gehabt haben mochte: dass dieser nämlich nicht blos seine Neugierde hatte befriedigen wollen, sondern eine genauere Bekanntschaft der ganzen Seeküste des Welttheils gewinnen und hierdurch sowohl dem Seehandel als der noch in erster Kindheit stehenden Erdkunde nützlich werden, überdies durch die Phöniker seine eigenen Unterthanen zu solchen grösseren Unternehmungen ermuntern wollen, da es damals (wenn gleich die Umschiffung vom grossen Haufen ebenso für unmöglich gehalten wurde, als man im 15. Jahrhundert die Entdeckung eines vierten Erdtheils für Unsinn hielt) dennoch schon Leute in Aegypten und Phönikien gegeben habe, welche die Möglichkeit jener Unternehmung eben so gewiss

bejaheten, als Tausende sie verneinten. — Berghaus schliesst endlich damit, dass die Schifffahrt um das alte Libyen seiner Meinung nach ein Werk der phönikischen Schifffahrtskunde des dunkeln Weltalters sei, wovon uns zwar die zuverlässigen Nachrichten, durch den Rost der Zeiten verzehrt, fehlten, allein ihre Möglichkeit keineswegs länger mehr bestritten werden könnte. —

Es kann hier nicht der Ort sein, alle diejenigen Historiker und Geographen anzuführen, welche sich gelegentlich für die Wahrheit des hier behandelten Factums oder gegen dieselbe kurzhin erklären. Wir würden daher auch die nachfolgenden französischen Schriftsteller weiter nicht anführen, wenn dieselben nicht öfter ausdrücklich als Vertheidiger oder Angreifer der Umschiffung aufgezählt worden und auf ihr Urtheil Berufung gethan worden wäre.

P. D. Huet (Histoire du commerce et de la navigation des anciens. Lyon 1763.) hält sich in der Geographie der ältern Zeit sehr strict als einzige Quelle an die in der heil. Schrift enthaltenen Data und berührt die Mittheilungen profaner Schriftsteller nur sehr spärlich, diese des Herodot gar nicht. Die einzige darauf deutende Stelle scheint diese zu sein: C'est içi, qu'il faut faire une remarque très importante pour le commerce (et dont j'établirai incontestablement la verité dans un traité, que j'ai commencé sur les navigations de Salomon) que le Cap de bonne ésperance était connu et souvent frequenté et doublé dès le temps de Salomon, et qu'il le fut même encore assez long temps après, et que les Portugais, à qui on a voulu attribuer la gloire de cette decouverte, ne l'ont pas trouvé les premiers, mais l'ont seulement rétrouvé. Ob dieser besondere Tractat später wirklich erschienen ist, und vielleicht über Necho's Umschiffung, welche im obigen Werke nicht speciell erwähnt wird, etwas Näheres enthielt, als die in der citirten Stelle enthaltene Andeutung, habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

Der Abbé Pluche (Concorde de la géogr. des différens âges. Paris 1764. p. 330.) referirt ganz einfach als Thatsache, dass die Phöniker Afrika umschifft hätten, und thut dies nicht als Ergebniss einer auf Untersuchung gegründeten Ueberzeugung, sondern lediglich, weil ihm noch keine Möglichkeit von Zweifeln dagegen aufgestossen gewesen zu sein scheint.

Dureau de la Malle in seiner Géographie physique de la mer noire, de l'intérieur de l'Afrique et de la méditerranée. Paris 1807. p. 70. beschränkt sich auch auf die Bemerkung: Si j'osais émettre mon opinion après des savans aussi distingués, je me rengerai de l'avis de M. M. Rennel et Larcher, qui me semblent réfuter victorieusement les doutes, qu'élève sur ce voyage le célèbre Gosselin. — La certitude de ce périple a été établie aussi par M. Knoefs, qui a fortifié de plusieurs preuves l'opinion de M. M. Rennel et Larcher.

Eine bedeutende Autorität können sonach alle diese drei Schriftsteller eben nicht abgeben. Nicht zu übergehen sind hierbei die in den Mémoires de l'Academie royale des inscriptions et belles let-

tres à Paris befindlichen Abhandlungen von Mignot und Bougainville, welche diesen Gegenstand gleichfalls berühren.

Mignot in seinem troisième mémoire sur les anciens philosophes de l'Inde, examen critique des communications entre l'Inde et l'Egypte 1768. p. 193. erzählt ganz einfach und kurz die Nachricht des Herodot ohne weitern Zusatz und Prüfung, und eben so thut er dies in gleicher Weise und gleicher Kürze an zwei verschiedenen Stellen seines Mémoire sur les Phéniciens, la navigation et le commerce de ce peuple 1786 (tome 42, p. 39 u. 54), in deren letzterer er sagt: „Neco, ne pouvant charcher ses sujets d'un voyage aussi long et périlleux, le proposa à quelques Phéniciens, qui étaient déjà familiarisés au moins avec la côte orientale de l'Afrique. Ces Phéniciens acceptèrent la proposition; ils s'embarquèrent sur le golfe Arabique, passèrent le détroit de Babelmanded, passèrent à la hoteur de Sofala, dublèrent le Cap de bonne ésperance, côtoyèrent la partie occidentale de l'Afrique, rentrèrent dans le méditerranée par le détroit de Gibraltar et revinrent en Egypte dans la troisième année de leur départ."

Bougainville nennt in seinem in dem 27. und 28. Bande in 4 Sectionen enthaltenen Mémoire sur les découvertes et les établissements faits le long des côtes d'Afrique par Hannon die Umschiffung Neko's ein voyage, qu'on ne peut révoquer en doute, und man wird ihm gewiss beistimmen müssen, wenn er weiterhin (p. 309 etc.) sagt: „les précautions, que prirent les Phéniciens pour attendre le retour des vents favorables ou de la moisson, montrent assez, qu'ils étoient instruits de la nature de ces mers et des vents réglés, qui soufflent dans leurs parages." Nicht so kann man dagegen seiner Ansicht sein, wenn er diese vorher dahin ausspricht: „cette navigation n'étoit pas nouvelle; l'ordre donné par Neco le prouve"; denn gerade das Gegentheil ergibt sich aus Neko's Ordre, nämlich dass die Südspitze Africas bis dahin noch nicht umschifft worden, wiewohl man schon ziemlich weit nach Süden vorgedrungen war und die starke Neigung der Küste nach Südwest wahrgenommen hatte, woher auch den Phönikern, da sie auch auf der Westseite wenigstens die Richtung der Küste nach Ost neben Oberguinea kannten, die Ueberzeugung geworden war, dass Afrika umschifft werden könne, wenn gleich sie sich die Weite jenseits des Caps nicht so gross vorgestellt haben mögen, als sie es in der Wirklichkeit gefunden, und daher der bestimmt lautende Befehl des Neko, dass sie herum durch die Säulen zurückkommen sollten. Und so kann man denn auch der weitern Ausführung des Bougainville: ainsi lorsqu' Herodote en parle, comme du premier voyage entrepris autour de l'Afrique, il veut dire simplement, que c'étoit le premier, que connussent les Grecs ou les Phéniciens, qu'il avoit consultés, nicht beitreten.

Wichtiger als diese Vertheidiger ist Larcher in seiner Histoire d'Herodote, traduite du Grec, avec des remarques historiques et critiques. 9 voll. Paris 1802. tome 3, notes ad lib. IV. p. 458—464. Derselbe stimmt den Rennel'schen Anführungen, als von denselben ganz überzeugt, vollständig bei, und unternimmt nur noch gegen

Gosselin zu streiten, welcher durch Rennel's Deductionen nicht getroffen wird. Wir verweisen wegen dieses Punktes auf S. 359 unserer Abhandlung, indem wir bei Larcher nur wenig Stoff zum Nachtrage finden können. Derselbe macht 1) ganz richtig darauf aufmerksam, wie aus dem Umstande, dass seinem Gegner die Zeit der Umschiffung zu lang schiene, eigentlich weiter nichts folge, als dass die Schiffer sich an einzelnen Orten länger aufgehalten, als dieser vermuthe. — 2) Wenn Gosselin meine, dass man auch ohne Umschiffung davon, dass Afrika Halbinsel sei, habe Kenntniss erlangen können, und zwar dadurch, dass Hanno die Westküste Afrika's befahren, so gründe sich dies darauf, dass Gosselin fälschlich Hanno's Periplus auf spätestens 1000 (Karthagos Gründung auf 1265) vor Chr., also 400 Jahre vor Neko ansetze, wogegen er frühestens (mit Bougainville) auf 570, also 30 bis 40 Jahre nach Neko (oder vielmehr um 590—580 nach p. 380 unserer Abhandl.) anzunehmen sei. Diese Gegenanführung Larcher's schlägt aber Gosselin nicht völlig; hierzu müsste erst bewiesen werden, das von diesem Hanno'schen Periplus den erdichtenden Erzählern dieser Nachricht von der Umschiffung zu der doch weit spätern Zeit Herodot's noch keine Nachricht hätte zugekommen sein können (vergl. im Weitern hierüber S. 361 der Abhandlung). — 3) Larcher macht seinem Gegner den Einwand, die Kunst, einzelne Finsternisse und insbesondere die vom 9. Juli 597 (nach Ottmann den 30. Septbr. 609) vorher zu sagen, setze keineswegs die Kenntniss aller aus der Schiefe der Ekliptik für alle verschiedene Breitengrade entspringenden Phänomene voraus, sondern nur der für einzelne bekannte Breitengrade; und dies ist ganz richtig. Wenn Larcher aber weiter fragt, warum man die Kenntniss der damals nur wenig und blos unter einzelnen Gelehrten bekannten Astronomie gerade bei Schiffern voraussetzen wolle, welche sogar jetzt bei weit verbreitetern astronomischen Kenntnissen meist wenig davon verständen, so könnte man einmal schon erwiedern, dass gerade zu dieser von einem Könige veranlassten Entdeckungsfahrt gewiss die gebildeteren der phönikischen Schiffer abgesendet sein werden, hauptsächlich aber, dass Gosselin diese Kenntniss gar nicht diesen Schiffern zutraut, sondern den lange nach denselben lebenden Aegyptiern, welche dem Herodot diese angebliche Fiction mittheilten; denn dass dies Mährchen gleich von den Schiffern erfunden und durch astronomische Zugaben von denselben gestützt und von den ägyptischen Priestern nur so aufgenommen und weiter erzählt worden wäre, wird nicht behauptet, sondern dass die ägyptischen Priester es erfunden und dem leichtgläubigen Herodot aufgebunden hätten, wobei aber die andere Frage hätte aufgeworfen werden können, warum diese Priester sich bemüht haben sollten, durch astronomische Mittheilungen an einen der Astronomie unkundigen Mann, welchem sie eben darum wunderbar und unglaublich vorkommen mussten, die ganze Erzählung zu gefährden, welche er ihnen ohne diese künstliche Stütze gewiss geglaubt hätte und auch wirklich mit Verwerfung derselben glaubte. —

Woher Larcher wissen will, dass die Schiffer bei der Veränderung des Standpunktes der Sonne erstaunt seien, ist nicht ersichtlich, da Gosselin entgegnen könnte, sie hätten es nur erzählt, um dadurch die wirkliche Uebereinstimmung der Praxis mit der Theorie darzuthun. Wir erwähnen dies an sich Gleichgiltige nur um zu zeigen, dass auch Larcher sich willkürlicher Annahmen und Ausschmückungen nicht enthält. — Vollständig schlägt Larcher dagegen durch den Einwurf: „folgt endlich aus der Möglichkeit einer Erfindung die Wirklichkeit derselben?“ — Wir möchten hier nur noch hinzufügen, wie der Umstand, dass Herodot, welcher seine Zweifel an dem astronomischen Zusatze in seinem Werke ausspricht, dies höchst wahrscheinlich auch gleich gegen seine Erzähler gethan und dieselben dadurch zu weiteren astronomischen Mittheilungen Behufs seiner Ueberzeugung angeregt haben wird, aber weitere Mittheilungen dieser Art nicht empfangen hat, vielleicht darauf schliessen lassen dürfte, dass die Erzähler selbst keine zu machen wussten, also nicht so weise waren, als Gosselin sie ansieht, selbst wenn es, wie er will, die Priester gewesen sein sollten. — 4) Gegen Gosselin's Einwand, dass Herodot durch seine Nachricht vom Säen im Herbste die ganze Fabel selbst zerstöre, kämpft Larcher siegreich. Er führt an, wie die Jahreszeiten an den Ost- und Südküsten Afrikas allerdings nicht mit den Monaten, auf welche sie in Phönikien treffen, übereinstimmten, dass es jedoch den Schiffern vor Allem besonders darauf angekommen sei, die Wirklichkeit der Fahrt zu erhärten, dass sie nicht, wie später Hanno, auf Handelsverbindungen ausfuhren und wahrscheinlich kein Tagebuch führten, daher auch unterliessen, Einzelnes über Golfe, Bäche, Vorgebirge mitzutheilen. Sie berichteten nur, dass sie säeten und die Ernte abwarteten, ohne diese Zeiten näher anzugeben. Herodot wusste aber nicht, dass die Saatzeit eines Theiles von Afrika mit der von Hellas nicht übereinstimmte, und er bildete sich daher ein, dass die Phöniker wie bei ihm zu Hause in seinem Herbste gesäet hätten. Daraus könne man aber eben so wenig schliessen, dass die Umschiffung nicht geschehen, als die Nichtbeschiffung des Indus aus dem Umstande folge, dass Herodot mittheilt, der Fluss ströme nach Osten statt nach Süden in's Meer. — 5) Endlich begegnet Larcher dem auch von Chr. Dan. Beck getheilten Bedenken, dass Mela und Plinius die von Herodot mitgetheilte Thatsache gar nicht anführten, dadurch, dass es eine blosse relation vague gewesen wäre, entblösst von allen Beweisen und anderen Umständen, welche die Reisenden und Geographen hätten leiten können; Beide sprächen auch nicht von Skylax Beschiffung des Indus, an welcher man deshalb doch nicht zweifele. — So weit Larcher, der, wie wir gesehen, zwar nicht in allen Gegenanführungen so glücklich gewesen ist, Gosselin zu schlagen, nichtsdestoweniger aber nicht ohne Verdienst bei manchen treffenden Einwänden ist, wenngleich er in diesem Punkte wohl bisher möchte überschätzt worden sein.

Wir wenden uns nun zu neuen Gegnern, und zwar zuerst zu Malte-Brun, dessen Werk bei der frühern Bearbeitung dieses

Gegenstandes uns noch nicht vorgelegen und uns jetzt gewissermaassen enttäuscht hat da wir in ihm auch bei diesem Punkte einen selbstständigen Forscher vermuthet hatten und nun finden müssen, dass er sich mit den Annahmen Anderer begnügt und unter einfacher Anführung derselben sein Urtheil ausspricht. Er thut dies in seinem Précis de la géographie universelle, ou description de toutes les parties du monde sur un plan nouveau, precedée de l'histoire de la géographie chez les peuples anciens et modernes, seconde édition, Paris 1812. auf dem engen Raume von wenig mehr als einer Seite, und thut dies nicht ohne einen gewissen Grad von vornehmer Absprecherei, indem er seine Darstellung mit den Worten: „Ceux qui soutiennent la réalité de cette première circumnavigation de l'Afrique: Knoefs, Rennel, Larcher, Huet, Pluche etc. commencent par observer etc. beginnt und dann fortfährt: Des savans plus judicieux (Gosselin, Mannert) ont répondu etc.“ Den letzteren „urtheilsfähigern, gescheuteren“ Männern schliesst er sich dann selbst an; kämpft aber nur mit deren Waffen. — Zuerst führt er Mannert's vierten Grund hinsichtlich des angeblichen Nichtausreichens der Frist von drei Jahren an, und wir können wegen Widerlegung dieses Citats auch auf p. 373 unserer Abhandlung verweisen. — Demnächst citirt er, ohne zu merken, dass er durch Larcher's oben mitgetheilte Ausführung schon widerlegt war, den alten Einwand, dass die Schiffer, wenn sie wirklich auf den Ostküsten Afrikas gesäet und geerntet hätten, den Mangel an Uebereinstimmung der Jahreszeiten wahrnehmen mussten. — Endlich schliesst er seine Angriffe mit der gleichfalls schon berührten und widerlegten Bemerkung, wie es sonderbar sei, dass die alten Autoren die Erzählung Herodot's nie als Beweis für die Wahrheit der Umschiffung angeführt hätten. Hieraus zieht er die Folgerung: ce qui surtout nous porte à rejeter le voyage des Phéniciens, ou du moins à n'y voir qu'une ancienne tradition denaturée. — Es brauchte sonach hier nur der blossen Anführung der Einwendungen Malte-Brun's, um sie schon dadurch von vornherein widerlegt zu sehen. Zur grossen Genugthuung würde es uns im Interesse der Sache selbst gereichen, wenn der berühmte Gelehrte nicht etwa aus blosser Bequemlichkeit, sondern aus dem Grunde wirklich nur zu diesen abgethanen Einwänden gegriffen hätte, weil er in der That nicht im Stande gewesen, neue Zweifel und Gegenanführungen mit Erfolg dawider zu erheben. —

Der zweite Gegner, den wir hier zu behandeln haben, ist Joh. Sev. Vater in Adelung's Mithridates (3. Th. 1. Abth. Berlin 1812. p. 15—24.), welcher auf diesen Punkt auch zu sprechen kommt, wegen der Rücksicht des etwaigen Einflusses dieser Umschiffung auf die Bevölkerung der afrikanischen Küsten. Dass irgend ein besonderer Einfluss hier stattgefunden, wird mit Recht in Abrede gestellt. Er macht darauf aufmerksam, dass zwar die Kunde von manchen, einem kühnen Seefahrer einmal gelungenen, Fahrten verloren gehen konnte, und zwar um so mehr, als damals keine genauen Bestimmungen der Höhen möglich gewesen, dass dies aber keinesfalls von

einer gewöhnlichen, gangbaren Fahrt der Fall sein könne, wenn eine solche behauptet werden sollte. Was aber auch das einmalige Factum dieser Art unter Neko beträfe, so sei dies zwar die glaubwürdigste aller ähnlichen Nachrichten im Vergleiche z. B. zu den Erzählungen des Eudoxos; auch hätten offenbar Viele in der Zeit des Alterthums an die Möglichkeit einer Umschiffung Afrikas und zwar um so begreiflicher darum geglaubt, als sich nach der Ansicht des Alterthums Afrika kaum halb so weit erstrecken sollte, als es wirklich reicht; indessen würde jener Glaube der wirklichen Umschiffung durch die sehr unsichere Berechnung der Wirkungen der Strömungen, so wie der Tagefahrten der alten Schiffer, ferner durch die Unmöglichkeit einer Berücksichtigung des bei Schifffahrten unendlich oft eintretenden Wechsels ganz unbestimmbar fortdauernder Umstände schwerlich zur Gewähr der Wahrscheinlichkeit erhoben werden.

Nun hängt freilich die Glaubwürdigkeit einer historischen Thatsache, von der sich nur eine ganz allgemeine, kurze Nachricht erhalten hat, nicht davon ab, dass man ohne Kenntniss ihrer factischen Specialitäten diese dennoch irgendwie positiv ergänzen könnte; es genügt, dass alle Gründe einer Unwahrscheinlichkeit des Factums vernichtet werden und dieses, gegen alle Zweifel durch innere und äussere Gründe gestützt, als Wahrheit sich behaupte, und dies dürfte hier nach allem Vorausgeschickten vollständig der Fall sein. — Uebrigens ist aber auch eine Berechnung der Wirkungen der Strömungen so wie der Tagefahrten der alten Schiffer gar nicht nothwendig, eben so wenig jene Berücksichtigung des bei Schifffahrten unendlich oft eintretenden Wechsels ganz unbestimmbar fortdauernder Umstände, um erst dadurch den Glauben der wirklichen Umschiffung zur Gewähr der Wahrscheinlichkeit zu erheben; denn die von Neuem vollbrachte Umschiffung Afrikas durch die Portugiesen, obgleich bei Weitem schwieriger, weil von entgegengesetzter Seite, ist factisch, und wird geglaubt, ohne dass jene Berechnung und Berücksichtigung als Bedingung des Glaubens der wirklich vollbrachten Umschiffung verlangt werde, und nur daher, weil hier die Schifffahrt fortwährt, dort aber nicht fortgesetzt wurde. Und es ist noch sehr zu bezweifeln, dass die Portugiesen im 15. Jahrhundert in der Nautik weiter gewesen als zu Neko's Zeiten die Phöniker. — Die auch hier wiederholte Bemerkung, dass Mela, Plinius und Polybius von Herodot's Nachricht keinen Gebrauch gemacht, ist schon oben ausführlich gewürdigt worden. — Zuletzt erwähnen wir noch den Einwand: „Die Bemerkung, dass die Sonne von der andern (?) Seite aufgehe und sich fortzubewegen scheine, hätte nicht bloss erst sobald die Linie passirt war, sondern in den Sommermonaten schon bald jenseits des Wendekreises gemacht werden können; eine solche Beobachtung verbürge noch nicht die Umschiffung Afrikas, und stehe noch weniger in Bezug' auf eine zweite Erreichung und Ueberschreitung der Linie auf der Westseite."

Wenn hier Vater sagt: „dass die Sonne von der andern Seite aufgehe", so hat sich derselbe wenigstens sehr undeutlich ausgedrückt, da die Sonne, sie möge sich Mittags im Norden, im Ze-

nith oder auch im Süden befinden, jederzeit von derselben Seite, wenngleich nicht immer auf derselben Stelle, zwischen Nordost und Südost aufgehe. — Dass den nach Süden Schiffenden unter Umständen die Sonne schon unter der Linie, und auch schon diesseits derselben, nach Norden gegangen sein würde, ist schon in unserer Abhandlung p. 368 besprochen worden. In den Sommermonaten (21. Juni bis 21. Sept.) hätten sie jenseits des Wendekreises (und später auch noch jenseits der Linie) nur die Bemerkung machen können, dass sich die Sonne über ihnen befunden, da in dieser Zeit beide, sowohl die Sonne wie die Schiffenden, gleichzeitig nach Süden vorgerückt wären, und sie demnach die Sonne stets ziemlich über sich behalten hätten; geglaubt hätten sie daher bis zur Südhälfte Libyens (bis Aethiopien) gekommen zu sein, über welcher sich nach der Vorstellung der Alten die Sonne bewegte. Diese Beobachtung würde die Umschiffung Afrikas allerdings noch nicht verbürgen. Da nun aber die Sonne vom südlichen Wendekreise an ihre Rückreise nach Norden antrat, während die Schiffer weiter nach Süden fuhren, und die Entfernung zwischen beiden täglich grösser wurde, da glaubten sie viel weiter nach Süden, weit über Aethiopien und die ihrer Vorstellung nach darüber befindliche Sonnenbahn hinaus gekommen zu sein, und beim Herumfahren um das Capland hatten sie die Sonne tief im Norden zur Rechten. Diese letztere Beobachtung in Verbindung mit den Angaben, namentlich mit der Rückkehr durch die Säulen nach Aegypten, dürfte nun wohl die Umschiffung Afrikas, und mithin auch die Ueberschreitung der Linie auf der Westküste verbürgen.

Dr. Herm. Bobrik endlich spricht in seiner Abhandlung: „Die Entwickelung der Erdkunde bei den Alten (Zeitschrift für vergleichende Erdkunde etc. von J. G. Lüdde. Magdeburg 1842. Bd. 2. Hft. 11. p. 377)“ von mehreren zur See ausgeführten Unternehmungen, und dazu rechnet er zuvörderst die Umschiffung Libyens durch phönikische Seefahrer auf Betrieb Neko's, fügt aber hinterher Folgendes dazu: „Es ist nun vielfältig darüber geschrieben und gestritten worden, ob man die Sache schlechthin als Factum oder irgend eine andere Deutung dafür annehmen sollte, natürlich ohne Entscheidung; denn wenn auch Rennel mit ausserordentlicher Kenntniss der Luft- und Meerströmungen jener Gegenden und Junker mit vielem Scharfsinne die Möglichkeit der Fahrt nachweisen, so ist doch nicht zu läugnen, dass immer noch ein hoher Grad von Unwahrscheinlichkeit bleibt.“ — Nun, die Möglichkeit der Fahrt nachzuweisen hat wohl unsere Absicht nie sein können und wäre verlorene Mühe, da die Unmöglichkeit derselben streng genommen nie behauptet worden ist, nicht einmal eine Unmöglichkeit zu damaliger Zeit und mit damaligen Mitteln, wenn man bedenkt, dass die Phöniker durch anderweitig und schon in viel früheren Zeiten ausgeführte Fahrten (s. unsere Abhandlung p. 368 etc) dargethan haben, dass sie einer solchen Unternehmung und deren wirklicher Ausführung gewachsen waren, wofern man nicht alle ihre Fahrten als blosse

Erdichtungen zu verwerfen gesonnen ist. Und sogar Mannert, einer der schärfsten und hartnäckigsten Gegner der Umschiffung hat die Möglichkeit nie bezweifelt, und nur ihre Wahrscheinlichkeit zu bekämpfen gesucht. Wohl aber haben wir die Glaubwürdigkeit der von Herodot erzählten Thatsache dadurch zu retten und aufrecht zu erhalten unternommen, dass wir die Nichtigkeit und Unhaltbarkeit aller bisherigen Einwendungen nachzuweisen, und innere und äussere Gründe für die Wahrheit und Wirklichkeit der Unternehmung aufzustellen unternommen haben. Es hat dem Verfasser nicht gefallen, sich genauer darüber auszusprechen, worin denn noch ferner der hohe Grad der Unwahrscheinlichkeit bestehe, und so muss die Sache auf sich beruhen bleiben.

„Dieser (hohe Grad etc.) wird gesteigert," fährt der Verfasser fort, „wenn man sich der Besorgnisse und Schwierigkeiten erinnert, welche noch in späteren Zeiten viel geringfügigere Unternehmungen verursachten, z. B. die Umschiffung des Athos, an welcher doch ebenfalls Phöniker Theil nahmen, und dass Sataspes, welcher auf Xerxes Befehl Libyen von der entgegengesetzten Seite umschiffen sollte, mit dem Bescheide zurückkehrte, er habe im Okeanos wegen Seichtigkeit des Wassers nicht weiter vorwärts gekonnt." — Was den Unfall der Perserflotte bei der Umschiffung des Athos unter Mardonios betrifft, so wurde dieser durch einen gewaltigen Sturm herbeigeführt (*ἐπιπεσὼν δέ σφι περιπλέουσι βορῆς ἄνεμος, μέγας τε καὶ ἄπορος κτἑ.* Her. VI. 44.), und solchen Stürmen ist unter allen Umständen schwer zu widerstehen; erging es doch 2000 Jahre später, im J. 1588 n. Chr., der unüberwindlichen Armada nicht besser, ohne dass man daraus auf eine völlige Unfähigkeit des gesammten damaligen Schifffahrtwesens zu grossen Unternehmungen schliessen wird. Auch waren es im Uebrigen nicht sowohl Besorgnisse vor ähnlichen Unfällen und der Schwierigkeit einer Umsegelung des Athos überhaupt, welche den Xerxes bewogen hatten, später den Canal zu graben, als vielmehr Eitelkeit und stolze Prahlerei, um mit seiner Macht zu prunken und sich ein Denkmal zu stiften (*Ὡς μὲν ἐμὲ συμβαλλεόμενον εὑρίσκειν, μεγαλοφροσύνης εἵνεκα αὐτὸ Ξέρξης ὀρύσσειν ἐκέλευε, ἐθέλων τε δύναμιν ἀποδείκνυσθαι καὶ μνημόσυνα λιπέσθαι κτἑ.* Her. VII. 24.), und dieser Kanal war eine eben solche Thorheit, als die Fesseln, welche er dem Hellesponte anlegen liess.

Und wenn Sataspes umkehrte und vorgab, dass er wegen Seichtigkeit des Wassers im Okeanos nicht weiter vorwärts gekonnt, so wissen wir ja, dass dies eine Unwahrheit ist, und können es also eben so wenig, wie den Vorfall bei der Umschiffung des Athos, als eine Steigerung des hohen Grades von Unwahrscheinlichkeit der Fahrt gelten lassen. Und dass auch Xerxes, dem die Umschiffung Libyens zur Zeit des Neko nicht unbekannt war, durch Sataspes sich nicht täuschen lassen, ist schon in unserer Abhandlung bemerkt worden.

Zum Schlusse glauben wir hinsichtlich des Punktes, warum Neko die Umschiffung Afrikas veranlasst habe, wie auch hinsichtlich der wohl aufgeworfenen Frage, wie er dies hätte thun können, wenn er

keine Ahnung von einer Umschiffbarkeit gehabt, nichts Besseres als eine Ansicht Alexanders v. Humboldt anführen zu können. Derselbe führt in seinem Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau Continent (Berl. Jahrb. für wiss. Kritik 1841, Nr. 26) aus, wie bei dem Bestreben der Menschheit, die Gesammtgestaltung des Erdkörpers zu erforschen, die bedeutendsten Entdeckungen nicht etwa das Werk eines blossen Zufalls, sondern vielmehr das einer bereits lange Jahre hindurch ausgebildeten Idee waren, welche aus dem engen Kreise der Speculation zuletzt mit einer so wunderbaren, nie zuvor geahnten Klarheit vor der Phantasie des Zeitalters erschien und mit einer solchen Zuversicht in den Kreis der Aussenwelt hinaustrat, dass die factische Nachweisung derselben als Thatsache ein tief gefühltes inneres Bedürfniss geworden war. Dabei können dann freilich die mit Gelingen gekrönten Unternehmer nicht mehr als grosse Individuen, sondern blos als die Repräsentanten der in ihrem Jahrhunderte jedesmal vorherrschenden Idee erscheinen. — Kann man vielleicht auch nicht in Abrede stellen, dass gerade beim vorliegenden Falle wohl auch Hoffnung auf Gewinn und die Sucht des so leicht von der Heimathsscholle sich lostrennenden Volks nach fremden, fernen Gegenden und dem Wunderbaren ungekannter Himmelstriche die nächste Veranlassung waren, dass sich Abentheurer zur Ausführung dieses Planes finden liessen, so war doch der Plan selbst bei seinem Urheber unstreitig aus einer grössern Idee entstanden. Führt Humboldt seine oben erwähnte Ansicht vorzugsweise für die Fahrten nach Amerika aus, so wird dieselbe doch auch eine begründete Anwendung auf die Entdeckungsfahrten nach der Südspitze Afrikas hin und um dieselbe herum erfahren dürfen.

Conitz, 28. December 1843. *P. J. Junker.*

Ueber den Imperativ der lateinischen Sprache.

Es ist eine auffallende Erscheinung der lateinischen Sprache, dass der Imperativ zwei verschiedene Formen für die zweite Person darbietet und in dieser Hinsicht die an Formen bei Weitem reichere griechische Sprache und auch das Sanskrit übertrifft. Daher könnte es fast scheinen, als hätten die Herrn und Gesetzgeber der Erde schon durch ihre Sprache eine besondere Geschicklichkeit im Befehlen an den Tag gelegt, wenn nicht die Griechen auf anderm Wege, wenigstens zum Theil, dasselbe erreichten. Wenngleich nun die Bedeutung dieser Formen von den Grammatikern im Ganzen richtig aufgefasst ist, so fehlt doch bei der Verschiedenheit der Ansichten die über die letzten Gründe dieser Erscheinung herrschen, die gehörige Anschaulichkeit und Klarheit. Während nämlich die älteren Grammatiker*), denen

*) Priscian in Krehl's Ausgabe Vol. I. p. 389: Imperativus praesens et futurum naturali quadam necessitate videtur posse accipere. Ea etenim imperamus, quae statim in praesenti volumus fieri, sine aliqua dilatione, vel in futuro.

Krarup *) und nach ihm Zumpt folgen, zwei Tempora des Imperativs annehmen, das Präsens und Futurum; unterscheiden die meisten Grammatiker der neuesten Zeit diese beiden Formen nur mit den Namen des ersten und zweiten Imperativs. Nach der ältern Auffassung lässt sich der Gebrauch des zweiten Imperativs zum Theil recht gut erklären, doch bleiben immer noch einige Schwierigkeiten übrig; die neuern Grammatiker geben zwar den Unterschied der Bedeutung richtig an, verzichten aber meistens auf eine Erklärung der Gründe. Daher will ich es versuchen, die Entstehung dieser doppelten Formen zu erklären und dann Form und Bedeutung in Einklang zu bringen. Den Imperativ auf to, tote etc. für einen Imperat. fut. zu halten, verhindern mich besonders zwei Gründe. Jeder Befehl geht auf die Zukunft, die Form wird aber nichts desto weniger von dem Präsens gebildet, da der Befehl selbst von der Gegenwart ausgeht; daher bietet weder das Griechiche, noch das Sanskrit einen Imperat. fut. dar. Dem Anscheine nach steht das Semitische im Widerspruch, da der Imperat. desselben augenscheinlich mit dem Fut. verwandt ist; indessen schwindet auch diese Schwierigkeit, wenn man mit Ewald das sogenannte Fut. für ein Tempus der unvollendeten Zeit überhaupt erklärt, so dass es also auch die Gegenwart mit umfasst. Noch wichtiger scheint mir der Grund, dass der Imperat. auf to durchaus nicht mit dem Fut. in formeller Hinsicht verwandt ist. Selbst Krarup, der die Bedeutung des Fut. als die ursprüngliche aufstellt, sucht die Aehnlichkeit der Form nicht nachzuweisen, sondern meint vielmehr S. 733, dass die zweite Imperativform mit dem Frequentativ verwandt sei, um daraus das Jedesmalige, namentlich in den Gesetzen, zu erklären. Aber abgesehen davon, dass die Form des zweiten Imperat. nicht ganz mit dem Frequentativ übereinstimmt, so würden wir ihn in diesem Falle einen Imperat. des Frequentativs nennen müssen; dann wäre der Uebergang zum Fut. zu erweisen, der sich schwerlich auf eine genügende Weise darthun lässt.

Da nach diesen Gründen die alte Ansicht als unhaltbar erscheint, so möchte ich mit August Grotefend die Meinung aufstellen, dass es ursprünglich nur eine Form des Imperat. für die zweite und eine für die dritte Person gegeben habe, und dass die Form amato von der dritten Person auf die zweite übertragen sei. Wenn nun Gleichheit der Form mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit auf ursprünglich gleiche Bedeutung schliessen lässt, so fragt es sich, weshalb die Uebertragung der dritten Person auf die zweite Statt gefunden haben soll, und nicht das Umgekehrte. Wenn auch der Umstand, dass die zweite Person oft durch „man" übersetzt wird, und dass viele Sprachen nur einen Imperat. der zweiten Person bilden, uns bewegen könnte, die zweite Person für die ursprüngliche zu halten, so weiset doch das t in amato bestimmt auf die dritte Person hin, und das Griechische mit seinem *τυπτέτω*, so wie das Sanskrit mit seinem bodhatu bestätigen diese Annahme. Um nun dem möglichen Ein-

*) De usu Imperativi apud Latinos. Scr. Nicolaus Bygom Krarup; wieder abgedruckt in den Miscellaneis criticis von Friedemann u. Seebode p. 728.

wande, der Singular zeige zwar Formengleichheit, aber der Plural widerstrebe, zu begegnen, so möchte ich das amatote für eine aus amato neugebildete Form erklären, dass nämlich, als sich amato zugleich für die zweite Person festgesetzt hatte, durch Hinzufügung der Pluralendung te die Form amatote gebildet sei. Wenn man ferner nach den Gründen forschte, wie dadurch eine neue Pluralform aus dem Singular gebildet werden könne, dass man blos die Personalendung hinzufügte, so weiss ich nur das *τυπτέτωσαν* als Analogie anzuführen und somit dem Lahmen einen Lahmen zur Stütze zu geben. Denn *τυπτέτωσαν* gibt sich aus zwei Gründen als spätere Bildung kund: 1) findet es sich mehr in der spätern Zeit, während *τυπτόντων* den älteren Schriftstellern eigenthümlich ist, 2) bietet keine verwandte Sprache eine Analogie dar. Demnach wäre eine spätere Bildung aus dem Singular *τυπτέτω* nicht unmöglich, da auch die Endung *σαν* aus den Nebentemporibus mit den übrigen Endungen des Imperat. im Einklange steht*). Das Passivum und Deponens scheint allen ähnlichen Erklärungsversuchen für den Plural Trotz zu bieten, man mag von amator oder von amantor ausgehen, ja die Vergleichung des amaminor mit amamini nöthigt uns fast zu der Annahme, die zweite Person für die ursprüngliche zu halten. Dennoch lässt sich auch hier mit Hülfe einiger alter Formen der Ursprung des amaminor aus der dritten Person wahrscheinlich machen. Es bestand neben der Form fator eine ältere auf mino, Festus p. 287: famino, dicito, wo es unklar bleibt, ob es die zweite oder dritte Person ist; ferner Cato de re rustica p. 287**): Janum Jovemque vino praefamino, als zweite Person; Plautus Pseud. 859 ed. Bothe: Quoquo hic spectabit, eo tu spectato simul; si hic quo gradietur, pariter progredimino und Plautus Epidicus 683: Facto opere arbitramino. Alle diese Stellen zeigen uns die zweite Person, aber Struve: Lat. Decl. und Conjug. S. 143 führt aus Grut. p. 204. lin. 31 an: Is eum agrum nei habeto, neive fruimino, wo es sicher dritte Person ist. Bei der Singularform praefamino fällt es auf, dass das charakteristische r des Passivs und Deponens fehlt, wie es sich in amator und fast im ganzen Passiv zeigt. Wenn aber nach Pott (Etymolog. Forschungen I. S. 133) das r, die lat. nota Deponentis et Pass., sich als ein Ueberbleibsel des Pron. refl. se kund gibt, hingegen nach Bopp (Vergleich. Grammatik S. 689 u. 690. Vocalismus S. 174) das amamini, so wie auch terminus, alumnus etc.*); und wir können hinzufügen praefamino, für ein Part.

---

*) cf. Pott's Etymologische Forschungen II, 307 u. 656.

**) Schneider führt noch zu dieser Stelle in den Anmerkungen S. 180 Folgendes an: In lege XII tabularum antestamino, ubi vide Godofredum ad Tab. I. et Vossium Art. Grammat. V, 14. in fragmento legis sumtuariae a Maittario edito, quod egregie illustravit Conradi Parerg. p. 362 similiter est: quei ejus necotia curabit — ad Consulem profitemino. Ibidem paulo post legitur etiam profitemeno.

***) Döderlein gibt in seiner latein. Wortbildung S. 74 mehr Beispiele auf minus und besonders syncopirte auf mnus, und um den Gebrauch eines Part. für die zweite Person des verbi finiti zu erklären, sagt er in der Anmerk.: Ich füge die Vermuthung dazu, dass fallimini etc. als Vocat. gedacht war, mithin der Ausruf: o ihr Betrogene! den assertorischen Satz: ihr betrügt euch! verdrängt und ersetzt habe.

Pass. wie τυπτόμενος zu halten ist, so schwinden alle Schwierigkeiten; denn da menos oder vielmehr minus schon die Passiv- und Deponensbedeutung enthielt, so genügte der Vocal des Imperat. o, wie im Griech. τυπτέσθω. Wie verhält es sich nun aber mit dem r des in Frage stehenden amaminor, da die passive oder reflexive Bedeutung schon ohne dasselbe hinlänglich bezeichnet war? Bopp (Vergleichende Grammatik S. 691) bemerkt: „Am besten sucht man in amaminor eine pluralische Casusendung, wie in amamini, und diese bieten uns, woran ich schon in meinem Conjugationssysteme erinnert habe (S. 106), die Eugubinischen Tafeln dar, wo z. B. subator für das Lat. subacti, screhitor für scripti gefunden wird etc." Allein abgesehen davon, dass es misslich ist, für diese einzelne Form das Lat. mit einer neuen Pluralendung aus den Eugubinischen Tafeln zu bereichern, so erhalten wir durch diese Erklärung weder etwas dem Singular Analoges, noch einen Grund für den Unterschied der Bedeutung. Nach meiner Ansicht sollte man dem Act. analog erwarten, dass dem praefamino die Pluralendung hinzugefügt wäre; da aber amamini keine Personalendung darbot, so nahm man die Endung der dritten Person or, weil das Sprachgefühl sich noch deutlich des Zusammenhanges zwischen der dritten und zweiten Person bewusst war.

Stellen wir noch die Frage auf, wie ein Uebergang von der dritten zur zweiten Person möglich sei, so scheint er anfangs in Gesetzen und Aufträgen stattgefunden zu haben. So findet sich in Cato de re rustica gleich im Anfange und später Cap. 66. zuerst die dritte Pers. des Conj., dann folgen Imperat. auf to, die man sowohl für die dritte, als für die zweite Person halten kann; endlich sieht man aus den Relativsätzen, dass die Rede in die zweite Person übergegangen ist. Hierbei lässt sich ein ähnlicher Uebergang aus der dritten Person in die zweite vergleichen, der sich zuweilen bei griech. Dichtern findet, Eurip. Bacch. 173: Ἴτω τις, εἰσάγγελλε, Τειρεσίας ὅτι ζητεῖ νιν. ib. 364. στειχέτω τις ὡς τάχος· ἐλθὼν δὲ — — — μοχλοῖς τριαίνου κἀνάτρεψον ἔμπαλιν. cf. Rost's gr. Gr. §. 124, 6. Auch die deutsche Sprache hat in der neuern Zeit die dritte Person statt der zweiten eingeführt, gebraucht aber in diesem Falle statt des Imperat. den Conjunct.; dazu ist dieser Gebrauch, da er aus einer von dem Latein. verschiedenen Grundanschauung geflossen ist, auch der Bedeutung nach verschieden. Während nämlich bis in das 12. Jahrhundert das „Du" ungekränkt blieb, entstand damals zugleich mit der romanischen Literatur die Sitte, vornehmere Personen mit „Ihr" anzureden. Später, etwa zur Zeit des 30jähr. Krieges, ging die Geschmacklosigkeit und der Pedantismus so weit, dass man die dritte Person für höflicher hielt und sagte: komme Er her, thue Sie das etc.; ja endlich gebrauchte man nach Analogie des „Ihr" sogar die dritte Person Pluralis.

Nachdem nun so der Uebergang aus der dritten Person in die zweite durch die Form u. anderweitige Analogien wahrscheinlich gemacht ist, so bleibt uns noch übrig, die Grundanschauung dieses Ueberganges, so wie die daraus entstandenen Modificationen der Bedeutung zu erklären. Ein eigentlicher, unmittelbarer Befehl ist nur für die zweite Person denkbar; daher haben die semit. Sprachen auch nur für diesen Fall eine bestimmte Form ausgeprägt. Soll einer dritten entfernten Person etwas befohlen werden, so muss ihr der Befehl erst überbracht werden und kann deshalb nicht sogleich zur Ausführung kommen; auch hierfür finden wir im Lat. und Griech. bestimmte Formen. Endlich in noch schwächerm Grade befiehlt man sich selbst, namentlich in Selbstaufforderungen, wofür das Sanskrit gleichfalls eigene Formen darbietet. Betrachten wir nun die Sache blos von dem Standpunkte der lat. und griech. Grammatik aus, so finden wir, dass Varro de ling. Lat. IX, 101. mit den Worten: „et prae-

senti et absenti imperamus," das Wesen des Imperat. genau bezeichnet. So zeigen auch Form und Bedeutung die schönste Uebereinstimmung; denn wenn wir praesenti befehlen, gebrauchen wir sehr kurze, dem unmittelbaren Befehle angemessene Formen, deren Endungen sich schon fast überall und im Lat. durchgehends völlig abgeschliffen haben, wenn wir aber absenti befehlen, so findet sich noch immer die bestimmte Personalendung, und die erste Person zeigt sehr breite Formen (cf. Bopp Gramm. crit. l. Sans. 313 u. 314.). Wenn nun die dritte Person als absens immer nur einen solchen Befehl erhält, der erst nach einiger Zeit ausgeführt werden soll oder kann, so tritt derselbe Fall auch nicht selten bei der zweiten Person ein, und gerade dann, wenn der zweite Imperativ nach den Grammatikern seine Anwendung findet. Was nun die einzelnen Fälle anlangt, so steht der zweite Imperat. besonders in Verbindung mit einem ersten, von denen dieser einen Befehl enthält, der sogleich ausgeführt werden soll, jener aber die Vollstreckung desselben erst nach einiger Zeit verlangt; hieran schliesst sich sehr natürlich der zweite Imperat. in Verbindung mit einem Fut. und Fut. exact. Ausserdem erwähnt Krarup S. 752. noch folgende Redeweisen für den zweiten Imperat.: bei der Ankündigung von Strafen, bei Einladungen, in Testamenten, Orakelsprüchen und besonders in Gesetzen und Vorschriften aller Art. Allen diesen Imperat. liegt die gemeinschaftliche Anschauung zum Grunde, dass die Ausführung des Befehls erst in einer spätern Zeit stattfinden soll oder kann, und somit wird die zweite Person, da die Verhältnisse des Raumes denen der Zeit entsprechen, gleichsam eine absens und eben dadurch der dritten ähnlich. Der Beispiele glaube ich mich um so eher enthalten zu können, da Krarup Belege in genügender Anzahl angibt; nur möchte ich besonders auf die 12 Taf., Cic. de Legg. II, 8—9, III, 3—4 und auf Cato de re rustica verweisen. Ausnahmen sind verhältnissmässig so selten, dass das ganze eben genannte Buch des Cato, dass im Durchschnitt in jedem Capitel 10 Imperat. der zweiten Art enthalten mag, nicht viel über 10 Imperat. der ersten Art, unter die übrigen gemischt, darbietet. Dazu kommt noch, dass sich in solchen Fällen meistens durch den ersten Imperat. eine eigenthüml. Färbung der Rede kund gibt, wie Krarup S. 737 Anmerk. an Terent. Ad. II, 1, 50 u. Plaut. Cas. 723 zu zeigen sucht; nach seiner Ansicht wird nämlich der erste Imperat. besonders auf eine bisweilen auffallende Art gebraucht, wenn die drängende Eile bezeichnet werden soll. Etwas Aehnliches bemerkt Pott (Etym. Forschungen I, 57.) über das Griechische: „Der griech. Aor. verhält sich zum Imp. (und Präs.) wie Punkt zur Linie. Daher z. B. sind im Theognis fast alle Imperativi aus dem Präs.; natürlich, weil die moral. Vorschriften für immer gelten sollen. Da nur ein Verrückter etwas Vergangenes gebieten könnte, so erhellt, dass in dem Imp. Aor., der nur singulär bejahend (höchst selten verneinend) steht, von Vergangenheit gänzlich abgesehen, und nur das Augenblickliche einer Handlung, d. h. wenn sie entweder ihrer Natur nach schnell (Einmal) geschieht oder sogleich nach dem Gebote geschehen soll (*λῆγε, λῆξον* Eur. Hipp. 475; die zweite Aufforderung wird dringender: höre sogleich auf), festgehalten wird. *Μὴ φοβοῦ* heisst: fürchte dich nicht (vergl. Soph. Antig. 83. *μή μου προτάρβει*, habe um mich keine ängstliche Sorge); aber *μὴ φοβηθῇς:* erschrick nicht."

Nach diesen Erörterunngen wird nun auch noch ein Punkt seine Erklärung finden und zugleich bestätigend auf das Obige zurückwirken, ich meine nämlich die eigenthüml. Erscheinung, dass von scio, memini und habeo (in der Bedeutung von scio) nur der zweite Imperat. im Gebrauch ist. Die Sache wird uns am ersten klar werden, wenn wir diese Verba mit ihren Inchoativen zusammenstellen. Sciscere heisst in Erfahrung bringen, erfahren wollen, aber scire in Erfahrung gebracht haben, wissen; *μιμνήσκεσθαι* zeigt den Moment an, wo man den entflogenen Gedanken einfängt, meminisse, wo man ihn schon wieder beim Fittig hat (Pott l. l. S. 56.). Demnach wäre es ebenso unlogisch, ein augenblickliches Wissen und Sichbewusstsein durch den ersten Imperat. zu verlangen, als wollte man von posse einen Imperat. bilden, nachdem uns schon Bröder gelehrt hat, dass das Können sich nicht befehlen lässt.

Wismar, den 29. Febr. 1844. *Fr. Schröring*, Collaborator.

ARCHIV

für

Philologie und Paedagogik.

Herausgegeben

von

M. *Johann Christian Jahn*

und

Prof. *Reinhold Klotz.*

Zehnter Band. Zweites Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1844.

Neue

JAHRBÜCHER

für

Philologie und Paedagogik,

oder

Kritische Bibliothek

für das

Schul- und Unterrichtswesen.



In Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten

herausgegeben

von

M. Johann Christian Jahn

und

Prof. Reinhold Klotz.



Zehnter Supplementband. Zweites Heft.



Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1844.

Plagiarium Herennium personatum cum expilato Philone Iudaeo comparat

*Albertus Jahnius**).

Quae Ἐρεννίου φιλοσόφου ἐξήγησις εἰς τὰ μετὰ τὰ φυσικά, in Classicorum Auctorum ex Codd. Vaticc. erutorum tomo IX. p. 513—593.

*) Ephemeridum literariarum Halensium fasciculus is, qui inservit supplendis censuris mense Augusto anni 1841 editis, censuram habet tomi IX *Classicorum auctorum e Vaticanis codicibus editorum curante A. Maio.* Qua quidem in censura (p. 561—564), a me post elaboratam demum scriptiunculam istam lecta, is, qui eam scripsit, F. Osannus, p. 562—564 de Herennii libro docte et sagaciter disseruit. Quo magis eius disputationis summam, paucis comprehensam, h. l. exhibeamus. — Ac primum quidem Osannus docet, eo libro non contineri commentarios in Aristotelis μετὰ τὰ φυσικά, quod quispiam cum Maio p. VII. praefationis temere opinetur, sed doctrinam τῶν μετὰ τὰ φυσικά ab auctore tradi proprio Marte, secundum disciplinam recentiorum Platonicorum elaboratam et dictione dilucida cum acumine philosophi consignatam. Deinde annotat, Ruhnkenium, id quod Maium latuerit, ad Longin. 44, 4. p. 484 Weisk., non illum quidem de vero auctoris nomine certiora edoctum, ex Herennii libro locum quendam attulisse, qui apud Maium p. 522. reperiatur, ubi tamen κατακεκορδυλισμένος mendose sit scriptum pro genuino κατακεκονδυλισμένος, quod et Ruhnkenius habeat et Philo De Ebriet. T. III. p. 258 Pfeiff. Hoc enim ipso ex Philonis libro [p. 563.] Herennium cap. 3. prolixam disputationem exscripsisse, deque ea, quod Maium itidem latuerit, uberius ipsum tractasse. Tum Osannus, commonefaciens Herennianorum, quos ad Damascium De Princip. Koppius attulerit, locorum, ita statuit: etiamsi quispiam fortasse dubitet, Damascius Herennium, an Damascium Herennius exscripserit, (quod posterius Koppio propter ea, quae cum Damascio communia sint Herennio, recte verisimilius visum esse) id tamen ex verbis p. 592. οἱ μετὰ Ἰάμβλιχον manifesto apparere, librum a Maio temere pro foetu discipuli Plotiniani haberi. Quod quidem Osanni de Herennio judicium justo cautius est; etsi enim reliqua nebulonis plagia viro doctissimo comperta non fuere, tamen vel expilatus Philonis locus plagiarium impudentissimum ei satis prodere poterat. Denique Osannus „contextus, inquit, quem Maius dedit, passim emendatione eget, quam subsidia supra indicata bonam partem praestabunt, quemadmodum vicissim Philoni et Damascio emendandis comparatio Vaticani, cui Herennius inest, libri manu scripti magnopere proderit.“ Hoc se ita habere, nos in Philoneo loco demonstrare conati sumus, antequam Osanni censuram laudatam cognovimus.

ab A. Maio nuper edita, toto fere capite tertio, nimirum §. 1. p. 518 med. — §. 5. p. 523 inf. Academicorum ex doctrina refert, ea omnnia ex Philonis Iudaei libro De Ebrietate (Opp. ed. Mangei. T. I. p. 383, 1 — 388, 18 = ed. Richter. Tom. II. p. 218. §. 41 — 225. §. 49. init.) furto impudentissimo subrepta sunt, nonnullis brevitatis causa omissis vel in brevius contractis, quibusdam etiam aliunde immixtis vel leviter immutatis. Quod quidem furtum, hactenus nemini, quod ego sciam, cognitum, ut tandem aliquando palam fiat, omnia, in quibus a Mangeii Philone Herennius Maii differt, missis geminis, cum pulvisculo hic annotabo, simul adjectis omnibus lectionibus variis, in quibus Herennium Codicis Ms. Monacensis 341. locis inde a me excerptis a Philone Mangeiano, nimirum p. 383, 1—386, 51, p. 387, 20—387, 29 et p. 387, 44—388, 6, vel a Herennio Vaticano sive Maiano vel denique ab utroque differre deprehendi. Erit mihi igitur *HV* Herennius Vaticanus, *HM* Monacensis, qui ubi inter se consentiunt, simplici litera *H* Herennium designabo. Praeterea integram quoque varietatem editionis Richterianae littera *R* indicabo. Hac autem ex comparatione haud parum fructus critici ad Philonianum locum, ab Herennio expilatum, redundaturum esse video, etsi bene sciam, nonnullas varias lectiones ex ingeniolo Herennii, Philoniana temere sua facientis, profectas esse. Ceterum in Codd. MSS. Monacensibus 302 et 341 Herennii opus, quod, Darmarii scriptum manu, iis inest, eodem modo, ac Vaticano in Codice, inscriptum est.

Philo Pag. 383, 1. Tom. I. Opp. ed. Mangei. *Πολὺ γὰρ σκότος*) *λέγουσι γὰρ ὅτι πολὺ σκότος H.* Nimirum iste ex fabula graculus Philonianis ita praeludit ab initio capitis III. §. 1. p. 518 supr. *Περὶ τῆς ἐν ἡμῖν γνώσεως νῦν ἤδη λέγομεν· ἐν ἡμῖν τὰ ὄντα γινώσκεται* (*γιγνώσκ. HM* fol. 9, b.)· *γινώσκεται* (*γιγν. HM*) *δὲ τὰ* (*τὰ* om. *HM*) *πάντως ἀληθῆ· εἰ δὲ μὴ, οὐκ ἂν ἐγινώσκετο* (*γιγνώσκεται HM*)· *οὐδεὶς γὰρ τὰ ψευδῆ γινώσκει· εἰ μὴ ἐπειδὰν ψευδῆ εἶναι γινώσκει, καὶ οὕτω πάλιν τὸ ἀληθὲς γινώσκει· ἀληθὲς γάρ ἐστιν ὅτι ψευδῆ εἰσιν· ἐπειδὴ γὰρ δύο εἰσὶ τὰ τῆς γνώσεως κριτήρια τῶν γιγνωσκομένων πραγμάτων, νοῦς καὶ αἴσθησις, κατὰ μὲν τῶν τοῦ σώματος αἰσθήσεων, δι' ὃν* (*ὧν HM*) *ὁ νοῦς ἐκτὸς* (*τὰ ἐκτὸς HM* fol. 10, a.) *καταλαμβάνει, πλεῖστα οἱ ἐκ τῆς ἀκαδημίας φιλόσοφοι, οἳ καὶ ἐφεκτικοὶ ἀπὸ τοῦ τρόπου τῆς διαλέξεως κληθέντες, ἐφληνάφησαν, ἐπιχειροῦντες διὰ τούτων ἀνελεῖν τὴν τῶν ὄντων γνῶσιν· ἀφ' ὧν τινὰ παραγράψαντες, τὴν ἐγκεκρυμμένην αὐτῶν διάνοιαν ἀνακαλύψομεν, εἶτα καὶ κατὰ δύναμιν ἀπελέγξαι πειρασόμεθα.* Post ista igitur sic ad Philoniana *H.* transit: *λέγουσι γὰρ ὅτι πολὺ σκότος* —. 2, 3. *οὐκ ἐᾷ*) *οὐκ ἐᾷ ἡμῶν HV. οὐκ ἐᾷ ἡμᾶς HM.* 3. *κἂν*) Sic *HV. κἂν HM. καὶ ἂν R* (p. 218. §. 41). 4, 5. *ἐθελήσῃ διανακύψαι*) *ἐθελήσει διακύψαι HV. ἐθέλῃ διακύψαι HM* (fol. 10, b.). *ἐθελήσῃ διανακῦψαι R. διακύψαι* etiam MS. Med. ap. Mangei in Addend. De *διακύπτω* cf. Ani-

madvv. in Basil. Magn. I. p. 129 inf. et adde Basil. T. I. p. 228, B. loco p. 159 allato. Sed διανακύπτω hic optime habet estque intensum ἀνακύπτω de quo cf. Animadvv. in Basil. M. I. p. 77. Apposite auctor libri De Mundo cap. 1 init. (ἡ φιλοσοφία) διαραμένη πρὸς τὴν τῶν ὄντων γνῶσιν —. Ex uno Aristea De LXX Interpp., et in Appendice quidem, διανακύπτω Schneiderus annotavit. 5. προςπταίων) *HM* in marg. ἴσως „ πταίοντες. quod ipsum habet alter, qui Herennium continet, Cod. Monac., insignitus ille numero 302, quem ego posthac, sicubi quasdam varr. lectt. ex eo obiter afferam, *HMb* notabo. 6. ποσὶ) ποσὶν *HM*: ἐν ante ποσὶν, ex MSS. Med. Trin. a Mang. *R*. receptum, confirmant *H* et loquendi usus, de quo cf. Animadvv. in Basil. Magn. Tom. I. p. 155 sq. 6. τι) τινα *HMb*. 6. ἀναπεσῶν) Sic Mang. operae mendo: ἀναπεσὼν *HV* et vulg.: ἀνάπεσὼν *HM*. *HMb*. 8. πρὸς ἀλήθειαν) πρὸ ἀληθείας *H*. ἀληθείας etiam MS. Med. unde πρὸ ἀληθείας reponi Mang. jussit, quod recepit *R*. praeeunte, opinor, Pfeiffero, cuius editione in hac collatione aegre carui. 9—16. Οὐδὲ γὰρ εἰ — — διὰ τούτων ὑπομνηστέον) om. *H*. 16. εἰ μὲν) εἰ μὲν γὰρ *H*. 17. τὰς αὐτὰς) τὰς, a Mang. *R*. ex MS. Med. receptum, confirmat *H*. 18. ἀπαραλλάκτους) ἀπαραλλάκτως *H*, quod vulgari lectioni praestat. De voc. ἀπαράλλακτος cf. Fronto Ducae. Annott. in Io. Chrysostom. p. 4, b. ad p. 6, C. et p. 81, a. ad p. 407, C. 19. κατασκευασθέντα) κατεσκευασθέντα *HM*. 20. αἴσθησίν τε καὶ νοῦν) Om. *H*. 20. ἀψευδῆ) om. *HV*, non item *HM*. 21. περὶ) παρὰ *H*. 22. φανεῖσι) φανεῖσιν *HM*. 23. τὰ μὲν αἱρεῖσθαι — — ἀποστρέφεσθαι) Om. *H*. 24. Ἐπειδὰν) sic ex male intellecto compendio Turnebianae et Paris. 2. ἐπεὶ͂ *Mang*. et *R*. p. 219.: ἐπειδὴ, quae una genuina lectio, *H* et editio Francof. De ἐπειδὴ et ἐπειδὰν confusis conf. Symbol. Philostr. p. 92, a. 25. κεκινημένοι) κινούμενοι *H*. 28. ἀνάγκῃ) Operae mendo Mang.: ἀνάγκη *H* et vulg. 29. τὴν) Om. *HM*. (Fol. 11, a.). 29. ἐπ' αὐτῇ) Sic *H*. quoque: ἀπ' αὐτῆς Mang. conj. 29, 30. αἴτια — — πολλά.) αἰτίαι — — πολλαί. *H*. 30, 31. καθ' ἑνὸς μέρους) καθ' ἓν μέρος *HV*. καθὲν μ. *HM*. 32. γένεσιν) γέννησιν *H*. (p. 519 Mai.) Idem τὴν ante κατασκευὴν om. 35. αἰσθητικὰς) εἰσθήσεις καὶ *HM* (fol. 11, b.). 35. κατὰ σῶμα καὶ ψυχὴν) τε post σῶμα add. *H*. 36. ἀμυθήτων) *HM*. in marg. ἴσ. ἀμυήτων. Stulte. Atqui sic Darmarius, scriba, scripsit in *HMb*. ubi in marg. εἶχε ἀμυθήτων. Tu confer modo Philonem supra p. 383, 31. et infra p. 388, 11. 37. ἴδε) post ἔνια transponit *H*. 38. τὸν πολύποδα) ἀσυνδέτως etiam *H*: καὶ praefigi Mang. in Addend. temere voluit. 39—44. Τὸν μέν γε φασὶ — — — τροπὴν φάρμακον) Haec omnia om. *H*. Insequentia apud Philonem lin. 44—50. τὸν δὲ αὐχένα — — ἀπομνημονεῦσαι. ego ex Herennio

Codicis Monacensis 341 fol. 11, b. attuli Animadvv. in Basil. Magn. T. I. p. 182, ubi, ut p. 183 et Symboll. Philostrat. p. 133. 137, *Philonem* nuncupavi Herennium, qui *philosophus* vocandus erat. Praeivit errorem Fabricius Biblioth. Gr. lib. III. cap. 6. §. 26. p. 148. T. II. ed. Hamburg. = T. III. p. 258. ed. Harles. Erroris ansam dedisse videtur perperam intellectum φιλοσόφου nominis, quod Herennio praeter Codd. Monacc. etiam Vaticani Codd. tribuunt, quorum testimonio usus A. Maius Praefat. in Tom. IX. Auctor. Classicor. ex Vatic. Codd. p. VII sq. Fabricii errorem correxit. Quonam igitur jure Eggerus Notul. ad Longin. p. 140., quem Ruhnkenius ad Longin. cap. 44. §. 4. simpliciter Herennium vocavit, Herennium Philonem dici voluerit, ipse videat. 45. αὐγαῖς) om. *HM.* 45. οὐ κατενόησας) κατενόησέ τις *H.* 46. Ἢ οὐχὶ) καὶ γὰρ καὶ *H.* 47. αὖ) ἂν *H.* 47, 48. ἀνθρακωειδὲς) ἀνθρακοειδὲς *H.* 50—: Φασὶ μέντοι usque ad

Pag. 384, 9. — — δυςθήρατον εἶναι) Haec *H.* ita in brevius contraxit: τί δὲ τὴν τοῦ θηρὸς Ταράντου (ταράνδου *HM.* fol. 12, a: τάρανδος vulg. lect. ap. Philon. τάρανδρος MSS. Med. et Reg. Par. ap. Mangei.) δι᾽ ἄλλαξιν (διάλλαξιν recte *HM.*) τῶν χρωμάτων δι᾽ ἧς λανθάνει τοὺς ἐντυγχάνοντας εἴποιμεν ἄν; 10. πίστεις) πίστει *HV.* πίστ' *HM.* 11) ἐστίν) εἰσίν· *H.* 11. μηκέτι) μὴ μόνον *H.* quod interpretamentum est vocis μηκέτι, hoc ipso significatu a Philone usurpatae. 12, 13. ἰδίᾳ πρὸς ἀλλήλους περὶ πάντων ποικιλίαι) ποικιλίαι περὶ πάντα ἴδιαι *H.* πάντα etiam MS. Med. ap. Mang. qui praefert. 13, 14. ἄλλοτε — — — ἕτεροι) Sic *H.* quoque, qui Mangeio halucinanti minime favet. 15. τῶν αὐτῶν) Sic *H.* quoque: ἐκ τῶν αὐτῶν Mang. conj. 16. ἐνίοτε) Om. *H.* 16. ἔνιοι) *HM.* ἀνϊοι et in marg. ἴσως γρ. ἔνιοι ἢ ἄνθρωποι. 16. δυςηρέσθησαν) δυςηρέστησαν *H* et *R.* p. 220. §. 43: δυςερέστησαν Mang. in Corrigend. σολοίκως. 16. ἐτέρφθησαν) Sic *HM.* quoque: ἐπήρθησαν *H,* cuius lectionis vulgata interpretamentum quoddam. De ἐπαίρεσθαι videsis Animadvv. in Basil. M. T. I. p. 122. 17. κατὰ τοὐναντίον) τὸ ἀνάπαλιν *H.* κατὰ τὸ ἐναντίον *R.* (p. 220. §. 43.) 17—31. ἅπερ ὡς φίλα — — ψυχαῖς ἐργάσηται) Om. *H.* 31. Καίτοι) Ἀλλὰ *H* (§. 2). Insequentia αὐτός τις, εἰς ὧν usque ad ἀσύμφωνα προςβαλλούσης φαντάσματα (apud Philon. p. 384, 32— p. 385, 3.) ego ex Herennio Codicis Monacensis 341. Animm. in Basil. M. T. I. p. 139 attuli, simul prodita suspicione de plagio, in istis quoque ab Herennio commisso; nam de fonte Philoniano nihil dum mihi compertum erat. 32. ὧν) Om. *HM.* fol. 12, b. 32, 33. παραδοξότατον) παραδόξατον *HM,* quod ego correxi in Animm. in Basil. M. l. c. ubi παραδοξώτατον operae mendum. 34. τότε μὲν) Sic *HV* quoque: τὸ τὲ μ. *HM*: τοτὲ μὲν vulg. et ego in Animm. in Basilianis l. c. 34, 35. τότε δὲ) Sic cum

vulg. *HV* quoque: τὸ δὲ δ' *HM*: τοτὲ δ' *R*. et ego Animm. in Basil. l. c. 35, 36. μένειν δ' ἐπὶ τῆς αὐτῆς πεφυκότα) ἀλλ' ἐπὶ τῆς αὐτῆς μένοντα *H*. Tu de μένειν — πεφυκότα conferas Basil. Plotiniz. p. 26. Prolegomm. ad Io. Glyc. p. XXIX. 38. ἐγρηγορόσι) γρηγοροῦσι *H*. Vid. Lobeck. ad Phrynich. p. 118 sq. 39—42. Καὶ ἑστὼς μέντοι — — τοὐναντίον μισῶν) Haec omnia, in brevius contracta, ita cum praegressis *H*. coniungit: καὶ θαῤῥοῦσι καὶ δεδιόσι, καὶ ἑστῶσι καὶ κινουμένοις, ἔτι γε μὴν [ἔτι μέντοι Philo: post μέντοι in MS. Med. καὶ additum testatur Mang.] λυπουμένοις τὲ καὶ χαίρουσι, φιλοῦσι τὲ καὶ μισοῦσι. 42. δεῖ) δὴ *HM*. quod ego in Animm. in Basil. l. c. recte emendavi. 43. Συνελόντι γὰρ φράσαι) φασὶ γὰρ ὅτι *H*. 44. αὐτή) om. *H*.

Pag. 385, 1, 2. ἀστάτου φορᾶς) Sic *HM* quoque fol. 13, a: διαφορᾶς *HV*. 3. ὀνείρατα) φαντάσματα *H*. Cf. infra lin. 11. ψευδεῖς προςβάλλοντα φαντασίας. 3. δ' οὐχ) Sic *H* quoque cum vulg.: δὲ οὐχ *R*. p. 221. §. 44. Herenniana ista, γίνεται δ' οὐχ ἥκιστα usque ad βεβαίοις συνεπιγράψαντο (apud Philon. p. 385, 3 — 385, 20) ego in Animadvv. in Basil. M. p. 183 ex Cod. Mon. 341 attuli. 3, 4. περὶ τὰς φαντασίας) Ita *H* et ex MSS. pro vulg. παρὰ Mang. *R*. 4. παρὰ τὰς θεωρίας) π. τ. θέσεις *H* et MSS. Mangeii, qui hoc in annot. praefert: recepit *R*. 5. παρὰ τὰ) Sic *H* quoque: περὶ τὰ *R*. 5. παρὰ τοὺς) Sic *H* quoque: περὶ τοὺς *R*. 6—10. Ἢ τοὺς κατὰ θαλάττης — — — συμβαίνει καθ' ὕδατος.) Illa τοὺς κατὰ θαλ. ἰχθ., pariter ac verba ὁπότε τὰς πτέρυγας — — — προφαινομένους om. *HV*, reliqua cum insequentibus, in brevius contractis, ita copulans: ἢ οὐχ ὁρῶμεν (p. 520 Mai.) τὰς εὐθυτενεῖς κώπας κεκλασμένας καθ' ὕδατος; quorum omnium *HM* nonnisi postrema truncata exhibet, εἰς κώπας κεκλασμένας καθ' ὕδατος, quae ego, fonte Philoniano Herennianorum nondum reperto, cum praegresso περιέχεται perperam concinnare studui Animm. in Basil. M. T. I. p. 183. 10, 11. τάδε γε μὴν) Sic Mang. cum vulg. pessime: τά γε μὴν *H*. τὰ δέ γε μὴν *R*. 11, 12. ψευδεῖς προςβάλλοντα φαντασίας) προβάλλοντα φ. ψ. *H*. Tu cf. supra p. 385, 2, 3. ἀσύμφωνα προςβαλλούσης ὀνείρατα. et vide Jacobs. ad Philostr. Imag. p. 218 in f. 553 med. meque in Symbol. Philostr. p. 50 sq. 12, 13. ἔστιν ὅτε ὄντα) ἐνίοτε *H*. 13, 14. ζῶα εἶναι — — — τοὐναντίον τὰ ἔμψυχα ἄψυχα) ἔμψυχα καὶ τοὐναντίον *H*. τὸ ἐναντίον pro τοὐναντίον *R*. 14, 15. κινεῖσθαι — ἑστάναι) κινούμενα — ἑστῶτα *H*. 15. ἐξαναχωρεῖν) ἐξαναχωρεῖ *HM* fol. 13, b. unde ego insequens προςέρχεσθαι in προςέρχεται commutari volui in Animm. in Basil. M. l. c. qua emendatione nunc, fonte Philoniano reperto, opus non esse video. 17. αὖ) Sic *HM* quoque: ἂν *HV*. 18. τὰ πολυγώνια) *H* haec add. καὶ τὴν μὲν ναῦν

(om. *HM*) ἑστῶσαν κινουμένην· τοὺς δ' αὖ πύργους ἑστῶτας κινουμένους. In κινουμένους non erat quod ego offenderem in Animm. in Basil. M. l. c. 19. εὖ φρονῶν) Sic *HM* quoque: εὐφρονῶν *HV*, male; est enim hic sermo de prudentia, non de benevolentia. Nihil frequentius eo errore, quo εὖ cum insequenti verbo temere commixtum est: v. c. ap. Cramer. Anecd. Par. I. p. 238, 28. οὔτε οὓς δεῖ εὐποιοῦσιν leg. εὖ ποιοῦσιν: εὖ φρονεῖν in εὐφρονεῖν itidem male abiit ap. Philon. De Mundi Opif. p. 39, 48 Mang. = p. 107 ed. Müller., qui de emendatione minime cogitavit, et ap. Didym. De S. Trinit. ed. Mingar. p. 318 loco a me allato et emendato in Animm. in Basil. M. I. p. 73. Est tamen etiam, ubi εὖ a verbo suo male dirimunt. Cf. v. c. quae in Basilio Plotiniz. p. 34 de verbo εὐπαθεῖν ex Platone in Phaedro annotavi. 20. βεβαίοις) Ita *H* et MS. Med. unde *R.* recepit post Mang. ante quem βεβαιῶν vulgo scribi solebat. 20. τί δ') τί δὴ *HM.* τί δὲ *R.* 21. κατασκευαζομένοις) σκαζομ. *HV.* σκιαζομ. *HM.* σκευαζομένοις *R.* (§. 45), quod, in MSS. Med. et Reg. Par. repertum, Mang. praeferebat. 22. πλέον) πλεῖον *H.* Cf. infra lin. 28. 25. καὶ κανόσι) Om. *H.* 26. ἐντὸς κάμψαι) ἐν τῷ συστεῖλαι *H.* 26, 27. περαιτέρω προελθεῖν) ἐν τῷ ἐπιτεῖναι *H.* 27. γάρ) Om. *H.* 28. πλεῖον) πλέον *H.* 28—31. Βλαβερὸν δ' (δὲ *R.*) ἑκάτερον — — καρτερωτάτην ἰσχύν.) Om. *H.* 31. γε αὖ) τε *H*: γε αὖ pro vulg. γε αὖθις ex Med. Mang. recepit. 32. πυκνώσεσι) πυκνότησι *H.* 32. αὖ) Sic *HM* quoque fol. 14, a: ἂν *HV.* 32. τοὐναντίον) Sic *H* quoque: τὸ ἐναντίον *R.* 32, 33. μανότητι) μανότησι *H.* et vulg. Illud ap. Mang. operae mendum. 33. τόν) *HM* τῶν, supra lin. τόν. 45. διασυνίστησιν) συνίστησιν *H.* 34. οὐδ') οὐδὲ *H* (§. 3. ap. Mai.) 35. αὐτοῦ) αὑτοῦ *H.* Tu videas annott. in Io. Glyc. p. 95 sq. 36. αὐτὸ) αὐτὸν *H*: nimirum ν ex νενόηται adhaesit. 36. τῇ δὲ) τὸ δὲ *HM.* 37. δοκιμάζεται) Sic *H* quoque: Mang. in Corrigend. male malebat δικάζεται. Tu cf. p. 386, 12. 38—41. τὸ ξηρὸν παρὰ — — τὰ ὀλίγα παρὰ τὰ πολλά.) Haec ita amplificat *H*: τὸ θερμὸν παρὰ τὸ ψυχρόν· παρὰ τὸ ὑγρὸν τὸ ξηρόν· παρὰ τὸ βαρὺ τὸ κοῦφον· τὸ λευκὸν παρὰ τὸ μέλαν· τὸ ὀλίγον παρὰ τὸ πολύ· τὸ ἀσθενὲς παρὰ τὸ ἰσχυρόν· τὸ πλῆθος παρὰ τὸν τόπον (τοῦ τόπου *HM* fol. 14, b.)· παρὰ τὴν δύναμιν τὸ φορτίον· πρὸς τὴν διάθεσιν αἱ ἡδοναὶ καὶ λῦπαι. 42. μέντοι) om. *H.* 42. ἢ καὶ) καὶ om. *H* et MS. Med. ap. Mang. cui delendum videbatur. 43. ὀφελίμα) Operae mendo Mang. ὠφέλ. cum vulg. *H.* 44. γνωρίζεται) ἐγνωρίζετο *H.* 46. μέντοι τὰ ἄλλα) τοίνυν τὰ ἄλλα *H*: μέντοι τὰ καλὰ loco vulgati μ. τὰ ἄλλα ex MS. Trin. Mang. reponi jussit; recepit *R.* p. 222. §. 45. 48. ἑαυτοῦ) αὑτοῦ *HM.* fol. 15, a. 48. γὰρ Om. *H.* 50. Τὸ δὲ μὴ ἑαυτῷ usque ad

Pag. 386, 4. — — *Καὶ τί θαυμαστόν;*) om. *H.* (p. 521 Mai.) 5. *εἰλικρινέστερον*) εἰλικρ. *HM.* Cf. infra lin. 15, 16. et vide Ast. Lexic. Plat. T. I. p. 617. Utrumque, εἰλικρινὴς et εἱλικρινὴς, veteribus usitatum fuit, non minus quam εἴλη et ἕλη s. εἵλη (vid. Ruhnken. ad Timaei L. V. Pl. p. 95, b. sq.); sed quemadmodum ἕλη antiquius est, quam εἵλη (vid. Ruhnken. ad Tim. p. 96, a.), ita εἰλικρινὴς quod ad εἴλη refertur (vid. Ruhnken. ad Tim. p. 264, a.), alteri scripturae, εἱλικρινὴς, minime praeferenda est, sicubi ea librorum mss. auctoritate confirmatur. Quo autem jure Müllerus, nuperus editor Philoniani libri De Mundi Opificio, ubique apud Philonem εἱλικρινὴς scribere ausus sit (conf. eius Comment. p. 130 sq. et libri contextum graecum haud uno loco), ipse videat. 7. *καθ'*) Om. *HM.* 7. *ἁπλῆν*) ἁπλὴν *H.* 8, 9. *ἔχοντα καὶ κράσεις*) καὶ κράσεις ἔχ. *HV*: καὶ κρίσεις ἔχ. *HM.* Vide statim post annotata ad lin. 9, 10. 9, 10. *Αὐτίκα τῶν χρωμάτων ἀντιλαμβανόμεθα· πῶς;*) Haec vulgata interpunctio: *Αὐτίκα τῶν χρ. ἀντιλαμβανόμεθα. Πῶς;* peius etiam *R.* (§. 46 init.). *Αὐτίκα τ. χρ. ἀντιλαμβανόμεθα πῶς· — H.* Sed scribendum videlicet: *Αὐτίκα — — ἀντιλαμβανόμεθα πῶς;* i. e. *Ne longe abeam, quomodo colores percipimus?* De αὐτίκα cf. Ruhnken. ad Timaei L. V. p. 55 sq. deque interrogatione postposita Symbol. Philostrat. p. 59 sq. 133, Basil. Plotiniz. p. 42. In Symbolis p. 133. Herenniana ista cum praegressis (ap. Philon. p. 386, 6.) ἓν οὐδὲν etc. attuli ex Cod. Monac. 341. simul prodita suspicione de plagio, ab Herennio in antiquo scriptore commisso: uti autem αὐτοῦ, quod ibidem pro ἑαυτοῦ (ap. Philon. p. 386, 7.) reponi volui, neque a Philone, neque a *HV* commendatur, ita mihi, κρίσεις ap. *HM.* in κράσεις commutari jubenti, nunc et *HV* et Philo p. 386, 9. adstipulantur. 11. *καθ'*) Operae mendum in editt. Paris. 2. Francof. et Mang.; κατ' *H. R.* 12—14. *Μὴ δίχα — — εὐστομίων; Χυλῶν δ'* [δὲ *R.*] *ὅσοι — — παρὰ φύσιν, οὐ δήπου; —*) Μὴ δίχα — — ἐνστομίων χυλῶν, [τελείαν στιγμὴν habet *HM* fol. 15, 6.] ὅσοι τε [δὲ *HM.*] παρὰ φύσιν; οὐδήπου· — *H.* 14. *τί δ'*] τί δὲ *H. R.* 15. *ἁπλᾶς*) ἁπλῶς *H*: καὶ post ἁπλᾶς Mangeio abesse videbatur. 15, 16. *εἰλικρινεῖς*) εἰλικρ. *HM.* 16. *παριστῶσιν;*) παριστῶσιν. cum τελείᾳ στιγμῇ *HM*: παριστᾶσιν cum ὑποστιγμῇ *HV.* 17. *ἀέρος*) ἀέρος cum τελείᾳ *HM.* 17. *δ' ὅτε*) Sic *H* quoque: δὲ ὅτε *R.* 20. *ἀντιλαμβανόμεθα*) ἀντιλαμβανώμεθα *HM.* 24. *οὔτε*) οὔτε δὴ *H.* 26. *στόμα*) Ita *H* et MS. Vatic. ex quo olim vulg. σῶμα Mang. correxit. 26. *ὑγρᾶς*) ὑγρὰς *HV.* 26. *Τούτων*) δὲ add. *H* (§. 4. Mai.) 27—34. *εὐήθειαν ἢ προπέτειαν — — — ἰδίᾳ κατανοῆσαι*) Om. *H.* 35. *Ἐκεῖ δ'*) ἐκεῖνο δ' *H* et MS. Med. ap. Mang. qui conj. ἐκεῖνα: ἐκεῖ δὲ *R* p. 223. §. 47. 36, 37. *προπιστεύειν*) πιστεύειν *H.* „MS. προςπιστεύειν" Mang. in Addend. 37. *ἀνὰ*) κατὰ *H.* et MS. Med. ap. Mang. Tu cf. Fischer. ad

Weller. III, 2. p. 162 med. 39. *ἐπάγοντα*) Sic *H* quoque: „MS. *ἐπαγαγοντα*" Mang. in Addend. quod *R* recepit. 39. *τὸν*) Sic *HM* (fol. 16, a.), *τὴν HV*. 40. *ταῦτ'*) *ταῦτα H*. 40. *δήπουθεν*) Om. *H*. Tu vid. Timaei Lex. V. H. p. 79 ibique Ruhnk. 41. *παλαιοὶ*) Om. *H*. 42. *πᾶσιν*) *παρὰ πᾶσιν HV*. *παράπτωσιν HM* fol. 16, b. qui in marg. *γρ. παρὰ πᾶσιν*, quod habet *HMb*. 43—46. *μᾶλλον δὲ καὶ κατὰ ——— διακέκριται*) Horum loco *H*. *καὶ κώμας καὶ οἰκίας ἄνδρας τὲ καὶ γυναῖκας καὶ νήπια*. 48. *αὖ*) Sic *HM*. *ἂν HV*. 50. *τιμῆς*) *τῆς τιμῆς H*. 50. *ἐναντία*) om. *H*. Statim post in voce *νομίζουσι* desinit primum nostrum excerptum ex *HM*. 51. *ταῦτα*) Sic *H*: *ταὐτὰ R* ex Mangeii coniectura.

Pag. 387, 3. *ἐνευκαιρήσας*) Ita *H* cum MSS. Vat. Med. unde loco vulgati *ἐνερευνήσας* post Mang. *R*. reposuit. *Ἐνευκαιρεῖν* Dahlius Chrestom. Philon. T. I. p. 299 et T. II. p. 391 in glossis Philonianis retulit. 3. *προτεθέντι*) *εἰρημένῳ HV* (p. 522 Mai.). 4. *ἐπιέναι*) *ἀπιέναι HV*. 5, 6. *τόπων, πόλεων, ὑπηκόων, ἡγεμόνων*) *πόλ. τόπ. ἡγεμ. ὑπηκ. HV*. 6, 7. *ἰδιωτῶν, ἐπιστημόνων*) *ἐπιστ. ἰδιωτ. HV*. 9. *κἂν* [*καὶ ἂν R*. p. 224.] *αἰῶνι χρ. μακρῷ*) om. *HV*. 10, 11. *καὶ ἄφωνα*) Om, *HV*: *καὶ ἀφανῆ* Mang. scribi voluit. 12. *βραχεῖ*) Ita ex MS. Med. Mang. *R*., *βραχὺ*, quae lectio olim vulg., etiam *HV*. 14. *τὰς προςπιπτούσας*) Om. *τὰς H*. *προςπιπτούσας* loco vulgati *προπιπτ*. ex MS. Med. Mang. *R*. recte: cf. p. 386, 7. 15. *πεπολεμῶσθαι*) *—ώσθαι HV*. 16, 17. *ἔκφρων — — καὶ παράληρος*) *ἔμφρων — — καὶ παράλληλος HV*. 17. *παγίως*) *βεβαίως HV*. quod est merum interpretamentum exquisitioris *παγίως*. *Πάγιος* et *παγίως* Dahlius in glossis Philonianis retulit, illud Chrestom. Philon. T. II. p. 398, hoc T. I. p. 305. Videsis etiam Krabingeri et meas annotationes in Gregor. Nyssen. De Anima et Resurr. p. 174 atque Animadvv. in Basil. Magn. T. I. p. 158. 17. *τοιόνδέ ἐστι*) *ἐστι* ex MS. Med. Mang. *R*. vulgato *τοιόνδε* add.: *ποῖον δέ ἐστι HV*. *τοιόνδε ἐστὶ R* (§. 48.). 18. *φρόνιμον*) *φόνιμον HV*. 18. *ἢ καλὸν*) Om. *HV*. 19. *τἀναντία*) *ὁ τἀναντία HV*. *τὰ ἐναντία R*. 19, 20. *ἐκ παίδων*) Om. *HV*. 20. *Ἐγὼ δ'* [*δὲ R*.] *οὐ τεθαύμακα*) *καὶ οὐ θαυμαστὸν H*. Hic in Schedis meis secundum incipit excerptum ex *HM* (fol. 17, b.). Atque hinc a verbis *οὐ θαυμαστὸν* usque ad illa *ἀρνήσεσι χρῆται* (ap. Philon. p. 387, 20—28.) Herenniana Ruhnkenius ad Longin. 44, 4. p. 484 Weisk. attulit, ex Cod. Reg. 2045 fol. 7 recto, si recte intelligo Eggerum Notul. in Longin. p. 141; unde varr. ll. in excerpto Ruhnkeniano *HP* insigniam. Quod autem Eggerus ibid. p. 140, auctore F. Ravaissone, Herennii opus ineditum, unde locus depromtus sit, non Commentarium in Aristotelis Metaphysica, id quod dixerat Ruhnkenius, sed Comment. de Metaphysica esse dicit, huic rationi patrocinantur et liber ipse et inscriptiones codicis Vaticani

ap. Mai. et Monacensium, quibuscum Parisinus consentire videtur. 21. *συμπεφορημένος καὶ μεγὰς*) Sic pessime, operae mendo, Mang.; *συμπεφορημένος καὶ μιγὰς* vulg.; *πεφορημένος καὶ μέγας* *H. HP.* Equidem Dahlio Chrestomath., Philon. T. II. p. 413 nunquam credam, Philonem simplex *πεφορημένος* et compos. *συμπεφορ.* promiscue eodem sensu usurpasse; sed sic statuo, *πεφορημένος* aut de eo, *qui temere fertur*, accipiendum esse, aut librariis deberi, qui *πεφυρημένος* corruperint, vel, quod hoc loco factum est, compositum *συμπεφορημένος* capite truncarint. Tu de *συμπεφορημένος* cf. Animm. in Basil. M. T. I. p. 92. Qui nuper ap. Platon. in Phaedro p. 253, E. *εἰκῇ συμπεφυρμένος* loco vulgati *εἰκῇ συμπεφορημένος* ex Flor. *ϑ* et Hermiae Comm. p. 168 supr. *τὸ συμπεφυρμένον καὶ σιγκεχυμένον αὐτοῦ* — *ocius* reponi iussit eamque coniecturam comparanda locutione *εἰκῇ φύρειν* Plat. Phaed. p. 97, B. Aescyl. Prom. 447 sq. confirmare sibi visus est, is hoc inventum, ut alia haud pauca, quippe *ὑπηνέμια*, vix diu ipse tuebitur. Et Phaedri quidem loco Criticum Platonicum calidiorem a corrigendi conatu revocare poterat, quem ipse laudavit, Creuzer. ad Plot. de Pulcrit. p. 246 sq. Quid? quod Platonica *πολὺς*, *εἰκῇ συμπεφορημένος* egregie confirmantur istis Basilii Magni T. I. p. 85, D. *πολύσαρκον* — *καὶ συμπεφορημένον τὸ σῶμα.* 21. *ἐϑῶν*) *HM. HMb.* *ἐϑνῶν* et in marg. *εἶχε ἐϑῶν.* Male item in utroque *ὑποστιγμὴ* post *ἐϑνῶν* posita, unde *ἐϑῶν* in *ἐϑνῶν* depravatum est. 23. *ὑπακούειν*) Ita *H. HP.* et ex MSS. Mang. *R.* Vulgo *μὴ ἀκούειν.* 24. *κατακεκονδυλισμένος*) Sic *HP* quoque: sed *H* *κατακεκορδυλισμένος.* Verbum *κατακονδυλίζω* habes ap. Aschin. Adv. Ctesiph. c. 71. p. 176 Brem. T. II. Sed qui *κατακεκονδυλισμένος τὴν ψυχὴν* dixerit, ego praeter Philonem h. l. novi neminem. Simile tamen quidpiam in Longini verbis De Subl. 44, 4. p. 152 Weisk. *τὸ ἀπαῤῥησίαστον* — *ὑπὸ συνηϑείας ἀεὶ κεκονδυλισμένον.* quibus Herenniana adeo similia sunt visa Ruhnkenio, ut Herennium ex Longino aut saltem ex communi fonte hausisse statueret. Quod secus se habere, nemo iam non videt; tantum enim abest, ut ex Longino Herennius profecerit, ut, quem pro Herennio Ruhnkenius habuit, Philo, pariter ac Longinus, ex vetere quopiam scriptore hanc metaphoram sumsisse videri possit. 25. *νεωνικὸν*) Operae mendum. 26. *πιστεύει*) *πιστεύειν HM* (fol. 18, a.) 26, 27. *ἅπαξ παραδοϑεῖσι*) *παραδοϑεῖσιν ἅπαξ H. HP.* 28. *συναινέσεσι*) *συνέσεσι H. HP.* Mendum istud in *HP.* apud Ruhnken. ad Longin. l. c. Toupii acumen haud latuit, qui „Scribendum, inquit, opinor, *συναινέσεσί τε καὶ ἀρνήσεσι.* Quae plane opposita sunt“ (p. 484 Weisk.). Emendationem nunc Philo confirmat, apud quem in voce *συναίνεσις* similiter peccatum infra p. 388, 13. Mendi pervagati ansam illud dedit, quod *συναίνεσις* graece per vocem *συνένεσις* pronunciatur. Ceterum statim post in verbis *ἀνήσεσι χρῆται* cum excerpto Ruhnkeniano secundum excerptum nostrum ex *HM* desinit. 29. *εἰ*) *ἤδη HV*

(§. 5 Mai.): εἰ redundare videbatur Mangeio. Tu nolito dubitare, quin ἀλλ' ἤδη καὶ Herennii Vatic. unum genuinum sit et a Philone h. l. periodi initio eodem positum modo, quo alias mitius ἤδη δὲ καὶ usurpari docuimus Symbol. Philostr. p. 81 sq. 94, b. et Animadvv. in Basil. M. T. I. p. 27. 29. λεγομένων) Om. *HV*. Tu vero senties aculeum, qui voci inest. 29, 30. ἡ πληθὺς) μὴ δυνηθεῖσα ἐξευρεῖν add. *HV*, qui deinde ista omisit, quorum loco illa posuit: ἐπιμορφάζουσα θηρᾶν. 33. τῶν) Operae mendum, qui compendium editionis Parisinae secundae, ₮, compendio similis formae, sed diversi significatus, ₸, repraesentavit. Mangeii autem contextum, etiam in operarum mendis, ex editione Paris. II. haud raro pendere, mihi exploratum est: cf. supra p. 386, 11. Τοῦ pro τῶν cum vulg. *HV*. 34. μικρῶν τε καὶ μεγάλων, ἐν) Om. *HV*. 36. πεπερασμένον) πεπερασμένην *HV*. 36, 37. λέγουσιν) ἀντιφέρονται add. *HV*. 37. ἢ οἱ) καὶ οἱ *HV*. 37. γεννητὸν) γεγενημένον *HV*. 38. ἢ οἱ) καὶ οἱ *HV*. 39. φορᾶς) φορὰν *HV*. 41—44. θαυμαστήν τινα — — ποιεῖσθαι πραγμάτων;) Horum loco Herennius ista infercit, nescio unde arrepta, fortasse etiam sua: ἀλλὰ τί ἄν τις εἴποι περὶ τοῦ γεννητὸν ἢ ἀγέννητον εἶναι τὸν κόσμον, φασὶ, παρ' ἡμῶν ἐρωτώμενος; θάτερον γὰρ αὐτῶν εἶναι χρὴ τὸ ἀληθές, τρίτου γε μηδενὸς ἐπιδεόμενον· ὁπό· [p. 523 Mai.] τερον δὲ, παντελῶς ἄτοπον· τῷ γὰρ ἀγέννητον εἶναι μάχεται τὸ μηδέν τι μέγα τὸν θεὸν πεποιηκέναι, εἰ μὴ τὸν κόσμον ἐδημιούργησε· καὶ τὸ μὴ δύνασθαι παρεκτείνεσθαι ἀπείρῳ χρόνῳ προνοίᾳ· καὶ τρίτον ὅτι μὴ δὲ (l. μηδὲ) τὴν ἀρχὴν δεήσεται τῆς τοῦ θεοῦ προνοίας ὁ κόσμος· εἰ γὰρ ἀγέννητος, καὶ ἄφθαρτος δήπου καὶ ἀπαθής· ὃ γὰρ οὐδ' ὅλως ἔσχε γνώσεως (l. γενέσεως) ἀρχὴν, οὐδ' ἂν ἐν φόβῳ ποτὲ κατασταίη φθορᾶς· οὔκουν ἔτι προστασίας δεῖται· τὸ δὲ γεννητὸν, ὅτι εἴπερ ἦν ποτὲ χρόνος ὁπότε κόσμος οὐκ ἦν, ἢ ἀμελὴς τῶν καλλίστων ἦν ὁ θεὸς ἑκὼν ἢ ἀδύνατος· ὧν οὐδέτερον ὅσιον ἐπὶ θεοῦ· τό γε (l. τό τε) γὰρ ἑκόντα καθησυχάζειν καὶ μὴ βούλεσθαι κοσμεῖν τὴν ὕλην ἀμελείας ἐσχάτης· τὸ δὲ βούλεσθαι μὲν, μὴ δύνασθαι δὲ ἀδυναμίας· ἔτι δὲ καὶ ὁ περὶ κινήσεως καὶ κράσεως μέν τοι γε (l. μέντοι γε) καὶ ὁ περὶ ψυχῆς λόγος οὕτως ἐστὶ χαλεπὸς, ὡς πολλὰ πράγματα παρεχεῖν τοῖς φιλοσόφοις. 44. τὴν τἀγαθοῦ) τοῦ ἀγ. τὴν *H*: τὴν τοῦ ἀγαθοῦ vulg. etiam *R*. (p. 225), quam quo jure Mang. immutaverit, equidem haud dispicio. Ceterum in verbis Philonis Αἱ δὲ περὶ τὴν τἀγαθοῦ σκέψιν tertium incipit excerptum nostrum ex *HM* (fol. 19, b.). 45. φαντασίαι) φαντασίας *H*. etiam *HMb*. 47. τὸ καλὸν) Om. *H*. 47. θησαυριζομένων) — ζόντων *H*. 48. πλείω) πλεῖονα *H*. 49, 50. Οὗτοι λέγουσι) οἵτινές λέγουσιν ὅτι *H*. 51. τὸ ὁλόπληρον) Ita *H* et ex MSS. Med. et Trin. Mang. *R*. Olim. vulg. τὴν ὁλόκλ.

Pag. 388, 1. καὶ τὴν) τὴν om. *H*. καὶ τὴν ex MSS. Med. et Trin. add. Mang. *R*. 2. γὰρ τῆς) γάρ φησι τ' *H*.

3. *φύσεως*) *φύσει HM* (fol. 20, a.). 3. *κεχρημένης*) *κεχρήμεθα H.* 4. *ἐξωτάτην*) *ἔξω H.* 4. *δευτέρας*) *τῆε δευτ. H* et vulg. etiam *R.* 4. *καὶ ὑπεικούσης* Om. *H.* 6. *γεγενῆσθαι*) Om. *H.* In praegresso *φυλακτήριον* desinit tertium nostrum ex *HM* excerptum. 7. *τούτων μέντοι*) *μέν τοι HV.* 7. *διαφορᾶς*) *διαφορὰς HV.* 8. *ἃ*) *ἃς HV.* 8. *ἁπάσας*) Om. *HV.* 10. *πραγματεία*) Ita *HV* et ex MSS. Vat. et Med. Mang. *R.* pro *πράγματα.* 11, 12. *οὐδεμία*) *οὐδὲ μία HV.* 12. *πᾶσι*) *τᾶσι HV.* operae errore. 12. *συμπεφώνηται*) *συμπεφάνηται HV* operae errore. 14. *συνέσεως*) Mang. conj. *συναινέσεως* coll. p. 383, 33. (f. varr. ll. supra p. 287, 28. 18. *Οὐκ εἰκότως οὖν*) In hisce verbis desinit vere purpureus pannus Philoneus, quem centoni suo metaphysico Herennius assuit: nam eorum loco, quae apud Philonem ista verba insequuntur, ista habes apud furciferum nostrum: *τὸ ὑπέχειν* (leg. *ἐπέχειν* ex Philone in inseqq. p. 388, 28) *δοκεῖ, ἀλλὰ καὶ λίαν ἁρμοζόντως, καὶ ταῦτα μὲν ἐκ πολλῶν καὶ μακρῶν ὀλίγα καὶ βραχέα συναγαγόντες παρεθέμεθα.* In reliquis autem capitibus III. §. 6 et 7. p. 523 inf. — — 525. med. horum contraria, sua fortasse, Herennius affert. Ceterum loco Philonei *οὐκ εἰκότως* apud *HV οὐκ ἀπεικότως* legendum esse, res ipsa docet.

Vides nunc, Herennium, qui vulgo Philo minus recte vocatur, reapse tamen *φιλωνίζειν*, graculumque alienis, quibus ornatus est, pennis, ex parte quidem, nudatum esse; restant enim plurima apud Herennium aliunde compilata, nimirum ex Damascio, aliisque ex scriptoribus platonicis; et Damascii quidem librum De Rerum Principiis ab Herennio expilatum esse, Koppius, primus editor Damasciani libri, satis superque ostendit, ac diu est, quod idem ante illum Holstenius in Epistolis, a Boissonadio editis, p. 228 et 236 significavit. Quinam autem praeterea alii scriptores, de quibus non magis quam de Philone Holstenium ll. cc. cogitasse video, ab Herennio expilati sint, in his Ephemeridibus aliquando fortasse aperiam. Ex Iamblicho quidem ille minime profecit, id quod, nescio qua de causa, statuere video C. Steinhartum Meletemat. Plotin. (Numburgi 1840) p. 2. not. 3.) ubi in platonicis scriptoribus adhuc ineditis Herennius refertur. Furciferi nostri causa integra afferam verba viri doctissimi mihique propter suam erga me benevolentiam carissimi: „Fiat hic mentio scriptoris cuiusdam, cuius de rebus metaphysicis liber Herennii nomine ornatus et haud ita male scriptus aute aliquot annos in codice Monacensi inventus est a Fr. Haasio —; quod *ἕρμαιον* cum primum laetus salutavissem, putabam enim, Herennii illius, qui cum Plotino Ammonii scholas frequentabat, (cf. Porphyrii Vita Plotini p. LII. Cr. et Creuzeri notam p. XCIII.) opus aliquod servatum esse, mox spe deceptus animadverti, ignobiliorem esse scriptorem et locum ei post *Iamblichum* assignandum, *quem perpetuo et sequitur et maximis laudibus extollit.*“ Admonet me autem ista Steinharti anottuo tani, prodam, quid mihi videatur de Herennii nomine, quo

cento iste metaphysicus inscriptus est: nimirum, quod Steinhartus quoque sentire videtur, nomen istud fictum est ab impudentissimo compilatore, qui illud operi ideo praefixit, ut eius splendore fucum faceret imperitis neoplatonicae philosophiae amatoribus. — Restat, ut afferamus quae de tota illa ab Herennio personato expilata Philonis disputatione sceptica Harlesius docuit T. IV. Bibliothecae Fabricianae p. 730, ubi sermo est de Philoneo libro περὶ μέθης: „Philo a pag. 265, B. — 270. B. [pag 383, 6 — 388, 28, T. I. ed. Mangei.] integram dissertationem de veritate ac falsitate [? de fallacia] sensuum conscripsit, in qua Pyrrhonem plane sequutus, exempla adduxit, quibus postea seculo II. Sextus Empiricus usus est [Pyrrhon. Hypotyp. Lib. I. cap. 14. §. 36. p. 11 — §. 162. p. 41.], et eodem circiter tempore Diog. Laërtius in vita Pyrrhonis [Lib. IX. cap. 9. §. 79 — §. 87.]. Vid. Carpzov. in Sacris Exercitt. in Ep. ad Hebrae. V, 14. p. 245 sq."

Ueber die Ess- und Kochliteratur der alten Griechen.

Vom Prorector Dr. *A. Wellauer.*

Gelesen in der Philomathie den 12. Nov. 1828.

Es ist mir immer merkwürdig und seltsam vorgekommen, dass in dem runden Kästchen, in welchem alle unsre feineren Sinne eingefugt und aufbewahrt liegen, und dem zugleich oben das Denkvermögen, die geistigen und edelsten Arbeiten der Seele anvertraut sind, dicht darunter die roth ausgelegte Schieblade eingesetzt wurde, mit feinen Warzen, die wie Kleinodien die tönende und zitternde Zunge und den Gaumen belegen, vorn mit arbeitenden und schneidenden Zähnen versehn und vom anmuthigen Munde beschlossen. Speisen ist nur ein anderes Denken. So wird nun in dieses Kästchen alles, was an feinen und gröberen Essenzen erschaffen ist, Duft und Saft, das anschmiegende und feine Oelige, das scheinbar widerstrebende Knuspernde, das sich schnell in Wohllaut auflösende Geistige auf die Kapelle gebracht und geprüft. Nun knirren und schneiden die Zähnchen, die sonst so geschwätzige Zunge wälzt und handhabt das Zermahlene, drückt es freundlich und mittheilsam an den Gaumen, um ihm Freude zu machen und selbst zu geniessen, und wenn der zärtlichen Bemühung genug geschehn ist, schiebet sie es fast unwillig endlich hinten dem schluckendem Freunde zu, der eigentlich den wahren Genuss davon hat, aber nur einen Moment den höchsten, und der es nun, sich aufopfernd, einer andern Kraft resignirend übergiebt. Nun fängt zum zweiten, zum drittenmale das Spiel an. Ich habe noch von keinem sich quälenden Anachoreten gehört, dass er die Lust des Speisens, und wenn er nur Brod genoss, hätte hindern wollen. Auch hat die

gütige Natur dafür gesorgt, dass es so gut wie unmöglich ist. Wir sehen auch, wie diese Operation des Zehrens, Essens, Zerbeissens und Verschlingens von der Natur in allen Reichen so wichtig genommen und ganz vorzüglich berücksichtigt ist. Wo bleiben alle die Thiergeschöpfe auf Erden, die umschweifenden Vögel der Luft und die Massen der grossen und kleinen Bildungen des Wassers und der Meere, wenn nicht jeder einen Wechsel, nach Sicht zahlbar, auf den andern erhalten hätte? Es wechselt ja nur der zwiefältige Prozess, hervorzubringen und zu verschlingen. Der König der Schöpfung, der Mensch, steht nun als Krone und Endpunkt dieser vielgestalteten Gäste. Jene Subalternen, die einer auf den andern oder auf Pflanzen angewiesen sind, schauen ihn mit bewundernder Ehrfurcht an, denn nicht blos dieses und jenes, nicht blos Thier oder Pflanze, nicht blos Fisch oder Wild, nein, fast alles ohne Ausnahme weiss er, sich an allen seinen Untergebenen beglückend, zu verspeisen. Mit Feuer, das ihm gehorcht, mit starken Geistern, Fett, Oel und Gewürz, Pflanze und Thier, alles künstlich gemischt und chemisch verarbeitet, erzeugt er dem Gaumen wundersame Erzeugnisse. Indessen oben das Auge weint, das Gehirn ob dem Auge rührende Sachen denkt oder sich und das Herz an Erhabenheit begeistert, die Nase über Hyacinthenflor gehalten der Phantasie die süssesten Bilder der Sehnsucht erweckt, lüstert und züngelt schon unten der Mund nach dem Braten oder der Leberpastete, die vorüber getragen wird. Wir sprechen soviel von Universalität, und in der Kunst, wo uns die Natur selbst angewiesen hat, universell zu sein, ich meine in der des Essens, verschmähen es so viele, und meinen sie sind edler, wenn sie die ganze Wissenschaft mit Verachtung behandeln.

So lässt Tiek in einer seiner neuesten Novellen einen vollendeten Gutschmecker zur Vertheidigung seiner Leidenschaft sich vernehmen, und es ist nicht zu leugnen, dass auch der Befriedigung desjenigen Sinnes, der nicht mit Unrecht von Vielen für den niedrigsten gehalten wird, eine edlere Seite sich abgewinnen, und eine gewisse Verbindung zwischen ihm und den höheren Kräften und Thätigkeiten des Menschen sich denken lässt. Ich glaubte daher, diess als eine Art von Schutzrede vorausschicken zu müssen, indem ich im Begriff bin, die Aufmerksamkeit meiner geehrten Zuhörer für eine kurze Zeit auf das Kochen und Essen zu lenken. Und wer auch sonst diese Gegenstände für verächtlich und einer ernsten Beachtung unwürdig hält, wird ihnen seine Theilnahme doch wohl nicht ganz versagen, wenn sie nicht im Allgemeinen und an und für sich, sondern nach ihrem Erscheinen in dem Leben und den Schriften der Griechen betrachtet werden sollen, wie es gegenwärtig unser Fall ist. Denn wenn das Leben der beiden classischen Völker des Alterthums in jeder Beziehung für uns anziehend und belehrend ist, und wenn wir es für unsre Pflicht halten, ihr Schriftwesen in allen seinen Theilen, auch den unbedeutendsten, mit aufmerksamem Auge

zu verfolgen, so mag es uns wohl vergönnt sein, jenes wie dieses auch einmal unter den oben angegebenen Gesichtspunkten zu betrachten. Ueberdem heisst es ja auch einer sehr gewöhnlichen menschlichen Schwäche schmeicheln, wenn solche, die wir uns als geistesüberlegen und auf einer höhern Stufe stehend zu denken gewohnt sind, auch als nicht ausgenommen von der Nothwendigkeit der Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse, ja ihnen mit Kunst und Vorliebe fröhnend dargestellt werden, und so mögen wir uns wohl auch einmal nicht ohne Theilnahme die Griechen denken, wie sie kochten und assen, und das Kochen und Essen schriftlich behandelten. Denn an den praktischen Nutzen, der aus der näheren Kenntniss der griechischen Kochkunst für die mannigfaltigere Ausstattung unserer Tafeln und die Ergötzung unseres Gaumens hervorgehen könnte, will ich gar nicht erinnern, da wir bei dem Versuch einer Nachahmung wohl leicht das Schicksal Daciers befürchten müssten, der in Italien durch den Genuss einer Speise, die er nach einem antiken Recept hatte bereiten lassen, dem Tode nahe kam, oder uns auf eine Art lächerlich machen könnten, wie sie Smollet bei jenem Gastmahle in seinem Peregrine Pickle so launig schildert.

Die Griechen waren vermöge der Natur ihres Bodens und ihrer eigenen körperlichen Beschaffenheit auf sehr wenige und sehr einfache Nahrungsmittel angewiesen, und wenn auf der einen Seite eine gewisse natürliche Frugalität und die Fähigkeit, bei weniger Speise lange Zeit auszudauern, sie das Bedürfniss einer stärkeren und leckerhafteren Befriedigung der Esslust gar nicht empfinden liess, so erlaubte auf der andern Seite bei dem ungleich stärkeren Missverhältniss zwischen der Anzahl der Reichen und Armen, als es in unseren Zeiten stattfindet, nur sehr Wenigen ihr Vermögen, grössere Summen auf die Anforderungen des Geschmackssinnes zu verwenden. In den ältesten Zeiten beschränkte sich selbst die Mahlzeit der Vornehmeren auf sehr wenige und einfache Speisen. Die homerischen Heroen assen fast nichts, als Brod und gebratenes Rindfleisch; Kalbfleisch scheint in den älteren Zeiten gar nicht, so wie auch später nur wenig gegessen worden zu sein, wahrscheinlich in der löblichen Absicht, die Anzahl des zum Ackerbau so nöthigen Zugviehes nicht schon vor der Zeit seiner Nutzbarkeit zu verringern. Selten nur wird bei Homer das Fleisch von Lämmern, Ziegen und Schweinen erwähnt, und alles dieses Fleisch wurde nur gebraten verzehrt; wenigstens lässt Homer seine Heroen nirgends gekochtes Fleisch essen, was nicht blos die Komiker Antiphanes und Eubulos als einen Beweis der Mässigkeit jener Zeit betrachten, sondern selbst Plato im Staate, wenn gleich das daher entlehnte homerische Gleichniss (XXI, 363)

So wie ein Kessel erbraust im Drang des gewaltigen Feuers,
Wenn er das Fett ausschmelzet des wohlgenährten Mastschweins,
Rings umher aufbrodelnd, umflammt von trockenen Scheitern.

beweist, dass die Kunst, Fleisch zu kochen, nicht mehr unbekannt war, so dass man nicht nöthig hat, mit Athenäos seine Zuflucht zu dem lächerlichen Beweise zu nehmen, welcher von dem Ochsenfusse entlehnt ist, den der Freier Ktesippos von der Tafel nimmt und nach dem Bettler Odysseus schleudert; dieser nämlich, meint Athenäos, müsse nothwendig gekocht gewesen sein, da Ochsenfüsse nie gebraten worden wären. Eben so wenig lässt Homer Geflügel bei den Mahlzeiten seiner Helden erscheinen, und, was noch mehr zu verwundern ist, sie niemals Fische essen. Nur an einer Stelle der Odyssee lässt er die Gefährten des Odysseus bei Sicilien Fische fangen, und Plutarch bemerkt ausdrücklich, sie hätten dies nur vom äussersten Hunger genöthigt gethan. Es lässt sich indess aus diesem Stillschweigen nicht gerade viel schliessen, da ebensowenig irgendwo erwähnt wird, dass jemand Obst oder Gemüsse gegessen habe, dessen Gebrauch sich doch wohl schwerlich auch für jene Zeiten ableugnen lässt. Was die Tageszeiten betrifft, zu denen gegessen zu werden pflegte, so bezeichnet Homer drei verschiedene Mahlzeiten für den Morgen, Mittag und Abend durch die Ausdrücke *ἄριστον*, *δεῖπνον* und *δόρπον*, doch spricht keine Stelle ausdrücklich dafür, dass jemand alle drei Mahlzeiten wirklich an einem Tage zu sich genommen habe, und schon der Umstand, dass die beiden Worte *δεῖπνον* und *δόρπον* sehr häufig gleichbedeutend für die Hauptmahlzeit gebraucht werden, so wie die spätere Gewohnheit der Griechen lässt schliessen, dass in der Regel an jedem Tage nur zweimal gegessen worden ist.

Soviel steht fest, dass in den älteren Zeiten die Befriedigung des Hungers auf einem sehr einfachen Wege erreicht wurde, sowohl was die Menge, als die Mannigfaltigkeit und den Wohlgeschmack der Nahrungsmittel betrifft, und diese Frugalität erhielt sich wenigstens für den Mittelstand und die bei weitem zahlreichste ärmere Volksklasse bis auf die spätesten Zeiten, ja sie hat bis auf den heutigen Tag fortgedauert; denn die heutigen Griechen bedürfen noch eben so wenig und bedienen sich fast noch derselben Nahrungsmittel, wie ihre Altvordern. Fleisch scheint sehr wenig und nur auf Veranlassung der Opfermahlzeiten genossen worden zu sein, das gewöhnliche Frühstück der arbeitenden Klasse bestand in Brod in Wein eingetaucht, ihre Hauptmahlzeit aus Oliven, Honig, gedörrten oder gesalzenen Fischen, namentlich bei den Küsten- und Inselbewohnern, und verschiedenen Arten von Rüben und Kraut, namentlich waren alle Arten von Zwiebelgewächsen das Hauptgericht der Griechen, und ein Netz mit Knoblauch war, wie noch heut zu Tage, der stete Begleiter des Soldaten, der in das Feld zog, wie des Landmannes, der zur Stadt wanderte. In den höheren Ständen verfeinerte sich allerdings der Genuss allmälig, es wurde eine grössere Mannigfaltigkeit von Naturerzeugnissen in den Kreis der essbaren Gegenstände gezogen und grössere Kunst auf ihre Zubereitung verwendet, doch scheint eigentliche Ueppigkeit in diesem Punkte erst nach Alexan-

ders Zeiten eingedrungen zu sein. Noch bei Aristophanes findet sich nicht eine allzugrosse Mannigfaltigkeit und Künstlichkeit der Speisen, und unter den vielen Fehlern und Lastern, die er an seinen Mitbürgern lachend rügt, nimmt die Schwelgerei in der Befriedigung des Gaumenkitzels keinen besondern Platz ein; höchstens scheint der Luxus, der später auf unglaubliche Weise mit dem Genusse der Fische getrieben wurde, damals seinen Anfang genommen zu haben. Ueberhaupt waren die Athener (Ath. X., 417 b.) als wenig essende Leute bekannt, und die Einfachheit der attischen Mahlzeiten wurde in den späteren Zeiten der Ueppigkeit zum Sprichworte. Während die griechischen Leckermäuler schon die raffinirtesten Mittel erfunden hatten, um die Esslust zu erregen und den Gaumen zum vollen Genuss der zu verzehrenden Speisen zu reizen, begnügten sich noch die Athener mit den Appetit befördernden Nahrungsmitteln, welche ihre Vorfahren gekannt hatten, gesalzenen Oliven, Cicaden und Rüben mit Essig und Senf. Freilich wirkte später das Beispiel der Nachbarn auch auf sie, und das Andenken der alten einfachen Kost erhielt sich nur noch in einem Frühstück, das an bestimmten Tagen den Dioskuren im Prytaneion vorgesetzt wurde, und das aus Käse, Gerstenbrod, reifen Oliven und Schnittlauch bestand. Die Beschaffenheit einer attischen Mahlzeit in jenen Zeiten wird uns am besten der parodische Dichter Matron lehren, der sich folgendermaassen über ein solches vernehmen lässt:

Melde das Mahl mir, Muse, das vielgenährte, das reiche,
Das Xenokles zu Athen uns vor einst setzte, der Rhetor.
Denn auch dahin gelangt' ich, es folgte mir reichlich der Hunger.
Dort vor allen erschaut ich die schönsten Brode, die grössten,
Weisser an Farb' als Schnee, an Geschmack gleich Kraftmehlkuchen.
Sie erfüllten mit Lieb' auch den Boreas, als sie gebacken.
Er nun selbst, Xenokles, umging die gereiheten Männer,
Stand darauf still an der Schwell' und nah bei ihm der Schmarozer
Chärephoon, einem hungernden, gierigen Vogel vergleichbar,
Nüchtern, und wohl auch kundig der Mahlzeit anderer Leute.
Ihm nun brachten die Köch' und besetzten in Eile die Tische,
Denen war anvertraut der grosse Himmel der Oefen,
Und die Zeit des Mahls zu beschleunigen und zu verzögern.
Da nun streckten die anderen all' zum Gemüse die Hände,
Doch ich folgete nicht, nein, allerlei Speisen verzehrt' ich,
Zwiebelgewächs und Spargel und markig nährende Austern,
Nimmer berührend gepökelten Thun, die phönikische Speise.
Doch Seeigel, sie warf ich, die hauptumlockten mit Stacheln,
Dass sie hinab sich wälzend erdröhnten zu Füssen der Sklaven,
Wo noch rein das Gefild, wo am Ufer erbrausten die Wogen,
Viel alsdann von dem Haupt mit der Wurzel entrafft' ich der Stacheln.
Doch die Sardelle kam, die Phalerische, Tritons Gefährtin,
Hingesenkt vor die Wangen des Haupts schmuzschimmernde Schleier,

Auch die knorplige Scholl' und die Barbe mit rosigen Wangen,
Nach ihr streckt' ich vor allen die mächtig benagelte Hand aus,
Doch nicht zuerst verwundet' ich sie; sie bändigt' Apollon.
Doch da ich sah Stratokles, den gewaltigen Schreckengebieter,
Unter den Händen das Haupt der rossebezähmenden Barbe,
Fasst' ich im Kampf sie und ritzte den unersättlichen Schlund ihr,
Kam auch Nereus Tochter, die silbernfüssige Thetis,
Sepia, sie, die gelockte, die hehre, melodische Göttin,
Die von den Fischen allein das Weisse kennt und das Schwarze.
Tityos auch erblickt' ich, des Sees hochherrlichen Meeraal,
Hingestreckt auf Schüsseln; er deckte neun von den Tischen.
Ihm auf dem Fusse folgte die lilienarmige Göttin
Karpfe; sie rühmt sich, in Zeus' Umarmung geruhet zu haben
Einst im Gemach; woher das Geschlecht der rüstigen Karpfen.
Eine gewaltige, welche wohl nicht zwei kräftige Männer,
Solche wie Astyanax einst und Antenor gewesen,
Leicht zu dem Wagen hinauf von dem Boden möchten erheben.
Viel durch die Reihen hinauf und hinab nun wandelt der Koch uns,
Schwenkend am Arme, dem rechten, die speisebeladenen Schüsseln.
Und es folgten ihm nach der geschwärzten Töpfe ein Dutzend.
Iris aber erschien, die windschnell eilende Butte,
Und der blumenfarbige Barsch und der freundliche Schwarzschwanz,
Welcher, ein Sterblicher zwar, unsterblichen Fischen gefolgt war.
Aber allein noch stand der Kopf eines trefflichen Thunfisch's,
Fern von den übrigen stand er und zürnte wegen der Rüstung,
Die ihm geraubt; auch den zum Schaden der Menschen die Götter
Machten, der Haifisch, kam, kunstfertigen Männern geehret.
Rauh zwar nähret er doch frischblühende Männer, denn nimmer
Konnt' ich ein süsseres Fleisch noch sonst, als seines, erspähen.
Trefflich gebraten erschien ein gewaltiger, reisiger Friemfisch,
Nicht allein, denn es kamen mit ihm zwölf Sargen zugleich noch.
Drauf blaufarbig ein mächtiger Schellfisch, welcher des Meeres
Tiefen gesammt durchschauet, ein Unterthan des Poseidon,
Und Seekrebse, des Zeus des Olympischen würdige Sänger,
Die zwar höckrig zu schaun, doch trefflich waren zu schmausen.
Diesen voran nun trat der Schwertfisch, kundig der Lanze,
Welchen ich, voll zwar schon, mit der Faust doch kräftig erfasste,
Ihn zu kosten begierig, er schien Ambrosia gleich mir,
Welche die seligen Götter, die ewig seienden, essen.
Aber wie ich den Schinken erblickt, wie zittert' ich; nahe
Stand bei ihm auch Senf; den kostet' ich und es entströmten
Thränen dem Aug', dass morgen ich nicht mehr solcherlei sehen,
Sondern mit Brod mich würd' und mit Käse mich müssen begnügen.
Aber es bracht' ein Knab' aus Salamis dreizehn Enten
Aus dem heiligen See, gar feiste, welche der Koch uns
Dorthin stellte, wo sich der Athener Phalangen gelagert.
Chärephon aber sah's, der vorwärts zugleich und auch rückwärts

Wusste die Vögel zu schaun, und gedeihlich immer zu schmausen.
Der nun ass wie ein Löw' und hielt in der Faust einen Schenkel,
Dass er, nach Hause gekehrt, einen Nachschmauss noch daran hätte.
Aber nachdem sie die Lust am süssesten Mahle gesättigt,
Und in den Fluthen des Okeanos die Hände gewaschen,
Naht' ein blühender Knabe mit duftender Salbe der Iris,
Kränz' auch bracht' ein andrer, sie rechts um allen vertheilend,
Und es wurde der Becher gefüllt, Wein tranken wir alle,
Lesbischen; bald auch wurde der ächzende Nachtisch gerüstet.
Der nun bot uns saftige Birnen und glänzende Aepfel
Nebst Granaten und Trauben, den Ammen des Bromischen Gottes.
Doch nichts ass ich von allem, denn voll schon lag ich gestrecket.
Doch da ich sah, wie ein grosser, geründeter, bräunlicher süsser
Kuchen herein noch kam, der gebackene Sohn der Demeter,
Wie wohl konnt' ich des Kuchen, des göttlichen, da mich enthalten.
Nicht, wenn zehn mir wären der Händ' und zehne der Mäuler,
Ehern das Herz in der Brust und unverwüstlich der Magen.

Doch schon allzulange hat uns Matron und sein attisches Gastmahl verweilt, und doch kann ich von dieser zufälligen Erwähnung Attikas nicht scheiden, ohne zu bemerken, dass die vorzüglichen Brode, deren Matron gedenkt, der besondere Ruhm der Attiker waren, von denen besseres Brod als irgend wo sonst gebacken wurde. Der Bäcker, welcher sie zu dieser hohen Stufe der Vortrefflichkeit erhob, verdankt sogar Plato die Unsterblichkeit seines Namens, er hiess Thearion. Dagegen ist zu verwundern, dass Matron ein Gericht mit Stillschweigen übergeht, welches als das Lieblingsgericht der Attiker berühmt war, und, da es auch in späteren Zeiten noch als ein Leckerbissen galt, theils ihre Anhänglichkeit an das Alte, theils ihre Einfachheit beweist. Es hiess das Feigenblattgericht, *θρῖον*, und wir kennen die Zubereitung desselben aus Pollux. Gekochtes Schweinefett wurde mit Milch und Graupenmehl vermischt, dazu weicher Käse, Eidotter und Gehirn gerührt, die Masse mit einem wohlriechenden Feigenblatt umwickelt und in einer Brühe von Vögeln oder Kalbfleisch gekocht, dann herausgenommen, und nachdem das Blatt abgewickelt war, in ein Gefäss mit kochendem Honig gelegt. Diese Speise war so sehr beliebt, dass sie selbst in einer Schilderung der Seeligkeiten des goldenen Zeitalters nicht fehlt, welche wir in einem Fragment des Komiker Pherecrates besitzen. Ich kann mich um so weniger enthalten, dasselbe mitzutheilen, da es uns auch mit anderen Lieblingsspeisen der Attiker bekannt macht. Es lautet folgendermaassen:

Durch alle Strassen flossen murmelnde Ströme hin
Von schwarzer Brüh' und süssem Weizengraupenbrei,
Sammt Brod zum Löffel ausgehölt und Kuchen auch,
So dass die einzige Mühe nur das Schlingen war.
Und Magenwurst und kochende Schnitten Knoblauchwurst,

Am Ufer lagen sie zischend statt der Muscheln da.
Auch gab's gebratnen Salzfisch, wohl zerschnitten schon,
Mit Brüh'n und Würzen übergossen aller Art,
Und Aal war da in Mangoldblätter eingehüllt.
Daneben ganze Schinken, zum Zerfliessen mürb
Auf Schüsseln, weichgekochter Ochsenmaulsalat,
Ganz köstlich duftend, treffliche Rindscaldaunen auch,
Und auf Kraftmehlkuchen lagen lecker hingestreckt
Die schönsten Schweineseiten braungebraten da.
Nicht fehlt's an Graupenmehl auch, eingerührt in Milch,
In Feigenblatt geschlagen, Euterschnitten drauf.
Gebratene Drosseln flogen wohlgewürzt herum
Um Aller Mäuler, flehentlich bittend, „esst uns doch."

So weit Pherekrates. — Ich kehre nun von dieser Abschweifung zur Sache zurück. Nach den Zeiten Alexander des Grossen also begann eigentlich der Luxus der Kochkunst alle Grenzen zu überschreiten, die Köche standen in so hohem Ansehn, dass nur freie Leute dazu genommen wurden, und spielen von nun an in den Werken der Komiker eine bedeutende Rolle. Die Menge und Künstlichkeit der Speisen nahm auf so unglaubliche Weise überhand, dass die Verys und Bouvilliers unserer Zeit wohl schwerlich mit jenen möchten wetteifern können; die allerwunderlichsten Dinge wurden zu Gegenständen des Gaumenkitzels gemacht und alle Reiche der Natur mussten der Küche zinsbar werden. Besonders gefiel sich der abentheuerliche Geschmack der Zeit in allerlei Sonderbarkeiten des Inhalts und der Form der Speisen, und nicht mehr der Wohlgeschmack war es allein, der ihnen Werth verlieh, sondern auch das Ueberraschende und Räthselhafte. Um nicht zu den Römern überzugehen, und die wunderlichen Erfindungen der Kochkunst, deren uns z. B. das Gastmahl des Trimalchio eine Menge darbietet, zu erwähnen, will ich nur ein Kunststück anführen, das auf den griechischen Tafeln grosse Bewunderung erregte. Ein ganzes Schwein wurde aufgetragen, an welchem zu gleicher Zeit die eine Hälfte braun und knorplig gebraten, die andre weich im Wasser gekocht war; es war keine Spur an ihm zu entdecken, wo es geschlachtet und wo der Bauch aufgeschnitten war, und doch war dieser angefüllt mit Drosseln und anderen Vögeln, mit Eutern und Gebärmüttern von Säuen, die auch als besondere Leckerbissen galten, und die Bäuche der Vögel waren wiederum mit Brühe und gepfefferten Faron's angefüllt. Die Lösung des Räthsels steht bei Athenäos und kann dort von jedem Nachahmungslustigen nachgelesen werden. Am weitesten aber ging der Luxus im Genusse der Fische. Man erstaunt über die ungeheure Menge verschiedener Fischarten, welche bei den Dichtern der neuen Komödie erwähnt werden und für welche unsere Sprache gar keine Namen hat. Eine oberflächliche Zählung gibt 91 verschiedene Gattungen von Fischen, welche auf den grie-

chischen Tafeln zu erscheinen pflegten, und von denen mehrere sehr selten und kostbar und eben deshalb ganz vorzüglich gesucht waren. Die Leidenschaft dafür war so gross, dass der Fischmarkt der Tummelplatz der reichsten und vornehmsten Männer war, und selbst die Aermsten ihre letzte Habe aufopferten, um Fische zu kaufen. Nicht minder reichhaltig war die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Arten von Backwerk, welche die griechischen Köche zu bereiten verstanden. Chrysippos von Tyana zählte in einem eignen Buche, welches er darüber geschrieben hatte, 40 verschiedene Arten von Kuchen auf, zu deren Bereitung er die Recepte angab und Athenäos weiss ihnen noch eine bedeutende Anzahl hinzuzufügen. Freilich waren sie von den unsrigen sehr verschieden und würden uns schwerlich munden, wie die Mittheilung von ein Paar Recepten des Chrysippos beweisen wird. Eine sehr geschätzte Kuchenart, welche *κάτιλλος* hiess, wurde so bereitet: man nahm Lattich, wusch und schabte ihn, stiess ihn in einem Mörser mit Wein, drückte dann den Saft aus und mischte Mehl von Sommerweizen dazu; man liess dann den Teig zusammenfallen und rührte ihn gelinde, indem man allmälig etwas Schweinefett und Pfeffer dazu that, hierauf zog man den Teig in dünne Kuchen, schnitt Stücke aus und liess sie in Oel backen. Zu einer andern Art, welche kretische Kuchen oder *γαστρίδες* hiessen, gibt er folgende Anweisung: nimm Thasische und Pontische Nüsse und Mandeln, ferner Mohn, den du vorher sorgfältig geröstet hast, reibe ihn in einem reinen Mörser, mische dann die genannten Früchte dazu und knete die Masse mit gekochtem Honig, indem du Pfeffer dazu thust. Der Teig wird wegen des Mohns schwarz; breite ihn nun aus und mache ihn viereckig. Dann stosse weissen Sesam, vermische ihn mit gekochtem Honig und mache zwei dünnviereckige Scheiben daraus, diese lege die eine oben, die andre unten, so dass die schwarze Scheibe in der Mitte ist, von zwei weissen umgeben.

Dieselbe Schlemmerei ging von den Griechen auch zu den Römern über und kehrte von diesen wieder vergrössert zu jenen zurück; den höchsten Grad aber erreichte sie bei beiden in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. Kein Wunder also, dass unter diesen Umständen, da das Essen methodisch betrieben wurde, und die Kochkunst ganz eigentlich zur Kunst geworden war, beides auch Gegenstand der Schriftstellerei wurde; zumal in einer so schreibseligen Zeit und wo die Schriftsteller nach neuen Stoffen sich umsahen, auf die sie ihren Witz anwenden, oder an welche sie ihre Gelehrsamkeit anknüpfen könnten. So wurde denn Alles, was zum Essen und Kochen gehört, in mancherlei Beziehungen schriftlich bearbeitet, bald in trocknen Receptsammlungen zur Belehrung der Köche, bald in Werken des Witzes, die in anmuthigem Gewande auf künstlerischen Werth Anspruch machten, bald in Versen, bald in Prosa, und mit einer Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit, von welcher die neuere Zeit in dieser Hinsicht keine Spur aufzuweisen hatte, hätten

nicht vor Kurzem die Franzosen in einzelnen Versuchen angefangen, die Gastronomie zur Wissenschaft zu erheben und die Angelegenheiten des Geschmacks mit Geschmack zu behandeln. Es erwuchs nämlich bei den Griechen aus der Behandlung dieser Gegenstände eine höchst reichhaltige Litteratur, deren Reichthum um so überraschender ist, da alle Bearbeiter der griechischen Litteraturgeschichte alle hierher gehörenden Schriften und Schriftsteller auffallender Weise mit gänzlichem Stillschweigen übergehen. Es lässt sich dieses Stillschweigen einigermaassen daraus erklären, dass von allen in dieses Fach gehörenden Werken aus dem allgemeinen Schiffbruche des griechischen Schriftwesens nichts auf unsere Zeiten gekommen ist, ausser dem bekannten Buche des Athenäus, das einigermaassen hierher gerechnet werden kann, und einzelnen Namen und Bruchstücken, die wir zufälligen Anführungen bei anderen Schriftstellern verdanken. Dieser völlige Untergang eines ganzen Litteraturzweiges kann uns bei der Beschaffenheit des Stoffes, der im Ganzen ein niedriger und nur für die Gegenwart berechnet war, nicht Wunder nehmen, aber um so mehr sind wir berechtigt, von der grossen Menge von Namen, die wir immer noch aus diesen blos zufälligen Anführungen kennen, auf den grossen Reichthum der Griechen an Werken dieser Art zu schliessen, und auf die Menge von Schriften und Schriftstellern in diesem Fache, die das Loos gänzlicher Vergessenheit getroffen hat, und deren Name nicht einmal auf die Nachwelt gekommen ist. Es ist daher wohl der Mühe werth, dasjenige, was uns aus zerstreuten Stellen bei Athenäus, Pollux, Photius, Suidas und Anderen hierüber bekannt geworden ist, zusammenzustellen, und auf ein mit Unrecht ganz übersehenes Gebiet der griechischen Litteratur aufmerksam zu machen Der ermüdenden Trockenheit blosser Namenaufzählung soll durch hin und wieder eingestreute Proben aus einzelnen dieser Werke vorgebeugt werden.

Wir beginnen mit den prosaischen Schriften dieser Gattung. Sie theilen sich in solche, welche diätetische Vorschriften oder Untersuchungen über die Schädlichkeit und Nützlichkeit einzelner Nahrungsmittel enthalten, in solche, welche über den Einkauf der Lebensmittel belehren, in solche, welche die Beschaffenheit und Zubereitung einzelner Arten von Speisen behandeln, und endlich in solche, welche allgemeine Anweisungen zur Kochkunst geben, und eigentliche Kochbücher. Die Schriften der zuerst genannten Classe rühren sämmtlich von Aerzten her, welche für die Gesundheit ihrer Zeitgenossen besorgt sie über die Grundursache der meisten Krankheiten, den unzweckmässigen oder übermässigen Genuss, belehren und die Mittel, ihnen vorzubeugen, mittheilen. Ich nenne zuerst den Arzt M n e s i t h e o s aus Athen, welcher ein Buch *περὶ ἐδεστῶν*, über die essbaren Stoffe, geschrieben hat. Der Ton seiner Belehrungen lässt sich aus folgender Stelle schliessen: Austern und Muscheln und dergleichen haben ein schwer verdauliches Fleisch wegen des Salzwassers, das in ihnen ist; deshalb veranlassen sie, wenn sie

roh gegessen werden, durch ihre Salzigkeit Durchfall, werden sie aber gekocht, so lassen sie den grössten Theil ihres Salzes in dem mitkochenden Wasser; deshalb veranlassen die Flüssigkeiten, in denen Austern gekocht worden sind, Unruhe im Unterleibe und Durchfall, das Fleisch der gekochten Austern aber ohne jene Flüssigkeiten macht Getöse im Leibe. Gebratene Austern aber, wenn man sie gut brät, sind am unschädlichsten. Ueberhaupt geben alle Muscheln eine feuchte und schwer verdauliche Nahrung und hemmen den Urin. Meerquallen aber und die Eier von Seeigeln und Aehnliches geben zwar auch feuchte und geringe Nahrung, öffnen aber den Leib und befördern den Urin. — Hierher gehört auch ein Brief desselben, *περὶ κωδωνισμοῦ*, über das Saufen, worin er den Trinkern unter andern den dreifachen Rath gibt, keinen schlechten Wein zu trinken, kein Naschwerk dazu zu essen, und wenn sie genug haben, nicht eher zu schlafen, als bis sie sich übergeben haben. Aehnlichen Inhalts scheint das Buch des Arztes Diphilos von Siphnos, *περὶ τῶν προσφερομένων τοῖς νοσοῦσι καὶ τοῖς ὑγιαίνουσι*, über die den Gesunden und den Kranken zuträglichen Speisen gewesen zu sein, dessen Belehrungen sich in demselben Tone über alle möglichen Nahrungsmittel verbreitet zu haben scheinen, wie ziemlich bedeutende Bruchstücke beweisen, die sich bei Athenäos finden. An sie schliesst sich der Arzt Philotimos an, welcher ein Werk *περὶ τροφῆς* geschrieben hat, von grossem Umfange, wie es scheint, denn es wird ein dreizehntes Buch davon angeführt, in welchem er unter anderem die Aepfel in Hinsicht ihrer Zuträglichkeit und Verdaulichkeit mit den Birnen vergleicht, und den letzteren den Vorzug gibt. Von demselben wird auch ein Buch über die Zubereitung der Speisen, *Ὀψαρτυτικός*, erwähnt. Ein Buch desselben Titels gab es auch von dem Arzte Erasistratos, und von dem Arzte Diokles von Karystos. Dieser letztere hatte auch ein aus mehreren Büchern bestehendes Werk unter dem Titel *Ὑγιεινά* geschrieben, ganz ähnlichen Inhalts wie mehrere der oben angeführten.

Ueber die Kunst des zweckmässigen und wohlfeilen Einkaufes der Lebensmittel gibt Lynkeus, der Samier, der Schüler des Theophrast und Bruder des bekannten Geschichtschreiber Duris, in seiner *τέχνη ὀψωνητική* Vorschriften, die sich ganz vorzüglich auf den, wie oben schon bemerkt worden ist, besonders wichtigen und schwierigen Einkauf der Fische bezogen zu haben scheinen. In dieser Hinsicht gibt er unter anderem den Rath: Nicht unzweckmässig ist es, wenn die Verkäufer hartnäckig bei ihrem Preise bleiben und nichts herunterlassen wollen, dabeistehend verächtlich von den Fischen zu sprechen, und etwa einen Vers des Archistratos oder eines andern Dichters anzuführen, z. B. „Wahrlich, ein elender Fisch ist der Uferbewohnende Mormyr,“ oder: „Thunfisch kaufe im Spätherbst,“ jetzt aber ist es Frühling, oder: „Trefflich mundet der Friemfisch dann, wenn der Winter genaht ist,“ jetzt aber ist es

Sommer, und ähnliches der Art; dadurch verscheucht man viele der dabei stehenden Kauflustigen und nöthigt den Verkäufer, den gebotenen Preis anzunehmen. Von demselben Lynkeus gab es auch *ἐπιστολαὶ δειπνητικαί*, welche unten zu erwähnen sein werden.

Von Büchern über einzelne Gattungen von Speisen kennen wir ein Werk des Atheners Euthydemos über das Pökelfleisch, *περὶ ταρίχων*, worin auch die eingesalzenen Fische mit abgehandelt wurden. Derselbe hatte auch über das Grünzeug, *περὶ λαχάνων*, geschrieben. Als Verfasser eines Buches unter demselben Titel wird auch Eudemos, der Athener, genannt, doch ist dies wohl nur ein Irrthum, der auf der Verwechselung der ähnlichen Namen Euthydemos und Eudemos beruht. Ueber die Fische hatte Dorion und Epainetos geschrieben. Zahlreich waren die Schriften über das Brod- und Kuchenbacken. Obenan steht der schon vorher erwähnte Chrysippos von Tyana, dem seine Erfahrenheit in diesem Fache den Beinamen *ὁ σοφὸς πεμματολόγος* verschafft hatte. Ihm wird ein Buch unter dem Titel *Ἀρτοποιικός* und ein anderes *Ἀρτοκοπικός* beigelegt, vielleicht nur zwei verschiedene Namen eines und desselben Buches. Eine Schrift desselben Inhalts und Titels, *ἀρτοποιϊκός*, gab es auch von Iatrokles, der zugleich Verfasser eines Buches über die Kuchen, *περὶ πλακούντων*, war. Mit diesem letztern Namen benannte auch Harpokration, der Mendesier, sein Werk über denselben Gegenstand. Die übrigen uns bekannt gewordenen Anweisungen zur Kuchenbäckerei führten sämmtlich den Titel *πλακουντοποιικὰ συγγράμματα*. Solche kennen wir von Aegimios, Hegesippos, Metrobios und Phaitos.

Unter den allgemeinen Kochbüchern nenne ich, mit Uebergehung der von Aerzten geschriebenen, welche schon oben erwähnt worden sind, zuerst die *μαγειρικὴ διδασκαλία* (Unterricht für Köche), von Parmenon, dem Rhodier, welche aus mehreren Büchern bestanden hat. Ihm mag Mithaikos folgen, welcher seinem Kochbuche den Titel *ὀψαρτυτικός* gegeben, und ausserdem eine *ὀψοποιία Σικελική*, eine Anweisung zur Kochkunst nach Sicilischer Art, geschrieben hat, er selbst ein berühmter Koch, der deshalb auch von Platon mit dem gleich berühmten Bäcker Thearion zusammengestellt wird. Nicht minderen Ruhm erlangte der auch sonst als Tragödiendichter und Schauspieler bekannte Magnesier Simos durch seine *Ὀψαρτυσία*. Alle übrigen Kochbücher, welche sonst noch erwähnt werden, hatten den gemeinschaftlichen Titel *ὀψαρτυτικά*. Als Verfasser solcher *ὀψαρτυτικά* werden uns genannt Akesias, Akestios, Agis, Archytas, Kriton, Dionysios, Epainetos, der schon oben erwähnte Athener Euthydemos, Glaukos, der Lokrer, Hegesippos, der Tarentiner, zwei Syrakusier Herakleides, Pantaleon, Papamos Philistion, der Lokrer, Simonaktides von Chios, Sophon Numenios, von Heraklea, Stephanos, Tyndarichos, der Sikyonier, und Zopyrinos, ein gewiss ansehnliches Häuflein, das ohne Zweifel

noch ansehnlicher wäre, hätte nicht die Zeit mit den Werken der übrigen zugleich auch ihre Namen verschlungen. Endlich ist noch ein Wörterbuch über die Kochkunst zu erwähnen, welches Artemidoros unter dem Titel λέξεις oder γλῶσσαι ὀψαρτυτικαί geschrieben hatte, und worin nicht nur alle verschiedenen Namen der verschiedenen Nahrungsmittel und Speisen alphabetisch aufgeführt und erklärt, sondern auch die Vorschriften zur Zubereitung der Speisen mitgetheilt waren. Unentschieden muss es bleiben, ob hieher noch ein Buch des Terpsion unter dem Titel γαστρολογία zu rechnen ist, da aus dem Titel sich nichts Bestimmtes über den eigentlichen Inhalt des Buches schliessen lässt, sonstige Anführungen aber uns keinen genaueren Aufschluss darüber geben. Ja es ist nicht einmal ausgemacht, ob das Buch nicht in Versen geschrieben war, da Terpsion als Schüler des bald zu erwähnenden Dichter Archestratos genannt wird.

Hieran schliessen sich die Schilderungen von Gastmählern, bei denen die Beschreibung der aufgetragenen Speisen ein Hauptpunkt war. Eine solche Schilderung hatte der schon erwähnte Parasit Chairephon, leicht der berühmteste Schmarozer des Alterthums, zu Gunsten seines Freundes Kyrebios unter dem Titel Δεῖπνον schriftlich abgefasst. Nicht mit Unrecht ist wohl auch hierher zu rechnen die Schrift des Grammatikers Apion, περὶ τῆς Ἀπικίου τρυφῆς, in welcher die Gastmähler des Apicius nebst seiner übrigen Schwelgerei beschrieben waren. Besondere Erwähnung aber verdienen die ἐπιστολαὶ δειπνητικαὶ des schon einmal genannten Lynkeus und des Makedoniers Hippolochos, welche unter sich verabredet hatten, einander die ausgezeichneten Gastmähler, denen sie beiwohnen würden, gegenseitig in Briefen zu beschreiben. Von Hippolochos war ein solcher Brief vorhanden, worin er das Hochzeitmahl des Makedoniers Karanos beschrieb, und welcher ein so interessantes Bild der damaligen Sitten gibt, dass ich mich nicht enthalten kann, wenigstens einen Theil davon mitzutheilen:

„Als Karanos in Makedonien seine Hochzeit feierte, waren der eingeladenen Männer zwanzig. Als diese sich niedergelegt hatten, wurde jedem sogleich eine silberne Trinkschale zum Geschenk gegeben. Schon vor dem Eintritt hatte er jeden mit einer goldenen Hauptbinde bekränzt, jede fünf Goldstater an Werth. Als sie die Schalen ausgetrunken hatten, wurde auf einer ehernen Schüssel von korinthischer Fabrik ein Brod gegeben, dass eben so breit als die Schüssel war, und darauf waren kleine Vögel und Enten, und Ringeltauben und eine Gans und ein Ueberfluss ähnlicher Speisen aufgehäuft, und jeder nahm es sammt der Schüssel und gab sie seinen hinter ihm stehenden Sklaven. Auch anderes vielerlei wurde zu essen aufgetragen. Darauf kam eine andere silberne Schüssel, auf welcher wieder ein grosses Brod lag und Gänse-, Hasen- und Ziegenfleisch, und andere künstlich gestaltete Brode mit Turteltauben, Rebhühnern und anderem Geflügel. Wir gaben auch dies," fährt er fort, „den

Sklaven, und als wir genug gegessen hatten, wuschen wir uns die Hände und es wurden vielerlei Kränze aus allerlei Blumen hereingebracht, in allen aber waren goldene Platten an Gewicht dem ersten Kranze gleich." Hierauf erzählt er, wie Proteas, ein Enkel des Proteas, des Sohnes der Lanike, welche Amme des Königs Alexander gewesen war, am meisten trank und allen zutrank, und fährt dann fort: „Als es mit dem Verstande bei uns vorbei war, kamen Flötenspielerinnen herein und Sängerinnen und Rhodische Sambykaspielerinnen; mir kamen sie nackt vor, einige aber meinten, sie hätten Kleider an; nach einem kurzen Vorspiel traten sie ab; dann kamen andere Mädchen und brachten jede zwei Salbenfläschchen, die mit einem goldnen Bande zusammengebunden waren, ein goldenes und ein silbernes, jedes eine Kotyle fassend; diese gaben sie einem jeden. Dann kam ein Schatz statt einer Speise, eine silberne, sehr stark vergoldete Schüssel, so gross, dass ein ungeheueres, gebratenes Schwein darauf Platz hatte, welches auf dem Rücken liegend den Bauch herzeigte, der bis oben mit allerlei guten Sachen gefüllt war. Denn es waren darin gebratene Drosseln und Gebärmütter, und eine unendliche Menge Feigenfresser, und Eidotter, Austern und Kammmuscheln; und jedem wurde ein solches Schwein sammt der Schüssel gegeben. Nachdem wir hierauf getrunken, erhielten wir jeder ein noch siedendes Böcklein, wieder auf einer andern solchen Schüssel, mit goldenen Löffeln. Da nun Karanos die Beschränktheit des Raumes sah, liess er uns Körbe und Brodtragen geben, die aus Elephantenriemen geflochten waren. Hierüber erfreut klatschten wir dem Bräutigam Beifall, weil auch das uns Geschenkte in Sicherheit gebracht war. Hierauf kamen wieder Kränze und doppelte Salbenfläschchen, goldene und silberne, an Gewicht den vorigen gleich. Dann traten ithyphallische Tänzer herein und Gaukler und wunderthätige nackte Weiber, welche mit Schwertern auf dem Kopfe balancirten und Feuer spieen. Als wir auch damit fertig waren, nahm uns ein sehr hitziges Getränk in Anspruch, denn wir bekamen Thasische, Mendesische und Lesbische Weine, die in sehr grossen Goldflaschen einem jeden vorgesetzt wurden. Nach dem Trinken wurde eine gläserne Schüssel, etwa zwei Ellen im Durchmesser, die auf einem silbernen Untersatze stand und mit allerlei gebratenen Fischen angefüllt war, hereingebracht und jedem zugetheilt, und dazu ein silberner Brodkorb mit kappadokischen Broden; davon assen wir etwas, das übrige gaben wir den Dienern. Wir wuschen uns wieder die Hände, bekränzten uns und bekamen wieder goldene Kranzplatten, doppelt so schwer als die vorigen, und neue doppelte Salbenfläschchen. Als es still war, sprang Proteas vom Lager auf, forderte einen Becher, der einen Choeus fasste, füllte ihn mit Thasischem Wein, mischte etwas weniges Wasser dazu und trank ihn aus, indem er sagte:

Wer am meisten trank, der wird am meisten auch erfreut.

und Karanos erwiderte: Da du zuerst getrunken hast, so behalte auch zuerst den Becher als Geschenk; dasselbe soll aber auch allen übrigen werden, die eben so trinken. Bei diesen Worten standen wir alle auf und griffen einer schneller als der andere nach dem Becher; einer aber der Tischgenossen, ein Unglücklicher, der nicht trinken konnte, setzte sich wieder hin und weinte, weil er ohne Becher blieb, Karanos aber schenkte ihm das Trinkgefäss leer. Während dem trat ein Chor von 100 Männern herein, die den Hochzeitgesang sangen, und nach ihnen Tänzerinnen, welche theils als Nereiden, theils als Nymphen gekleidet waren.

Da nun bei fortgesetztem Zechen die Dämmerung einbrach, wurde ein Haus von weisser Leinwand über uns ausgespannt, und indem dieses sich auf künstliche Weise hin und wieder aufthat, erschienen Eroten, Artemiden, Pane, Hermen und andere Figuren, die auf silbernen Leuchtern Fackeln hielten. Während wir noch über die künstliche Veranstaltung staunten, wurden ächt Erymanthische wilde Schweine mit silbernen Jägerspiessen durchbohrt auf viereckigen Schüsseln mit Goldeinfassung herumgereicht. Und es war zu verwundern, dass wir, obgleich berauscht und mit schweren Häuptern, doch jedesmal, wenn wir etwas Neues hereinbringen sahen, nüchtern wurden und uns gerade aufrichteten. Es packten also die Sklaven in die glückseligen Körbe, so lange bis das gewöhnliche Zeichen der Beendigung der Mahlzeit mit der Trompete gegeben wurde, wie es bei den Makedoniern Sitte ist; und Karanos fing nun an aus kleinen Bechern zu trinken und befahl den Sklaven, sie herumgehen zu lassen, und wir tranken nun mit Bequemlichkeit, gleichsam als Gegenmittel gegen das frühere Zechen. Während dem trat der Spassmacher Mandrogenes herein, ein Nachkomme, wie es heisst, jenes Attikers Straton, und erregte uns vieles Gelächter; dann tanzte er auch mit seiner Frau, die schon über 48 Jahr alt war. Endlich kam der Nachtisch und das Naschwerk in elfenbeinernen Körben, und Kuchen aller Art, Kretische und Samische, deine Landsleute, Freund Lynkeus, und Attische, sammt den ihnen eigenthümlichen Untersätzen. Dann standen wir auf und entfernten uns, wahrhaftig nüchtern aus Furcht für den Reichthum, den wir mitnahmen, und für welchen wir uns nun einige Häuser, andere Aecker, andere Sklaven zu kaufen suchen.“

So weit Hippolochos. Lynkeus dagegen hatte ihm das Gastmahl beschrieben, welches die Flötenspielerin Lamia zu Athen dem König Demetrios Poliorketes, ihrem Geliebten, gab, und ein Mahl des Königs Antigonos bei der Feier der Aphrodisien in Athen und ein andres des Königs Ptolemäos. Ausserdem kommen auch Briefe desselben Lynkeus an Apollodoros, an Diagoras und an den Komiker Poseidippos vor, welche sämmtlich Beschreibungen von Mahlzeiten und Speisen enthalten.

Noch häufiger aber wurden dergleichen Beschreibungen in ein dichterisches Gewand gekleidet, und hiermit gehen wir zu den poe-

tischen Erzeugnissen dieses Litteraturzweiges über. Denn dass das Essen und die Bereitung der Speisen selbst zum Gegenstande dichterischer Behandlung gemacht wurden, wird Niemandem Wunder nehmen, der es weiss, wie noch weit unpoetischere Stoffe und solche, die aller dichterischen Auffassung durchaus zu widerstreben scheinen, von den Verskünstlern jener Zeiten gewählt wurden, und wenn gleich ihre Werke meistentheils auf ästhetischen Werth keinen Anspruch zu machen haben, so ist es ihnen doch nicht immer misslungen, ihrem Gegenstande eine oder die andere poetische Ansicht abzugewinnen. Unter den hierhergehörigen Dichtern steht der Parodist Matron obenan, aus dessen Gedicht *Δεῖπνον* ich schon oben eine Probe zu geben mir erlaubt habe. Aehnliche Beschreibungen von Gastmählern in poetischem Gewande hatten noch geliefert Timachidas, der Rhodier, in 11 oder noch mehr Gesängen, der schon erwähnte Numenios von Heraklea, der Schüler des Arztes Dieuches, und Hegemon, der Thasier, den einige noch unter die Dichter der alten Komödie rechneten. Vorzüglich berühmt aber war ein gleichfalls *Δεῖπνον* überschriebenes Gedicht von dem Leukadier Philoxenos, welches anfing:

Anfang sei mir die Zwiebel und endigen will ich beim Thunfisch.

Es scheint nämlich nicht sowohl die Beschreibung eines Gastmahls, als eine vollständige Anleitung zur Kochkunst enthalten zu haben. Dieser Philoxenos scheint theils selbst ein tüchtiger Speisekünstler gewesen zu sein, wenigstens hatte er eine neue Art Kuchen erfunden, welche nach ihm *φιλοξένειοι πλακοῦντες* hiessen, theils war er ein sehr berühmter Esser. Chrysippos erzählt von ihm, er habe beim Baden nicht nur die Hand an das heisseste Wasser gewöhnt, sondern auch häufig heisses Wasser in den Mund genommen, um sich durch Gewohnheit in den Stand zu setzen, die Speisen recht heiss verzehren zu können. Dann stiftete er die Köche an, die Gerichte so heiss als möglich auf den Tisch zu bringen, damit er sie wegessen könnte, ehe die übrigen Gäste sie auch nur anrühren konnten. Derselbe ging, wie Klearchos berichtet, nach dem Bade in der Stadt umher mit Sklaven hinter sich, welche Oel, Wein, Caviar, Essig und andere Würze trugen; damit trat er in fremde Häuser, würzte das, was für andere gekocht wurde, indem er das Nöthige hineinthat, und verschlang dann die Speisen. Er wünschte sich einst den Schlund eines Kranichs zu haben, um sich den Genuss des Wohlgeschmacks verlängern zu können. Als er einmal bei Dionysius speiste und sah, dass jenem eine sehr grosse Barbe vorgesetzt war, ihm selbst aber eine kleine, so nahm er diese in die Hände und hielt sie ans Ohr. Auf die Frage des Dionysios, warum er dies thäte, antwortete er, weil er gerade die Galatea schriebe (er war nämlich zugleich Dithyrambendichter), so habe er von ihr etwas über den Nereus erfahren wollen; sie habe ihm aber auf seine Frage erwiedert, sie sei zu jung gefangen worden und wisse daher nichts; jene

grosse aber, die vor Dionysios stehe, sei älter, und werde ihm also alles ordentlich sagen können. Dionysios lachte und liess ihm die grosse reichen.

Endlich ist noch ein Dichter zu erwähnen, welcher alle vorhergenannten an Berühmtheit übertrifft, Archestratos von Gela, welcher esskünstlerische Reisen durch alle damals bekannten Theile der Erde gemacht hat, nach dem Ausdrucke des Athenäos wegen des Bauches und dessen, was unter dem Bauche ist. Von ihm rührt ein episches Gedicht her, das im höchsten Ansehn bei allen Gourmands des Alterthums stand, und wegen seines reichhaltigen Inhalts mit sehr verschiedenen Namen belegt wird, indem es bald *Γαστρονομία*, bald *Ἡδυπάθεια*, bald *Δειπνολογία*, bald *Ὀψοποιία* heisst; der von dem Dichter selbst herrührende Titel scheint *Γαστρολογία* zu sein. In diesem, seinen Freunden Moschos und Klearchos gewidmeten Gedichte hatte er die Ergebnisse seiner Reisen niedergelegt, und seine Erfahrungen über die Gegenden der Erde, wo jedes einzelne Nahrungsmittel am bessten zu finden ist, so wie über die vorzüglichste Zubereitung der Speisen, wie er sie an verschiedenen Orten kennen gelernt hatte, nach Art der Belehrungen des Hesiodos und Theognis mitgetheilt, weshalb er auch *ὁ τῶν ὀψοφάγων Ἡσίοδος ἢ Θέογνις* hiess, so wie seine Verse häufig mit den goldenen Sprüchen des Pythagoras verglichen wurden. Es ist uns daraus eine ziemlich ansehnliche Menge beträchtlicher Bruchstücke erhalten, die es wohl der Mühe lohnte, zusammenzustellen. Eines der längeren aus dem Anfange des Gedichtes lautet:

Nennen will ich zuerst der hauptumlockten Demeter
Gaben und du, Freund Moschos, erwäg' es in deinem Gemüthe.
Denn die vortrefflichsten weit, die herrlichsten Brode von allen,
Reinlich bereitet zusammt aus reich fruchttragender Gerste
Bietet die meerumfluthete Höh' des gefeierten Lesbos;
Weisser als luftiger Schnee; fürwahr wenn selber die Götter
Gerstenbrode verzehren, so holt von dorten sie Hermes.
Zwar in Theben wohl auch, dem siebenthorigen gibt es,
Auch in Thasos löbliche Brod' und in anderen Städten,
Doch nichts sind sie mit jenen verglichen als Weinbeerkerne.
Länglich gerundet' und wohl in die Hand sich fügende Brode
Gibt Thessalien dir von grob geschrotenem Korne.
Ihn auch lob ich den Sohn des Kraftmehls, der zu Tegea
Unter der bergenden Asche gebacken wird; aber zum Marktkauf
Liefert Athen, das berühmte, die bessten Brode den Menschen.
Auch das im Backtopf glüht in dem weinstockreichen Erythrä,
Wollig und weich, wird stets dir trefflich munden beim Mahle.

An einer andern Stelle gibt er über den Thunfisch folgende Belehrung:

Aber im Spätherbst erst, wann untergeht die Plejade,
Schaffe den Thunfisch dir, denn dann nur zeigt er sich trefflich.

Willst du aber auch dieses, geliebtester Moschos, erlernen,
Welcherlei Art am bessten es ziemt ihn zuzubereiten,
Hüll' in ein wenig Origanon ihn und in Blätter der Feige,
Nicht nimm Käse dazu, dann bind' ihn zu mit dem Stricke,
Schieb ihn tief in glühende Asche, doch achtsamen Sinnes
Wahre die Zeit, wo er fertig gebraten, dass nicht er verbrenne.
Willst du ihn gut an Geschmack, nicht anders sei er woher dann
Als von Byzantion her, dem lieblichen; wenn auch nah nur
Wurde gefangen dabei, wird er gut dir scheinen, doch schlechter
Fern von dem hellespontischen Meer; und wendest du gar dich
Hin zu der tosenden Fluth des ägeischen Meeres, so ist er
Nicht sich gleich, dann macht er zu Schanden den vorigen Ruhm sich.

Doch diese Proben reichen wohl hin, um im Allgemeinen den Geist und Ton dieses Dichters kennen zu lernen, mit welchem wir die Reihe der uns bekannt gewordenen Schriftsteller über die Kochkunst schliessen, eine, wenn gleich ohne Zweifel lückenhafte, doch ziemlich ansehnliche, so dass auch in diesem Fache die Römer, wenn sie es gleich in der Praxis wohl noch weiter brachten, doch durch den Reichthum des Schriftwesens von den Griechen bei Weitem überflügelt werden. Denn dem halben Hundert Schriftsteller, das so eben vor unseren Augen vorübergegangen ist, möchten sie wohl kaum einen oder den andern Namen entgegenzustellen haben. Und alle diese Schriftsteller haben nicht nur mit vielen anderen Würdigeren das gemeinschaftliche Loos erfahren, dass ihre Werke nicht auf die Nachwelt fortgelebt haben, sondern sie müssen es auch der Beschaffenheit des von ihnen behandelten Gegenstandes zuschreiben, dass selbst ihre Namen neben den mehr oder minder bedeutenden, welche die griechische Litteraturgeschichte aufzählt, mit Stillschweigen übergangen werden. Nur einen hat die Laune des Zufalls in seinem Werke fortleben lassen, und die gelehrte Nachwelt grosser Beachtung werth gefunden, einen, der aus ihnen allen geschöpft hat und so gleichsam zum Vermittler zwischen ihnen und der fernen Zukunft geworden ist, ich meine den Athenäos und sein weitschichtiges Sammelwerk voll Essgelehrsamkeit, das im Vorhergehenden noch nicht erwähnt worden ist, und in keiner der gewählten Unterabtheilungen Platz gefunden hat, weil es sich über alle verbreitet. Er soll daher, da ein nähreres Eingehen in den Inhalt seines Buches bei der allgemeinen Bekanntheit desselben überflüssig wäre, hier zum Schlusse wenigstens genannt sein, was schon die Dankbarbeit fordert, da auch der grösste Theil der hier zusammengestellten Notizen aus ihm geflossen ist.

Was nun diese selbst betrifft, so darf ich, um noch einmal darauf zurückzukommen, wohl nicht den Vorwurf befürchten, einen frivolen Gegenstand frivol behandelt zu haben. Denn wenn ich auch nicht in die Klagen eines Franzosen einstimmen will, der in einem neulich erschienenen Manuel de Gastronomie sich ziemlich ernsthaft

darüber beschwert, dass die Mühe, welche einzelne Gelehrte auf ausführliche Untersuchungen über die Schuhe und Hüte, die Schiffe und Perücken der Alten verwendet haben, nicht lieber darauf gerichtet worden ist, auszumitteln, wie Lucullus seine Pfaueneier zugerichtet und Apicius seine Brühen bereitet hat, so lässt sich doch auch nicht abläugnen, dass auch dies eine, zwar niedrige, doch nicht zu überspringende Sprosse der Leiter ist, von welcher herab wir das grosse und schöne Leben der Griechen wie ein vollendetes Rundgemälde überschauen.

Das Gastmahl des Trimalchio nach Petronius.

Vom Prorector Dr. *A. Wellauer.*

Gelesen in der philomath. Gesellschaft den 23. März 1831.

Es ist in einigen wenigen Handschriften ein Buch aus dem Alterthume zu uns herübergekommen, und zuerst im Jahre 1499 unter dem Titel „T. Petronii Arbitri Satiricon“ gedruckt worden, das am Anfange und am Ende, so wie in der Mitte lückenhaft, aus einer oft unterbrochenen Reihe von Bruchstücken ansehnlichen Umfanges besteht, und nicht blos durch die ungeheuere Verderbtheit des Textes, sondern auch in jeder andern Hinsicht voll ungelöster Räthsel ist. Den fragmentarischen Zustand, in welchem das Werk auf unsere Zeiten gekommen ist, gibt Burmann der Lüsternheit der Mönche des Mittelalters Schuld, die mit Weglassung der Stellen ernsthafteren Inhalts nur die üppigen und wollüstigen Schilderungen, an denen sie ein ihre Sinne kitzelndes Wohlgefallen fanden, ausgewählt und abgeschrieben haben. Und in der That kann man das Buch in seiner jetzigen Gestalt für eine von einem Liebhaber von Obscönitäten angelegte Sammlung der schmuzigsten Liebesscenen halten, wie sie kaum irgend wo anders geboten wird. Dass aber diese Darstellungen ursprünglich auch mit ernsterem Räsonnement und Gespräch abgewechselt haben und dass überhaupt der Verfasser, wie es auch in neueren Romanen jetzt so häufig geschieht, die sich darbietende Gelegenheit benutzt hat, um hier und da seine Ansichten über allgemein interessirende Gegenstände an den Mann zu bringen, beweisen die wenigen Ueberreste ernsthaften Inhalts, die, wenn Burmann Recht hat, der ausmerzenden Hand geiler Mönche entronnen sind. So beginnt das Buch nach seinem jetzigen Umfange mit einem ziemlich ausführlichen Gespräche über den derzeitigen Zustand der Rhetorik und die Ursachen ihres Verfalles, welches in der Darstellung jenes und der Angabe dieser so viel Aehnliches und Uebereinstimmendes mit dem bekannten dialogus de orat. hat, dass

man sich versucht fühlt zu glauben, es sei eine und dieselbe Zeit, von welcher die Vff. beider sprechen, und dass sich also hieraus ein Argument für die Entstehungszeit unseres Satiricon ziehen liesse, wäre nicht der Vf. jenes dialogus und seine Lebenszeit eben so bezweifelt und bestritten. Und gegen das Ende des Buches findet sich ein ähnliches, aber kürzeres Gespräch über den dermaligen Betrieb der schönen Wissenschaften, so wie ein anderes über das Wesen der Poesie, die in dem Vf. einen scharfsinnigen und geübten Denker erkennen lassen. Nicht minder sind mit grossem Geschick häufige Gelegenheiten herbeigeführt, um einzelne Verse und ganze Gedichte in dem verschiedensten Versmaasse zwischen die prosaische Erzählung einzuflechten, von denen das längste von beinahe 300 Versen, de bello civili, nicht ohne dichterischen Werth ist, und welche in der That dem Romane eine angenehme Abwechselung gewähren und wieder an manche Erzeugnisse der neuern Zeit erinnern. Der gemeinsame Faden aber, der alle diese Bruchstücke zu einem Ganzen vereinigt, ist das Wiederauftreten derselben handelnden Personen in allen, so wie die Einheit des Erzählers. Durch das ganze Buch wird nämlich ein gewisser Encolpius redend eingeführt, ein junger Freigelassener, der, man weiss nicht woher, in eine Colonialstadt Unteritaliens gekommen ist, um sich dem Studium der Rhetorik zu widmen, dort aber mit seinen Alters- und Studiengenossen sich in den schmuzigsten und liederlichsten Winkeln herumtreibt, und nun die mancherlei theils komischen, theils tragischen Abentheuer, die er dabei, meistentheils im Dienste der Venus, erlebt, man weiss nicht wem erzählt, zum Theil aber auch sich von anderen Personen, mit denen er in Berührung kommt, Begebenheiten aus ihrem Leben oder sonstige Erzählungen mittheilen lässt, unter denen die längste die allgemein bekannt gewordene Geschichte von der Matrone zu Ephesus ist, die auch in neuerer Zeit ihre Bearbeiter gefunden hat. Der Name jener Stadt, in welche die Scene der Handlung verlegt ist, wird nirgends genannt, und eben so wenig kommt irgendwo ein sicheres Moment vor, das der Vermuthung zum Leitstern dienen könnte. Daher ist sehr verschieden darüber geurtheilt worden. Ignarra hat Neapel, andere Capua erkennen wollen, während eine wunderbarer Weise von allen übersehene Stelle, wo die handelnden Personen nach einer kurzen Schifffahrt nach Kroton gelangen, eher an Tarent oder Sybaris zu denken veranlasst, wohin auch die Schilderung der zügellosen Sittenverderbniss vortrefflich passen würde.

Im 27. Capitel fängt Encolpius zu erzählen an, dass er dem Gastmahle eines reichen Mitbürgers Trimalchio beigewohnt habe, und schickt sich an, dieses Gastmahl zu beschreiben; aber gleich im Anfange dieser Erzählung tritt in allen früher verglichenen Handschriften und daher auch in allen früheren Drucken eine Lücke ein, welche diese ganze Beschreibung verschlungen hat, so dass man nicht einmal beurtheilen konnte, ob sie von einigem Umfange ge-

wesen sei oder nicht, bis endlich im Jahre 1612 ein ganz unbekannter Marinus Statilejus, oder wie er sich selbst unter Beschwerde über diese Verdrehung seines Namens nennt, Statilius mit der Behauptung auftrat, er habe in der kleinen dalmatischen Stadt Traun in der Bibliothek seines Freundes Cippicus eine Handschrift des Petronius gefunden, die an dieser Stelle vollständig sei, und die ganze Beschreibung des Gastmahles enthalte. Zwei Jahre später erschien auch wirklich dieses Fragment unter dem Titel coena Tr. aus jener Handschrift abgedruckt zu Pavia, und wurde bald mehrmals nachgedruckt. Aber kaum hatte es sich unter den gelehrten Philologen jener Zeit verbreitet, als sich Stimmen gegen die Aechtheit desselben erhoben. Allerdings konnte die Entlegenheit und Dunkelheit des Ortes, wo die Handschrift gefunden worden sein sollte, der unbekannte Name des Finders derselben, und vor allem der Umstand, dass er die Handschrift sehr geheim hielt, sie Niemandem zeigen wollte und sich nur auf einen, der sie gesehen haben sollte, aber einen schon Verstorbenen, Joh. Rhodius, berief, dazu beitragen, das wirkliche Vorhandensein einer solchen Handschrift zu verdächtigen, und diese äusseren Gründe wurden durch innere, aus der Sprache und dem Inhalte des Fragments selbst mit mehr Spitzfindigkeit als Gründlichkeit geschöpfte, verstärkt von zwei Gelehrten, Wagenseil und Hadrian Valois, die kurze Zeit nach einander mit der Behauptung auftraten, das ganze Fragment sei unächt und ein betrügerisches Machwerk des angeblichen Besitzers der Handschrift. Sie fanden natürlich zahlreiche Nachbeter, und bald wurde die Aechtheit des Bruchstücks fast allgemein in Zweifel gezogen, bis Marinus Statilejus mit einer Apologie seines Fundes auftrat, in welcher alle dagegen erhobenen Zweifel mit so viel Gründlichkeit und Scharfsinn beseitigt und als völlig nichtig dargestellt wurden, dass sich bald die allgemeine Stimme wieder für ihn entschied. Ich habe durchaus nicht entdecken können, wer zuerst und mit welchen Beweisgründen man die Vermuthung aufgestellt hat, dass hinter dem fingirten Namen M. St. Samuel Petit verborgen sei, und doch findet sich diese Angabe in allen neueren Litteraturwerken, während alle älteren und gleichzeitigen Schriftsteller hinter der Maske den Joh. Gradius erkennen wollen und offenbar mit weit grösserer Wahrscheinlichkeit; denn es ist deutlich, dass die Apologie von niemand anderem als dem Finder der Handschrift herrühren kann, der sich abwechselnd in Dalmatien und Italien aufhielt, was auf Petit also gar nicht passt, von dem man überhaupt durchaus nicht einsieht, wie er dazu gekommen sein sollte, sich dieses Streites anzunehmen. Doch Marinus mag sein wer er will, die schlagendste Widerlegung seiner Gegner bewirkte er zuletzt dadurch, dass er sich endlich bewegen liess, die Handschrift, welche ausser dem Petron auch den Catull, Tib. und Prop. enthielt, nach Rom mitzubringen, und jedem, der sie sehen wollte, vorzuzeigen, worauf auch, besorgt von dem Dalmatier Joh. Lucius, ein neuer Abdruck des Fragments aus jener Handschrift

mit diplomatischer Genauigkeit und mit allen Fehlern derselben zu Paris 1668 erschien. Hierauf verschwanden alle weiteren Zweifel, besonders nachdem auch Spon 1675 auf seiner Reise nach Griechenland in Traun bei Statilejus eingesprochen, die Handschrift genau untersucht, und in seiner Reisebeschreibung sorgfältig beschrieben hatte. Später soll sie in die königl. Bibliothek nach Paris gekommen sein. Meine Zuhörer dürfen also wenigstens nicht fürchten, dass sie die untergeschobene Schöpfung eines neueren Betrügers zu hören bekommen werden. Uebrigens sollte wunderbarer Weise jene Ahnung eines Betruges in späterer Zeit zweimal verwirklicht werden. Im Jahre 1693 liess nämlich Franz Nodot zu Paris einen ganz vollständigen Petronius erscheinen, in welchem alle Lücken ausgefüllt waren, so dass man das Buch nun ohne Unterbrechung als ein Ganzes fortlesen konnte, angeblich aus einer sehr alten und unleserlichen Handschrift, die ein gewisser Dupin bei der Belagerung von Belgrad 1688 gefunden haben sollte. Sie sollte ungeachtet ihrer Unleserlichkeit an Ort und Stelle von jemand abgeschrieben, die Abschrift an einen ungenannten Kaufmann in Frankfurt geschickt worden und von da in Nodot's Hände gekommen sein. Aber er fand nur in Frankreich gläubige Seelen, während die Gelehrten aller übrigen Länder sogleich den Betrug als solchen erkannten. Dessenungeachtet wiederholte sich dieser Betrug im Jahre 1800, wo Marchena, ein Adjutant Murat's, ein neues Fragment des Petronius in der Bibliothek zu St. Gallen gefunden zu haben vorgab, das in demselben Jahre von Lallemand herausgegeben wurde, aber auch seine Unächtheit zu deutlich an der Stirne trug, um lange täuschen zu können.

So viel von der äusseren Geschichte des Buches. Es bleibt nun noch übrig, einige Worte über den Verfasser und seine Lebenszeit zu sagen, weil davon die Bestimmung der Zeit abhängen wird, in welche wir uns bei unserem Gastmahl zu versetzen haben. Auch hier begegnen wir den allerwidersprechendsten Urtheilen. Die Handschriften haben alle die Ueberschrift Petronii Arbitri Satiricon, ohne Angabe eines Vornamens. Hier musste schon das bei den Römern unerhörte cognomen Arbiter Verdacht erregen, und noch mehr dadurch verdächtig werden, dass Tacitus einen Cajus Petronius erwähnt, dessen Lebensumstände und gewaltsamen Tod er ziemlich ausführlich berichtet, von dem er beiläufig auch erzählt, Nero habe ihn unter seine Freunde aufgenommen und als elegantiae arbiter betrachtet, ohne jedoch auf diesen Ausdruck einiges Gewicht zu legen oder ihn gar als Beiname des Mannes zu bezeichnen. Statt dessen haben die Herausgeber hierin eine willkommene Auskunft über unsern Petronius und seine Lebenszeit gefunden und kein Bedenken getragen, den von Tacitus genannten Petronius für den Vf. unseres Romans zu halten, obgleich von allem, was Tacitus über ihn erzählt, auch nicht das Geringste dafür spricht und Nichts auf unsern Vf. passt. Und weil derselbe auf Nero's Befehl hingerichtete Petron

auch von Plinius und Plutarch, aber mit dem Vornamen Titus, erwähnt wird, so tragen unsere Ausgaben nun die Ueberschrift T. Petr. Arb. Sat. Diese Meinung ist also, so unhaltbar sie ist, die ziemlich allgemein herrschende geworden, und noch Bähr erzählt in der Geschichte der römischen Litteratur die Lebensumstände des Dichters Petronius ohne alles Bedenken ganz nach dem Berichte des Tacitus. Den ersten Zweifel an der Einerleiheit beider Männer hat meines Wissens Justus Lipsius geäussert, ohne aber damit einigen Eindruck zu machen, und die erste abweichende Meinung über die Lebenszeit unseres Petr. Hadrian Valois aufgestellt, der ihn, freilich mit sehr schwachen Gründen, unter die Regierung der Antonine versetzt und zugleich berichtet, sein Bruder, Heinrich Valois, setze ihn gar erst unter den Kaiser Gallienus. Dagegen rückte ihn Burmann, aus ganz verwerflichen Gründen, wie wir bald sehen werden, in eine sehr frühe Zeit hinauf, in die Regierungszeit des Tiberius und Claudius, ja selbst noch in die letzten Jahre des Augustus, während Ignarra ihn wieder zum Zeitgenossen des Commodus herabsetzte. Einem unbefangenen Urtheil hierüber hat unstreitig der Umstand den meisten Eintrag gethan, dass unser Buch in den Handschriften den Titel Satiricon an der Stirne trägt. Dadurch kamen die Kritiker zu dem Vorurtheil, dass sie eine Satire in unserem Sinne des Wortes vor sich hätten, und beeiferten sich nun um die Wette, in der Zeitgeschichte berühmte Personen aufzufinden, die hinter den erfundenen Namen des Petronius versteckt sein könnten und die er unter dieser Maske habe können durchziehen, lächerlich machen, an den Pranger stellen wollen. Was sie suchten, fanden sie auch, namentlich bot Trimalchio der Phantasie einen weiten Spielraum. So erkannte Wagenseil in ihm den Kaiser Nero, Burmann den Kaiser Claudius, und natürlich bestimmten sie hiernach das Zeitalter des Petronius. Jedem unbefangenen Leser muss es aber auf den ersten Blick einleuchten, dass Petronius in diesem Buche nichts weniger beabsichtigt, als die Geissel der Satire über die Laster und die Thorheiten seiner Zeit zu schwingen, oder gar bestimmte Zeitgenossen unter falschen Namen nach ihren Gebrechen und Lächerlichkeiten zu schildern, sondern dass es ihm um nichts anderes zu thun ist, als um eine harmlose Erzählung lustiger oder interessanter Erlebnisse, die durch bunte Abwechselung und durch eine lebendige Schilderung der Sitten seiner Zeit die Leser unterhalten und anziehen soll. Und wer möchte in Abrede stellen, dass ihm dies vortrefflich gelungen ist? Das Buch ist also nichts anderes, als ein reiner Roman, und in den Litteraturwerken nicht mehr unter die Rubrik der Satire, oder gar seiner Verse wegen der Menippeischen Satire zu setzen, und es ist noch weit thörichter, die Personen des Petronius, reine Geschöpfe seiner Phantasie, in irgend einer Zeit aufsuchen zu wollen, als wenn man den Urbildern Claurenscher Romanhelden in der wirklichen Welt nachspürte.

Den unglücklichsten Einfall hat unstreitig Niebuhr gehabt, und

der Berliner Akademie der Wissenschaften 1821 in einer Abhandlung mitgetheilt, die unter dem Titel: Zwei classische lateinische Schriftsteller des 3. Jahrhunderts v. Chr., auch in seinen kleinen Schriften wieder abgedruckt ist. Es wurde nämlich im Jahre 1819 in der Villa Panfili ein schon früher bekannter und bei Muratori abgedruckter, dann wieder verschütteter Grabstein zum zweitenmal ausgegraben, auf welchem unglücklicher Weise ein Paar Namen vorkommen, die mit denen bei Petronius vorkommenden übereinstimmend oder ähnlich sind. Die Inschrift besagt nämlich, dass M. Antonius Encolpus dieses Grabmal seiner Frau Caerillia Fortunata setze, und weil nun bei Petronius ein Encolpius vorkommt und die Frau des Trimalchio Fortunata heisst, so ist für Niebuhr nichts gewisser, als dass der unter dem Namen des Trimalchio geschilderte reiche Glückspilz niemand anderes als eben jener M. Ant. Encolpus sei, dessen wahren Namen er sich zu nennen gescheut und mit Trimalchio vertauscht, dessenungeachtet aber doch den Namen, den er eben zu verstecken sich bemüht, gelegentlich einer andern in demselben Buche vorkommenden Person von ganz anderem Charakter mit einer kleinen Aenderung in Encolpius angehängt habe. Welche ungeheuere Unwahrscheinlichkeit schon hierin liegt, sieht jeder, aber es werden noch ganz andere in die Pfanne gehauen. Die auf dem Steine erwähnte Caerillia Fortunata erscheint durch jenen Vornamen als eine Frau von edler Herkunft, während Trimalchio's Frau aus niedrigem Sklavenstande ist, bei Petronius bestellt sich Trimalchio ein gemeinschaftliches Grabmal mit seiner Frau von grosser Pracht und weitem Umfange, das hier aufgefundene ist ein sehr bescheidenes, der Frau allein gewidmetes; der auf dem Steine genannte Encolpus spricht von grossem Unglück und Verfall des Reichthums, der ihn betroffen, wovon bei Petronius kein Wort steht; aber Niebuhr weiss sich zu helfen: der Glückspilz ist nach der Erscheinung des Buches heruntergekommen, und man muss sich freuen, dass das blinde Glück ihm nicht bis an sein Ende treu geblieben ist. So wird denn aus der Beschaffenheit der Inschrift, die nach sicheren Spuren in die Mitte des 3. Jahrhunderts gehört, das Zeitalter des Petronius bestimmt, und um seine Lebenszeit noch genauer anzugeben, flugs noch eine Hypothese hinzugefügt. Trimalchio rühmt sich irgendwo, als er noch Sklave gewesen, habe er zu gleicher Zeit die Begierden seines Herrn und der Mammaea, der Frau desselben, befriedigt. Aber diese Mammaea darf trotz der deutlichsten Worte des Textes nicht die Gebieterin des Trimalchio, sie muss die Mutter des Kaisers Alex. Severus gewesen sein, obgleich diese von allen gleichzeitigen Schriftstellern als keusch und züchtig geschildert wird, und man nicht begreifen kann, wie der fremde Sklave zum vertrauten Umgange mit der kaiserlichen Mutter gekommen sein sollte. Kurz, Petron hat unter Alex. Severus gelebt, und Niebuhr sieht hierin eine Bestätigung der, wie er sagt, unwiderleglichen und erschöpfenden Gründe der Valesier, denen er die Ehre zugesteht, diesen Punkt

entschieden zu haben. Aber der eine Valois hat gar keinen Grund angegeben, sondern seine Behauptung wird nur von dem Bruder gelegentlich als Behauptung angeführt, und der andere bringt sehr dürftige Gründe bei, von denen sogleich die Rede sein wird.

Da nämlich gar kein äusseres Moment vorhanden zu sein scheint, woraus sich mit einiger Wahrheit auf die Lebenszeit des Petronius schliessen liesse (denn auch die Anführungen bei anderen Schriftstellern beweisen nichts: der älteste, der des Dichters Petronius gedenkt, ist Terentianus Maurus, den man freilich sonst in eine sehr frühe Zeit, an das Ende des ersten Jahrhunderts setzte, den aber die neuere Kritik auch in spätere Jahrhunderte verweist, und dann herrscht Stillschweigen bis auf Sidon. Apoll.), so bleibt die Frage übrig, ob sich nicht aus dem Stil und der Latinität des Petronius festere Resultate ziehen lassen. Aber mit Erstaunen bemerken wir, dass auch hierüber die Urtheile sehr verschieden sind, und dass jeder Kritiker den Stil des Petronius so gefunden hat, wie es seiner Hypothese und dem von ihm gefassten Vorurtheile über die Lebenszeit des Petronius angemessen ist. Burmann will beweisen, dass Petronius unter dem Kaiser Claudius gelebt und diesen abgeschildert habe, und kann daher nicht müde werden, die Reinheit und Schönheit seiner Latinität zu preisen. Ignarra will die Scene nach Neapel verlegt wissen, und weil dieses erst unter Commodus römische Colonie war, den Petronius unter diesem Kaiser leben lassen, daher findet er denn auch seinen Ausdruck voll von Gräcismen und von Idiotismen, die noch heut zu Tage im Munde des neapolitanischen Pöbels herrschen. Valois hat auf einen missverstandenen und falsch emendirten Vers des Sid. Apollonius die Hypothese gegründet, dass Petronius in Massilia geboren sei, und flugs entdeckt er auch in der Sprache desselben Gallicismen und Barbarismen, und dies ist auch der einzige von ihm angegebene Grund, warum Petronius um die Zeit der Antonine gelebt haben müsse. Es ist dem Petronius bei der Beurtheilung seiner Latinität häufig darum Unrecht geschehen, weil er da, wo er ganz gemeine Leute, besonders Bauern auftreten lässt, diese in einer ganz wunderlichen Sprache mit barbarischen Worten und Beugungsformen reden lässt, und diese Barbarismen hat man dem Petronius angerechnet, ohne zu bedenken, dass er jene absichtlich mit ihrer lingua rustica einführt, während er da, wo gebildete Leute auftreten, diese ganz anders reden zu lassen weiss. An solchen Stellen und in den eingemischten Gedichten ist der Ausdruck völlig frei von Barbarismen, und erinnert er gleich nicht an einen Zeitgenossen des Tacitus, so muss man doch bedenken, dass der Geschichtsschreiber mit seiner hohen Seele voll edler Gefühle sich auch einen würdigen Stil selbst geschaffen habe, der unstreitig die Prosa seiner übrigen Zeitgenossen weit überflügelte, am meisten aber die Sprache des Romanschreibers, der ganz andere Zwecke vor Augen hat, und dass wir überhaupt aus jener

Zeit wenig Prosaisches übrig haben, das zum Vergleichungspunkte dienen könnte, aus der Gattung des Romans aber gar nichts.

Die letzte Stimme endlich, die in unserer Zeit über Petronius laut geworden ist, ist die des neuesten und anmaassendsten Bearbeiters der römischen Litteraturgeschichte, eines Mannes, der überhaupt unter die verneinenden Geister zu gehören scheint. So wird uns auch hier von ihm nicht blos die bisher allgemein geglaubte Vortrefflichkeit des Petronius, sondern der ganze Petronius selbst als Verfasser des Buches rein weggeläugnet, und indem er mit vornehmem Lächeln auf „einen vielgelesenen Litterarhistoriker" herabsieht, der noch in unseren Tagen erzählen dürfte, dass Petronius in unverhüllter Natürlichkeit und unübertrefflich geistreicher Darstellung und schöner Sprache sein Werk entwarf, so wie auf Niebuhr, „der ihn noch als einen der geistvollsten und reichhaltigsten Dichter ehre, dessen Herz für Grosses und Herrliches klopfte," stellt er in seiner preziös geschnürten Sprache die Behauptung auf: „das Ganze sei ein willkürliches Aggregat von ungleichartigen Fragmenten, und erscheine nicht als die Hervorbringung eines Einzelnen, der sich den Gesetzen und der Planmässigkeit des Künstlers und der Schriftsprache gefügt hätte, sondern als das zügellose Spiel örtlicher Rhethorik und niedriger Volkslaune, entsprungen auf dem Boden Neapels und Unteritaliens, und ausgestattet mit der Beweglichkeit, Lüsternheit und phantastischen Charakterlosigkeit der dortigen plebejischen Stände, deren Muthwillen, Darstellung und Unsitte sich in einer lockern Reihe verzerrter und im Sinnentaumel schwelgender Episodien und Sittengemälde mit dem Wandel des poetischen und prosaischen, des vulgären und geregelten Vortrages abspiegeln. Der ganze Werth des Buches bestehe also nicht in der Lust des reichen Lebens, sondern darin, dass es einen hellern Blick in das doppelgängige Idioticon und die rhetorische Manier der Italioten gewähre und sich als den einzigen Versuch des Alterthums ausspreche, ein Volksbuch, ein Resultat populärer Kunst, gesondert von schriftstellerischen Tendenzen zu gründen." So weit Bernhardy. Ueber die Entstehung des Buches spricht er sich nicht aus.

Wer möchte nun wohl in einem solchen Widerstreite der Meinungen und Ansichten als Richter auftreten wollen? und am wenigsten ist hier der Ort, die Sache durch eine tiefer eingehende Untersuchung einem entscheidenderen Resultate näher führen zu wollen. Beruhigen wir uns also bei der Unwissenheit, die so viele Jahrhunderte getragen haben. — Was nun endlich noch die Personen betrifft, mit denen wir bei dem Gastmahle Bekanntschaft machen werden, so ist zuerst der Gastgeber selbst zu nennen, Trimalchio, offenbar ein reicher Emporkömmling, der sich aus dem dürftigsten Sklavenstande durch unerhörte Glücksfälle und manche Gewissenlosigkeit zu einem unermesslichen Wohlstande aufgeschwungen hat, der aber bei diesem Glückswechsel nichts von der Rohheit und Gemeinheit seines frühern Standes verloren, und nur einen prahlerischen

Geldstolz und die lächerliche Sucht, bei aller Unwissenheit als gebildet zu erscheinen, dazu erworben hat. Eine sehr untergeordnete Rolle spielt seine Frau Fortunata, gleichfalls aus dem Sklavenstande und eine sorgsame Hauswirthin. Nicht minder unbedeutend sind auch die Gäste des Trimalchio, alle aus niedrigem Stande, sämmtlich wie es scheint Freigelassene, ihrem Wirthe an Rohheit gleich. Einige, welche an dem Gespräche thätigen Antheil nehmen, charakterisiren sich dadurch hinlänglich. Unter diesen Gästen ist nun auch Encolpius mit seinem Sklaven Giton, und einigen seiner Mitstudirenden, von denen Agamemnon und Ascyltos namhaft gemacht werden. Erzähler ist, wie in dem ganzen Buche, Encolpius, und es ist wohl Zeit, dass wir ihn endlich einmal zu Worte kommen lassen.

„Als wir uns dem Kreise der Spielenden nahten, erblickten wir einen alten Kahlkopf in rothem Gewande, der mitten unter Knaben mit langen Haaren Ball spielte, und nicht so sehr zogen diese Sklaven, obgleich sie es wohl werth waren, unsere Aufmerksamkeit auf sich, als der Hausherr selbst, der mit Sandalen angethan mit einem grünen Balle warf. Fiel ein Ball zur Erde, so gebrauchte er ihn nicht weiter, sondern es stand ein Sklave in der Nähe, der einen ganzen Sack voll Bälle hatte und sie den Spielenden reichte. Wir bemerkten auch mancherlei, was uns neu war. Zwei Verschnittene standen an den entgegengesetzten Seiten des Kreises, wovon der eine ein silbernes Nachtgeschirr hielt, der andere die Bälle zählte, und zwar nicht diejenigen, die zwischen den Händen der Spielenden hin und her flogen, sondern die, welche zur Erde fielen. Während wir über diese Ueppigkeiten staunten, kam Menelaus herbei und sagte: das ist der, bei dem ihr zu Tische sein werdet und ihr seht hier schon die Vorbereitung zur Mahlzeit. Noch sprach Menelaus, als Trimalchio mit den Fingern schnalzte; auf dieses Zeichen hielt ihm der Verschnittene den Nachttopf unter. Nachdem er sich ausgeleert, forderte er Wasser zum Händewaschen, benetzte sich ein wenig die Finger und trocknete sie an den Haaren des Sklaven ab. Hierauf traten wir in das Badezimmer, und nachdem wir in Schweiss gerathen waren, gingen wir sogleich hinaus, um uns kalt zu baden. Trimalchio wurde schon, mit Salben übergossen, abgetrocknet, nicht mit leinenen Tüchern, sondern mit solchen, die aus der weichsten Wolle bereitet waren. Hierauf wurde er in eine scharlachne, zottige Decke gehüllt und auf einem Tragbette fortgetragen, unter dem Vortritt von vier Läufern mit Federbüschen, und einem kleinen Wägelchen, worauf sein Liebling fuhr, ein alter, triefäugiger Sklave, viel hässlicher noch als sein Herr Trimalchio. Als er fortgetragen wurde, trat zu seinem Haupte ein Sklave aus seiner Hauscapelle mit einer sehr kleinen Flöte, und blies ihm auf dem ganzen Wege etwas vor, so als ob er ihm etwas Geheimes in's Ohr flüsterte. Wir folgen, schon fast satt vom Staunen, und gelangen zugleich mit Agamemnon an die Hausthür, über welcher die Inschrift

war: Wenn ein Sklave ohne Befehl des Herrn herausgeht, so soll er 100 Schläge bekommen. An der Thür selbst stand der Thürhüter in grünem Gewande mit kirschbraunem Gürtel, und reinigte Erbsen auf einer silbernen Schüssel. Ueber der Schwelle hing ein goldener Käfig, in welchem eine bunte Elster die Eintretenden begrüsste.

Während ich dies alles anstaune, wäre ich beinahe rücklings umgestürzt und hätte Arm' und Beine gebrochen; denn links beim Eintritt, nicht weit von des Thürhüters Kammer, war ein ungeheurer Hund, der an einer Kette lag, an die Wand gemalt, und darüber stand mit grossen Bustaben: „Cave canem.“ Meine Begleiter lachten, ich aber, nachdem ich mich gesammelt, unterliess nicht, die ganze Wand zu betrachten. Es war darauf ein Haufen von Sklaven, die zum Verkauf gebracht wurden, mit ihren Aufschriften abgebildet, unter ihnen Trimalchio selbst mit langen Haaren und einem Merkurstabe, der von Minerva geführt nach Rom kam. Weiterhin hatte der Maler sehr genau mit hinzugefügten Aufschriften dargestellt, wie er rechnen gelernt hatte und wie er dann Ausgeber geworden war. In dem daranstossenden Säulengange führte ihn schon Merkur auf einen hohen Richterstuhl, Fortuna war mit überströmendem Füllhorn in der Nähe, und die drei Parzen spannen goldene Fäden. In demselben Säulengange bemerkte ich auch eine Schaar von Läufern, die mit ihrem Lehrer sich übten, und in einem Winkel einen grossen Schrank, in welchem silberne Laren standen, und ein marmornes Bild der Venus, und eine nicht kleine silberne Büchse, in welcher, wie man mir sagte, sein Bart aufbewahrt war.

Wir waren nun in den Speisesaal gekommen und hatten uns niedergelegt; Alexandrinische Sklaven gossen uns Schneewasser auf die Hände; ihnen folgten andere, die zur Bedienung der Füsse bestimmt waren und uns die Nägel auf's sorgfältigste reinigten. Und dieses beschwerliche Geschäft verrichteten sie nicht einmal schweigend, sondern sie sangen auch noch dazu. Ich wollte versuchen, ob die ganze Dienerschaft sänge und forderte zu trinken. Ein schnell dienstfertiger Sklave brachte ein Getränk und sang dazu, und so jeder, von dem man irgend etwas forderte. Jetzt wurde eine sehr reichliche Vorkost aufgetragen, denn alle lagen schon an ihren Plätzen, ausser Trimalchio, für den ungewöhnlicher Weise der erste Platz aufgehoben wurde. Auf dem Speisebrete stand ein Esel von korinthischem Erz mit zwei Säcken, worin er auf der einen Seite weisse, auf der andern schwarze Oliven hatte. Den Esel bedeckten zwei Schüsseln, auf deren Rändern Trimalchio's Name und ihr Silbergewicht bemerkt war, und auf welchen Haselmäuse, mit Honig und Mohn übergossen, lagen. Ausserdem waren siedende Würste auf einem silbernen Roste, und unter dem Roste syrische Pflaumen mit Granatäpfelkernen. Bei diesen Leckereien waren wir, als Trimalchio unter musikalischer Begleitung hereingetragen wurde, und zwischen einer Menge ganz kleiner Kopfkissen niedergelegt uns wider unseren Willen ein Lachen entlockte. Denn das geschorne Haupt

streckte er aus einem darum gewundenen scharlachnen Tuche hervor, an den mit Kleidern überladenen Hals hatte er eine mit breiten Purpurstreifen geschmückte Serviette gesteckt, von welcher an allen Seiten Franzen und Trotteln herabhingen; am kleinen Finger der linken Hand hatte er einen grossen vergoldeten Ring und am letzten Gliede des nächsten Fingers einen kleinern, der, wie es mir schien, ganz von Gold, aber mit eisernen Sternen völlig bedeckt war; und um nicht blos diese Schätze zu zeigen, entblösste er den rechten Arm, der mit einem goldenen Armbande geschmückt und von einem elfenbeinernen Ringe mit glänzendem Goldschilde umgeben war, so wie er sich nachher mit einem silbernen Stachel die Zähne reinigte. Zu gleicher Zeit wurde ein Speisebret mit einem Korbe hereingebracht, worin eine hölzerne Henne mit ausgebreiteten Flügeln sass, wie die Hennen pflegen, wenn sie brüten. Sogleich traten unter Musik zwei Sklaven hinzu, fingen an das Nest der Henne zu durchsuchen und brachten von Zeit zu Zeit Pfaueneier hervor, die sie unter die Gäste vertheilten. Trimalchio wandte seine Augen auf diese Scene und sagte: Freunde, ich habe der Henne Pfaueneier unterlegen lassen und ich fürchte wahrhaftig, sie sind schon bebrütet, doch wollen wir versuchen, ob sie sich noch ausschlürfen lassen. Wir bekamen Löffel, die nicht weniger als ein halbes Pfund wogen, und durchstiessen die Eier, die aus Mehl gebildet waren. Ich hätte meine Portion fast weggeworfen, denn es sah mir aus, als hätte sich inwendig schon ein Junges gebildet; als ich aber einen alten Gast sagen hörte: dahinter muss irgend etwas Gutes stecken, lüftete ich die Schale weiter, und fand eine fette Schnepfe mit gepfeffertem Eidotter umgeben. —

Auf ein von der Musik gegebenes Zeichen wurden nun die Vorkost-Aufsätze von einem singenden Chor schnell weggeräumt. In diesem Getümmel fiel ein silberner Teller auf die Erde, und ein Sklave hob ihn auf; aber kaum hatte Trimalchio dies bemerkt, als er es ihm mit einer Ohrfeige verwies und den Teller wieder hinzuwerfen befahl. Bald darauf trat ein Kammersklave ein und kehrte unter anderem Kehricht auch jenes Silbergeschirr mit dem Besen aus. Hierauf kamen zwei äthiopische Sklaven mit langen Haaren, welche kleine Schläuche trugen, ähnlich denjenigen, aus denen der Sand im Amphitheater besprengt wird, und gaben uns Wein zum Waschen auf die Hände, denn Wasser reichte uns niemand. Dann brachte man gläserne Flaschen, die sorgfältig vergypst waren, und an deren Hälsen Etiquetten hingen mit der Inschrift: Opimianischer hundertjähriger Falerner. Während wir diese Inschrift lesen, schlägt Trimalchio die Hände zusammen und ruft aus: Ach, der Wein lebt also länger als das Menschenkind; nun so wollen wir uns einen Haarbeutel trinken, der Wein ist das Leben. Es ist ächter Opimianischer; gestern habe ich nicht so guten vorgesetzt, und ich hatte ganz andere Leute zu Tische. Während wir dieser Einladung folgten und tranken, brachte ein Sklave ein silbernes Skelett, dass

so eingerichtet war, dass die Glieder und Gelenke desselben sich nach allen Seiten bewegten. Dieses warf er zu wiederholten Malen auf den Tisch, so dass die bewegliche Gliederung desselben verschiedenerlei Figuren machte, worauf Trimalchio anhob:

Seht, wie erbärmlich wir sind, wie das Menschlein ganz nur ein Nichts ist;
Dies wird aller Gestalt, sobald uns der Orcus geraubt hat.
Drum nur lustig gelebt, weil es das Leben vergönnt.

Wir gaben unsern Beifall zu erkennen und zugleich erschien eine Tracht von Speisen, deren Grösse unserer Erwartung gar nicht entsprach, deren Neuheit jedoch unsere Augen auf sich zog. Auf einem runden Speisebret waren nämlich die 12 Zeichen des Thierkreises ringsum vertheilt und über jegliches hatte der Anrichter eine Speise von entsprechendem Stoffe gesetzt: über den Widder Widdererbsen, über den Stier ein Stück Rindfleisch, über die Zwillinge Hoden und Nieren, über den Krebs einen Kreis von Krebsen, über den Löwen eine afrikanische Feige, über die Jungfrau die Gebärmutter einer Sau, die noch nicht geworfen, über die Wage einen Wagebalken, auf dessen einer Seite eine Torte, auf der andern ein Kuchen lag, über den Scorpion ein Meerscorpion, über den Schützen einen Hasen, über den Steinbock eine Krabbe, über den Wassermann eine Gans, über die Fische zwei Barmen. In der Mitte war ein Stück ausgegrabener Rasen, worauf ein Honigwabe lag; ein ägyptischer Sklave trug in einem silbernen Backofen Brod herum und quälte sich gleichfalls ab mit einer grässlichen Stimme dazu zu singen, und wir entschlossen uns auf die Aufforderung des Trimalchio bei diesen einfachen Speisen zuzulangen, als vier Sklaven nach der Musik tanzend herbeieilten und den obern Theil des Aufsatzes abhoben, worauf wir darunter auf einem zweiten Speisebrete Geflügel, Saueuter und einen Hasen erblickten, der in der Mitte mit Flügeln geschmückt war, so dass er wie ein Pegasus aussah. Wir bemerkten auch auf den Ecken des Speisebretes vier Marsyasse, aus deren Bäuchen gepfefferte Caviarsauce sich über Fische ergoss, die in einem künstlich angebrachten Teiche schwammen. Wir erhoben alle ein lautes Beifallsgeschrei, womit die Sklaven den Anfang gemacht hatten, und machten uns lachend über diese köstlichen Sachen her. Trimalchio, der sich über diese Erfindung nicht weniger freute, rief den Vorschneider herbei, der unter zierlichen nach der Musik sich richtenden Gesticulationen die Speisen zerlegte. Dessenungeachtet wiederholte Trimalchio immer wieder von Zeit zu Zeit das Gebot: schneid' er. Ich vermuthete sogleich, hinter dieser öfteren Wiederholung müsse irgend ein Witz stecken und schämte mich nicht, meinem Tischnachbar darnach zu fragen. Dieser, der schon öfter dergleichen Spässe mit angesehen hatte, erwiederte: siehst du, der Sklave, der die Speisen zerlegt, heisst Schneider, so oft also

Trimalchio sagt: schneid' er, so nennt er mit einem Worte seinen Namen und befiehlt ihm zugleich, vorzuschneiden.

Ich konnte nichts mehr essen und wandte mich daher ganz zu meinem Nachbar, um mehr von ihm zu erfahren. Ich fragte ihn zuerst, wer die Frau wäre, die dort immer hin und her liefe. Das ist, entgegnete er, die Frau des Trimalchio, sie heisst Fortunata und misst das Geld mit dem Scheffel. Und was ist sie vor Kurzem noch gewesen? Du hättest, mit Respekt zu melden, kein Stück Brod aus ihrer Hand nehmen mögen. — Jetzt ist sie, sie weiss selbst nicht wie, in den Himmel gekommen, und ist bei Trimalchio Alles in Allem. Wenn sie ihm am hellen Mittage vorsagt, es sei finster, so glaubt er es. Er selbst weiss nicht, was er hat, so steinreich ist er, aber sie sorgt für Alles, und wo man nicht hindenkt, da ist sie. Sie ist nüchtern, mässig, verständig, aber sie hat eine böse Zunge und kann schimpfen wie ein Rohrsperling; wen sie liebt, den liebt sie, und wen sie nicht liebt, den liebt sie nicht. Trimalchio selbst hat Landgüter, so weit nur Schwalben fliegen, und Geld über Geld; in der Kammer seines Thürhüters liegt mehr Silber, als irgend jemand im Vermögen hat. Seine Sklaven aber, o je, ich glaube wahrhaftig, nicht der zehnte Theil von ihnen kennt seinen Herrn; er wird am Ende noch alle zusammen müssen auf Rauteblättern liegen lassen, damit ihm nur nicht zu viel Sklavenkinder zuwachsen. Du darfst auch gar nicht glauben, dass er irgend etwas kauft; Alles wächst ihm auf seinem Eigenthume zu: Wolle, Wachs, Pfeffer, nach was man nur fragt, findet man, ja selbst seine Hähne geben Milch. Die Wolle seiner Schafe war ihm nicht gut genug, sogleich kaufte er Widder aus Tarent und veredelte damit seine Heerde, und um attischen Honig auf seinem Grund und Boden zu bekommen, liess er sich Bienen aus Athen kommen, damit die einheimischen durch die griechischen besser würden. In diesen Tagen hat er sich Champignonsamen aus Indien verschrieben, und er hat nicht einen einzigen Maulesel, der nicht von einem wilden Waldesel abstammte. Du siehst die Menge Matratzen? keine ist mit etwas anderem gefüllt, als mit purpur- oder scharlachroth gefärbter Wolle. So sehr sitzt er dem Glück im Schoosse. Auch von seinen übrigen Mitfreigelassenen darfst Du nicht gering denken, sie sitzen alle in der Wolle. Siehst Du den, der dort auf dem Sopha zu unterst liegt? er hat heut zu Tage seine 800,000 und hat mit Nichts angefangen; er pflegte Holz auf dem Rücken zu tragen, aber er soll (ich weiss übrigens nichts davon, ich habe es nur so gehört) sich ein Wünschhütlein verschafft und einen Schatz gefunden haben. Ich missgönne Niemandem etwas, wenn es ihm der liebe Gott geschenkt hat, aber der lässt sich Ohrfeigen gefallen, und denkt nur an das Wachsen seines Mammons. Dafür hat er auch kürzlich seine bisherige Wohnung ausgehängt mit den Worten: „C. Pompeius Diogenes vermiethet vom 1. Juli an seine Dachstube, er selbst hat sich ein Haus gekauft.“ Was meinst Du zu dem,

der dort liegt, wo die Freigelassenen zu liegen pflegen. Der hat sich's in seinem Leben wohl sein lassen, und ich kann's ihm nicht verdenken, er hat seine Million Sesterzien gehabt, aber jetzt ist er wackelig geworden, ich glaube es gehört ihm kein Haar mehr auf seinem Kopfe, und es ist wahrlich nicht seine Schuld, er ist der besste Mensch, aber die ruchlosen Freigelassenen, die haben Alles an sich gebracht. Nun weisst Du wohl, wenn die Töpfe nicht mehr recht kochen wollen und es geht mit dem Reichthume bergunter, dann sind die Freunde weg wie Haarbuder. Und was für ein ehrenvolles Gewerbe hat er früher getrieben, wie Du ihn da siehst? denke Dir, er ist ein Leichenbesorger gewesen. Nachher pflegte er zu speisen wie ein König, es wurde mehr Wein bei ihm unter den Tisch gegossen, als andere im Keller haben. Und als es auch schon mit ihm bergab ging, und er fürchtete, seine Gläubiger möchten glauben, er mache Bankerott, kündigte er eine Auction durch folgenden Anschlag an: „Julius Proculus wird eine Versteigerung seiner überflüssigen Sachen halten.“ –

Diese angenehmen Erzählungen unterbrach Trimalchio, denn schon war der Speiseaufsatz weggeräumt, und die fröhlichen Gäste fingen an sich mit Weintrinken und allgemeinem Gespräch zu unterhalten. Jener also sagte, auf dem Ellenbogen ruhend: den Wein müsst ihr durch fleissiges Trinken süss machen, auch wollen die Fische schwimmen. Aber sagt mir, glaubt ihr wohl, dass ich bei dem Mahle, das auf dem vorigen Speisebrete aufgetragen war, mich so beruhige, als wäre seine Bedeutung so bekannt wie Ulysses? Nun, was hat es denn also zu bedeuten? fragt ihr. Ich will es euch sagen, man muss auch beim Essen etwas Gelehrsamkeit treiben. Sanft mögen die Gebeine meines seligen Patrons ruhen, der mich zu einem Menschen hat machen lassen, der sich unter Menschen hören lassen kann. Mir kann nichts gebracht werden, das mir unbekannt wäre und so findet auch der vorige Aufsatz an mir seinen Erklärer. Dieser Himmelskreis, in welchem die 12 Götter wohnen, verwandelt sich nach und nach in eben so viel verschiedene Gestalten. Zuerst wird er ein Widder; wer also unter diesem Zeichen geboren wird, hat viel Vieh, viel Wolle, ausserdem einen harten Kopf, eine schamlose Stirn, ein spitziges Horn. Unter diesem Gestirn werden die meisten Gelehrten geboren. Wir lobten seinen astrologischen Witz und er fuhr fort: dann wird der ganze Himmel ein Stier; da werden die Leute, welche hinten ausschlagen, geboren, und die Ochsenhirten und diejenigen, welche sich selbst ernähren. Aehnliches bemerkte er zu allen übrigen Himmelszeichen, und wir riefen ihm mit erhobenen Händen unser: Vortrefflich, zu und schworen, Hipparchos und Aratos seien nichts gegen ihn, bis Diener eintraten und Teppiche vor die Sophas legten, worauf Jagdnetze gestickt waren, und Jäger auf dem Anstande mit Jagdspiessen und ein ganzer Jagdapparat. Wir wussten noch nicht, was wir denken sollten, als ausserhalb des Speisesaales sich ein gewaltiges Geschrei

erhob, und siehe da, es kamen spartanische Hunde herein und fingen an um den Tisch herum zu laufen. Auf sie folgte ein Speisebret, worauf ein Eber von der ersten Grösse lag, und zwar mit einem Hute auf dem Kopfe; an seinen Zähnen hingen zwei aus Palmzweigen geflochtene Körbchen, von denen der eine mit Datteln, der andere mit thebanischen Nüssen gefüllt war. Kleine Ferkel aus Kuchenteig, die rings herum lagen, als hingen sie an den Zitzen, gaben zu erkennen, dass es eine Saumutter sei, und zwar waren diese zum Einstecken und Mitnehmen bestimmt. Uebrigens kam zum Tranchiren des Schweines nicht der vorige Schneider, der das Geflügel zerlegt hatte, sondern ein grosser bärtiger Kerl mit gewaltigen Jägerbinden um die Füsse und einem groben Jagdrocke. Mit einem Jagdmesser schnitt er die Seite des Schweines auf, und aus dieser Wunde flogen Drosseln heraus. Vogelfänger mit Leimruthen, welche bei der Hand waren, fingen sie sogleich, wie sie im Saale herumflogen. Trimalchio befahl jedem Gaste einen gleichen Antheil zu geben und fügte hinzu: seht auch, was dieses Schwein für Eicheln gefressen hat. Sogleich traten Sklaven zu den Körben, die ihm an den Zähnen hingen und vertheilten die Datteln und Nüsse zu gleichen Theilen unter die Esser. Unterdess hatte ich mir schon sehr den Kopf zerbrochen, warum das Schwein mit einem Hute auf dem Kopfe hereingekommen wäre, und nachdem ich meinen Verstand vergeblich erschöpft hatte, entschloss ich mich, meinen vorigen Erklärer um das zu fragen, was mich quälte. Er antwortete: das kann dir ja sogar Dein Sklave sagen; die Sache ist gar kein Räthsel, sondern liegt am Tage. Da dieser Eber gestern das Hauptstück der Mahlzeit ausgemacht hat, aber von den schon satten Gästen entlassen worden ist, so kehrt er heute als Freigelassener zu dem Mahle zurück. Ich ärgerte mich über meine Dummheit und sagte nichts weiter mehr, damit es nicht aussähe, als hätte ich nie in anständiger Gesellschaft gespeisst. Während wir noch sprachen, trat ein junger, schöner Sklave, mit Weinreben und Epheu umwunden, herein, der bald den Bromius, bald den Lyäus, bald den Eurius darstellend, Weintrauben in einem Korbe herumtrug und Lieder seines Herren mit heller Stimme sang. Auf diesen Klang aufmerksam geworden, sagte Trimalchio: Dionysus, du sollst frei sein. Sogleich nahm der Knabe dem Schweine den Hut ab und setzte ihn auf seinen Kopf. Trimalchio aber fügte hinzu, ihr werdet nun nicht läugnen können, dass ich den Vater Liber habe. Wir lobten den Witz und küssten den herumgehenden Knaben tüchtig ab. Nach diesem Gericht stand Trimalchio auf, um sich auszuleeren, und da wir nun ohne den Hausherrn grössere Freiheit hatten, wurden die Gespräche der Gäste etwas lauter. Nachdem also der erste Wein gefordert hatte, schrie er: Es ist doch am Tage gar nichts, ehe man sich umdreht, wird es Nacht. Es ist also nichts besser, aus dem Schlafgemach geradewegs in den Speisesaal zu gehen. Und was für eine schändliche Kälte haben wir, kaum hat mich das Bad erwärmt, aber ein warmer

Trunk ist so gut wie ein Kürschner. Aber ich habe auch ganze Eimer voll getrunken, ich bin ganz weg, der Wein ist mir in das Gehirn gestiegen. Seleucus fuhr an seiner Stelle fort: Ich bade mich nicht alle Tage, denn ein Bad ist so gut wie ein Walker und das Wasser hat Zähne, mit denen es uns am Leibe nagt; man muss sich das Herz nicht alle Tage schmelzen lassen; habe ich nur einen Becher warmen Meth hinuntergeschlungen, dann lasse ich die Kälte Kälte sein. Ich konnte mich heute auch nicht baden, denn ich war zum Begräbniss. Ein ganz charmanter Mensch, der gute Chrysanthus, hat den letzten Odem ausgehaucht. Wie lange ist's her, dass er mich noch angerufen hat; es ist mir, als spräche ich noch mit ihm. Auch wir wandeln nur so wie aufgeblasene Schläuche umher; wir sind weniger werth als Fliegen; diese taugen doch noch zu etwas, wir aber sind nicht mehr als Seifenblasen. Und wenn er etwa nicht enthaltsam gewesen wäre; fünf Tage lang hat er keinen Tropfen Wasser, keinen Bissen Brod in seinen Mund genommen, und doch hat er fortgemusst. Aber es haben ihn mehrere Aerzte zu Grunde gerichtet, oder vielmehr das böse Geschick, denn ein Arzt ist nichts anderes als eine Vertröstung. Aber er ist auch schön beerdigt worden, auf einem Leichenbette mit guten Decken, und er ist ehrlich beweint worden; er hat auch Einige freigelassen. Nur seine Frau hat ihn freilich nur verstellter Weise beweint. Und wenn er sie etwa nicht gut behandelt hätte, aber ein Weib ist einmal ein Weib, sie gehören zum Geiergeschlecht und haben nie genug. Man muss schon Niemandem etwas Gutes thun, es ist so gut als würfe man's in den Brunnen, und eine alte Liebe ist so gut wie ein Gefängniss. Mit überlästigem Geschrei drängte sich hier Phileros vor und sagte: Gedenken wir lieber der Lebenden. Jener hat, was ihm gebührte, er hat mit Ehren gelebt und ist mit Ehren gestorben, was hat er sich zu klagen? Er hat mit einem Heller angefangen und hätte sich nicht besonnen, einen Pfennig vom Miste mit den Zähnen aufzuheben. Er ist langsam wie eine Honigwabe gewachsen, und doch hat er wahrhaftig, glaub' ich, seine runden 100,000 hinterlassen, und die hatte er alle baar. Ich will aber die Wahrheit von ihm rein heraussagen, denn ich habe eine Hundezunge gegessen. Er war hartmäulig, schwatzhaft und ein Zänker. Da lobe ich mir seinen Bruder, das war ein braver Mann, seinem Freunde Freund, mit offener Hand und vollem Tische. Anfangs freilich hat er dem Vogel am unrechten Flecke die Federn ausgerupft, aber nachher hat ihm die erste Weinernte wieder auf die Beine geholfen, er hatte so viel Wein zu verkaufen, als er nur wollte, und dann, was ihm noch mehr auf das Pferd half, machte er eine Erbschaft, bei der ihm mehr ins Haus geflogen kam, als jener hinterlassen hat. Hier unterbrach Ganymed den Phileros und sagte: ihr schwatzt da Zeug, was weder den Himmel noch die Erde angeht, und unterdess kümmert sich Niemand darum, woher die Getreidetheuerung bei uns kommt. Ich habe heute wahrhaftig kein

Maul voll Brod auftreiben können. Und wie sollte es auch? Die Dürre dauert ja immer fort; ich hungere schon ein ganzes Jahr. Aber die Aedilen hole der Geier, die mit den Bäckern unter einer Decke stecken: hilf Du mir, so helf' ich Dir; daher muss das kleine Volk darben, denn bei den Grossen haben die Kinnbacken alle Tage Sonntag. O hätten wir noch jene Löwen von Menschen, die ich hier fand, als ich zuerst aus Asien kam. Das hiess noch leben. Da war das Getreide so wohlfeil wie in Sicilien, und fehlte es einmal, so ohrfeigten sie jene Popanze von Aedilen so ab, dass ihnen Hören und Sehen verging. Aber besonders erinnere ich mich an den Safinius; er wohnte damals am alten Triumphbogen, als ich noch ein Knabe war; das war kein Mensch, das war der klare Pfeffer. Wo er ging, da brannte er die Erde an, aber er war grade, zuverlässig, ein Freund gegen den Freund, ein Mann, mit dem man getrost im Finstern Mora spielen konnte. Aber auf dem Rathhause, wie war er da? Da stampfte er jeden im Mörser zusammen, und sprach gar nicht durch die Blume, sondern sagte Alles gerade heraus. Und erst auf dem Forum, da schwoll seine Stimme an wie eine Trompete, und dabei schwitzte er gar nicht und spuckte nicht ein einzigmal aus. Und wie herablassend war er! er erwiederte jeden Gruss, nannte alle bei Namen, ganz als wäre er wie unsereins. Daher war auch damals das Getreide wohlfeil wie Koth; ein Brod für ein As konnten zwei zusammen nicht aufessen. Jetzt habe ich schon Ochsenaugen gesehen, die grösser sind als die heutigen Brode. Ach, es wird alle Tage schlimmer, unsere Colonie wächst rückwärts, wie ein Kälberschwanz. Aber wie sollte es auch nicht, wir haben einen Aedilen, der keinen Pfifferling werth ist, dem ein Thaler in seinem Beutel lieber ist, als die Erhaltung unseres Lebens. Daher lässt er sich's zu Hause wohl sein, er nimmt an einem Tage mehr Geld ein, als ein anderer in seinem ganzen Vermögen hat. Ich weiss schon, wo er die 1000 Golddenare herbekommen hat, aber hätten wir nur Haare auf den Zähnen, so sollte es ihm wohl nicht so hingehen; nur aber sind wir zu Hause Löwen und vor der Thür Füchse. Was mich betrifft, ich habe schon alle meine Lumpen verzehrt, und wenn die Theuerung so fortdauert, werde ich meine Hütte verkaufen müssen. Denn was soll daraus werden, wenn weder Götter noch Menschen sich der Colonie erbarmen? Es glaubt auch Niemand mehr an den Himmel, Niemand hält das Fasten, Niemand macht sich auch nur so viel aus dem Jupiter, sondern Alle machen die Augen zu und zählen ihr Geld. Sonst gingen die Weiber in langen Feierkleidern mit nackten Füssen und fliegenden Haaren auf den Berg und baten den Jupiter um Regen; dafür regnete es aber auch sogleich kübelweise, und alle lachten, wenn sie nass wurden wie die gebadeten Katzen. Aber jetzt haben die Götter die Füsse mit Wolle umwickelt, weil wir nicht fromm sind, und unsere Aecker liegen dürr.

Solche Gespräge waren im Schwange, als Trimalchio wieder

eintrat, und nachdem er sich die Salben von der Stirne gewischt und die Hände gewaschen hatte, anfing: Verzeiht mir, Freunde, seit vielen Tagen hat mich der Unterleib im Stiche gelassen und Aerzte finden sich nicht, aber Granatäpfelschalen mit Kien in Essig gekocht haben mir geholfen. Ich hoffe doch nun, dass mein Bauch sich schämen wird, denn sonst grunzt es mir um den Magen wie ein Stier. Wenn also einer von euch etwas zu verrichten hat, so braucht er sich nicht zu schämen. Keiner von uns ist ganz geboren, und es giebt keine grössere Qual, als es sich zu verhalten. Das allein kann selbst Jupiter nicht gebieten. Ihr findet also draussen alles in Bereitschaft. Wir dankten ihm für seine Gefälligkeit und schweiften unser Lachen mit fleissigem Trinken hinunter. Noch wussten wir nicht, dass wir uns erst in der Mitte des Berges von Schwelgereien befänden, den wir zu überstehen hätten. Denn nachdem die Tische unter Musik gereinigt waren, wurden drei weisse Schweine in den Speisesaal geführt, mit Bändern und Schellen geschmückt, von denen ein Sklave sagte, eins sei zweijährig, eins dreijährig, das dritte schon sehr alt. Ich glaubte, es wären Jongleurs hereingekommen und die Schweine würden, wie man es auf den Marktplätzen zu sehen pflegt, Kunststücke machen. Aber Trimalchio sagte: welches von diesen wollt ihr sogleich als Speise auf dem Tische sehen? Zugleich liess er den Koch rufen und ohne unsere Wahl abzuwarten, hiess er ihm des älteste schlachten. Dabei fragte er ihn: aus der wievielten Sklavendekurie bist du? Aus der vierzigsten. Gekauft oder im Hause geboren? Keines von beiden, sondern du hast mich von Pansa geerbt. Nun so siehe wohl zu, dass du das Schwein gut anrichtest, sonst werde ich dich in die Dekurie der Botenläufer versetzen lassen. Der Koch führte also seinen lebenden Braten in die Küche, und kaum hatte Trimalchio ein kurzes Gespräch mit uns geführt, so kam ein Speisebret mit einem ungeheuren Schweine auf den Tisch. Wir wunderten uns über die Schnelligkeit und schworen, nicht einmal ein Hahn hätte so geschwind gar gekocht werden können, um so mehr, da das Schwein uns jetzt veil grösser vorkam als vorher. Da betrachtete Trimalchio es immer genauer und sagte endlich: wie, das Schwein ist ja nicht ausgeweidet? Wahrhaftig nein. Man rufe den Koch her. Als dieser traurig an den Tisch getreten war und gestand, er habe es auszuweiden vergessen, schrie Trimalchio: Was vergessen? er thut, als hätte er blos vergessen, Pfeffer und Kümmel hineinzuthun; man entkleide ihn. Der Koch wird ohne Verzug entkleidet und steht höchst betrübt zwischen zwei Prügelknechten. Da fingen alle an für ihn zu bitten und zu sagen: das kann einem wohl widerfahren, schenke es ihm für diesmal, wir bitten dich; thut er es noch einmal, dann wird niemand von uns für ihn bitten. Ich aber, voll grausamer Strenge, konnte mich nicht halten und flüsterte dem Agamemnon in's Ohr: das muss der allernichtswürdigste Sklave sein; wie kann jemand vergessen ein Schwein auszuweiden; ich würde es

ihm wahrlich nicht verzeihen, wenn er es nur bei einem Fische unterlassen hätte. Nicht so Trimalchio, der mit wieder freundlich gewordenem Gesichte sagte: Nun, weil du ein so schlechtes Gedächtniss hast, so weide es hier in unserer Gegenwart aus. Jener zog seinen Rock wieder an, nahm das Messer und machte mit furchtsamer Hand mehrere Schnitte in den Bauch des Schweins. Diese erweiterten sich sehr bald durch die von innen andrängende Wucht, und heraus stürzten Würste und Karbonaden. Bei diesem Kunststück brachen die Sclaven in Beifallgeschrei aus und wünschten dem Trimalchio Glück; der Koch wurde mit einem Trunke belohnt und einem silbernen Kranze, und den Becher bekam er auf einer korinthischen Schüssel. Als Agamemnon diese näher betrachtete, sagte Trimalchio: ich bin der einzige, der ächte korinthische Gefässe hat. Ich erwartete nach seiner sonstigen Aufschneiderei, er würde sagen, er bekäme sie aus Korinth, aber er fuhr fort: du fragst vielleicht, wie das zugeht? weil der Erzgiesser, von dem ich kaufe, Corinthus heisst. Damit ihr aber nicht denkt, ich sei ein Dummkopf, ich weiss recht gut, woher zuerst die korinthischen Gefässe gekommen sind. Als Ilium eingenommen wurde, liess Hannibal, ein verschmitzter Bösewicht, alle ehernen, goldenen und silbernen Bildsäulen auf einen Scheiterhaufen zusammenlegen und diesen anzünden. Da floss nun allerlei Metall durcheinander, die Künstler nahmen sich von dieser Masse und machten daraus Schüsseln, Teller, kleine Bildsäulen u. dergl. So sind die korinthischen Gefässe aus einem Durcheinander entstanden. Ich ziehe mir jedoch die gläsernen vor; zerbrächen sie nicht, so wären sie mir lieber als Gold. Es hat aber auch einen Künstler gegeben, der hat eine gläserne Schale gemacht, die nicht zerbrach. Er wurde mit seinem Geschenk beim Kaiser angenommen, und nachdem er sie diesem überreicht, bat er, sie ihm noch einmal zurückzugeben und warf sie auf den Boden. Der Kaiser erschrak nicht wenig, jener aber hob sie wieder auf und sie war blos verbogen, wie ein kupfernes Gefäss. Er zog also einen Hammer aus der Tasche und klopfte sie ganz gelassen wieder in die rechte Form. Nun glaubte er dem Glück im Schoosse zu sitzen, der Kaiser fragte ihn aber blos, ob sonst noch jemand die Bereitung dieses Glases verstünde, und da er es verneinte, liess er ihm den Kopf abschlagen, weil, wenn diese Kunst bekannt geworden wäre, man das Gold nur noch wie Koth betrachtet hätte.

In diesem Augenblicke traten Homeristen ein und schlugen mit den Lanzen an ihre Schilde; Trimalchio selbst setzte sich auf seinem Kissen auf, und während jene, wie gewöhnlich, in griechischen Versen mit einander sprachen, las er unverschämter Weise mit lauter Stimme lateinisch aus einem Buche. Als es still geworden war, sagte er: wisst ihr, was für eine Fabel sie darstellen? Diomedes und Ganymedes waren zwei Brüder, ihre Schwester war Helena. Agamemnon raubte diese und opferte sie der Diana als Hirschkuh. Nun erzählt Homer, wie die Trojaner und Tarentiner mit einander

kämpfen. Agamemnon siegt und gibt dem Achilles seine Tochter Iphigenia zur Frau; darüber wird Ajax rasend, und die Geschichte wird gleich aus sein. Nach diesen Worten des Trimalchio wurde ein gebratenes Kalb auf einer zehnpfündigen Schüssel hereingebracht und zwar mit einem Helme auf dem Kopfe. Dahinter stürzte Ajax mit gezogenem Schwerte wie rasend herein, zerhieb es, spieste unter mancherlei Gesticulationen und Manövers die Stücke auf das Schwert und vertheilte sie unter die staunenden Zuschauer. Wir hatten nicht lange Zeit zu staunen, denn auf einmal fing die Decke zu krachen an, und der ganze Speisesaal erzitterte. Bestürzt sprang ich auf und fürchtete, es möchte ein Zauberer durch die Decke herabkommen und nicht minder richteten die übrigen Gäste ihre Blicke erstaunt in die Höhe, voll Erwartung, was da Neues vom Himmel käme. Aber siehe da, das Getäfel thut sich auseinander, und es senkt sich plötzlich ein ungeheurer Reifen von einem grossen Weinfasse herab, an welchem ringsherum goldene Kränze und alabasterne Salbenfläschen hingen. Während man uns diese Dinge zum Mitnehmen einstecken heisst, blicken wir auf den Tisch, und da stand schon wieder ein Aufsatz mit Kuchen, in der Mitte ein vom Bäcker gebackener Priapus, der in seinem sehr umfangreichen Schoosse Obst von allen Arten und Weintrauben hatte. Begierig streckten wir die Hände darnach aus, und sogleich stellte ein neuer Scherz die allgemeine Fröhlichkeit wieder her. Denn alle Kuchen und jedes Stück Obst liessen bei der geringsten Berührung Saffran fliessen, der sich bis dicht an uns heran verbreitete. Wir überzeugten uns also, dass dieser Aufsatz ein heiliger sei, da er mit so heiligem Nass übergossen war, wir standen also auf und riefen: Heil dem Augustus, dem Vater des Vaterlandes. Einige jedoch griffen nach dieser Verehrung doch noch nach dem Obste und füllten damit ihre Servietten, vornehmlich ich, der ich die Taschen meines Giton gar nicht voll genug stopfen zu können glaubte. Während dem traten drei Sklaven in weissen Gewändern herein, zwei davon stellten Laren mit dem gewöhnlichen Halsgeschmeide auf den Tisch, der dritte trug eine Schale mit Wein herum und rief: die gütigen Götter! Nachdem sich nun alle Gesundheit an Leib und Seele gewünscht hatten, sagte Trimalchio zum Niceros: du pflegtest dich sonst bei Gastereien angenehmer zu machen, ich weiss nicht, warum du heute so still und stumm bist. Wenn du mich vergnügt machen willst, so erzähle uns etwas, wie du sonst thust. Niceros, über diese Ansprache entzückt, entgegnete: ich will in meinem Leben keinen Profit mehr machen, wenn ich nicht längst schon vor Freude zerplatze, weil ich dich so freundlich sehe. Ich will dir also auch den Wein durch eine Erzählung versüssen; ich fürchte mich nur vor den Herren Studenten dort, dass sie mich nicht auslachen. Dessenungeachtet will ich erzählen, denn was thut's mir, wenn ich auch ausgelacht werde; ist's doch besser als andere auslachen. Hierauf begann er folgende Erzählung: Als ich noch ein Sklave war, wohnten wir in einer engen Gasse,

das Haus der Gavilla steht jetzt dort. Da verliebte ich mich in die Frau des Schenkwirths Terentius; ihr habt sie ja gekannt. Die Melissa aus Tarent, die schönste Dirne. Aber ich liebte sie wahrhaftig, nicht körperlich oder um des Genusses willen, sondern wegen ihres guten Gemüthes. Wenn ich sie um etwas bat, schlug sie mir es niemals ab, erwarb sie ein As, so hatte ich die Hälfte davon, ihr vertraute ich alles an, und niemals täuschte sie mich. Deren Mann starb in seiner Dorfschenke. Daher spannte ich alle Segel auf, um irgendwie zu ihr zu kommen; aber in der Noth zeigen sich die Freunde. Zufällig verreiste mein Herr nach Capua, um altes Gerümpel zu verkaufen; diese Gelegenheit benutzte ich und bat einen Freund, mich bis zum fünften Meilensteine zu begleiten; es war ein Soldat, tapfer wie der Teufel. Wir machen uns um den Hahnschrei auf, der Mond schien so hell wie am Mittage, und wir kamen zwischen die Grabmäler. Mein Mann fängt an sich an die Denksteine zu machen, ich setze mich hin und singe und zähle die Sterne. Wie ich mich wieder nach meinem Begleiter umsehe, hat er sich ausgezogen und alle seine Kleider neben den Weg gelegt. Mir kroch die Seele in die Nase, ich stand da wie ein Todter. Jener aber umpisste seine Kleider und wurde plötzlich ein Wolf. Glaubt nicht, dass ich spasse; ich nehme keine tausend Thaler für eine Lüge. Aber wie weiter? Nachdem er ein Wolf geworden, fing er an zu heulen und lief in den Wald. Ich wusste anfangs gar nicht, wo ich war, dann ging ich hin und wollte seine Kleider aufheben, aber die waren zu Stein geworden. Wer starb da vor Furcht, als ich? Endlich zog ich mein Schwert und hieb mit aller Gewalt in die Schatten, bis ich zu dem Dorfe meiner Geliebten kam. Ich trat in das Haus, ich hatte fast den Geist aufgegeben, der Schweiss lief mir über das Rückgrat, meine Augen waren erstorben, mit Noth erholte ich mich. Meine Melissa wunderte sich, dass ich so spät käme und sagte: wärest du früher gekommen, so hättest du uns wenigtens beistehen können, denn es ist ein Wolf in das Dorf gekommen und hat alles Vieh zerrissen. Aber er hat uns doch nicht ausgelacht, obgleich er davon gekommen ist, denn mein Sklave hat ihm den Hals mit dem Spiesse durchstochen. Wie ich das hörte, machte ich rechtsum, lief augenblicklich wieder nach Hause, wie ein geplünderter Krämer. Als ich an den Ort kam, wo die versteinerten Kleidungsstücke gelegen hatten, fand ich nichts mehr als Blut. Wie ich aber nach Hause kam, lag mein Soldat im Bette wie ein Ochse und ein Arzt verband ihm den Hals. Ich merkte nun, dass er ein Wehrwolf sei, und konnte von nun an keinen Bissen Brod mehr mit ihm essen und hätte es mich das Leben gekostet. Wer's nicht glauben will, der lässt es bleiben, aber wenn ich lüge, könnt ihr zeitlebens böse auf mich sein. Während wir alle ganz verdutzt da sassen, fing Trimalchio an: allen Respekt vor der Erzählung, mir haben die Haare zu Berge gestanden, denn ich weiss, dass Niceros keine Mährchen erzählt; aber jetzt will euch selbst etwas Schauer-

liches erzählen. Als ich noch ein Sklave mit langen Haaren war (denn ich habe von Klein auf ein Leben wie im Himmel geführt), starb unseres Herrn Liebling Iphis, wahrlich eine Perle von einem Jungen. Da ihn nun seine Mutter kläglich bejammerte, und auch wir meistentheils traurig waren, fingen plötzlich die Hexen an sich vor der Thür zu jagen, als wenn ein Hund einen Hasen verfolgte. Wir hatten damals einen Kappadozier, einen langen, verwegenen Kerl, der selbst mit dem erzürnten Jupiter angebunden hätte. Der sprang ganz dreist mit gezogenem Schwerte zur Thüre hinaus, nachdem er die linke Hand sorgfältig eingewickelt, und durchbohrte ein Weib ungefähr an dieser Stelle (nimm's nicht übel, dass ich dich anrühre). Wir hörten ein Stöhnen, aber sie selbst (ich will gar nicht lügen) sahen wir nicht. Unser Baro kam wieder herein und warf sich auf das Bett, denn er hatte den ganzen Kopf voll Schwülen, als wäre er mit Peitschen gehauen. Wir verschliessen die Thüre und gehen wieder an unsere Arbeit, aber wie die Mutter den Leichnam ihres Sohnes umarmt und anfühlt, sieht sie nichts als einen Strohmann, ohne Herz, ohne Eingeweide, ohne Alles. Denn die Hexen hätten den Knaben doch gestohlen und eine Strohpuppe an seine Stelle gelegt. Uebrigens bekam jener lange Baro nach diesem Vorfalle nie seine Farbe wieder, ja er wurde nach einigen Tagen verrückt und starb.

Hierauf folgten einige Leckerbissen, die mich noch in der Erinnerung entzücken. Statt Drosseln wurden gemästete Hennen herumgegeben, jedem eine, und Gänseeier. Trimalchio forderte uns auf, davon zu essen mit dem Beifügen, aus den Hennen seien die Knochen herausgenommen. Während dem schlug ein Lictor an die Thüre des Speisesaales und ein Gast von einer andern Schmauserei trat herein in weissem Gewande mit zahlreichem Gefolge. Durch sein majestätisches Ansehn geschreckt glaubte ich, der Prätor sei gekommen, und versuchte also aufzustehen und meine nackten Füsse auf die Erde zu setzen. Aber Agamemnon lachte mich wegen dieser Furchtsamkeit aus und sagte: bleibe doch ganz ruhig, thörichter Mensch, es ist ja weiter niemand als der Sechsmann Habinnas, der Steinmetz, der die bessten Grabsteine macht. Dadurch ermuthigt legte ich mich wieder auf meinen Ellenbogen und sah mir den eintretenden Habinnas verwunderungsvoll an. Er hatte, schon betrunken, die Hände auf die Schultern seiner Frau gestützt; er war mit mehreren Kränzen beladen und die Salbe lief ihm über die Stirn in die Augen. Er setzte sich auf den Ehrenplatz und forderte sogleich Wein und warmes Wasser. Trimalchio fand an seiner Fröhlichkeit Behagen, forderte gleichfalls einen grösseren Becher und fragte ihn, wie er traktirt worden wäre. Wir haben Alles gehabt ausser dir, erwiderte Habinnas, und es war wahrhaftig Alles gut. Scissa gab am neunten Tage ein glänzendes Leichenmahl zu Ehren seines Sklaven, den er beim Sterben freigelassen hatte, und ich glaube, er hat nebst den Einnehmern der Erbschafts-

steuer einen grossen Profit dabei, denn man schätzt den Verstorbenen auf 50,000. Da ging es sehr angenehm zu, obgleich wir die Hälfte unseres Trunkes über die Gebeine desselben auszugiessen genöthigt waren. Aber was habt ihr denn nun, fragte Trimalchio, bei Tische gehabt? Ich werde dir's sagen, wenn ich kann, war die Antwort, denn ich habe ein so gutes Gedächtniss, dass ich häufig meinen eignen Namen vergesse. Wir hatten im ersten Gange einen bekränzten Eber und ringsum Gebackenes, und vortrefflich zubereitetes Ragout von Gänse- und Entengeschnerre, und Mangold, und schwarzes hausbacknes Brod, das mir lieber ist als weisses, denn es gibt Kräfte. Das zweite Gericht war ein kalter Pudding, worüber excellenter spanischer Honig warm gegossen war. Von dem Pudding habe ich also nicht das geringste gegessen, mit dem Honig habe ich mich ganz vollgestopft. Rings herum standen Kichererbsen und Saubohnen, und für jede Person ein Apfel; ich habe mir aber zwei genommen, siehst du, hier habe ich sie in der Serviette, denn bringe ich meinem Lieblingssklaven nichts mit, so bekomme ich Schelte. Ja, da erinnert mich meine Frau daran, wir hatten auch ein Stück Bärenfleisch; Scintilla kostete unvorsichtiger Weise etwas davon und musste fast ihre Eingeweide herausgeben; ich aber habe mehr als ein Pfund davon gegessen, denn es schmeckte ganz wie Schweinefleisch, und ich dachte: isst der Bär den Menschen, um wie viel mehr muss der Mensch den Bären essen. Zuletzt hatten wir weichen Käse, und dickgekochten Most und jeder eine Schnecke, und Gedärme mit Lebern, und Eier, und Rettig und Senf, auch wurden in einer Mulde eingesalzene Oliven herumgereicht, wovon ich aber nichts bekommen habe, weil mich schändlicher Weise einige Andere mit ihrer Faust davon zurückdrängten.

Aber sage mir, Gajus, ich bitte dich, warum liegt Fortunata nicht mit bei Tische? Wie kannst du fragen? antwortete Trimalchio, du kennst sie ja, ehe sie nicht alles Silberwerk aufgehoben, ehe sie nicht die Speisereste unter die Sklaven ausgetheilt hat, nimmt sie keinen Tropfen Wasser in den Mund. Dann gehe ich auch fort, sagte Habinnas, wenn sie nicht zu uns kommt, und er wollte schon aufstehen, wäre nicht auf ein gegebenes Zeichen Fortunata mehr als viermal von der ganzen Dienerschaft gerufen worden. Sie kam also, mit einem grünlichen Gürtel aufgeschürzt, so dass unten eine kirschbraune Tunica sichtbar wurde, und gewundene Kniebänder und mit Gold bedeckte griechische Schuhe. Sie wischte sich mit einem Schweisstuche, dass an ihrem Halse hing, die Hände ab, setzte sich auf das Sopha, auf welchem Scintilla, des Habinnas Frau, lag, küsste sie und sagte: bekomme ich dich endlich einmal zu sehen. Es kam bald dahin, dass sie von ihren dicken Armen die Armbänder abzog und sie der bewundernden Scintilla zeigte. Zuletzt löste sie auch die Kniebänder und ein goldenes Netz, das, wie sie sagte, vom reinsten Golde war. Trimalchio bemerkte es und liess ihren ganzen Schmuck herbeibringen. Da seht ihr, sagte er, die Fesseln eines Weibes,

so werden wir armen Männer geplündert. Das hier muss 6½ Pfund wiegen; aber ich habe doch ein Armband von 10 Pfund. Endlich liess er, dass wir ihn nicht für einen Lügner hielten, eine Wage bringen, und das Gewicht rund herum bestätigen. Nicht besser machte es Scintilla, die von ihrem Halse eine goldne Kapsel herabnahm, die sie Felicio nannte; daraus brachte sie zwei Perlen hervor, gab sie der Fortunata abwechselnd zu betrachten und sagte: der Güte meines Herrn verdanke ich es, dass niemand bessere hat. Du hast mich aber auch halb todt gemartert, sagte Habinnas, dass ich dir diese Glasbohnen kaufen musste. Hätte ich eine Tochter, ich würde ihr gleich die Ohrläppchen wegschneiden. Wenn es keine Weiber gäbe, so würden wir das Alles für Koth achten, jetzt aber heisst es: warm pissen und kalt trinken. Unterdess fingen die halbberauschten Weiber an unter sich zu lachen und sich zu küssen, während die eine mit ihrer Wirthschaftlichkeit prahlt, die andere über die Vergnügungssucht und Liederlichkeit ihres Mannes klagt.

Nach einiger Zeit befahl Trimalchio den Nachtisch zu bringen. Die Sklaven nahmen also alle Tische weg und brachten andere, auf den Fussboden aber streuten sie Sägespäne, die mit Saffran und Mennig gefärbt waren, und, was ich noch nie gesehen hatte, Pulver vom Spiegelsteine. Unterdess fing der alexandrinische Sklave, der das warme Wasser reichte, an, die Nachtigall nachzuahmen, während Trimalchio ihm von Zeit zu Zeit zurief: anders. Und gleich darauf schrie auf einmal der Sklave, der zu den Füssen des Habinnas sass, mit lauter Stimme, ich glaube auf Befehl seines Herrn: Interea medium Aeneas iam classe tenebat u. s. w. Nie traf ein widerwärtigerer Ton meine Ohren, denn ausser dass er aus Unwissenheit immer an der unrechten Stelle die Stimme hob und senkte, mischte er auch Atellanische Verse darunter, so dass mir da zum erstenmale Virgilius widerlich wurde. Als er endlich einmal ermüdet aufgehört hatte, sagte Habinnas: Ob der wohl was gelernt hat? ich habe ihn aber auch unterrichten lassen, und es kommt ihm keiner gleich, er mag Maulthiertreiber oder Marktschreier nachahmen wollen. Er hat verzweifelte Talente, er ist zugleich Schneider, Koch und Bäcker, er dient allen Musen. Nur zwei Fehler hat er, ohne die er unbezahlbar wäre: er ist beschnitten und schnarcht; denn dass er schielt, daraus mache ich mir nichts. Da unterbrach ihn Scintilla und sagte: du hast nicht alle Künste des Nichtswürdigen aufgezählt, er ist auch dein Kuppler, aber ich werde ihm schon noch ein Brandmal dafür aufdrücken lassen. Trimalchio lachte und sagte: da erkenne ich den Kappadozier, er lässt keine von seinen Tugenden fehlen und ich lobe ihn deshalb; du aber, Scintilla, sei nicht eifersüchtig; glaube mir nur, wir kennen euch auch. Da zog der infame Sklave, als wäre er gelobt worden, einen thönernen Leuchter aus der Tasche, und ahmte damit länger als eine halbe Stunde einen Trompeter nach, während Habinnas dazu sang und die Unterlippe mit der Hand herabzog. Endlich trat er mitten in den Saal

und ahmte bald auf gespaltenem Rohr einen Flötenspieler nach; bald nahm er einen Mantel um und stellte einen Maulthiertreiber mit der Peitsche dar, bis ihn Habinnas zu sich rief, küsste, ihm zu trinken gab und sagte: du hast's herrlich gemacht, Massa, ich schenke dir ein Paar Stiefeln. Und dieses Elend hätte kein Ende genommen, wäre nicht der Nachtisch hereingebracht worden, Drosseln mit Kraftmehl, Rosinen und Nüssen gefüllt; darauf folgten Granatäpfel, die ringsum mit Stacheln besteckt waren, so dass sie Igel bildeten. Das hätten wir uns noch gefallen lassen, hätte nicht ein noch weit wunderlichereres Gericht uns fast allen Appetit genommen. Denn da, nach unserer Meinung, eine gemästete Gans und um sie herum Fische und Vögel von allen Arten aufgesetzt worden war, sagte Trimalchio: Alles was ihr hier seht, ist aus einem Stoffe gemacht. Ich als ein kluger Mensch merkte gleich, was das hiesse, und sagte zum Agamemnon: es sollte mich wundern, wenn das nicht Alles aus Koth gemacht wäre; ich habe zu Rom an den Saturnalien solche Truggerichte gesehen. Aber noch hatte ich nicht ausgesprochen, als Trimalchio sagte: sowahr nur noch mein Geld, aber nicht mein Körper wachsen soll, Alles das hat mein Koch aus Schweinefleisch gemacht. Es kann keinen preiswürdigeren Menschen geben: verlangt man's, so macht er aus einer Saugebärmutter einen Fisch, aus Speck eine Taube, aus einem Schinken eine Turteltaube, aus Ochsenfüssen eine Henne; daher habe ich ihm nach einem glücklichen Einfalle einen artigen Namen gegeben, denn er heisst Dädalus, und weil er ein gutes Gemüth hat, habe ich ihm aus Rom zum Geschenk Messer aus Norischem Eisen mitgebracht. Diese liess er sogleich wieder herbeibringen, bewunderte sie, und erlaubte auch uns, ihre Schärfe an unsrer Wange zu probiren. Auf einmal traten zwei Sklaven herein, die sich mit einander zu zanken schienen und thönerne Krüge trugen. Während nun Trimalchio ihren Streit sich zu schlichten bemühte, schlugen sie einander gegenseitig mit grossen Knütteln an die Krüge. Bestürzt über die Unverschämtheit der Trunkenen sahen wir genauer hin und bemerkten, dass aus dem zerschlagenen Bauche der Krüge Austern und Kammmuscheln herausstürzten, die ein andrer Sklave auffing und auf einer Schüssel herumtrug. Zugleich brachte der Koch zischende Schnecken auf einem silbernen Rost und sang dazu mit einer grässlichen, zitternden Stimme. Was jetzt kommt, schäme ich mich fast zu erzählen: unerhörter Weise brachten nämlich Knaben mit langen Haaren Salbe in einem silbernen Becken, und salbten die Füsse der daliegenden, nachdem sie vorher Schenkel, Füsse und Fersen mit Kränzen umwunden hatten. Dann wurde von derselben Salbe auch etwas in das Weingefäss und in die Lampe gegossen. Schon bekam Fortunata Lust zu tanzen, schon klatschte Scintilla öfters in die Hände, als sie sprach, da sagte Trimalchio: ich erlaube dir, Philargyrus und dir Cario, euch mit zu Tische zu legen, sage es auch der Minophila, deiner Bettgenossin. Dies geschah und kurz, wir wurden fast von den Sophas

heruntergedrängt, so sehr füllte die Dienerschaft den ganzen Speisesaal an. Ich wenigstens bemerkte, dass oberhalb meiner der Koch sich hingelegt hatte, der aus dem Schweinefleisch die Gans gemacht hatte, und schrecklich nach allerlei Gewürzen roch. Und er begnügte sich gar nicht damit dazuliegen, sondern fing sogleich an, den Tragöden Ephesus nachzuahmen, und seinem Herrn von Zeit zu Zeit eine Wette anzubieten, dass bei den nächsten Circensischen Spielen die grüne Partie den Sieg davon tragen werde. Hierdurch angenehm zerstreut sagte Trimalchio: Freunde, die Sklaven sind auch Menschen und haben gleich uns von einer Milch getrunken, wenn gleich ein böser Geschick sie zu Boden gedrückt hat. Nun, wenn ich am Leben bleibe, sollen sie bald freies Wasser kosten, und zuletzt lasse ich alle in meinem Testamente frei. Dem Phylargyrus vermache ich auch ein Grundstück und seine Bettgenossin; auch dem Carrio ein kleines Vorwerk und ein vollständiges Sopha. Dann meine Fortunata setze ich zur Universalerbin ein und empfehle sie allen meinen Freunden. Das Alles mache ich darum bekannt, damit meine Dienerschaft mich jetzt schon so liebt, als wäre ich todt. Alle fingen an ihm für seine Güte zu danken; da wurde er auf einmal ernsthaft, liess sein Testament herbeibringen, und las es von Anfang bis zu Ende unter dem Geheul seiner Sklaven vor. Hierauf wandte er sich zum Habinnas und sagte: Was meinst du, Freund, nicht wahr, du bauest mir mein Grabmal, wie ich es mir bei dir bestellt habe? Ich bitte dich herzlich, zu den Füssen meiner Bildsäule male mir ein Hündchen und Kränze und Salben und alle Kämpfe des Petrax, damit es mir glücke, durch deine Hülfe nach dem Tode noch fortzuleben. Ausserdem muss es in der Fronte 100 Fuss messen, und sich in's freie Feld hinein 200 Fuss tief erstrecken. Denn alle Arten von Obstbäumen und Weinstöcken sollen mir um meine Asche reichlich wachsen. Denn es ist ein kränkender Gedanke, wenn einem bei Lebzeiten die Häuser wohl besorgt worden sind, dass dann nach dem Tode der Ort, wo man noch viel länger wohnen muss, keine sorgfältige Beachtung finden sollte. Darum werde ich auch in meinem Testamente dafür sorgen, dass mir nach dem Tode keine Kränkung zugefügt werde. Ich werde einen von meinen Freigelassenen zur Wache über mein Grabmal setzen, damit das Volk es sich nicht etwa zum Abtritt ausersieht. Dich aber bitte ich ferner, dass du auf meinem Grabmale auch Schiffe darstellst, die mit vollen Segeln fahren, und mich auf einem Tribunal sitzend mit der Prätexta und 5 goldnen Ringen, wie ich aus einem Sacke Geld unter das Volk streue. Denn du weisst, dass ich zum Leichenschmause Mann für Mann zwei Denare bestimmt habe. Du magst, wenn es dir gut dünkt, auch einen Speisesaal darstellen und das ganze Volk, wie es sich gütlich thut. Zu meiner Rechten stelle die Bildsäule meiner Fortunata, eine Taube in der Hand und ein Hündchen an einem Bande führend; und meinen Cicaro, und eine grosse Menge Weinflaschen, wohl vergypst, damit der Wein nicht

herausfliesse, eine stelle zerbrochen dar und darüber einen weinenden Knaben. Und in die Mitte mache eine Sonnenuhr, damit jeder, der nach der Uhr sieht, meinen Namen lies't, er mag wollen oder nicht. Und nun höre einmal zu, ob die folgende Inschrift passend scheint: „Hier ruht C. Pompejus Trimalchio Maecenatianus. Ihm ist das Sevirat in seiner Abwesenheit zuerkannt worden. Er hätte zu Rom in allen Decurien sein können, aber er wollte nicht. Fromm, muthig, treu, wuchs er von kleinem Anfang. Er hinterliess 30 Millionen Sestertien und er hat nie einen Philosophen gehört. Lebe wohl."

Nach diesen Worten fing Trimalchio beträchtlich zu weinen an, auch Fortunata weinte, auch Habinnas weinte, endlich erfüllte die ganze Dienerschaft, als wäre sie zum Begräbniss geladen, den Speisesaal mit Geheul. Ja auch ich hatte schon angefangen zu weinen, als Trimalchio sagte: da wir nun also wissen, dass wir Alle sterben werden, warum sollen wir da nicht leben? Wenn ihr klug seid, so kommt mit mir in's Bad, auf meine Gefahr, es wird euch nicht reuen; es ist so heiss wie ein Ofen. Recht, Recht, sagte Habinnas, ich mag nichts lieber, als aus einem Tage zwei machen. Und mit nackten Füssen stand er auf und folgte dem vergnügten Trimalchio. Ich sah mich nach dem Ascyltos um und sagte: was denkst du zu thun? wenn ich jetzt ein Bad nur zu sehen bekomme, so komme ich um. Wir wollen thun, als stimmten wir bei, entgegnete jener, und während sie in's Bad gehen, uns im Gedränge still davon machen. Dies fand meinen Beifall, und unter Gitons Führung gelangten wir durch den Porticus zur Thüre.

Specimen I.

Auctarii animadversionum in Timaei Lexicon Platonicum ex Ruhnkenii editione altera.

Scripsit *A. Jahnius*, Bernas Helvetius*).

Timae. Pag. 163 = 137 ed. Koch. *Κορυβαντιᾶν·* *παρεμμαίνεσθαι καὶ ἐνθουσιαστικῶς κινεῖσθαι.*

Κορυβαντιᾶν.] Ione p. 533, E. *καὶ οἱ μελοποιοὶ οἱ ἀγαθοὶ ὡσαύτως, ὥσπερ οἱ κορυβαντιῶντες, οὐκ ἔμφρονες ὄντες ὀρχοῦνται.*

*) Opus, a me promissum in Symbolis Philostrateis p. 65. et Praefatione ad Basilium Ploti niz. p. 9., a VV. DD. non sine bono augurio exspectari est jussum (conf. Göttinger Gel. Anzeig. 1838. Vol. 2. p. 885. Jenaer Lit.-Zeit. 1840. num. 208. p. 224. Neue

ibid. p. 536, C. Sympos. p. 215, E. *πολύ μοι μᾶλλον ἢ τῶν κορυβαντιώντων ἡ καρδία πηδᾷ.* ubi vide Scholia. Phaedr. p. 228, B. *ἥσθη ὅτι ἕξοι τὸν συγκορυβαντιῶντα.* Criton. p. 54, D. fin. *Ταῦτα — ἐγὼ δοκῶ ἀκούειν, ὥσπερ οἱ κορυβαντιῶντες τῶν αὐλῶν δοκοῦσιν ἀκούειν· καὶ ἐν ἐμοὶ αὕτη ἡ ἠχὴ τούτων τῶν λόγων βομβεῖ, καὶ ποιεῖ μὴ δύνασθαι τῶν ἄλλων ἀκούειν.* unde profecisse Maximum Tyr. Diss. XXXVIII. [2.] p. 447. monuit Dan. Heinsius. [Maximi haec sunt verba: *φασὶ τοὺς κορυβαντιῶντας, ἐπειδὰν ἀκούσωσιν αὐλοῦ, ἐνθουσιᾶν, τῶν προτέρων λογισμῶν ἐξισταμένους.* Ad locum in Ione p. 536, C. respexisse Maximum, Mülleri est opinio p. 83 suae editionis, parum illa probabilis. Minus repugnem, si quis eum profecisse censeat ex Ione p. 533. E. ubi Plato *μελοποιοὺς* et *κορυβαντιῶντας*, pariter ut ille *κορυβαντιῶντας* et poëtas, coniunxit. Verum enim vero tibiarum mentio, a Maximo facta, imitationem ex Critone fluxisse, satis arguit.] Eundem locum imitati sunt cum alii, laudati ab H. Valesio Emend. II. 4. p. 52, tum Lucian Lexiph. [16.] p. 338. *κορυβαντιάσειν μοι δοκῶ, περιβομβούμενος ὑφ᾽ ὧν κατεσκέδασάς μου ὀνομάτων.* Horatius Ep. I. 1. 7. *Est mihi purgatam crebro qui personet aurem.* quem locum cum hoc Platonico comparat Lambinus. [Sed Horatii verborum plane alia ratio ac Platonicorum e Critone, de quibus nos infra accuratius disputabimus. Vide modo ad Horatii locum Obbarium in peculiari illius Epistolae editione p. 12 et Orellium ad Horat. Tom. II. p. 301. Scriptores, a Valesio laudati quos pro imitatoribus Ruhnkenius habuit, Origenes sunt et Maximus Tyrius. Sed locum Origenis, vel potius Celsi apud Origenem Lib. III. C. Cels. p. 120 = III, 16. p. 457, C. ed. Ruae. a Platonico in Critone prorsus differre, infra videbimus. Maximi locus Dissert. VII. p. 74 = XXIII. 4. p. 279 ita se habet: *τοῦτο γάρ τοι δύναται ποιητοῦ λόγος ἐμπεσὼν ἀκοαῖς τεθραμμέναις κακῶς, περιβομβεῖν αὐτὰς καὶ μὴ παρέχειν σχολὴν διαπιστεύειν τοῖς εἰκῇ θρυλλουμένοις λόγοις.* in quibus imitationis Platonicae vestigia prorsus evanida aut potius nulla sunt. Magis ad Platonicum hi accommodati sunt loci: Lucian. Imag. 13. — *ὡς καὶ παυσαμένης ἔναυλον εἶναι τὴν βοὴν καί τι λείψανον ἐνδιατρίβειν καὶ περιβομβεῖν τὰ ὦτα, καθάπερ ἠχώ τινα παρατείνουσαν τὴν ἀκρόασιν* —: Synes. Epist. 123. p. 259, D. *ἐμβομβεῖ μου ταῖς ἀκοαῖς ἡ θαυμαστή σου τῶν σοφῶν*

Jahrbücher f. Philol. u. Pädagogik von Seebode, Jahn und Klotz Vol. 32. Fascic. I. p. 100.). Quam quidem bonam opinionem, de eo in antecessum captam, hoc et aliis, quae subinde hisce Ephemeridibus inseram, speciminibus, confirmatum iri spero. Interim aequi bonique consuli velim hanc animadversionem, quae brevioris dissertationis modulum explet ac, nisi magnopere fallor, rerum ubertate, erroris inveterati et pervagati confutatione, denique explicatione complurium locorum in veterum, Platonis praesertim, scriptis commendatur. Ceterum mea, uncis inclusa, Ruhnkenianis inserta et annexa videbis.

λόγων ἠχώ: Epist. 186 p. 273, A. καὶ ἐμβομβεῖ μου ταῖς ἀκοαῖς ἡ θαυμαστῶς γλυκεῖα τῶν ἱερῶν σου λόγων ἠχώ. Quorum locorum priore Thomas Mag. v. ἠχή· ἱερῶν λόγων scriptum habet, quasi alterum laudare voluisset; neutro vero loco est, quod pro ἠχώ ex Platone ἠχὴ reponamus, quod Piersonus ad Moer. Att. p. 175 priore loco et Epist. 149 in verbis, ἀκοῦσαι μέν σου τῆς ἡδίστης τῶν λόγων ἠχοῦς, fieri voluit. Luciano et Synesio adde Scriptorem de Scientia Politica in Maii Collect. Nova Vett. Scriptt. T. II. p. 598, ubi Platonicae imitationis certa vestigia in loco mendosissimo apparent: ἐνηχεῖσθαι γάρ πώς (Mai. ἐνηχεῖσθαι ... γὰρ πῶς) μοι δοκῶ ἀκοὴν ὡς ὑπὸ τῶν Κορυβάντων (Mai. ὡς ἐπὶ τῶν κορυβαντίων) i. e. κορυβαντιᾶν μοι δοκῶ. Quod h. l. ἐνηχεῖσθαι ἀκοὴν ὡς ὑπὸ τῶν Κορυβάντων, idem significare videtur inaudita locutio *Κορυβάντων ἐμπλησθῆναι* in Crameri Anecd. Oxon. T. III. p. 167, 24. Fortasse tamen legendum, ὡς ἐπὶ τῶν κορυβαντιώντων. i. e. *qui mos τῶν κορυβαντιώντων*.] Proprie verbum de *aegrotis, qui tibiarum sonum sibi audire visi quasi furiis agitantur et vexantur insomniis*, usurpari solitum, egregie docuit Jos. Scaliger ad Catull. Carm. XXXVIII. [8.] et Animadv. in Euseb. p. 27, cuius sententiam pluribus confirmant Salmas. Exerc. Plin. p. 764 et P. Petitus ad Aret. Cappadoc. p. 174. Hanc κορυβαντιώντων insomniam veteres musica curasse tradit philosophus noster [, Petito in hanc rem laudatus,] Legg. VII. p. 790, D. ὡς ἐξ ἐμπειρίας αὐτὸ εἰλήφασι καὶ ἐγνώκασιν ὂν χρήσιμον αἵ τε τροφοὶ τῶν σμικρῶν, καὶ αἱ περὶ τὰ τῶν Κορυβάντων ἰάματα τελοῦσαι· ἡνίκα γὰρ ἄν που βουληθῶσι κατακοιμίζειν τὰ δυσυπνοῦντα τῶν παιδίων αἱ μητέρες, οὐχ ἡσυχίαν αὐτοῖς προσφέρουσιν, ἀλλὰ τοὐναντίον κίνησιν, ἐν ταῖς ἀγκάλαις ἀεὶ σείουσαι, καὶ οὐ σιγήν, ἀλλά τινα μελῳδίαν, καὶ ἀτεχνῶς οἷον καταυλοῦσι τῶν παιδίων, καθάπερ αἱ τῶν ἐκφρόνων βακχειῶν ἰάσεις, ταύτῃ τῇ τῆς κινήσεως ἅμα χορείᾳ καὶ μούσῃ χρώμεναι. [unde δυσυπνοῦντα, quocum ista Pollucis Onomast. IX, 7, 127 p. 1113 conferenda sunt, πλαταγώνιον — ᾧ καταβαυκαλῶσιν αἱ τίτθαι ψυχαγωγοῦσαι τὰ δυσυπνοῦντα τῶν παιδίων, loco mendosi δυσπνοῦντα apud Cyrill. Alex. C. Julian. VII. p. 243 sq. Cotelerius ad Monumm. Eccl. Gr. T. II. p. 542 reponi optimo jure jussit. — Sed Platonis iste locus, quo in verbis τὰ τῶν Κορυβάντων Astius verbum κορυβαντιᾶν ea cum significatione, quam Ruhnkenius, auctore Scaligero, tanquam propriam adposuit, restituendum esse conjecit, vehementer nos admonet, ut cum primariam atque propriam tum secundarias atque translatas eius verbi notiones accuratius persequamur, quo magis refellendis virorum doctorum erroribus, in eo explicando apud Platonem haud uno loco commissis, ipsi Platoni prosimus. — Est igitur, ut primaria, ita propria haec verbi κορυβαντιᾶν significatio, ut declaret *affectum et actionem Corybantum sive Gallorum, id est sacerdotum matris Deum, tum hominum, ab illis Rheae sive Cy-*

belae initiatorum, *quum nimirum*, ὀργιαστικοῖς *tibiarum phrygiarum modis*, *tympanorum sonitu et cymbalorum tinnitu excitati*, *sacro furore agitantur et fanatica exsultant saltatione*. — Horum de singulis singillatim et accuratius deinceps disputemus. — Ac primum quidem satis constat, Rheam, uti origine eadem atque Cybele fuit, confundi cum ea solitam esse. Videsis Creuzer. Symbolik ed. 2. T. II. p. 46. 50. 55. 58. Hoeck. Creta T. I. p. 233 sq. et Stuhr. Die Religions-Systeme der Hellenen p. 88. 152 sq. A Corybantibus autem ipsis, id est a numinibus, quae, pariter ut Curetas aliaque cognata numina, Graecorum religio matri deum tanquam famulatum adiunxit (vid. Lobeck. Aglaoph. T. II. p. 1139—1155), sacerdotes quoque illius Corybantas vocatos esse, non minus constat. Conf. modo Hesych. *Κορύβας· Ῥέας ἱερεύς*. Quid? quod minime apud Graecos defuerunt, qui numina illa haud magnopere ab istis sacrificulis differre statuerent. Conf. Strab. Lib. X. cap. 3. §. 7. T. IV. ed. Tzschuck. p. 157 et §. 21. p. 211. Eosdem posteriore aetate Gallos vocatos, non est, quod operose demonstremus. Vid. Creuzer. Symbol. T. II. p. 42 sq. Lobeck. Aglaoph. T. I. p. 658 sq. Itaque Varro Graecum κορυβαντιᾶν optimo jure Latino *gallari* reddidit, quo de verbo conferendus est Salmas. Exerc. Plin. p. 765, a, G. sq. qui tamen de comparando κορυβαντιᾶν haud cogitavit. — Porro videamus de ὀργιαστικοῖς illis instrumentis musicis Corybantum in sacris ad excitandum ἐνθουσιασμὸν adhiberi solitis, et primum quidem de tibiae modis Phrygiis disputemus. Est autem primarius in hanc rem locus apud Platonem in Convivio p. 215, C. ubi tibiae modi Phrygii, a Marsya inventi, nomine celebrantur, quod unice sint apti ad excitandum in hominum pectoribus divinitatis sensum. Omnino quemadmodum inter instrumenta musica tibia omnium maxime ὀργιαστικὸν et ἐνθουσιαστικὸν habebatur (conf. Procl. ad Alcib. I. p. 197 sq. ed. Creuzer.), unde per totam antiquitatem et apud Graecos (vid. Creuzer. Symbol. ed. 2. T. III. p. 155 et ad Procl. l. l. p. 198) et apud Romanos (vid. Turneb. ad Cicer. de Lege Agr. 34.) solemnis tibiarum in sacris usus erat, ita tibiae modi Phrygii, ab auctore Marsya profecti et potissimum sacris matris deum accommodati, sacrum quendam furórem maxime excitare existimabantur. Vid. Salmas. Exerc. Plin. p. 87, b, F. Passerat. ad Propert. II, 22, 16. p. 233, b, C. D. Lips. ad Senec. Epist. 108. Vulp. ad Catull. LXII. 22. p. 239, a, b. Davis. ad Cic. de Divin. I, 50 et ad Maxim. Tyr. Dissert. XXXVIII. 2. Gesner. Comment. de Silenis, in Comm. Soc. Gotting. Vol. IV. T. IV. p. 51 sq., qui Platonis e Convivio locum supra laudatum haud obiter perlustravit, Boettiger. Att. Mus. T. I. 2. p. 279—358. Spalding. ad Quintil. Inst. Or. I, 10, 33. Creuzer. Symbol. T. III. p. 155. 157. Celebrandis autem matris deum sacris Phrygios tibiae cantus a Marsya inventos fuisse, id satis arguit, quod τὸ *Μητρῷον αὔλημα* eius inventum ferebatur. Vid. Pausan. X. 30.

et conf. Salmas. Exerc. Plin. p. 87, a, G, b, A. Atque etiamsi apud veteres non desint, qui alios ac Marsyam Phrygios tibiae cantus invenisse ferant, iidem tamen τὰ Μητρῷα ab illis inventa esse consentiunt. Vid. Spanhem. ad Callim. Hy. in Dian. vs. 245. Itaque iis locis, ubi de usu tibiarum in Corybantio Cybeles cultu mentio facta est, simul de μητρῴοις potissimum tibiarum cantibus, quippe unice accommodatis excitando sacro furori, cogitandum erit. Conf. Eurip. Bacch. vs. 123 sq. Lucret. II, 621. Strab. X. cap. 3. §. 7. T. IV. ed. Tzschuck. p. 157 et §. 15. p. 187. Plutarch. Amator. p. 759, B. 763, B., ubi ὁ αὐλὸς καὶ τὰ μητρῷα expresse in ἐνθουσιασμοῦ incentivis referuntur, Maneth. Apotelesm. VI, 538. Lucian. Deon. Dial. XII, 2. Nigrin. 37. Podagr. p. 636. T. III. ed. Wetsten. Philostr. Epist. 15. Porphyr. ap. Iamblich. de Myst. III, 9, p. 69. Gregor. Naz. αὐλῶν τε φρυγίων μανιήτοκος ἔκτομος ἠχή. Claudian. de Raptu Proserp. II. 268. Alios eodem ex genere locos Barthius Animadv. in Claudian. p. 896, a. Tomasin. De Cecropii Voto p. 59. Perizon. ad Ael. V. H. IX, 8. Lobeck. Aglaoph. T. II. p. 1021 et viri docti, supra laudati, affatim attulerunt. Ceterum, ne quid temere neglexisse videar, quod ad rem faciat, de tibiae Phrygiae natura ipsa, cornui quam tibiae similiore, conf. Voss. ad Catull. p. 166 sq. 226 sq. Hemsterhus. ad Lucian. Deor. Dial. l. l. Oudendorp. ad Apulei. Metam. VIII. p. 577 sq. Hoeck. Creta T. I. p. 222 sq. Orell. ad Horat. Od. I, 18, 13 sq. p. 84. — Sequitur, ut dicamus de reliquis instrumentis musicis ὀργιαστικοῖς, quibus Corybantes sive Galli in matris deum sacris utebantur, nimirum de ῥόπτροις sive tympanis, quorum praecipuus in illis sacris usus fuit, praeterea etiam de cymbalis et crotalis. Conf. igitur Eurip. Bacch. 123 sq. Aristoph. Vesp. 116 sq. Orph. Hy. XIV. 3. (in Rheam) — τυμπανόδουπε, φιλοιστρομανὲς, χαλκόκροτε κούρη. Apollon. Rhod. Argon. I. 1139. Strab. X. 3. 7. ed. Tzschuck. T. IV. p. 4 et X. 3. 15. p. 187. Plutarch. Amator. p. 763. B., ubi οἱ ἐνθεαζόμενοι praesertim οἱ κορυβαντιῶντες sunt, ut simul injecta τῶν μητρῴων mentio ostendit, Lucian. Deor. Dial. XII. 2. Podagr. p. 646. T. III. ed. Wetst. Philostr. Ep. 15. οἱ τελούμενοι τῇ Ῥέᾳ μαίνονται πληγέντες τὰ ὦτα κτύποις ὀργάνων· ἀλλ' ἐκεῖνα μὲν κυμβάλων καὶ αὐλοῦ ἔργα. ubi κτύπους ὀργάνων non ad tibiam, quae Brodaei Miscell. V. 13. opinio fuit, sed ad κύμβαλα pertinere, et res ipsa docet, et comparatio huiusmodi locorum, quales sunt Strabonis l. l. p. 187. κτύπῳ κροτάλων τε καὶ κυμβάλων καὶ τυμπάνων. Diogenis tragici ap. Athenae. XIV. p. 636, B. χαλκοκτύπων —— κυμβάλων. et Luciani Deor. Dial. l. l. οἱ Κορύβαντες δὲ ὁ μὲν αὐτῶν — — ἐπικτυπεῖ τῷ κυμβάλῳ. Porro conf. Porphyr. ap. Iamblich. De Myst. III. 9. p. 69. τῶν ἐξισταμένων ἔνιοί τινες αὐλῶν ἀκούοντες ἢ κυμβάλων ἢ τυμπάνων ἤ τινος μέλους ἐνθουσιῶσιν, ὡς οἱ — — — Κορυβαντιζόμενοι. ubi, pariter ut apud Josephum, a Galeo p. 224 lauda-

tum, *οἱ Κορυβαντιζόμενοι* minime Corybantes ipsi sunt, qui Galei error fuit, sed Corybantum sacris initiati, id quod ex Aristoph. Vesp. 116 liquido apparet, unde ap. Hesych. v. *ἐκορυβάντιζε*. collato Schowio p. 249, non *ἐτελεῖτο*, sed *ἐτέλει* scribendum est. Sed Porphyrii verbis adjungenda ista personati Galeni in *ὅροις ἰατρικοῖς* Opp. ed. Basil. T. III. P. II. p. 493. *ἐνθουσιασμός ἐστι, καθάπερ* (f. l. *καθ' ὅνπερ*) *ἐξίστανταί τινες ἐπὶ τῶν ὑποθυμιωμένων ἐν τοῖς ἱεροῖς* (hic desunt nonnulla, quae, ut praegressa ad olfactum, et insequentia ad auditum, ad visum pertineant) *ὁρῶντες ἢ τυμπάνων ἢ αὐλῶν ἢ συμβόλων ἀκούοντες*. (ubi loco mendosi *συμβόλων*) *κυμβάλων* optimo jure reponi jussit Meric. Casaubonus, qui libri De Enthusiasmo p. 10 sq. totum Galeni locum praeclare illustravit et ad *κορυβαντιῶντας* retulit. Nimirum personatus Galenus, pariter ut Plutarchus Amator. l. supra c. *ἐνθεαζομένους* praecipue *κορυβαντεῶντας* intellexit, *ἐνθουσιασμὸν* de *κορυβαντιασμῷ*, tanquam summo *ἐνθουσιασμῷ, κατ' ἐξοχὴν* dixit Galeni, qui fertur, locum maxime adposita sunt ista Dionysii Halic. De Demosth. cap. 22. ubi, quum varios et discrepantes affectus, quibus Corybantum sacris initiati agitentur, significasset, conjecturas de caussis illorum affectuum his prodit verbis: *εἴτ' ὀσμαῖς ἐκεῖνοί γε, εἴτ' ἤχοις, εἴτε τῶν δαιμόνων πνεύματι αὐτῷ κινούμενοι, τὰς πολλὰς καὶ ποικίλας ἐκεῖνοι λαμβάνουσι φαντασίας*, in quibus *ἤχους* illos, non solum ad tibiarum cantus, sed ad reliquorum etiam sonum instrumentorum, in Corybantiis sacris usitatorum, pertinere, ex Galeni, Porphyrii et reliquorum locis scriptorum, hanc in rem laudatorum, liquido apparet. Idem valet de verbo *περιβομβεῖν* hoc Origenis loco C. Cels. III. 16. p. 457, C. *ἀλλὰ καὶ ἐπὰν λέγῃ* (nimir. Celsus), *ὅτι τὰ τοῦ παλαιοῦ λόγου παρακούσματα συμπλάττοντες, τούτοις προκαταυλοῦμεν καὶ προκατηχοῦμεν τοὺς ἀνθρώπους, ὡς οἱ τοὺς κορυβαντιζομένους περιβομβοῦντες*, — —. Pertinent nimirum postrema, ut Valesius Emendatt. II, 4. p. 52, a Welckero Die Aeschyl. Trilog. p. 255. exscriptus, recte statuit, ad *θρόνωσιν* in Corybantum sacris, de qua Lobeckius Aglaoph. T. I. p. 116 et Welckerus libro laudato p. 263, qui tamen Valesium iterum exscripsit, et, docente Lobeckio Aglaoph. T. I. p. 1143, disparia commiscuit. Sunt igitur, ut apud Iamblichum Porphyrio, sic Celso apud Origenem *οἱ κορυβαντιζόμενοι Corybantum sacris initiati*, id quod interpres Latinus apud Ruaeum l. l., Boherellus in versione Gallica p. 99, in Germanica Moshemius p. 282 pulcre viderunt; qui autem illos *περιβομβεῖν* dicuntur, sacerdotes sunt sive Galli, qui initiatos tibiarum modis et tympanorum sonitu circumstrepunt. Pertinet enim *περιβομβεῖν* non solum ad tympani sonitum, quae Boherelli opinio fuit, aut ad cymbalorum tinnitum; sed, etsi revera, ut *βομβεῖν* apud Lucian. Deor. Dial. XII. 2. et *bombus* apud Marcian. Capell. 2., de tympano, deque cymbalis, ut *βόμβος* in fragmento Diogenis tragici apud Athenae. XIV.

p. 636, B., usurpatum est, idem tamen simul etiam tibiarum Phrygiarum sonum optime declarat. Quemadmodum enim *bombos* Lucretius IV. 546 tubae, cornubus Catull. LXIV. 264 tribuit, sic tibiae Phrygiae, quarum sonus adglutinato cornu exasperabatur, *βομβεῖν* egregiae dicuntur, quod quidem verbum alias etiam de aliis tibiis, gravem sonum edentibus, usurpari solet. Vid. Goens. ad Porphyr. De Antro Nymph. p. 108. Schleusner. Lexic. LXX. Interpp. P. I. p. 576. Quid? quod gravem *bombum* Hyagnim e tibia Phrygia elicuisse Apuleius Flor. I, 3 dicit. — Haec hactenus ex scriptoribus Graecis de usu tympanorum, cymbalorum et crotalorum in sacris matris deum Corybantiis. — Ex Latinis conf. Lucret. II. 619 sq. Catull. LXIII. 23 sq. Claudian. In Eutrop. I. 277 sq. De Raptu Proserp. I. 207. ubi tympanis mugitus, pariter ut a Catullo l. l. eumque imitante Ausonio Epist. 25 id quod est *reboare*, tribuitur. Adde Appulei. Metam. VIII. p. 571 sq. et p. 589 ed. Oudendorp. Quae enim his locis de cultu deae Syriae dicuntur, de deum matre dicta sunt accipienda, quacum illam saepe confusam fuisse, Creuzer. Symbol.. T. II. p. 61 sqq. docuit. Ad cymbala et crotala sigillatim spectant *aera* Corybantum, quae poëtae Latini celebrant. Conf. Virgil. Georg. IV. 151 (siquidem illic *Corybantiaque aera* antiquitus legi solitum, docuit Muellerus Analect. Bern. Part. III. p. 22) Aeneid. III. 111. Horat. Od. I. 16. 8. Claudian. De IV Cosul. Honor. 149. De Raptu Proserp. I. 209. Vide Pignor. de Matris Idaeae Init. p. 11 sq. et auctorem Commentarii De Cymbalis (Roterod. 1727) p. 318 sq. — Sed de toto hoc argumento multi multa cum ex Graecis tum ex Latinis scriptoribus ante nos attulerunt. Videantur scriptor de cymbalis, modo laudatus, p. 288. 209. Perizon. ad Aelian. V. H. IX, 8. Burmann. ad Propert. III, 15, 33. Jacobs. Animadv. in Anthol. Gr. Vol. I. P. 2. p. 248 sq. Moser. ad Nonn. p. 226. Creuzer. Symbol. ed. 2. T. III. p. 489. Lobeck. Aglaoph. T. II. p. 1144 not. d. Hoeck. Creta T. I. p. 219—221. Orell. ad Horat. l. l. T. I. p. 72. — Tantum de instrumentis musicis, in Corybantum sacris ad excitandum *ἐνθουσιασμὸν* adhiberi solitis: unde satis, opinor, apparebit, cur verbum *κορυβαντιᾶν* usurpari sit coeptum eo translate dicendi modo, de quo Zonaras Lexico p. 1247. *κορυβαντιῶν· μέγα κτυπῶν* — et Suidas v. *κορυβαντιᾷ·* — *ἠχεῖ* — monuerunt. — Iam de exsultatione fanatica, eorundem sacrorum propria, et de *ὀργιαστικοῖς* illis instrumentis musicis, praesertim tibiae Phrygiae modis excitata, vid. Spanhem. ad Callim. Hy. in Iov. v. 52. Lobeck. Aglaoph. T. II. p. 1153 sq. Adde Gregor. Naz. *Δικταῖοι Κορύβαντες ἐνόπλια μαργαίνοντες.* in quibus causa pro effectu, *furor* pro *motu furibundo* more poëtico positus, praeterea Corybantes et Curetes, ut saepe alias (cf. Lobeck. l. l. p. 1155), confusi sunt: Etym. M. p. 276, 32 sq. *Δίνδυμοι, ὄρος Φρυγίας· εἴρηται δὲ διὰ τὴν δίνησιν τὴν τῶν θεοφορήτων· πρῶτον γὰρ ἐκεῖθεν ἤρξαντο θεοῖς κάτοχοι εἶναι οἱ*

ἄνθρωποι. οὕτως Ὦρος ἐν τῷ περὶ ἐθνικῶν. quae originatio nominis, monti, Cybelae s. Rheae sacro, impositi, etsi prorsus falsa est, tamen rem ipsam, unde Orus illud repeti docuit, pervagatam fuisse, optime declarat. — Atque huc pertinet alius usus verbi κορυβαντιᾶν translatus, de quo Strabo X. 3. 21. p. 211 ed. Tzschuck. T. IV. bene monuit. Nam quum Curetas, saltatione armata nobilitatos, auctore Scepsio, eosdem et Corybantas, hosque Κορύβαντας ἀπὸ τοῦ κορύπτοντας βαίνειν ὀρχηστικῶς appellatos fuisse docuisset, ita pergit: τῶν δὲ Κορυβάντων ὀρχηστικῶν καὶ ἐνθουσιαστικῶν ὄντων καὶ τοὺς μαντικῶς κινουμένους κορυβαντιᾶν φαμέν. ubi κορυβαντιᾶν loco vulgati Κορύβαντας ex libris mss., suadente Casaubono, Tzschuckius reposuit. Adde Suid. = Etym. M. p. 531, 4. κορυβαντιᾷ· — ὀρχεῖται: Suid. συγκορυβαντιῶμεν· — συνορχούμεθα —: Zonar. l. l. κορυβαντιῶν· — ὀρχούμενος. Timaeus eundem significatum translatum istâ, unde profecti sumus, glossâ verbis ἐνθουσιαστικῶς κινεῖσθαι declaravit, in quibus cave κινεῖσθαι non de corporis motu, uti apud Strabonem l. l. vox posita, sed de mente, statu suo dejecta, deque insania dictum accipias eo loquendi usu, de quo Winckelmann. ad Plutarch. Amat. p. 172 dixit. — Singulari quodam, sed qui huc pertinet, loquendi usu translato κορυβαντιᾶν Nilus de iis, qui *superbia exsultant*, usurpavit Epist. ed. Allat. p. 70. κέρδους πολλοῦ τετυχηκὼς — τιμῶν τε ἀπολαύων τῶν ὑπὲρ τὴν ἀξίαν, μὴ ἄγαν κορυβάντια, μεταβολὴν δὲ προςδέχου (f. l. προςδόκα) καὶ σβέσον τὸ φρύαγμα: p. 160 supr.: p. 187. ἐν ταῖς εὐθυμίαις κορυβαντιᾶν — καὶ φυσᾶσθαι ματαίως. — Id, quod est *effrenata libidine exsultare*, Basilius M. verbo κορυβαντιᾶν declarat Opp. ed. Garn. T. II. p. 182, B. ubi post narrationem de Pythagora, juvenes lascivientes, tibiae modis commutari jussis, ad temperantiam revocante, ista addit: ἕτεροι δὲ πρὸς αὐλὸν (nimir. ad tibiae modos lascivientes) κορυβαντιῶσι καὶ ἐκβακχεύονται. quibuscum omnino comparanda sunt Posidippi verba apud Athenae. IX. p. 377, B. temulentos comissatores Corybantes vocantis: Κορύβαντες, αὐλοὶ, παννυχίδες, ἀναστροφή. Ceterum Scholiastam Gregorii Naz. Cod. Monac. 216 fol. 122, b. illa Basilii M. verba sua fecisse, docuimus in Animadvers. in Basil. M. Fascic. I. p. 22. — Quoniam vero summus ille Corybantum furor, cuius exsultatio fanatica signum quoddam fuit, in eorum sacris praevaluit (unde Rhea et Corybantum numina, a quibus Rheae sacerdotes sive Galli nomen nacti erant, insaniam incutere vulgo credebantur: conf. Orph. Hy. XIV. 3. Schol. Aristoph. Vesp. 8. et Lobeck. Aglaopham. T. I. p. 940 sq.), hinc furentes cum Corybantibus comparantur, ut apud Aristoph. Lysistr. 558. περιέρχονται κατὰ τὴν ἀγορὰν ξὺν ὅπλοις, ὥσπερ Κορύβαντες. quae respondent praegressis vs. 556. — ξὺν ὅπλοισιν ἀγοράζοντας καὶ μαινομένους. Add. Liban. Epist. 257. τοὺς Κορύβαντας παριὼν ἐν τῇ περὶ τοὺς λόγους μανίᾳ: Epist. 302. ἐπειδὰν τῆς περί σου μνήμης ἅψηται, πηδᾷ, κέκραγεν,

ἀτεχνῶς κορυβαντιᾷ. — Quid? quod κορυβαντιᾶν in significatum eius, quod est μαίνεσθαι, transiit. Hinc Timaeus κορυβαντιᾶν· παρεμμαίνεσθαι, quod verbum, unius auctoritate Timaei confirmatum, in Supplementum Lexici a Schneidero receptum fuit et vehementiorem quendam declarat furoris affectum, quam simplex μαίνεσθαι, quo Grammatici κορυβαντιᾶν, fere interpretantur. Cf. Hesych. κορυβαντιώσης· μαινομένης — (κορυβαντιούσης codicis Marciani magna cum loquacia, sed ne uno quidem exemplo Schowius p. 457 sq. defendit): Suid. = Etym. M. p. 531, 4. κορυβαντιᾷ· μαίνεται —: Suid. = Zonar. p. 1247 = Cyrill. Lex. Ms. κορυβαντιῶν· — μαινόμενος: Moschopul. π. σχεδ. p. 62. κορυβαντιῶ· τὸ μαίνομαι. Add. Suid. συγκορυβαντιῶμεν· ἀντὶ τοῦ συμμαινόμεθα —: idem v. κορυβαντιᾷ· — συγκορυβαντιάσαντες interpretatur συμμανέντες. — Est igitur apud posterioris praesertim aetatis Graecos κορυβαντιᾶν i. q. *insanire* vel *delirare* vel *furere*. — Insaniam sive vesanum quoddam studium hoc verbo declarant Lucian. Tim. 26. Aeneas Gaz. ed. Boissonad. p. 72. Zachar. Mityl. ed. Boiss. p. 96, qui duo posteriores philosophiae paganae insane deditos κορυβαντιῶντας intelligunt. — Delirandi potestatem verbo tribuunt Lucian. Hermot. 63. Saturn. 27. Bacch. 5, ubi Scholiastes κορυβαντιᾶν verbo μαίνεσθαι reddit, et, qui utrumque conjungit, Theophylact. Simoo. Quaest. Phys. ed. Commelin. p. 8, 20. ubi κορυβαντιᾶν et μεμηνέναι juxta sunt posita more Sophistis, Aristidi praesertim et Themistio, usitatissimo, exquisitius quoddam verbum adposito vulgari eiusdem potestatis declarandi. — Praecipue cum furore delirantes κορυβαντιᾶν citeriori graecitati dicuntur, quo ipso fortasse significatu λυττῶντας et κορυβαντιῶντας Plutarchus Mor. p. 1123, D. simul commemoravit; quamquam quod ille φαντασίας tangit, quibus οἱ κορυβαντιῶντες dediti sint, id etiam ad eos, qui primaria et propria verbi potestate κορυβαντιᾶν dicuntur, pertinere potest, ut ex loco Dionysii Halic. infra laudando apparebit. Sed, ad rem ut redeamus, quum omnis insania apud scriptores χριστιανίζοντας, more apud Iudaeos pervagato, a malis daemonibus profecta crederetur et hellenistico Novi Foederis loquendi usu verbo δαιμονίζεσθαι significaretur, huius loco ii ex scriptoribus ecclesiasticis, qui lautius quoddam scribendi genus sectati sunt, interdum κορυβαντιᾶν usurpare maluerunt. Cf. Hesych. κορυβαντιώσης· — ἐπιθετικῶς δαιμονιζομένης: Suidas κορυβαντιᾷ· — δαιμονᾷ: Cyrill. Lex. Ms. κορυβαντιῶν· — δαιμονιζόμενος. Sic apud Theodoretum Opp. ed. Schulz. T. I. p. 383. κορυβαντιᾶν, de Saulo dictum, idem esse, quod ὑπὸ τοῦ πονηροῦ πνεύματος ἐνεργούμενος, sive ὑπὸ τοῦ δαίμονος ἐνοχλούμενος, ista docent eiusdem verba p. 384. οἱ ψευδοπροφῆται ὑπὸ τοῦ πονηροῦ πνεύματος ἐνεργούμενοι τοῖς κορυβαντιῶσιν ἐοίκασι. τοῦτο καὶ ὁ Σαοὺλ ὑπέμεινεν, ὑπὸ τοῦ δαίμονος ἐνοχλούμενος. Adde Theophanem Cerameum, eos, qui in N. F. δαιμονιζόμενοι audiunt, κορυβαντιῶντας appellantem p. 24, B., ubi

δαιμονᾶν respondet, 53, C. 54, C. 131, C. 145, A. 309, C. Atque hac tantum ex parte vera est opinio O. Brunfelsii, qui Onomast. Med. v. Corybantes *κορυβαντιῶντας* eos intelligendos censuit, qui hodie morbo Sancti Viti laborare dicantur. — Sed hoc loco alia translata verbi potestas minime negligenda est. Quemadmodum enim Platonis potissimum exemplo *μανίας* notio et vox ad ardorem in studio divinarum et coelestium rerum sive ad *φιλόσοφον μανίαν* transferri sunt coeptae, ita eodem auctore factum est, ut *κορυβαντιᾶν* quoque apud posterioris aetatis scriptores a furore fanatico ad omne genus *ἐνθουσιασμοῦ*, translata sic dicti, etiam ad *φιλόσοφον*, quam Plato in Convivio p. 218, B. dicit, *μανίαν* ac *βακχείαν* transferri sit solitum. Nam quum Plato alias verbi *κορυβαντιᾶν*, haud translata, sed propria potestate positi, participio, *οἱ κορυβαντιῶντες*, per comparationem (conf. *ὥσπερ οἱ κορυβαντιῶντες* —: *πολὺ* — *μᾶλλον ἢ τῶν κορυβαντιώντων* —) ad declarandum summum quendam ardorem et quasi *ἐνθουσιασμὸν* usus sit; eiusdem affectus notionem ipsi verbo *κορυβαντιᾶν* in composito *συγκορυβαντιᾶν*, translate usurpato, hoc Phaedri loco inesse voluit p. 228. B. *ἀπαντήσας δὲ τῷ νοσοῦντι περὶ λόγων ἀκοὴν, ἰδὼν μὲν ἥσθη, ὅτι ἕξοι τὸν συγκορυβαντιῶντα* —. ubi *κορυβαντιᾶν*, pariter ut *νοσεῖν*, cui respondet, insanum quendam ardorem et quasi *ἐνθουσιασμὸν* declarat. — Hic igitur translate loquendi usus in verbo *κορυβαντιᾶν*, tum composito cum *σὺν*, tum simplici, Platonis, uti jam diximus, auctoritate ad posterioris aetatis scriptores transiit, estque *κορυβαντιᾶν* apud eos saepissime idem, quod *insano ardore et tanquam divino afflatu exsultare.* Cf. Philo Opp. ed. Mang. T. I. p. 441. *ὡς ὑπὸ κατοχῆς ἐνθέου κορυβαντιᾶν*: Longin. *π. ὕψ.* Sect. 5. *διὰ τὸ περὶ τὰς νοήσεις καινόσπουδον, περὶ ὃ δὴ μάλιστα κορυβαντιῶσιν οἱ νῦν.* ubi *κορυβαντιᾶν* cum *περὶ* est conjunctum, uti cum *ἐπὶ* et cum verbo *ἐξεστηκέναι* apud Themist. Orat. XXI. p. 253, A., utroque loco eo sensu, quo Latini dicunt *exsultare in aliqua re:* similiter Eunap. ed. Boissonad. p. 66 sq. *πολλοὺς* — *νεωτερισμοὺς ἐνεγκὼν κορυβαντιώντων ἐπὶ σοφίᾳ μειρακίων.* Porro cf. Psell. Epist. 31. p. 622. Vol. II. P. IV. Miscell. Critt. ed. Seebod. *διὰ ταῦτα σύ τε βλέπων ἐμὲ εὐθὺς ἐνθουσιᾷς, κἀγώ σέ που ἰδὼν αὐτίκα κορυβαντιῶ, καὶ ἀκάθεκτοι γινόμεθα ταῖς ὁρμαῖς.* ubi *κορυβαντιᾶν* i. q. juxta positum *ἐνθουσιᾶν*, quo ipso verbo *κορυβαντιᾶν* reddunt Suidas v. *κορυβαντιῶν· ἐνθουσιῶν* —. v. *συγκορυβαντιῶμεν· ἀντὶ τοῦ* — — *συνενθουσιῶμεν.* Eustathius ad Dionys. Perieg. vs. 520. p. 203, 28. ed. Bernhard. *κορυβαντιᾶν τὸ μετὰ ἐκστάσεως ἐνθουσιᾶν.* Scholiastes Platonis Sympos. p. 215, E., cui *κορυβαντιώντων* i. q. *ἐνθουσιώντων*, quo jure, infra videbimus, et Phaedri l. l. ubi *συγκορυβαντιῶντα* interpretatur *συνενθουσιῶντα*, unde lectionem *ἐνθουσιῶντα* in edit. Basileensem II. invectam esse, Astius Annott. in Phaedr. p. 225 bene vidit. — Compositum *συγκορυβαντιᾶν* non minus placuit Platonis imitatoribus, qui lubenter eo usi reperiuntur in significando ardore et *ἐνθου-*

σιασμῷ, quo in philosophiae vel rhetorices vel alio quopiam studio alius cum alio simul exsultat. Cf. Numenius apud Euseb. Praep. Ev. XIV. 8. p 737, C. ubi sermo de Carneade, auditores perverso suae philosophiae amore imbuente: περιεχόμενος τῇ φαρμάξει τοὺς συγκορυβαντιῶντας: Synesius Epist. 138. p. 275, C. ἔστιν οὖν οὐκ ἀδεὲς ἀβοηθήτῳ μένειν, οὐκ ὄντος τοῦ συγκορυβαντιῶντος, nimir. in philosophiae studio: Eunap. ed. Boissonad. p. 115. τὸν ἡγεμόνα τοῦ ἔθνους καταλαβὼν — συγκορυβαντιῶντα πρὸς τὴν ἐπιθυμίαν: Psell. Monodiâ in Patricium, discipulum, Cod. Heidelberg. 356 fol. 9, a. ἐμοὶ δὲ τρόπον τινὰ καὶ συγκορυβαντιᾷ διψῶν σου διψῶντι περιτυγχάνων. Nec non de militibus, bellico ἐνθουσιασμῷ simul incensis, συγκορυβαντιᾶν a scriptore quodam apud Suidam v. κορυβαντιᾷ· usurpatum video. — Quo melius autem cognoscas, κορυβαντιᾶν posterioris aetatis scriptoribus idem esse, quod ἐνθουσιᾶν sive βακχεύειν: Platonis imitatores illud ipsum συγκορυβαντιᾶν interdum commutarunt cum verbis συνενθουσιᾶν, συμβακχεύειν. De συνενθουσιᾶν cf. Toll. ad Longin. π. ὕψ. 32, 4. p. 174. not. 21. et ad 38, 2. p. 209 not. 11. Wyttenbach. Bibl. Crit. Vol. I. P. III. p. 49 ad Plutarch. Mor. p. 26, A. et ad Eunap. p. 49. Annot. p. 172. Verbi συμβακχεύειν, sic, uti diximus, usurpati, hoc accipe exemplum: Procl. Opp. ed. Cousin. T. IV. p. 4. ὁ τῷ Πλάτωνι συμβακχεύσας ὡς ἀληθῶς, Syrianus videlicet. Quid? quod κορυβαντιασμὸς interdum itidem de ἐνθουσιασμῷ, improprie sic dicto, usurpatum reperitur. Cf. Longin. π. ὕψ. 39, 2. Eunap. ed. Boissonad. p. 40, ubi κορυβαντιασμὸς, pariter ut ἐκβάκχευσις, quod Lexicis addas, de ἐνθουσιασμῷ oratorio dictum, qui gestibus se prodit, quemadmodum rhetores et sophistae ἐνθουσιάζοντες κορυβαντιᾶν dici sunt soliti. Cf. Ernest. Lex. Technol. Rhet. Gr. v. βακχεία et τυμπανίζειν. Apud Lucianum denique Quom. Hist. Scrib. cap. 44 in verbis, κίνδυνος — αὐτῇ — κατενεχθῆναι εἰς τὸν τῆς ποιητικῆς κορύβαντα. eandem ἐνθουσιασμοῦ potestatem voci κορύβας tributam esse, ex praegressis, μηδ' ὑπὲρ τὸν καιρὸν ἐνθουσιῶσα· κίνδυνος γὰρ αὐτῇ τότε μέγιστος παρακινῆσαι, optime intelligitur, et diu est, quod ante Hermannum, quem videas Annot. p. 278, bene docuit H. Stephanus Indice Thesauri h. v. — Manet vero, uti primaria, sic propria verbi κορυβαντιᾶν potestas, quam supra declaravimus, quamque a Varrone verbo *gallari* expressam vidimus, nimirum, ut exprimet affectum et actionem tum Corybantum sive Gallorum, tum hominum, ab illis Rheae sive Cybelae initiatorum, quum in eius sacris *sacro furore agitantur inque deae honorem bacchantur*, quod τῇ Ῥέᾳ μαίνεσθαι interdum dici solitum, Hemsterh. ad Lucian. Praefat. p. XXXIII. docuit. Monuit de hac verbi vi Creuzerus Symbol. ed. 2. T. II p. 41, eandemque Hesychius ista attigit glossa: κορυβαντιᾷ· ἐντελετεῖ. unde ἐντελετεῖν Lexicis adjiciendum. Verbo autem *bacchandi*, quocum Nonius *gallandi* verbum, a Varrone ad similitudinem Graeci κορυβαντιᾶν effictum, composuit, Appuleius

usus est in descriptione Galli insanientis Metam. VIII. p. 582. Oudendorp. ubi quae Appuleius de vecordia istorum hominum, morbo quam divino adflatui similiore, addidit, imprimis tenenda sunt, quippe a Graecorum sapientia ipso verbo κορυβαντιᾶν itidem expressa. Nimirum Graeci, qui natura ab omni ἐνθουσιασμῷ barbaro et fanatico, qualis Corybantum fuit, alieni essent, furorem, Corybantum sacris proprium, eo verbo declararunt, cuius terminationem verbis omnibus, animi affectiones ac perturbationes significantibus, communem et propriam esse, Lobeckius ad Phrynich. p. 79 sq. egregie docuit. Verbi φανητιᾶν, ab eo lexicis adjecti, exemplum obiter addo ex Aster. Homil. III. p. 36 ed. Ruben. ὁ φιλόδοξος πολλαῖς κομπάσας (ἐγκομπάσας Combefis. melius) περιφανίαις (l. — είαις), τοῦ φανητιᾶν ἀπολήγει. ubi φανητιᾶν idem, quod φαντάζεσθαι apud Herodot. VII, 10, 4. Ὀρεκτιᾶν, quod Lobeckius absque exemplo attulit, habet Cyrill. Alex. Opp. T. I. p. 516, E. Nostro κορυβαντιᾶν apprime convenit cum Aristophanico σιβυλλιᾶν Equit. vs. 62, i. e. *Sibyllae instar furere et vaticinari*, sive, ut Scholiastes vere docet, μαντικῶς ἔχειν, χρησμοὺς φαντάζεσθαι. Neutro usum esse Lobeckium, est sane, quod mireris. Quod autem idem V. D. l. l. p. 80. inf. in verbis, in — ιᾶν exeuntibus, esse ait, quae cum substantivis in — ίας, vel usitatis, vel suppositis, cognata sint: κορυβαντίας nomen, quod alias nuspiam reperitur, Scaliger ad Catull., loco supra laudato, apud Plin. H. N. XI, 37, sect. 54. ex codicibus quibusdam scriptis, qui pro mendosis: *Dormiunt et quidam patentibus (oculis* nim.), *quos Corybantia* regrediunt — haec habeant: — *quas Corybantias Graeci dicunt*, voce *quas* in *quos* commutata, restitui posse censuit, magis tamen ille eo inclinans, ut lectionem vulgatam sic emendaret: *quos corybantiare credunt*. Κορυβαντίας, si vera est Scaligerana emendatio lectionis, ab eo ex codd. mss. allatae (et potuit sane propter — *Corybantias* — *quos* in *quas* facillime depravari ab indoctis librariis), lexicis addendum eique adnumerandum erit nominum generi, quod attigi Symboll. ad Philostr. V. Soph. p. 27, et cuius h. l. ista obiter adjiciam exempla: ἀποχλωρίας Hesych. v.: ταραξίας Suid. v.: τολμητίας Agath. ap. Suid. v., Planud. Paraphr. Metam. Ovid. V, 451. VIII, 398. 754: φρονηματίας Xenoph. Agesil. I, 24. — Sed ad rem ut redeamus et disputationem nostram, quo tota refertur, reducamus, Plato verbi κορυβαντιᾶν primaria illa et propria, quam delaravimus, potestate, non secundaria quadam et translata, qualem Timaeus hac glossa attigit, usus est Conviv. 215, E., loco supra allato, ubi Alcibiades, φιλόσοφον μανίαν et βακχείαν (conf. Conviv. p. 218, B.), quam ex audiendis Socratis sermonibus concipiat, declarans, affectus τῶν κορυβαντιώντων in se quoque, longe quidem vehementiores, apparere dicit, quoties Socratem audiat: quae comparatio eo est aptior, quod Alcibiades paulo antea Socratem solis sermonibus eundem ἐνθουσιασμὸν in auditoribus excitare dixerat, quo audientes inflammare soleant tibiae

modi Phrygii, a Marsya inventi, cui Socrates etiam aliis nominibus similis sit. Constat autem, Marsyam invenisse τὸ μητρῷον αὔλημα, quod quo magis, ut par est, in Corybantum sacris usitatum fuit, eo, inquam, aptior comparatio, qua Alcibiades affectus philosophi ἐνθουσιασμοῦ, a Socratis sermonibus in se excitatos, longe vehementiores esse dicit furore fanatico τῶν κορυβαντιώντων, eo nimirum, quo Galli in matris deum sacris, auditis tibiae modis Phrygiis, a Marsya inventis, inflammari soleant. Itaque modo propriam, non translatam quandam verbi potestatem hoc loco obtinere mordicus teneas, κορυβαντιᾶν haud inepte cum Ficino vertas *Corybantum more deferri*, vel cum Lambino ad Horat. Od. I, 16, 8. *Corybantum in morem insanire et divino quodam furore concitatum vel afflatum esse.* Nec male Schulthessius in vers. vernac. ed. Orell. p. 144: *im Korybantentanz sich wirbeln*, et Schleiermacherus: *vom Korybantentanz ergriffen sein.* Male vero Astius vers. vernac. p. 170. κορυβαντιῶντας reddidit *die Wuthbegeisterten* i. e. *sacro furore correptos.* Decepit virum doctissimum Timaei glossa, quae ad Convivii locum non magis facit, quam ista Scholiastae ad κορυβαντιώντων annotatio: ἐνθουσιώντων ἤ τινα ὄρχησιν ἐμμανῆ ὀρχουμένων, quorum significatuum, etsi utrumque apud Graecos obtinuisse ipsi supra docuimus, neutrum tamen, quippe iam translatum, non proprium, Convivii loco convenire, liquido apparet. Quae Scholiastes insuper de Corybantibus addidit, de his videsis Lobeckium Aglaoph. T. II. p. 1148. Illud de ortu Corybantum ex Iovis lacrimis habet et iam scholium ad Virgil. Georg. IV. 151, quod ex cod. ms. Muellerus in Analect. Bernens. Part. III. p. 22 protulit. Sed eodem errore, quo h. l. Scholiastes et Timaeus, si quidem iste glossa sua ad Symposii quoque locum respexit, κορυβαντιᾶν improprie dictum acceperunt, in verbis ex Phalaec. Epigr. III, — καὶ κορυβαντείων ἰαχήματα χαλκέα ῥόπτρων, voc. κορυβαντείων apud Suid. h. v. redditur μαινομένων, ἐνθουσιώντων, quorum verborum vim etsi, ut supra vidimus, κορυβαντιᾶν, translate usurpatum, interdum habet, minime tamen ideo adjectivum κορυβάντειος l. l. eo, quo Suidae vult interpretatio, positum est sensu. Nimirum ῥόπτρα sive tympana, quippe in Corybantum sacris, ut supra vidimus, usitata, κορυβάντεια vocantur, suntque ῥόπτρα a Phalaeco non minus proprie κορυβάντεια dicta, quam κορυβαντικὰ σκιρτήματα Plutarcho Amat. p. 759, A. Proprie idem, ut verbo κορυβαντιᾶν Plato in Convivio l. l. et adjectivis κορυβάντειος, κορυβαντικὸς Phalaecus et Plutarchus, sic nomine κορυβαντιασμὸς usus reperitur Dionys. Halic. Antiq. Rom. II, 19. ubi θεοφορήσεις, κορυβαντιασμοὶ et ἀγερμοὶ in depravatae religionis signis referuntur, et, quod Burmannum Addend. a Vales. Emend. p. 224 latuit, aperte spectant ad Gallos, matris deum sacerdotes, qui, deae suae effigiem secum ferentes (id quod Dionysius verbo θεοφόρησις, proprie usurpato, significavit) et furoribus suis indulgentes, stipem quaerebant. Conf. Ruhnken. Animadvv. in Timae. supra

v. *ἀγείρουσαν*. — Ceterum, ut ad Convivii locum redeamus, eadem, qua Plato comparatione *τῶν κορυβαντιώντων* alii quoque optimae notae scriptores, illius nimirum exemplum secuti, ad declarandum affectum animi, divino quodam instinctu excitati, usi sunt: Philo Iud. Opp. ed. Mangei. T. I. p. 16. *μέθῃ νηφαλίῳ κατασχεθεὶς ὥσπερ οἱ κορυβαντιῶντες, ἐνθουσιᾷ*: p. 482. *σαυτὴν ἀπόδραθι καὶ ἔκστηθι σεαυτῆς, καθάπερ οἱ κορυβαντιῶντες καὶ κατεχόμενοι, βακχευθεῖσα καὶ θεοφορηθεῖσα κατά τινα προφητικὸν ἐκθειασμόν*: T. II. p. 473. *ὑπ' ἔρωτος ἁρπασθέντες οὐρανίου, καθάπερ οἱ βακχευόμενοι καὶ κορυβαντιῶντες, ἐνθουσιάζουσι*: Cicero De Divinat. I, 50. *multisque rebus inflammantur tales animi, qui corporibus non inhaerent, ut ii, qui sono quodam vocum et Phrygiis cantibus incitantur.* quo loco verba, *ut ii, qui — Phrygiis cantibus incitantur*, ad *inflammantur* pertinentia, Graecis *ὥσπερ οἱ κορυβαντιῶντες* optime reddas: Seneca Epist. 108. *quidam ad magnificas voces excitantur et transeunt in affectum dicentium, alacres vultu et animo, nec aliter concitantur, quam solent Phrygii tibicinis sono semiviri et ex imperio furentes.* i. e. *ὥσπερ οἱ κορυβαντιῶντες.* Senecae verba ad Convivii locum eo sunt accommodatiora, quod ipse quoque affectum, ex audiendis praeclaris philosophorum praeceptis conceptum, pariter ut apud Platonem Alcibiades, cum *κορυβαντιώντων ἐνθουσιασμῷ* comparat huiusque exemplo illustrat. Adposite etiam Dionysius Halic. De Demosth. cap. 22. *ὅταν — Δημοσθένους τινὰ λάβω λόγον, ἐνθουσιῶ τε, καὶ δεῦρο κἀκεῖσε ἄγομαι, πάθος ἕτερον ἐξ ἑτέρου μεταλαμβάνων, — — διαφέρειν τ' οὐδὲν ἐμαυτῷ δοκῶ τῶν τὰ μητρῷα καὶ τὰ κορυβαντικὰ — τελουμένων.* quibus quae Dionysios addit, *εἴτ' ὀσμαῖς ἐκεῖνοί γε, εἴτ' ἤχοις, εἴτε τῶν δαιμόνων πνεύματι αὐτῷ κινούμενοι, τὰς πολλὰς καὶ ποικίλας ἐκεῖνοι λαμβάνουσι φαντασίας.* ad varias illas et diversas *τῶν κορυβαντιώντων* respiciunt imaginationes, quas ipse, tanquam a Demosthenis orationibus in se quoque excitatas, pluribus antea descripsit, Alcibiades vero apud Platonem in Convivio l. l. breviter istis significavit: — *ἥ τε καρδία πηδᾷ καὶ δάκρυα ἐκχεῖται.* Luciani verba in Nigrino cap. 37, quibus effectus philosophorum sermonum *ἐνθουσιαστικὸς* imagine Corybantum itidem illustratur, hoc ipso nomine, pariter ut Senecae verba, magis, quam quae ex Dionysio Hal., de Demosthenis dicta orationibus, attulimus, cum Platonis loco conspirant. Ex recentioribus scriptoribus cf. Wielandus Opp. ed. Goeschen. T. IX. p. 40: Begeistert, wie ein Korybant, Und von Musarion das Auge unverwandt, Fing jetzt Theophron an, in dichterischen Tönen, Vom ersten wesentlichen Schönen Zu schwärmen — —. Suspectae fidei nomine *κορυβάντησις* similiter usus est, quisquis est, qui ista scripsit, a me reperta in Cod. Monac. 505 fol. 14, b. *μανικὴ δὲ λέγεται ἀρετὴ ἡ ἐνθουσιασμὸν ἐμποιοῦσα τῇ ψυχῇ, καὶ οἷον κορυβαντήσεως πληροῦσα τῇ περὶ τὰ θεῖα βακχείᾳ.* Fortasse tamen scriptor, cuius ista sunt, platonicus *κορυβαντιάσεως* ad normam vocis *κορυβαν-*

τιασμὸς scripsit. — Haec hactenus de Convivii loco. Videamus locum ex Ione p. 533, C. Comparatio τῶν κορυβαντιώντων ut in Convivio potissimum ad declarandum summi ἐνθουσιασμοῦ affectum pertinet, ita hic eadem inservit describendae saltationi maxime ἐνθουσιαστικῇ, id quod de Iuliani quoque loco Orat. III. p. 119, D. valet, quo Ruhnkenius in editione I. usus est. Neque tamen ideo illi Platonis loco magis accommodata est Timaei interpretatio, a Stallbaumio temere laudati. Idem valet de altero ex Ione loco p 536, C. ubi τῶν κορυβαντιώντων comparatio uberior ad declarandam vim divini cuiusdam instinctus spectat; nam quod illic κορυβαντιᾶν eo, quem Timaeus posuit, significatu dictum existimavit Muellerus suae editionis p. 82, decipi se passus est verbis illis, ὃ ἂν ᾖ τοῦ θεοῦ, ἐξ ὅτου ἂν κατέχωνται. Haec enim quum universe dicta putaret, κορυβαντιᾶν de omni ἐνθουσιασμῷ religioso et fanatico a Platone l. l. universe dictum censuit; quasi vero in Corybantum sacris varii tibiae modi non ad varia numina, praeter matrem deum in sacris illis coli solita, et quorum aliud alii τῶν κορυβαντιώντων tanquam proprium venerabantur, pertinuisse putari possint. Prorsus extra oleas vagatus est Sylvester Sacyus, quum ad Santocrucii librum De Myster. Pagan. T. I. p. 80 contenderet, cum apud Platonem in Ione ll. ll., tum apud omnes omnino scriptores Graecos κορυβαντιᾶν cum ἐνθουσιασμοῦ religiosi atque fanatici notione positum reperiri. Sacyi sententiae, non sine justa σκέψει repetitae a Creuzero Symbol. ed. 2. T. II. p. 41, temere subscripsit Hoeckius Creta T. I. p. 204 sq. Ego vero verbum κορυβαντιᾶν nuspiam eo, quem Sacyus finxit, significatu usurpatum esse, nec nisi perversa quadam interpretatione in eum, quem ille verbo ubique tribuendum censuit, sensum flecti posse, audacter contendo. Statim Aristophanis loco ex Vesp. 8., quo ille itidem abusus est, res ipsa docet, κορυβαντιᾶν proprie dictum esse, etsi Scholiastes quoque, aliam in partem a vero aberrans, κορυβαντιᾷ interpretetur μαίνῃ. Tu Aristophanis verba Germanice vertas: *Bist Du wirklich verrückt, oder Korybantisch verzückt?* Minus erravit, sed erravit tamen in explicandis Patonicis ex Ione locis Santocrucius ipse, qui utroque loco verbo κορυβαντιᾶν universam illam, quam supra illustravimus, significationem translatam affectus vehementioris et ἐνθουσιασμοῦ, translate sic dicti, affinxerit. Recte Lambinus ad Horat. Od. I. 16. 8. κορυβαντιᾶν in Ione utroque loco interpretatus est *Corybantum more insanire ac furere, divino quodam spiritu afflatum.* — Sequitur locus ex Critone p. 54, D. ubi comparatio τῶν κορυβαντιώντων vim declarat ἐνθουσιαστικήν, quam Socrates iis tribuit, quae a legibus patriis, tanquam personis, sibi dicta in praecedente oratione finxerat: quemadmodum enim Corybantes et Corybantum sacris initiati tibiarum sonum, licet absentium, tamen audire sibi viderentur, quippe propter summum ἐνθουσιασμὸν eum ἔναυλον habentes, ita Socrates legum, tanquam praesentium, quasi voces quas-

dam se audire, in summo, quo ad verum, rectum et justum ferebatur, ἐνθουσιασμῷ, praeclare finxit. Hanc loci vim et comparationis illius mentem esse, pulcre unus vidit Nuesslinus in Annot. in Critonem, in Germanicam linguam conversum, p. 41, qui tamen ipse quoque, et dupliciter quidem, peccavit; primum enim κορυβαντιῶντας Corybantes tantum ipsos sive matris deum sacerdotes intellexit (qua in sententia etiam Lambinus ad Horat. Epist. I, 1, 7. fuit), quum tamen homines fanatici, a Corybantibus sacris suis initiati, κορυβαντιῶντες a Graecis itidem sint vocati; deinde illud quoque Nuesslinus parum recte fecit, quod propriam verbi vim a translata non satis discrevit, quippe qui κορυβαντιᾶν in Convivio p. 215, E. et in Ione p. 536, C. eadem potestate, atque in Phaedro p. 228, B. in composito συγκορυβαντιᾶν, positum existimarit, quod secus se habere supra a nobis de his disputata aperte docent. Sed in Critonis loco verum Platonis interpretes loci ex Ione et Symposio allati docere poterant, quibus in summo quodam ἐνθουσιασμῷ declarando exemplum τῶν κορυβαντιώντων itidem sit adhibitum. Sed nimirum illis locis haud quicquam magis, quam in isto viderunt, imo in hoc plane caecutierunt recentiores plerique interpretes. Ex veteribus quidem Timaeus glossa sua isti loco, cui a Fischero et aliis temere adhibita fuit, non magis profuit, quam ceteris, antea laudatis: plane vero perversa interpretandi ratione usi sunt Fischerus, Schleiermacherus, Stallbaumius, alii, qui Scaligero auctore ad Catull., eo, quem ille primus finxit, significatu, nimirum de morbo imaginoso eorum, quibus aures tinniant, κορυβαντιᾶν h. l. dictum putarunt: quasi vero Plato Socratem, cum hominibus, illo cerebelli morbo vexatis, se comparantem, fingere non dubitarit. Finxisse vero Scaligerum illam verbi significationem, satis id non apparet, utpote qui eam ex uno Platonis in Critone loco, et levissime quidem inspecto, exsculpserit. Levissime autem locum a Scaligero inspectum fuisse, illud argumento est, quod verba illa, ὥσπερ οἱ κορυβ. τ. αὐλ. δοκ. ἀκούειν, tanquam duobus diversis locis in Critone obvia, bis apposuit, quae quidem negligentia tanta est, ut, si quis Scaligerum ista non ex Platone ipso hausisse, sed ex variis lexicis arripuisse opinetur, a vero haud magnopere aberrare videatur. Origenis et Aretaei loci, a Scaligero Animadv. in Euseb. ad confirmandam, quam ipse finxit, verbi κορυβαντιᾶν significationem adducti, nihil omnino ad rem faciunt. Et Origenis quidem loco ex C. Cels. III. 16. p. 457, C. ed. Ruae. Scaligerum figmento suo confirmando abusum esse, mecum satis mirari non poterunt, qui, quae nos supra de eo loco disputavimus, cognita habuerint. Aretaei locus ita habet libro I. De Morb. Diut. cap. 6. p. 33, B. τέμνονταί τινες τὰ μέλεα, θεοῖς ἰδίοις, ὡς ἀπαιτοῦσι χαριζόμενοι εὐσεβεῖ φαντασίῃ· καὶ ἔστι τῆς ὑπολήψιος ἡ μανίη μοῦνον, τὰ δὲ ἄλλα σωφρονέουσι. ἐγείρονται δὲ αὐλῷ καὶ θυμηδίῃ ἢ μέθῃ, τῶν παρεόντων προτροπῇ. ἔνθεος ἥδε ἡ μανίη. Atqui h. l. Aretaeus verbis interjectis, καὶ ἔστι — —

μοῦνον, ut ex reliquis apparet, *furorem*, de quo agat, *ex prava et fanatica opinione oriri* ostendit; nec minus in promptu est, eum furorem esse Gallorum, quos ab Aretaeo describi, minime latuit Colvium ad Apulei. Metam. VIII. p. 582. Oudend., Bartgium ad Claudian. p. 895, b. Petitum ad Aretae. l. l. Animadv. p. 175 et Davisium ad Maxim. Tyr. Diss. XXXVIII, 2. Scaliger autem illa Aretaei, καὶ ἔστι τῆς ὑπολήψιος ἡ μανίη μοῦνον, tanquam de *furore* dicta accepit eo, *qui insit imaginationi*, eorum nimirum, qui aurium tinnitu laborent et auditu halucinentur. Sed Aretaeus neque, quod Scaliger ad Euseb. voluit, de isto morbo quicquam l. l. dixit, neque verbo prodidit, eum morbum κορυβαντιασμὸν vocatum, laborantes vero eo κορυβαντιᾶν Graecis dictos fuisse, id quod Scaliger ad Catull. optavit, non demonstravit. Describit sane Aretaeus illum morbum, sed paullo antea p. 32, D. eodem capite, nimirum sexto, quod est περὶ μανίης, sed describit tanquam ex corpore oriundum et plane diversum a furore Gallorum, de quo, tanquam ex prava opinione nascente, eum docuisse vidimus p. 33, B. in eiusdem capitis corollario, quod inscribitur μανίης εἶδος ἕτερον. Sic autem Aretaeus p. 32, D. loquitur ἐπ' ἐνίοισι γὰρ ἔασι ἰδίῃ ἦχοι ὤτων καὶ βόμβοι μέχρι δή γε σαλπίγγων τε καὶ αὐλῶν. quem ad locum Petitus Animadv. p. 174. Scaligeri de κορυβαντιασμοῦ morbo figmentum suum fecit, sed simul eundem eo nomine reprehendere est ausus, quod morbi *nullam* in medicorum libris *mentionem* factam esse ad Catullum dixerit; quasi vero ille ad Euseb. non jure contenderit, vere se ad Catullum docuisse, quod morbus *nuspiam illo nomine* medicis commemoretur. In eo vero Scaligerum Petitus reprehendere debebat, quo ille ad Euseb. morbum ipsum iis verbis ab Aretaeo descriptum esse docuerit, quae p. 33, B. reperiuntur et, uti supra vidimus, ad κορυβαντιῶντας spectant, quos vere et proprie sic dictos fuisse docuimus. Sed hoc ille non fecit, imo priore Aretaei loco p. 32, D. ad confirmandam scilicet Scaligeri sententiam de imaginoso, quem ille finxit, κορυβαντιασμοῦ morbo eadem temeritate usus est, qua virum summum locum Platonis ex Critone, Origenis et Aretaei suam in sententiam flectere conatum vidimus. Ex locis, quos praeterea Petitus in eandem rem ex Platone Legg. VII. p. 790, D. et ex Plinio Hist. Nat. XI, 37, 54. attulit, id unum colligitur, κορυβαντιῶντας, quos proprie et vere ita dictos supra docuimus, insomnia laborare solitos, nimirum quod eorum animus furore fanatico perpetuo excitata et perturbata esset. Conferantur infra annotata ad locum ex Legg. Haec quum ita se habeant, quumque in imitatione Platonici loci ex Critone, quam ex Lexiphane Ruhnkenius attulit, verbo κορυβαντιᾶν corybantici morbi, quem interpres latinus somniavit, non magis, quam apud Platonem ipsum, ulla insit significatio (est enim κορυβαντιᾶν illo quoque loco, ut aliis Lucianeis, supra laudatis, i. q. *delirare*, *dementia captum esse*), non erit in posterum, quo κορυβαντιᾶν apud Graecos

unquam usurpari solitum credamus de morbo imaginoso eorum, qui, ut medici hodierni aiunt, auditus halucinationibus vexantur, quo de morbi genere eruditissime egit Hagenius in libro, sic inscripto: Die Sinnestäuschungen. Scaligeri auctoritas multos in eundem errorem pertraxit, Salmasium Exercit. Plin. p. 764, a, G. Petitum l. l. Pontanum ab Macrob. Saturn. V, 19. N. Heinsium ad Catullum p. 642 Adversariorum, a P. Burmanno editorum, hunc ipsum ad Anthol. Lat. T. I. p. 462 et ad Vales. Emendatt. p. 53 et 224. Langbaenium ad Longin. π. ὕψ. 38, 3. p. 209 ed. Toll. et, quod maxime mireris, Ruhnkenium quoque nostrum h. l., a quo error, novam nactus auctoritatem, transiit ad Creuzerum Symbol. ed. 2. T. II. p. 41. atque Hoeckium Creta T. I. p. 205 et ad interpretes Platonici Critonis, quos supra notavimus, praeterea etiam ad nuperos quosdam Convivii interpretes, ad Reyndersium p. 153, ad Rueckertum p. 208, ad Stallbaumium, qui in editione Convivii secunda 223 praeclaram suam ad Critonem notulam laudavit, denique ad Hommelium, quorum postremus, uti nuperrimus, ita omnium pessimus Convivii interpres, non solum in Convivio 215, E., praeeuntibus Reyndersio, Rueckerto, Stallbaumio, sed etiam Phaedri loco p. 228, B., supra allato et explicato, verbo κορυβαντιᾶν eum significatum, quem in Critonis loco interpretando Scaliger temere confinxit, obtrudere conatus est. Phaedri et Critonis locis eodem modo itidem vim intulit Astius in editione Phaedri prima p. 224, qui tamen postea sententiam mutasse videtur. Conf. eius Annott. in Phaedr. p. 226 et Lexic. Plat. T. II. p. 205, T. III. p. 290. Sed idem V. D., Scaligeri et Ruhnkenii errorem secutus, non intrerpretando solum, sed corrigendo etiam adulterare conatus est locum ex Platonis Leg. VII. p. 790, D. Nimirum loco scripturae veteris, *αἱ περὶ τὰ τῶν Κορυβάντων ἰάματα τελοῦσαι*, ista reponi voluit, *αἱ περὶ τὰ τῶν κορυβαντιώντων ἰάματα οὖσαι.* Qua in conjectura confirmanda errorem veterem non secutus solum est, sed auxit etiam haud parum; nam et Strabonis locum, supra a nobis allatum et explicatum, ad Scaligeri figmentum de κορυβαντιασμοῦ morbo temere accommodavit, et Corybantes, a quibus morbus profectus sit, sacerdotes matris deum fecit, cum tamen numina illius deae σύνθρονα, si minus κορυβαντιασμοῦ morbi, qui nullus fuit, at insaniae certe morbum incutere veteres crediderint; id quod Scaliger ad Catull. recte docuit. Iam quod ad ipsam Astii emendationem attinet pro τελοῦσαι saltem ἔχουσαι, quod Winckelmannus ad Plutarch. Amat. p. 176 suasit, vel potius *αἱ περὶ τὰς τῶν κορυβαντιώντων ἰάσεις οὖσαι*, coll. Phaedr. p. 248, D. *ἢ περὶ σώματος ἴασίν τινα ἐσομένου*, reponi jubere eum oportebat. Sed optime habent illa: *αἱ περὶ τὰ τῶν Κορυβάντων ἰάματα τελοῦσαι* (pessime τελοῦσαι Ruhnkenius et Kochius) i. e. *quae medelas perficiunt, inservientes furoribus, a Corybantibus immissis.* Mulieres autem ut sacra matris deum praecipue frequentabant (cf. Lobeck. Aglaoph.

T. I. p. 629 sq.), ita eaedem medendi potestate a dea potissimum instructae credebantur. Cf. Lobeck. Aglaoph. T. I. p. 639 sq. Respondet in insequentibus αἱ τῶν ἐκφρόνων βακχειῶν ἰάσεις i. e. *medelae insanorum furorum fanaticorum*: et quod hic αἱ ἰάματα τελοῦσαι, idem illic, re pro persona usurpata, αἱ ἰάσεις, quodque h. l. τὰ τῶν Κορυβάντων, idem infra αἱ ἔκφρονες βακχεῖαι, quae Corybantiis sacris propriae erant. Βακχείας autem furores Corybantios dici, eo minus est mirandum, quod magnae matris furoribus cum Bacchi orgiis convenisse, veteres testantur. Cf. Strab. X. 3. 13. p. 176 sqq. T. IV. ed. Tzschuck. Plutarch. Erot. p. 759, B. Horat. Od. I. 16. 5 sq. Claudian. De Raptu Proserp. I. 204—206. ubi *bacchari* ut apud Appulei. Metam. VIII. p. 582 et Nonium, supra laudatum, ad furorem τῶν κορυβαντιώντων spectat. Vide insuper Lobeck. Aglaoph. T. I. p. 629 sq. Loquendi genus, quod inest formulae, τὰ τῶν Κορυβάντων, i. e. παθήματα, *a Corybantibus immissa*, nihil offensionis habet. Non magis erat, quod Astius in periphrasi περὶ τὰ —, ab ipso Animadv. in Legg. p. 87 illustrata, offenderet. Ceterum, licet absque corrigendi conatu, locum ex Legg., quocum Lobeckius Aglaoph. T. I. p. 116 locum ex Euthyd. p. 277, D., auctore Proclo tanquam geminum male comparavit, in Scaligeri de κορυβαντιασμῷ sententiam Petitus Animadv. in Aretae. p. 174 itidem pertraxit, haud majore jure, quam Plinianum H. N. XI, 37, 54. Nam quod Plinius ait, *patentibus (oculis* nim.) *dormiunt — multi — hominum, quos κορυβαντιᾶν Graeci dicunt*, pertinent ista, pariter ut Platonica l. l., ad insomniam, qua οἱ κορυβαντιῶντες, qui vere ita dicti fuere, propter mentem laborabant, fanatico furore perturbatam, quae ipsis φαντασίας objiciebat horrificas. Vid. Plato in insequentibus l. l. p. 790, E. δειμαίνειν ἐστί που κτλ. et cf. Plutarch. atque Dionys. Halic. ll. supra ll. Φαντασίας autem illas terribiles, propter quas οἱ κορυβαντιῶντες insomnia laborabant, Rheae et Corybantum numina ut objicere, ita arcere quoque credebantur. Cf. Orph. Hy. 39, 3 sq. ubi leg. παύων φαντασίας, ψυχῆς ἐκπλήκτου ἀνάγκην i. e. *species terrificas sistens, animae perturbatae cruciatum.* Vid. Lobeck. Aglaoph. T. I. p. 640 sq. T. II. p. 1153 sq. Adde, quae de furoribus sive terroribus panicis, conjunctis cum sacris magnae deae corybantiis, Winckelmannus ad Plutarch. Erot. p. 173 annotavit. Plinii verba quo pertineant, haud latuit Salmasium Exercit. Plin. p. 764, 6, A. sq. qui Harduinum illud saltem docere poterat, κορυβαντιᾶν apud Plinium a Corybantum sacris, non a κόρη, i. e. pupilla, deductum esse. Quamquam Salmasius in tota ad Plinianum locum disputatione multos errores cumulavit: primum enim p. 764, a, G. Scaligeranum illud figmentum suum fecit, neque tamen, quod ei confirmando inserviat, quicquam attulit: deinde Aristophanis locum ex Vesp. vs. 8, supra illustratum, male interpretatus est, denique veteri et mendosae scripturae in hymni

Orphici loco, supra emendato, operosam disputationem temere superstruxit. — Sed nos tandem longiori animadversioni finem imponamus, si prius dixerimus, Schneiderum in Lexico v. κορυβαντιάω errorem inveteratum non propagasse.]

Gesichtspunkte für eine einflussreichere Methode und einen zweckmässigeren Ideengang des Unterrichts in der Elementar-Geometrie.

Die Fortschritte der geistigen Entwickelung und technischen Ausbildung in der neuern Zeit durch das Studium und die Anwendung der Mathematik, namentlich der Geometrie, blieben für die Bearbeitung der verschiedenen Zweige dieser Wissenschaft nicht ohne bedeutenden Erfolg. Man überzeugte sich mehr und mehr von der Wahrheit, dass jenes Studium für die formelle Geistesbildung eben so nothwendig ist, als das klassische, was nicht allein die formellen und materiellen Vortheile desselben, sondern auch die grosse Aufmerksamkeit, welche man ihm an Gelehrtenschulen Deutchslands, namentlich in Preussen, widmet, beweisen*).

Von Seiten der geistigen und industriellen Ausbildung macht man daher an die Mathematik verschiedenartige Forderungen wegen Befriedigung von mancherlei Bedürfnissen, denen jedoch nicht jede Behandlungsweise ihrer Zweige gleich zweckmässig und vortheihaft entsprechen kann. Während nämlich die Schüler technischer Anstalten ihre mathematischen Kenntnisse unmittelbar in das praktische Leben übertragen, bereiten sich die von Gelehrtenschulen erst zu den Fachstudien vor. Während es an jenen besonders darauf ankömmt, die abstrakten mathematischen Begriffe möglichst anschaulich zu machen, und vorzüglich von derjenigen Seite zu betrachten, von welcher sie in ihrer Anwendung auf das Leben sich zeigen, um die Anwendung kennen zu lernen, müssen diese ihre Schüler vor Allem an ein eigenes und selbstständiges, an ein richtiges und consequentes Denken, an ein gründliches und besonnenes Urtheilen und Schliessen gewöhnen, mithin die vorzugsweise Ausbildung des Verstandes im Auge haben. Und doch erscheinen in der neuesten Zeit so viele für beiderlei Anstalten zugleich bestimmte Bearbeitungen der zwei mathematischen Hauptzweige.

Die verschiedenen Bedürfnisse und Zwecke erfordern, obgleich jede mathematische Wahrheit an und für sich immer dieselbe bleibt,

*) In meinem Programme: Mathematik gehöre zu den ersten Lehrobjekten für gelehrte Bildung u. s. w., Aschaffenburg 1832., habe ich dieses näher entwickelt.

bald die eine, bald die andere Modification für die besste und sicherste Befriedigung der mancherlei Bedürfnisse und für die Erreichung von verschiedenen Zwecken, woraus viele Versuche entstanden, die mathematischen Disciplinen nach diesen Anforderungen zu bearbeiten und den sie bedürfenden Classen von Individuen verständlich und zugänglich zu machen. Hierzu kommt im Besonderen der pädagogische Gesichtspunkt, unter welchem solche Bearbeitungen erfolgen müssen und welcher seit der Bekanntmachung der methodischen Ideen Pestalozzi's ein um so grösseres Gewicht erhielt, je mehr das Erkennen der Dinge in Zeit und Raum wegen ihrer Klarheit, Bestimmtheit und Festliegenheit für den jugendlichen Geist eine vortreffliche Uebung wird und das Zeitliche und Räumliche, die Zahlen- und Raumgrösse, als besstes und zweckmässigstes Uebungsmittel des Verstandes sich darbietet.

Da auf den Grund der Pestalozzi'schen Ideen das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen ein andere Gestalt angenommen hat, und dieselben auf die Behandlung der Zahlen- und Raumgrössen zurückgeführt wurden, so musste auch ihre Darstellungsweise mehrfache Aenderungen erleiden. Wie man die Bildungs-, Veränderungs-, Vergleichungs- und Beziehungsweisen der Zahlengrössen mehr oder weniger zweckmässig für Unterricht und Schule behandelt und in dem Methodischen mancherlei Fehlgriffe macht, werde ich in einer anderen Abhandlung nachweisen*). Die nachfolgende soll die verschiedenen Behandlungsweisen der elementaren Geometrie, so weit sie in technischen oder gelehrten Anstalten vorzutragen ist, näher beleuchten, und in einzelnen Gesichtspunkten einen Ideengang und eine Methode angeben, wodurch das Ziel einfacher und leichter, bestimmter und nützlicher erreicht werden dürfte, als nach der bisher befolgten Verfahrungsweise.

Die Vorstellung eines allseitig ausgedehnten, in's Unendliche sich erstreckenden Raumes, woran man die drei Hauptrichtungen, die Länge, Breite und Höhe (Tiefe oder Dicke) erkennt, ist allen Menschen als etwas Gesetzmässiges gleichsam angeboren, mithin jeder Mensch zu den Erkenntnissen des Räumlichen, des äusserlich sinnlich im Raume Gegebenen, welches der ersten, unmittelbaren Anschauung zum Grunde liegt, fähig. Die Pestalozzi'schen Ideen, nach welchen der jugendliche Geist gerade durch die Anschauung des Räumlichen in der äusserlich vorliegenden Umgebung der Natur zur Anerkennung der festliegenden Bestimmtheit der inneren Anschauung der Zahlenverhältnisse mit Hülfe reiner, deutlicher und scharfer Begriffe, welche man in keinem andern Unterrichtsgegenstande mit gleicher Präcision findet, gleichsam genöthigt wird, erhielten für das Bildungswesen in Volks- und höheren Bürgerschulen, theilweise auch

*) Ich habe bereits in vielen Beurtheilungen von arithmetischen Schriften, namentlich in diesen Jahrbüchern 38. Bd. 2. Hft. und früheren Heften, manche Missgriffe kurz berührt.

in den Gelehrtenschulen, ein grosses Gewicht, weil nach der Wekkung und Ausbildung des religiösen und moralischen Gefühls die Elemente einer tüchtigen Volksbildung, worauf jede Fortbildung und höhere Entwickelung bauen muss, in der Sorge für Gesundheit, Stärke und Gewandtheit des Körpers, vor Allem aber in der Uebung des Verstandes bestehen.

Die Lehre von dem als Sinnliches im Menschen zuerst erwachenden, zum Geistigen allmälig sich fortbildenden und die Verstandeskraft ausserordentlich übenden Räumlichen entwickelt die Anschauungen und fasset sie in scharfe Begriffe, wodurch sie jenen Einfluss auf die ächte Bildung aller Volksclassen gewinnt, der für die innere und äussere Kraft der Staaten von grösster Bedeutung ist. Dieses Räumliche wird durch die grosse Klarheit der Vorstellungen von Punkten und Linien, Flächen und Körpern mit Bewusstsein angeschaut und hat seinen Grund in den höchsten Gesetzen des Denkens, welche, auf dasselbe angewendet, das Gebäude von räumlichen Wahrheiten errichten helfen. Diese erhabene Idee mochte dem Geiste Pestalozzi's, der nichts weniger als Mathematiker war, wohl vorgeschwebt haben, aber in ihrer Klarheit und Lebendigkeit von ihm selbst weder aufgefasst noch durchgeführt worden sein.

So wie nun manche Schüler, Freunde und mitunter kenntnisslose Nachbeter dieses tiefen Denkers das wesentlich Elementarische seiner Lehrweise völlig verkannten, so verfehlten sie auch die Anfangsgründe der Raumgrössenlehre, der eigentlichen Formlehre (wie viele Verfasser von Schriften sagen), weil sie fast allgemein übersahen oder noch übersehen, dass das Räumliche, an sich der äusseren Anschauung vollständig sich darlegend, an und für sich elementarisch ist, weil sie von der leidenschaftlichen Neigung, allerwärts zu elementarisiren, ganz sich verleiten liessen und die Methode der Elemente der Raumgrössenlehre mit einem mehrfach modificirten Gezerre von Weitschweifigkeiten ausputzten, wodurch sie das Wesen des räumlichen Unterrichts fast ganz verfehlten, und weil endlich Manche, welche das höhere Wissen im Auge hatten, dem alten Euklid und seinen Verehrern zu steif, oft gedankenlos folgten, wodurch sie jede feste Richtung verloren.

Damit man mich jedoch nicht missverstehe, bemerke ich vorläufig, dass ich das Gebiet der Anschauungen im ächten Sinne Pestalozzi's für die Grundlage des geometrischen Unterrichts, für den fruchtbarsten Boden des Geometers anerkenne und aus der Geschichte des mathematischen (geometrischen) Studiums (deren Bearbeitung schon so lange vergebens gehofft, einem gründlichen Mathematiker gewiss bleibende Verdienste erwerben wird) völlig überzeugt bin, dass derjenige, welcher jenes Feld der Anschauung verlässt und im Reiche der Begriffe sich verliert, vom ächt geometrischen Geiste sich gleichmässig entfernt und der Evidenz, als Grundcharakter der Wissenschaft, viel vergibt. So fanden z. B. Wolf's Begriff und Lehre von der Aehnlichkeit der Dreiecke, mancher gründlich

durchgeführte, aber auf blosse Begriffe und nicht auf bestimmte Anschauungen und Constructionen im Raume sich gründende Parallelentheorie (namentlich der meisten französischen Mathematiker) und Anderer Theorien und Beweise bei strengen Geometern wenig oder gar keinen Beifall. Ich bemerke weiter, dass ich der Gründlichkeit und Klarheit in der Behandlungsweise einzelner Wahrheiten, in der strengen und consequenten Durchführung der synthetischen Methode in den Elementen Euklid's ausserordentlich viel verdanke und mich zu den wärmsten Verehrern dieses alten und würdigen Vaters der Geometrie bekenne. Allein ich kann nicht unbedingt seinen Anordnungen des geometrischen Stoffes und seiner Darstellungsweise folgen; die Weitschweifigkeiten und mancherlei andere Mängel sind bekannt, weswegen ich ihrer Darlegung überhoben zu sein glaube. Später noch Einiges hierüber.

Die Formenlehre eröffnet wohl durch die mannigfaltigen Begriffsbestimmungen und Erscheinungen, durch Vergleichungen und Beziehungen, in welche die räumlichen Grössen zu bringen sind, ein unerschöpfliches Feld für die Erkenntniss allgemeiner Wahrheiten, leitet die Lernenden an, die Gestalten jener Grössen nach Lage, Grenzen, Merkmalen und Eigenthümlichkeiten genau aufzufassen, übt hierdurch sowohl das äussere und innere Anschauungs- und Erkenntnissvermögen, als die Erinnerung und Einbildungskraft, und wird darum sehr wichtig, weil zweckmässige Uebung des ersteren der Grund für weiteres und wichtiges Denken ist, gegen schädliche Irrthümer verwahrt und den Menschen in jedem Stande nützt. Allein man muss sie nicht überschätzen und als eine Berechnung von Verhältnissen räumlicher Grössen nicht ansehen wollen, weil sie alsdann geometrisch sein müsste, wofür sie zu wenig ist. Dehnt man sie zu weit aus, so wird sie zu viel, artet zur spielenden Beschäftigung aus und verdirbt zu viel, für jede Bildungsanstalt höchst kostbare Zeit. Diese Nachtheile und jene Vortheile beweisen einzelne Schriften, welche diese anschaulichen Elemente in das Wissenschaftliche hineinzogen und der Geometrie eine eigene Gestalt zu geben suchten, ja welche sogar bestimmt sind, für den geometrischen Unterricht in philosophischen Cursen gebraucht zu werden.

Werden gleichwohl durch die sinnlichen Anschauungen und deren Begriffe allgemeine Wahrheiten aufgefunden, erkannt, und jene wie diese zu einem vorzüglichen Mittel einer kräftigen Verstandesbildung; üben dieselben auch Hand und Auge, wecken den Sinn für Regelmässigkeit und Ordnung und verschaffen vielerlei praktische Fertigkeiten, so kann man der eigentlichen Formen- und Raumlehre, nur im rechten Geiste betrieben, nämlich in der Vergleichung der Formen, jene Eigenschaften zuerkennen. Das Anschauungsvermögen des Raumes und der ausgedehnten Grössen ist zwar für die Urquelle der Geometrie zu halten, und daher mit diesen Grundanschauungen der geometrische Unterricht zu beginnen. Allein man hat mit Berücksichtigung der Schulen, in welchen, und der Individuen,

für welche sie als Lehrgegenstand angewendet werden, sich wohl zu hüten, sie zu jenem Suchenlassen durch die Schüler, ohne gegebene Winke zum Finden, ohne Andeutung des Wesentlichen, um welches es sich vorzüglich handelt, ohne Hinweisung auf den rechten, naturgemässen und kürzesten Weg für die in's Auge gefasste Wahrheit benutzen und für alle Schulen und Individuen gleichmässig verfahren zu wollen.

In höheren Volks- und technischen Schulen mag diese Formen- und Raumlehre, auch Anschauungslehre genannt, die Lernenden besonders beschäftigen, weil sie sich stets im Felde der Anschaulichkeit hält und nur durch diese zum Reiche der Begriffe übergeht; weil sie ihre Wahrheiten stets unmittelbar auf die Anschauung zurückführt und überall auf ein folgerechtes Fortschreiten und Erschöpfen der räumlichen Bedingungen hält, weil sie endlich für die Ausbilbildung in der, gleichfalls eine sehr zweckmässige Uebung für die Verstandeskraft abgebenden Sprache durch die Verbindung des sinnlich Anschaubaren mit dem Sprachausdrucke höchst wichtig ist. Allein in Gelehrtenschulen treten diese Beziehungen in den Hintergrund, weil sie eine formelle Geistesbildung beabsichtigen und für den geometrischen Unterricht eine bloss anschauliche Vorbereitung fordern. Daher gehe man hier von der Anschauung des Punktes, der geraden (horizontalen, verticalen oder schiefen) und krummen, der gleich- und ungleich-geraden, der zusammen-, auseinander- oder gleichlautenden Linien aus, zu den verschiedenen Winkelarten, Dreiecken, Vierecken und Vielecken über, und schliesse den anschaulichen Vortrag mit der Betrachtung des Kreises nebst seinen wichtigeren Linien an, durch und um ihn; enthalte sich aber alles wissenschaftlichen Erklärens und beabsichtige blos ein sehr aufmerksames Beschauen, weil der Schüler von klaren und lebendigen Anschauungen zum rein Geistigen um so leichter sich erhebt, je mehr er in diesen geübt ist. Derselbe werde von ihnen stets weiter und endlich dahin geführt, dass er vom Einzelnen zum Allgemeinen sich selbst erheben und scharf bestimmte Begriffe bilden kann. Durch umfassende und befriedigende Erklärungen wird der Verstand gebildet (und auch die Sprachkraft geschärft), durch den scharfen Unterschied zwischen Sach- und Worterklärungen eine genaue Kenntniss des Gegenstandes gewonnen und mit ihm die allgemeine Bildung sehr befördert.

Die Schüler und Freunde Pestalozzi's benutzen diese Anschauungslehre zur Anregung und Beschäftigung der jugendlichen Selbstthätigkeit, machen das Suchenlassen zum stehenden Artikel, und manche treiben es so weit, dem Schüler weder nöthige Winke zu geben, noch durch einfache Erläuterungen zum nächsten und rechten Wege zu verhelfen. Hierdurch wird, besonders bei schwierigeren, verwickelteren und scheinbar trockneren Begriffen, der fleissige und muntere Schüler meistens auf weiten Umwegen, oft auf Ab- und Irrwegen das suchen, was ihm oft sehr nahe liegt und an Geradheit seines gesunden Menschenverstandes sehr verlieren,

der träge und weniger aufgeweckte aber das Suchen entweder bald aufgeben, weil es ihm an der erforderlichen Einsicht und Kraft dazu gebricht, oder dasitzen und über, wer weiss, was für Dinge, brüten; mithin gar nicht suchen, was ausführliche Erörterungen, Berichtigungen und Zurechtweisungen an dem von fähigeren Schülern Gefundenen nicht erwirken. Alles ersetzt aber dasjenige nicht, was sie bei ihrem Hin- und Hersuchen an Geradheit ihres Menschenverstandes und an Selbstvertrauen verloren haben. Die Trägeren verlieren alle Aeusserungen von Selbstthätigkeit und Aufmerksamkeit und für weitere Beschäftigungen den Muth und die Ausdauer.

Diese Bemerkungen sind blos darum gemacht, weil man es in Lehrbüchern versucht hat, in Bezug auf Linien, Winkel und Vergleichung oder Bestimmung ihrer Grössen, auf Seiten, Winkel und Eigenschaften der Dreiecke, Vierecke und Vielecke, auf Vergleichung, Bestimmung und Berechnung ihres Inhaltes, und auf die Eigenthümlichkeiten, Beziehungen und Gesetze des Kreises die geometrische Grössenlehre entweder in Fragen oder Antworten oder so zu bearbeiten, dass die Lehrsätze und ihre Beweise, die Aufgaben und ihre Auflösungen, besonders durch Einmischung der Erklärungen in die Lehrsätze, so in die Länge gezogen werden, dass vor lauter Fragen und Antworten, vor Wortmacherei und Umschweifen das Wesen der Sache verloren geht, und am Ende die Lernenden bei allem Elementarisiren weder den Lehrsatz und seinen Beweis, noch die Aufgabe und ihre Auflösung zum klaren Bewusstsein bringen, mithin meistens gar nichts erlernen, weil hierdurch die gesammte Schülerzahl entweder bald ermüdet, oder dem höchst verderblichen Formelwesen und Ineinanderklappen von Fragen und Antworten, einem höchst verderblichen Mechanismus Thüren und Thore geöffnet werden.

Höhere Bürgerschulen, heissen sie wie sie wollen, sollen einen zweckmässigen Uebergang aus den Elementarschulen in das bürgerliche, mit den materiellen Interessen der Völker sich befassende Leben vermitteln und ihre Schüler mit denjenigen Hülfskenntnissen ausrüsten, ohne deren Besitz sie über das blos Mechanische sich nicht erheben können. Die geometrische Anschauungslehre soll daher, jedoch in geringerem Umfange und Zeitaufwande als in der Volksschule, die Grundlage des geometrischen Studiums darum ausmachen, weil sie neben ihrem wohlthätigen Einflusse auf die Verstandesbildung, überhaupt für die Schärfung des Anschauungsvermögens vortrefflich wirkt, und dem künftigen niedern und höhern Techniker oder Gewerbsmanne zu richtigem und scharfem Blicke, zu genauem und geübtem Augenmaasse verhilft; was für alle praktischen und technischen Anwendungen höchst wichtig ist. Zeichnenkunst, Malerei und Bildhauerkunst nebst allen mit räumlichen Grössen sich befassenden Künsten und Gewerben beruhen auf genauem Darstellen von Linien, Winkeln, Flächen und Körpern. Die Handhabung von Werkzeugen aller Art, dienlich, Präcision in die Arbeiten zu bringen und ihre

verschiedenen Grade zu messen, beruhen auf richtigen Anschauungen. Alle Techniker machen in ihren Fächern nur dann leichte und sichere Fortschritte, wenn ihr Anschauungsvermögen recht geübt ist, sie an Gleichförmigkeit und Pünktlichkeit im Darstellen gewöhnt sind und eine sichere Grundlage für das Zeichnen der ihrem Wirkungskreise anheimfallenden Gegenstände gewonnen haben.

Für die in der neuern Zeit so sehr vervollkommnete, darstellende Geometrie liegt der Grund in der Anschauungslehre, weil ihr Hauptgeschäft in dem genauen Darstellen aller Gegenstände von drei Ausdehnungen, wenn sie einer genauen Erklärung fähig sind, auf Zeichnungsflächen von zwei Ausdehnungen besteht und sie aus der genauen Beschreibung der Körper alles in den Formen und gegenseitigen Stellungen nothwendig Liegende ableiten soll. Da in diesem Sinne die beschreibende Geometrie ein Mittel ist, die Wahrheit aufzusuchen, die Verstandesfähigkeiten der Lernenden zu üben und zur Vervollkommnung der Volksklassen überhaupt beizutragen; da sie für alle Arbeiten, welche den Körpern gewisse und bestimmte Formen zu geben haben, unerlässlich ist, und die Notionen vorzüglich auf einem guten und richtig geübten Anschauungsvermögen beruhen, so muss die Anschauungslehre die erste Grundlage der technischen Bildung sein, und ein noch höheres Gewicht dadurch erhalten, dass durch die Projektionsarten der erste und wichtigste Theil der angewandten Mathematik, die Mechanik überhaupt eine grosse Ausdehnung erhielt und sie von scharfsinnigen Geometern in allen Zweigen der mechanischen Wissenschaften, selbst in der Mechanik der Himmelskörper (wie vor Kurzem von dem scharfsinnigen Möbius in Leipzig geschehen ist) mit grossem Erfolge angewendet wurde, was ihr für die gelehrten Studien und höheren Wissenschaften eine grosse Bedeutung verschafft. Bei all dieser Wichtigkeit diene die Anschauungslehre nur zur Vergleichung der Formen; einen wissenschaftlichen Charakter darf und kann sie nie erhalten; sie bleibe in angemessener Kürze das, was sie eigentlich ist und werde nicht in's Kleinliche und Lächerliche, in's Spielende und Tändelnde bei Schülern herabgezogen, deren Gesichtskreis so weit gediehen ist, dass sie dergleichen Darstellungen nur anekeln müssen.

Für die Gelehrtenschulen tritt der Unterricht in der Anschauungslehre, wenn gleich ein sicheres Fundament für das geometrische Studium, noch mehr in den Hintergrund, wenn auch mehrere Verehrer derselben ihr einen vorzüglichen Rang zuerkennen wollen, weil sie entweder aus Gemächlichkeit oder eingewurzeltem Vorurtheile von einem gewissen Schlendriane sich nicht trennen können. Sie diene zur Einleitung in jenes, versinnliche die Linien- und ihre Richtungsarten, die Flächen und Körper, erkläre die hierzu erforderlichen Begriffe genau und mache den Schülern alle räumlichen Beziehungen recht bekannt; aber sie trete nicht als selbstständiger Unterricht auf und nehme für letzteren nicht viel Zeit hinweg, weil mit den Begriffserklärungen zugleich die Ableitung von Grundsätzen zu

verbinden ist. Der Lehrer führe wohl in 8 – 10 Stunden die Anschauungen und Beziehungen der Linien und ihrer Richtungen, der Winkel und Figuren nebst den Körpern dem Geiste der Schüler vor und mache sie mit den Merkmalen derselben recht vertraut, aber er verwende nicht zu viel Zeit darauf und trage in diese anschaulichen Darstellungen nichts Wissenschaftliches, weil alle Erklärungen und Grundsätze beim wissenschaftlichen Unterrichte selbst wiederholt vorkommen.

Bei diesen Beziehungen der Anschauungen zu dem Wissen und bei dem grossen Einflusse des geometrischen Studiums für die formelle Geistesbildung versuchte man die Bearbeitung des geometrischen Stoffes für Gelehrtenschulen auf verschiedenen Wegen, nach mancherlei Methoden und unter oft sehr sonderbaren Ueberschriften. Die grosse Anzahl der Lehrbücher und das Rühmen in ihren Vorreden, dieses und jenes verbessert, in einen richtigeren Zusammenhang gebracht, einzelne Disciplinen zweckmässiger geordnet und gründlicher bearbeitet zu haben u. s. w. lassen im Allgemeinen zwei Hauptrichtungen erkennen. Entweder haben die Verfasser neben den Gelehrtenschulen auch die technischen im Auge, suchen die geometrischen Wahrheiten zu popularisiren und berücksichtigen vorherrschend die materiellen Zwecke; oder sie sehen vor Allem auf die formelle Entwickelung des Geistes, halten sich streng an die Wissenschaft, befolgen die mathematische Methode und ziehen in dieser bald den analytischen, bald den synthetischen Weg vor.

Während die ersteren meistens mit mechanischen Beweisen sich begnügen und um eine logisch richtige und aufbauende Aneinanderreihung der einzelnen Disciplinen und Wahrheiten sich nicht sehr bekümmern, sehen die letzteren die praktischen Anwendungen durchschnittlich für Nebenzwecke an, berühren sie beim Vortrage nur höchst oberflächlich oder gar nicht und halten sich an ein streng wissenschaftliches Verfahren, sich für überzeugt haltend, auf diesem Wege den letzten Zweck alles Schulunterrichts, nämlich das Erzielen einer gründlichen, harmonischen, zu höheren Studien befähigenden Durchbildung des Geistes der Knaben und Jünglinge und einer stets höhern Stufe der Selbstthätigkeit am Sichersten und Vollkommensten zu verwirklichen, und zugleich der Trägheit und Schlaffheit, dem mechanischen Erlernen und dumpfen Dahinbrüten, die gefährlichsten Feinde der studirenden Jugend, auf das Kräftigste zu begegnen und diese ihrer Bestimmung entgegenführen zu helfen. Diese versehen es aber meistens darin, dass sie, mit nothdürftigen und mageren Einleitungen in die Geometrie sich begnügend, die Schüler in wenigen Lehrstunden mit einer Menge von Anschauungen, Begriffen und Beweisen für Lehrsätze zu bestürmen, deren streng consequente Form jenen meistens grosse Schwierigkeiten verursacht, weil sie von den Merkmalen der räumlichen Grössen noch keine übersichtliche und genaue Kenntniss haben, und ihnen keine Grundsätze als An-

haltepunkte für ein auf Selbstvertrauen gegründetes Vorwärtsschreiten zu Gebote stehen.

Die wenigsten Verfasser von Lehrbüchern der Geometrie bereiten durch eine zweckmässige Berücksichtigung der geometrischen Anschauungslehre ihre Schüler zu einem fruchtbaren Studium jener vor. Sie verschmähen es ganz, durch Erklären der allgemeineren Begriffe des zu behandelnden Stoffes eine zweckmässige und lichtvolle Uebersicht des ganzen Gebietes der Elementar-Geometrie zu geben und hieraus eine Anzahl von umfassenden, ganz allgemeinen, einfachen und elementaren, in jenen Zergliederungen liegenden Wahrheiten abzuleiten, für jedes Ganze jener z. B. für das Dreieck die wesentlicheren Begriffe, Beziehungen u. s. w. genau zu zergliedern und auch hieraus wieder die absoluten Grundsätze abzuleiten, und überhaupt einen sicheren Boden für das zu bebauende Feld darzubieten.

Der eine Verfasser hält den synthetischen Weg Euklid's zur vorzugsweisen Beförderung formeller Geistesbildung für den bessten, befolgt denselben streng und glaubt nicht von ihm abweichen zu dürfen, ohne der Wissenschaftlichkeit etwas zu vergeben; der andere zieht den analytischen vor und glaubt, nur durch ihn allein den Verstand zum Selbsterfinden am Kräftigsten vorzubereiten; der dritte lässt für die Erreichung des formellen Zweckes nur den heuristischen als den fruchtbarsten Vortrag gelten, weil er die geistige Thätigkeit des Schülers stets in Anspruch nehme und die Selbsterzeugung der Wahrheiten am bessten anrege. Die Verfasser von Lehrbüchern nach dieser Ansicht ordnen die geometrischen Disciplinen in einer zusammenhängenden Reihe von Untersuchungen, deren in Worten dargestellte Ergebnisse alsdann die Lehrsätze, Folgerungen u. s. w. ausmachen, behauptend, der Schüler werde hierdurch zur Selbstentwickelung der geometrischen Wahrheiten angeleitet, seine Selbstthätigkeit in der geeigneten Richtung, welche ihn vor Abwegen bewahre und das Ziel erkennen lasse, erhalten und er zu einer gründlichen und vollkommenen Einsicht der Lehrsätze geführt, weil diejenigen Sätze, worauf sich jene stützen, ihnen vorausgehen.

Diese und verschiedene andere Ansichten, welche sich jedoch stets entweder auf den analytischen oder synthetischen Vortrag, oder auf ein Befolgen von beiden, zurückführen lassen, liegen den beim Unterrichte gebrauchten, oder noch zu fertigenden Lehrbüchern der Elementar-Geometrie zum Grunde. Ohne den Ansichten des einen oder andern Verfassers zu nahe treten und dieselben entweder für zweckwidrig oder unbrauchbar für die Schule erklären zu wollen, bemerke ich im Allgemeinen, dass die pädagogischen Gesichtspunkte, nach welchen die Bearbeitung des für jene bestimmten Stoffes geschehen muss, ganz übersehen sind und in dem Methodischen des Unterrichts der Geometrie grosse Mängel und Fehlgriffe herrschen, welche die Selbstthätigkeit der Lernenden, sich zu zeigen, zu üben und zu erkräftigen, zurückhalten, die Liebe für die Wissenschaft

nicht anregen, die sichere und feste Begründung des Erfolgs beim Vortrage gefährden und die Fähigkeit nicht recht aufkeimen lassen, sicher und leicht den Darstellungen zu folgen und vorwärts zu schreiten.

Diese Umstände bestimmen mich, meine Ansichten über das Methodische, in sofern es mit jenen pädagogischen Beziehungen zusammenfällt, und die Erfordernisse zur Erreichung eines günstigen Erfolgs beim Unterrichte mitzutheilen und denjenigen Ideengang vorzuzeichnen, nach welchem die geometrischen Disciplinen und einzelnen Sätze in einzelnen Nebenideen an einander zu reihen sind. Bevor ich aber sowohl jenen, als diese, und ihren organischen Zusammenhang zergliedere, erkläre ich mich über das Gebiet derjenigen geometrischen Zweige, welche an Gelehrtenschulen zu behandeln und welche vom Unterrichte auszuschliessen sein dürften; weil auf diese Grenzen sehr viel ankommt und ohne ihre Angabe meine Forderungen entweder missverstanden oder für unzweckmässig gehalten werden könnten, und bald zu viel, bald zu wenig verlangten.

Geometrie, als wissenschaftliche Betrachtung der Eigenthümlichkeiten, Gesetze und Beziehungen an ausgedehnten, räumlichen, Grössen betrifft diese entweder im Allgemeinen oder Besonderen, entweder in elementarem oder höherem Sinne. Zur Elementar-Geometrie rechne ich die Lehre von geraden Linien und diesen gebildeten Winkeln, von den Parallelen und ebenen Figuren nebst dem Kreise, und endlich von allen Körpern, welche von ebenen oder Kreis-Flächen eingeschlossen sind, zu höheren aber die Lehre von allen übrigen krummen Linienarten, und von den hiervon eingeschlossenen Flächen und Körpern. Den bezeichneten Inhalt der Elementar-Geometrie unter den Begriffen Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie nenne ich allgemeine im Gegensatze zu der aus Verbindung des Winkels mit dem entsprechenden Bogen oder der zugehörigen Sehne entstehenden Winkellehre, Goniometrie, deren Anwendung auf das von geraden oder krummen Linien eingeschlossene Dreieck, ebene oder sphärische Trigonometrie, und auf das Vieleck, Polygonometrie, als drei besonderen Theilen, welche jenen allgemeinen entgegenstehen. Unter dem Begriffe „Longimetrie" verstehe ich aber alle die Linien- und Winkelgesetze der Figuren betreffenden Wahrheiten und Eigenthümlichkeiten; unter Planimetrie einzig und allein die arithmetische Inhaltsbestimmung, räumliche Vergleichung, Verwandlung und Theilung der Flächen, und unter Stereometrie die Lehre von den Körpern nach ihrer Entstehung, ihrem Verhalten, Vergleichen und Berechnen.

Jene allgemeinen (und theilweise auch diese besonderen) Theile sind wesentliche Zweige des Unterrichts an Gelehrtenschulen, müssen ihren Zöglingen genau bekannt werden und zum höhern geometrischen Studium vorbereiten. Für sie muss Zeit und Gelegenheit zum gründlichen Studium dargeboten sein. Sie lassen sich bei einem vierjährigen Curse mit vier Wochenstunden in der erforderlichen Um-

fassendheit und Gründlichkeit unter besonderem Bezuge auf die formelle Ausbildung entwickeln. Bei längerer Zeit oder mehr Wochenstunden lassen sich auch die Elemente der construktionellen Geometrie und Kegelschnitte in den Unterrichtskreis ziehen; jedoch dürfte das Ausschliessen der letzteren zweckmässig erscheinen, damit obige sechs Disciplinen nebst den Anfangsgründen der construktionellen Geometrie mittelst Theorie und Uebungen in speciell vorgelegten Lehrsätzen und Aufgaben den Jünglingen recht gründlich vorgetragen werden können.

Auf solche Anwendungen des Erlernten, sie mögen in Lehrsätzen und ihren Beweisen, oder in Aufgaben und ihren Auflösungen bestehen, ist ein sehr grosses Gewicht zu legen, weil sie durch das Auffinden jener Beweise und der Gesichtspunkte für diese Auflösungen unter Leitung eines thätigen und umsichtsvollen Lehrers ein höchst wirksames Mittel zur Entwickelung und Schärfung der Urtheilskraft sind. Werden solche über Haus aufgegebenen und eingelieferten Arbeiten in einer Wochenstunde von dem Lehrer mit Verbesserungen und Erläuterungen über Beweisführungen oder Construktionsarten mit den Schülern besprochen und in drei bis vier Wochen unter Aufsicht des Lehrers Arbeiten über das Vorgetragene gefertigt, so ist oben geforderte Zeit streng erforderlich, um die berührten geometrischen Disciplinen zum klaren Bewusstsein der gesammten Schülerzahl zu bringen; selbst der gewandteste und thätigste Lehrer wird für die höhere Geometrie wenig oder gar keine Zeit übrig behalten.

Die nachfolgenden, das Organische und Pädagogisch-Methodische der bezeichneten Disciplinen betreffenden und von dem allgemein befolgten Verfahren mehrfach abweichenden Entwickelungen beruhen auf der genauen Trennung der reinen Linien- und Winkelgesetze der Figuren von der Bestimmung und Vergleichung ihres Inhalts und von ihrer Verwandlung und Theilung. Diese Ausscheidung findet sich fast in keinem Lehrbuche, vielmehr vermischt man durch das Befolgen der Darstellungsweise französischer Mathematiker die longimetrischen und planimetrischen Gesetze noch mehr als früher geschah, und übersieht man das pädagogische Element ganz. Statt dieser Verworrenheit und schonungslosen Zerstückelung der auf einem genauen Organismus beruhenden Disciplinen und ihrer einzelnen Sätze befolgen Andere die Anordnung im Sinne Euklid's und begreifen unter Planimetrie alle Linien-, Winkel- und Flächengesetze der Figuren, legen also in diesen Begriff, was er in wörtlicher und fachlicher Bedeutung, also im wissenschaftlichen Sinne nicht enthalten kann. Einige Beispiele mögen dieses belegen. Die Lehre von den Neben- und Vertikalwinkeln, von den Parallelen und ihren Winkelarten, von den Gesetzen der reinen Linien und Winkel in Dreiecken, Vierecken, Vielecken und im Kreise hat mit der eigentlichen Planimetrie, deren wörtliche Bedeutung ein Messen der von Linien und Winkeln eingeschlossenen Flächen, also eine wissenschaftliche Be-

trachtung des Inhalts oder der Vergleichung der Flächen, begrenzten Ebenen, fordert, gar nichts zu thun, abstrahirt von der Fläche ganz und sieht einzig und allein auf Linien und Winkel, nicht aber auf ihre einschliessende Eigenschaft. Alle an, in und durch die Figuren gezogenen Linien, Lothe, Parallelen u. dergl. stehen mit der Flächenmessung in keiner Verbindung, weil die Fläche nicht gemessen, an und für sich an ihr nichts verglichen wird. Die Lehre von der Congruenz der Figuren beruht einzig und allein auf den Eigenschaften der Linien und Winkel, hat also, rein wissenschaftlich betrachtet, mit der Flächenlehre nichts gemein. Wendet man vielleicht das Decken der Figuren ein, um auf einen planimetrischen Charakter schliessen zu können, so wird entgegnet, dass dieses Decken blos die Linien und Winkel betrifft, und auf die Fläche selbst gar nicht zu sehen hat. Das Wesen der Aehnlichkeit der Figuren beruht ausschliesslich auf Parallelität nebst Proportionalität der Seiten und Gleichheit der Winkel, berührt also die Fläche gar nicht; auch hier wird von aller Flächenmessung abstrahirt. Viele andere Beispiele bleiben unberührt.

Die Lernenden müssen die Linien- und Winkelgesetze der Figuren für sich allein mit Entfernthaltung aller eigentlichen Flächengesetze vorerst genau und gründlich kennen, bevor ihnen die Eigenschaften, Beziehungen, Bestimmungsgesetze des Inhalts der räumlichen Grösse der Figuren vorgeführt werden können, um diese von jenen genau und sicher zu unterscheiden, und aus den Charakteren der einfachen Ausdehnung die der zweifachen leicht abzuleiten. Hierzu gelangen sie weder nach dem Verfahren Euklid's, noch weniger nach dem französischer Mathematiker; es bleiben ihnen viele Beziehungen dunkel und begegnen ihnen viele Schwierigkeiten, welche alle Lust und Liebe zu eigener Thätigkeit entfernt halten, und die zum Eindringen in das Innere, das eigentlich Geistige, der Sache erforderliche, in den Lernenden gleichsam schlummernde, Kraft und Energie lähmen; sie verwechseln viele an und für sich leicht zu unterscheidende Beziehungen, und halten Dinge für schwer, welche an sich betrachtet eben so einfach und elementar, als klar und leicht zu begreifen sind; sie gelangen nie oder nur schwer zu selbstständigen Anwendungen und schauen den Wahrheiten selten auf den Grund.

Allen diesen Nachtheilen und Missverhältnissen begegnet eine sorgfältige, in dem Wesen und Charakter der Geometrie begründete und von den Grundsätzen der Pädagogik gebotene Ausscheidung der reinen longimetrischen und planimetrischen Gesetze nach den berührten Ansichten. Die Schüler gehen hiernach von einfachen, scharf bestimmten Begriffen und von naturgemässer Verknüpfung unter einander aus, lernen die Grössen nach einer Ausdehnung vollständig kennen und wenden dieselben bei Betrachtung derselben nach zwei Ausdehnungen an; sie gehen vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichten zu Schweren über, ordnen das Gleichartige

an einander und überschauen dadurch das Gebiet der Elementar-Geometrie in seinem Grundwesen; sie lernen bei einer solchen Trennung den innern Zusammenhang der Sätze, die folgerechte Ableitung des einen aus dem andern, und die reine Begründung eines Lehrsatzes durch Grundsätze oder durch andere schon erwiesene Lehrsätze leicht einsehen, und überzeugen sich von den Eigenthümlichkeiten jedes Satzes eben so einfach. Ein Verfahren, welches obige Gesetze untereinander mischt, übersieht die pädagogischen Anforderungen und erschwert das gründliche Verständniss.

Wie sollen z. B. die Lernenden an einem geometrischen Unterrichte Einheit und innern Zusammenhang der Sätze wahrnehmen, wenn derselbe mit dem Kreise, als einem Vielecke von unendlich vielen Seiten beginnt, blos in einigen abgerissenen Sätzen zur Construction und Congruenz der Dreiecke, zum Gesetze für Neben- und Scheitelwinkel u. s. w. übergeht, die Lehre von den Parallellinien einschiebt, dieser einige Gesetze von Parallelogrammen, von dem Maasse der Dreieckswinkel und von diesen einzelnen Winkeln folgen lässt, dann die Eintheilung der Kreislinie in 360° erklärt, und jetzt schon von Gleichheit der Parallelogramme und Dreiecke nebst ihrer Verwandlung spricht, ohne vorher das Wesen des Flächeninhalts und der Elemente, wovon derselbe abhängt, veranschaulicht, also versinnlicht zu haben, inwiefern derselbe in dem Produkte aus den Maassen der Grundlinie und Höhe bildlich vorgestellt wird; wenn er überhaupt die longimetrischen und planimetrischen Disciplinen so untereinander mengt, dass nirgends ein organisches Aufbauen eines Gebäudes aus Erklärungen und Grundsätzen, aus Lehrsätzen und Folgesätzen erkenntlich, und von pädagogischen Gesichtspunkten keine Spur zu finden ist.

Diese für das klare Verständniss der Wahrheiten und ihres innern Zusammenhanges nachtheilige Vermengung erzeugte ein noch verderblicher wirkendes Trennen und Bezeichnen von Sätzen, welche eng mit einander verbunden sind, also stets aus einander abgeleitet werden müssen, worin zugleich der Missgriff in der Bezeichnung seinen Grund hat, wornach Folgesätze mit dem Begriffe „Zusatz" und umgekehrt bezeichnet werden. Hierdurch wird dem Lernenden der eigenthümliche Charakter jeder Art von Sätzen nicht klar, dringt derselbe in das Wesen derselben nicht ein und gewinnt er nie dasjenige Selbstvertrauen, welches für seine Selbstthätigkeit einen sichern Boden abgeben soll; die Erzielung dieser pädagogischen Vortheile wird, wenn nicht gerade ganz vereitelt, doch unfehlbar sehr erschwert und zurückgehalten.

Der eigentliche Folgesatz ist von dem Zusatze wesentlich unterschieden, indem ersterer eine solche Wahrheit bezeichnet, welche unmittelbar aus dem erwiesenen Lehrsatze hervorgeht und gar keiner weitern Erläuterung bedarf, ohne jedoch als ein Grundsatz oder als eine solche Wahrheit angesehen zu werden, welche in der Erklärung iegt. Zusatz dagegen ist ein solcher Satz, welcher entweder eine

Forderung oder Behauptung enthält, deren erstere, um ihr zu entsprechen, noch näher veranschaulicht, deren letztere aber noch speciell begründet werden muss, um von ihrer Richtigkeit überzeugt zu sein. Einige Beispiele mögen das Gesagte beweisen. Für den Lehrsatz „Wenn man aus den Dreieckswinkeln nach den Gegenseiten Lothe zieht, so schneiden sie sich in einem Punkte" sehe ich folgende Sätze als Zusätze an: 1) Im gleichschenkelig spitzwinkeligen Dreiecke entstehen durch die drei Lothe drei Paare congruenter Dreiecke; liegt 2) der Durchschnittspunkt in der Dreiecksfläche; 3) im gleichseitigen Dreiecke derselbe in der Mitte und entstehen 4) sechs congruente Dreiecke; 5) im rechtwinkeligen Dreiecke fällt jener Punkt in den Scheitel des rechten Winkels und 6) das Loth vom rechten Winkel auf die Hypotenuse in das Dreieck; 7) im stumpfwinkeligen fällt derselbe ausserhalb der Dreieckfläche und 8) das Loth vom stumpfen Winkel in sie, 9) das von den spitzen ausserhalb; 10) der Durchschnittspunkt der drei Lothe ist Eckmittelpunkt eines neuen Dreiecks, dessen Seiten mit denen des gegebenen parallel laufen. Alle diese Sätze ergeben sich nicht unmittelbar aus dem Beweise obigen Lehrsatzes, sondern bedürfen noch einer näheren Begründung, um Eigenthum der Schüler zu werden.

Für den Lehrsatz „Die Summe der drei inneren Winkel eines Dreiecks beträgt zwei Rechte" gelten als Folgesätze die Wahrheiten: 1) je zwei Dreieckswinkel sind um den 3. kleiner als zwei Rechte; 2) jeder Dreieckswinkel ist um die Summe der zwei anderen kleiner als zwei Rechte; 3) kein Dreieck kann mehr als einen natürlichen rechten oder stumpfen Winkel haben. Sind die Schüler von der Richtigkeit jenes Lehrsatzes völlig überzeugt, so sind sie es auch von den als Folgesätze angeführten, weil sie in jenem stets den Hauptgrund für diese haben, also dieselben keiner weiteren Nachweisungen bedürfen. Fast jeder andere Lehrsatz dient als Beleg für solche Folgerungen. Ist z. B. der Lehrsatz bewiesen, dass der Aussenwinkel der Dreiecke den zwei inneren Gegenwinkeln desselben gleich ist, so folgt der Schüler wohl gewiss von selbst, dass jener grösser ist als jeder einzelne. Dieses ist aber nicht umgekehrt der Fall, wenn zuerst bewiesen wird, dass der Dreiecksaussenwinkel grösser als jeder der inneren Gegenwinkel ist. An solchen pädagogischen Gesichtspunkten ist die Geometrie sehr reich.

Sowohl an solchen, der Pädagogik nicht entsprechenden Anordnungen der einzelnen Sätze und ihrer Folgerungen, als an den aus Erklärungen sich ergebenden Grundsätzen und an der berührten Ausscheidung der longimetrischen und planimetrischen Gesetze hat es Euklid häufig versehen, und versehen es die französischen Mathematiker und ihre Anhänger noch vielmehr. In Bezug' auf Euklid sagt freilich der gründliche Kästner in seinen Anfangsgründen der Geometrie: er könne über die unzähligen Lehrbücher nur so viel sagen, dass von der Deutlichkeit und Gewissheit, als dem Hauptwerthe der Geometrie, jedes Lehrbuch um so weniger besitze, je

weiter es sich von den Elementen Euklid's entferne; allein in Betreff der Anordnung der geometrischen Disciplinen, der Aufeinanderfolge der Lehrsätze und der pädagogischen Anforderungen stimme ich diesem Urtheile durchaus nicht bei, so vortrefflich einzelne Wahrheiten behandelt, so scharf manche Grundbegriffe charakterisirt, so klar und gründlich auch viele Beweise geführt sind. Ich schätze diesen Mathematiker vielleicht höher, als viele Andere, welche ihm unbedingt folgen; bin aber völlig überzeugt, dass nach der Euklidischen Verfahrungsweise die Schüler weder diejenige Selbstthätigkeit und Liebe, noch diejenige Selbstständigkeit und Ausdauer erlangen, welche den Erfolg des geometrischen Studiums sicher und fest begründen.

In diesen Fehlgriffen suche ich die Hauptursache der mancherlei Klagen über geringe Fortschritte und Leistungen des geometrischen Unterrichts und über geringen formellen und materiellen Nutzen. Alle Klagen vereinigen sich darin, dass an gelehrten (und technischen) Schulen der Unterricht diejenigen Früchte nicht bringt, welche man so hoch preise; entweder müsse man gegen jene Früchte misstrauisch werden, oder das mathematische Studium vernachlässigt denken. Ja es hat nicht an Schulmännern gefehlt (und gibt deren noch), welche über geringe Leistungen und Vortheile des geometrischen Unterrichts an Gymnasien sogar verächtlich sich aussprachen, und die Jünglinge wegen Verwendung von so viel Zeit und Kraft für so geringe Früchte bedauerten. Diese Stimmen sind jedoch unwirksam gegen die Darlegung der grossen Wichtigkeit jenes Studiums für die geistige Bildung und gegen die siegreiche Begründung der Nothwendigkeit seines Betreibens in Gymnasien*). In der verfehlten Methode liegen viele Ursachen, warum jenes die erwarteten Früchte nicht allgemein bringt, man es häufig für trocken erklärt und in ihm nur ausgezeichnete Köpfe Fortschritte machen lassen will.

Die Erreichung einer gründlichen, harmonischen und zu höheren Studien befähigenden Ausbildung des jugendlichen Geistes kann nur durch Befolgung einer consequenten und auf pädagogischen Principien beruhenden Methode, durch eine dieser und dem Geiste der Geometrie genau entsprechende Anordnung der Disciplinen und einzelnen Lehrsätze, und durch ein nach diesen Anforderungen und einer allgemeinen Idee bearbeitetes, jedoch nicht Alles dem Schüler Nothwendige enthaltendes, sondern durch die jedesmaligen Erklärungen, Grundsätze und Hauptlehrsätze, durch kurze Andeutung der Folgesätze, der Hauptaufgaben und Zusätze Gelegenheit zu einer angemessenen, zu Liebe für das Studium und einem gewissen Vertrauen führenden Selbstthätigkeit darbietendes Lehrbuch, möglich werden. Dass ein Lehrer erforderlich ist, der seinem Fache ganz gewachsen ist, und in die Schülerzahl kräftig einzugreifen, bald analytisch, bald synthetisch zu verfahren, bald beide Wege zu verbin-

*) Ich verweise auf mein angezogenes Programm.

den versteht, der es in seiner Gewalt hat, seine Schüler in steter Aufmerksamkeit zu erhalten, an ausdauernde Selbstthätigkeit zu gewöhnen, und in ihnen ein gewisses Selbstvertrauen zu erzeugen und zu begründen, versteht sich von selbst.

Auf den Grund der auf pädagogischen Principien beruhenden Methode ist daher der geometrische, wissenschaftliche Unterricht mit einer kurzen, aber umfassenden, Veranschaulichung der geometrischen Grössen mittelst Begriffsbestimmungen, Merkmalen und demjenigen zu beginnen, was mit dem Charakteristischen derselben recht vertraut macht und eine klare Uebersicht des Gebietes verschafft, wenn bei Betrachtung der Winkel und Parallelen, der Dreiecke u. s. w. die ganze zu behandelnde Disciplin den Schülern in wissenschaftlichem Gepräge vorgeführt und aus diesen Zergliederungen eine gewisse Anzahl von einfachen und elementaren, von allgemeinen und leicht verständlichen Sätzen als Anhaltspunkte für die Beweise von Lehrsätzen abgeleitet, damit sie die Schüler für eine selbstthätige Behandlung einzelner Wahrheiten und deren Beweise oder für Aufgaben und Zusätze benutzen.

Diese bestimmten entweder die Natur eines Gegenstandes bezeichnenden Merkmale oder die Erklärungen der Begriffe in kurzen und absoluten Sätzen darstellenden Behauptungen, Grundsätze, welche im Geiste der Jünglinge gleichsam schlummern, und dieser, sobald er sie nur ausgesprochen hat, sogleich vollkommen versteht, bilden die absolute Grundlage für ein wissenschaftliches Gebäude, welches ohne jene weder aufgerichtet, noch, wenn es dargestellt, durchwandert werden kann. Die Richtigkeit dieser Grundsätze lässt sich nur wieder durch die eigenen Erklärungen, aus denen sie abgeleitet wurden, also durch sich selbst erkennen, was der vollgültigste Beweis dafür ist, dass sie sich nicht beweisen lassen, sondern absolute Wahrheiten enthalten. Einige Beispiele mögen das Gesagte noch deutlicher machen. Der rechte Winkel z. B. entsteht, wenn man am Anfange oder Ende einer Horizontalen eine Verticale zieht; hierin besteht die Grundbedingung, das Hauptmerkmal für jeden rechten Winkel, mithin enthält sie die Wahrheit, dass jeder rechte Winkel dem andern gleich ist, als Grundsatz, welcher sich durch nichts, als durch jene Grundbedingung wieder erklären, mithin nicht beweisen lässt. Und doch stellen manche Mathematiker diese Wahrheit als einen Lehrsatz auf und bemühen sich, denselben durch weitläufige Erläuterungen, die aber durchaus nichts anderes, als die Erklärung des rechten Winkels, also die Wahrheit selbst enthalten, zu beweisen, sehen daher nicht ein, dass sie sich im Kreise herumdrehen und eigentlich eine Erklärung durch diese, d. h. an und für sich nichts beweisen. Die Kreislinie erklären die Verfasser von Lehrbüchern als eine gleichweit von einem Punkte (Mittelpunkte) entfernt sich bewegende und in sich zurücklaufende, krumme Linie und den Radius als diejenige Gerade, welche vom Mittelpunkte bis zu jener geht. Hierin liegt unbedingt die Wahrheit: „Alle Radien

desselben Kreises sind einander gleich," weil sie das Hauptmerkmal der Kreislinie, als die in gleicher Entfernung vom Mittelpunkte in sich zurücklaufende krumme Linie, ausspricht, mithin sich nicht beweisen lässt. Und doch stellen sie manche Mathematiker als Lehrsatz auf und beweisen diesen mittelst der Erklärung selbst, ohne zu bedenken, dass sie in eine logische Verkehrtheit gerathen. Aehnliche Beispiele finden sich in den meisten Lehrbüchern.

Dagegen betrachten viele Verfasser Wahrheiten als Zusätze oder Folgesätze, welche absolute und zwar Hauptlehrsätze sind, und stellen sie so hin, als verständen sie sich einfach von selbst. Ein Beispiel mag für viele dienen. Den Satz: „Die Summe zweier Nebenwinkel ist gleich zwei rechten Winkeln," sehen jene für einen Zusatz an und stellen ihn ohne allen Beweis hin. Er ist aber die Grundlage für alle Winkelgesetze und für viele Gesetze von Figuren, ein Hauptlehrsatz, und muss daher genau und umfassend bewiesen werden. Den Satz: „Die Summe der drei Dreieckswinkel beträgt zwei rechte Winkel," sehen die französischen Mathematiker und ihre Anhänger für einen Zusatz an, und doch ist er ein Hauptlehrsatz für die Dreieckslehre. Aehnlicher Verwechselungen finden sich viele in fast allen Lehrbüchern, weil ihre Verfasser die pädagogischen Gesichtspunkte der mathematischen Methode ganz übersehen. Noch nachtheiliger wirken Verwechselungen in den Erklärungen. So sagen viele Mathematiker: Sind zwei Nebenwinkel einander gleich, so heisst jeder davon ein Rechter, und man sage alsdann, die eine Linie stehe senkrecht auf der andern. Hiermit ist weder erklärt, was ein rechter Winkel, noch was ein Loth ist. Zugleich setzt das Erkennen eines rechten Winkels die Einsicht in die Gleichheit der Nebenwinkel voraus; diese ist aber dem Lernenden weder durch eine Erklärung noch durch einen Beweis verschafft, mithin ist die Darstellung selbst verfehlt.

Diese Beispiele beweisen die unbedingte Nothwendigkeit einer genauen Trennung der Erklärungen von den wirklichen Behauptungen, ein scharfes Ausscheiden der Grundsätze von jenen, der Lehrsätze von diesen und der Folgesätze von letzteren. Daher ist mit der Erklärung des Punktes als gedachtes oder physisches Merkmal zu beginnen, die horizontale, vertikale und schiefe Richtung der geraden, die krumme und gemischte Linie, und zu zergliedern, inwiefern zwei Linien am Anfange oder Ende sich vereinigen und einen Winkel, oder die eine in die andere gestellt wird und zwei Nebenwinkel, oder diese schneidet und Vertikalwinkel bildet, oder beide gleichweit entfernt fortgehen und die Parallelen bilden, inwiefern drei, vier und viel Linien unter denselben Gesichtspunkten geometrische Grössen, d. h. bei Vereinigung in einem Punkte „Theilwinkel," beim Schneiden in diesem „Vertikalwinkel," bei gleich entferntem Fortlaufen „Parallelität" und beim Schneiden in drei, vier und vielen Punkten, Dreiecke, Vierecke und Vielecke bilden. Den Schluss bilden die Erklärungen der wesentlichen Eigenthümlichkeiten

und Begriffe am Kreise; damit die Schüler die geometrischen Flächen, Figuren, übersichtlich kennen lernen, welche hinsichtlich ihrer Linien und Winkel an sich, d. h. ihrer Eigenthümlichkeiten, hinsichtlich der Uebereinstimmung jener, der Congruenz, hinsichtlich ihrer Beschaffenheit, Qualität und hinsichtlich ihrer eigenen Ausdehnung, Grösse oder Quantität, betrachten lassen und in dieser Ordnung auch zu betrachten sind.

Aus diesen allgemeinen Zergliederungen ergeben sich viele allgemeine und leicht fassliche, absolute und elementare Behauptungen, welche keiner Begründung bedürfen, daher Grundsätze sind. Dahin gehören z. B.: Zwischen zwei Punkten ist nur eine gerade Linie möglich und zugleich die kürzeste; zwei gleichartige einer 3. congruente, ähnliche oder gleiche Grössen sind es unter sich; die Summen oder Differenzen zwischen Linien, Winkeln oder Figuren sind wieder Linien, Winkel oder Figuren; jede Seite einer Figur gehört zu zwei Winkeln; jedem Winkel liegt eine Seite, also umgekehrt, gegenüber; jede Figur hat so viele Seiten als Winkel; für jede Figur sind Seiten, Winkel und Grösse zu unterscheiden; die Congruenz besteht in der Uebereinstimmung der Seiten und Winkel; die Aehnlichkeit in der der Beschaffenheit (Form oder Gestalt); alle Radien, also alle Durchmesser desselben Kreises sind gleich; jeder Durchmesser theilt Kreislinie und Kreis in zwei Hälften, jede Sehne aber in ungleiche Theile; alle Linien- und Flächenquadrante sind gleich; alle Kreise sind ähnliche Figuren u. s. w. Die drei Grundpostulate der Geometrie, nämlich je zwei Linien durch eine gerade Linie zu verbinden, jede gerade Linie beliebig zu verlängern oder zu verkürzen, und mit jedem bekannten Abstande zweier Punkte, als Radius, einen Kreis zu beschreiben, ergeben sich von selbst.

Den ersten Haupttheil der Geometrie, d. h. die Untersuchungen über gerade Linien, Winkeln, Parallelen und alle die Linien und Winkel der Figuren betreffenden Gesetze, wozu die der Congruenz und Aehnlichkeit absolut gehören, weil sie allein auf Linien- und Winkelgesetzen beruhen, oder die Longimetrie, zerlege ich in vier besondere Abschnitte: 1) in die Lehre von den Linien, Winkeln und Parallelen; 2) in die von der Bestimmung, Congruenz und Aehnlichkeit nebst den hierauf beruhenden Gesetzen und Aufgaben der Dreiecke; 3) in die Lehre von denselben Gegenständen der Vier- und Vielecke und 4) in ein von Linien- und Winkelgesetzen vom Kreise nebst Construktion der Figuren in und um ihn, und Berechnung der Seiten regulärer Figuren, des Verhältnisses zwischen Durchmesser und Peripherie und der Länge letzterer, als Uebergang zur Berechnung der Grösse, des Inhalts, der Figuren, zur eigentlichen Planimetrie.

Jeden dieser Abschnitte und deren einzelne Disciplinen beginne ich mit umfassenden Erklärungen aller Hauptbegriffe, denen wieder die aus jenen Zergliederungen unmittelbar sich ergebenden, elementaren Wahrheiten als allgemeine, das Ganze beherrschende Grund-

sätze folgen, welche den Schülern zur Grundlage für Beweisführungen dienen und als Anhaltspunkte für ein selbstthätiges Vorwärtsschreiten gebraucht werden. Für den ersten Abschnitt erfolgt die wiederholte Erklärung der Richtung und Grösse einer Linie nebst dem Messen und verschiedenen Längenmaasse, der Entstehung der verschiedenen Winkelarten, des rechten, wenn mit der horizontalen eine verticale, des schiefen, wenn sich mit jener eine schiefe Linie vereinigt, also des spitzen, wenn von der horizontalen die schiefe von der Linken zur rechten und des stumpfen, wenn von dieser nach jener gezogen wird, der rechten oder schiefen Nebenwinkel, wenn in die horizontale eine vertikale oder schiefe gezogen wird, und der rechten oder schiefen Vertikalwinkel, wenn beide Linien vertikal oder schief sich schneiden, und endlich der bei zwei von einer dritten Linie geschnittenen Parallelen entstandenen Winkelarten.

Hieraus ergeben sich wieder 8 bis 10 allgemeine Wahrheiten, welche als Grundsätze nicht blos die Lehrsätze dieses Abschnittes beweisen helfen, sondern bei späteren Disciplinen stets angewendet werden. Z. B. zwei Linien schneiden sich nur in einem Punkte; die eine zweite schneidende Linie liegt in ihrer Verlängerung auf derselben Seite; zwei gerade, zwei Punkte gemein habende Linien fallen ganz in einander; alle natürlichen rechten Winkel sind gleich; alle spitzen oder stumpfen Winkel hängen von der Neigung ihrer Schenkel ab; die einmal bestimmte Richtung der Schenkel bestimmt die Grösse des Winkels und umgekehrt; jedes Loth bildet am Anfange oder Ende einer graden Linie einen, an einem Punkte in ihr zwei natürliche rechte Winkel; kein Loth ist ohne rechten Winkel und dieser nicht ohne jenes denkbar; alle gestreckten Winkel sind gleich; die Nebenwinkel nehmen den ganzen Raum auf einer Seite einer Linie ein. Diese einfachen, absoluten Sätze fasset gewiss der beschränkteste Geist auf und hält gewiss jeder für Grundsätze, da sie blos die Merkmale der Gegenstände betreffen, oder Erklärungen als Wahrheiten aussprechen.

Diesen Sätzen folgen die Lehrsätze für Neben- und Vertikalwinkel nebst Folge- und Zusätzen; z. B. wenn die Summe der Nebenwinkel = 2 R ist, so bilden die nicht gemeinsamen Schenkel eine gerade Linie; für zwei gleiche Winkel sind auch ihre Nebenwinkel gleich; jeder hohle Winkel ist kleiner und jeder erhabene grösser als 2 R, alle Winkel um einen Punkt betragen 4 R; der rechte Winkel, in 90 Theilchen, Grade, getheilt, dient als Maass für die Bestimmung der Grösse der Winkel; aus der Grösse eines Neben- oder Vertikalwinkels bestimmt man die der übrigen. Die Winkellehre beschliesst die Aufgabe für die Construktion eines einem gegebenen gleichen Winkels, welche für die einfache und leichte Begründung der Theorie der Parallelen höchst wichtig ist. Letztere trägt man entweder nach der Dreiecks- oder Viereckslehre in Verbindung mit den Parallelogrammen vor, was einem wissenschaftlichen

und consequenten Verfahren entgegenläuft. Die Anwendung von Dreiecksgesetzen auf jene Theorie halte ich für eine Inconsequenz, weil sie dieselbe ihrer Selbstständigkeit beraubt und heterogene Gegenstände verbindet, da diese Theorie allein mittelst der Richtung von Winkelschenkeln und der Anschauung zu entwickeln ist, was ganz einfach geschieht, wenn man entweder für den Beweis der stattfindenden Winkelgesetze von der Parallelität der Linien oder für den Beweis dieser von einem jener Gesetze ausgeht, und den Hauptbeweis stets auf das Gebildetsein der Winkel und den Grundsatz zurückführt, dass die Richtung der Schenkel die Grösse der Winkel oder diese jene absolut bestimmt.

Ich beginne die Theorie mit dem Lehrsatze: Wenn zwei Parallelen von einer dritten Linie geschnitten werden, so sind 1) die äusseren und inneren Gegenwinkel, 2) die Wechselwinkel gleich und ist 3) die Summe der zwei an einer Seite liegenden Gegenwinkel = 2 R, und beweise die erste Wahrheit durch das Nachweisen des Gebildetseins der fraglichen Winkel, durch die angenommene gleiche Richtung ihrer Schenkel als Stücke von Parallelen und durch oben angeführten Grundsatz über die Abhängigkeit der Winkelgrösse von der Schenkelneigung. Die beiden anderen Wahrheiten lassen sich entweder ähnlich oder mittelst der ersten Wahrheit und der Vertikal- und Nebenwinkel begründen. Die Schüler beweisen mittelst ihrer Kenntnisse beide Wahrheiten von selbst und erhalten reichen Stoff zu eigener Thätigkeit. Durch Umkehrung des obigen Lehrsatzes erhält man für die Parallelität zweier Linien drei Lehrsätze nebst Beweisen. Der eine z. B. heisst: „Wenn für zwei von einer dritten geschnittenen Linien der äussere und innere Gegenwinkel gleich sind, so sind jene zwei Linien parallel;“ denn beide gleiche Winkel sind von Stücken der schneidenden und zwei anderen Linien gebildet; gleiche Winkel aber fordern gleiche Richtung ihrer Schenkel, also sind zwei Stücke von zwei garaden Linien parallel, sind aber die Stücke parallel, so müssen es auch die ganzen Linien sein. Aehnlich beweist man die Parallelität für jedes angenommene Winkelgesetz.

Die Antiparallelität zweier Linien beweisen die Schüler ganz einfach, da sie von der Parallelität unter jenen drei Bedingungen überzeugt sind; oder folgern sie direkt aus diesen und sehen alle Sätze als Folgesätze an, weshalb selbst das 11. Axiom Euklid's als Folgesatz erscheint, indem unfehlbar jeder Schüler von selbst folgert, dass zwei Linien, wenn der äussere Winkel grösser als der entsprechende innere Gegenwinkel ist, auf der Seite des grösseren äusseren und kleineren inneren sich schneiden. Dieser Satz kann nicht als Grundsatz gelten. 8 bis 10 Folgesätze und der Lehrsatz „wenn bei zwei Parallelen eine dritte Linie Loth zur einen ist, so ist sie es auch zur andern“ nebst Gleichheit und Parallelität der Lothe und einigen Zusätzen beschliessen die Theorie der Parallelen, für welche sonach drei Hauptlehrsätze vorherrschen, aus welchen

sich selbst die Gründe ergeben für die Zusätze „dass die zwischen Parallelen liegenden Stücke parallel und gleich sind; dass die Gleichheit der Lothe zwischen zwei Linien zu deren Parallelität führt; dass das Abnehmen jener Lothe (welche sie zu einer Linie nicht mehr bleiben) zur Antiparallelität führt und die auf die beiden Schenkel eines stumpfen Winkels gezogenen Lothe in der Winkelfläche hier unter spitzem, bei diesem unter stumpfem und bei rechtem Winkel unter rechtem Winkel sich schneiden. Die Parallelentheorie ist hierdurch rein durch Winkelgesetze begründet und bietet sehr viel Gelegenheit zur Uebung des Scharfsinnes und der Urtheilskraft, im direkten und indirekten Beweisen und zu consequenten Folgerungen dar. An die Theorie reihen sich einzelne Hauptaufgaben, die in jene nicht einzumischen sind.

Für das Dreieck beginnt der Unterricht mit den Zergliederungen der verschiedenen Dreiecksarten, der Begriffe „Grundlinie, Höhe, an- und gegenüberliegende Winkel, Aussen- und innere Gegenwinkel, mit den zur Bestimmung der Natur eines Dreiecks nöthigen Elementen, Eigenthümlichkeiten der bestimmenden und bestimmten Stücke, dort als Hypothese oder Voraussetzung, hier als Schluss oder Folge erscheinend, mit den Bestimmungsfällen und der darauf beruhenden Congruenz und mit einigen anderen Beziehungen, und leitet aus denselben wieder jene Sätze ab, welche die Schüler wegen der Allgemeinheit und leichten Verständlichkeit sich leicht eigen machen, bei Beweisen für Lehrsätze anwenden und als selbst gefunden betrachten. Vor der Beweisführung mache der Lehrer nur auf die anzuwendenden Sätze kurz aufmerksam und deute er den Schülern den Gang jener leise an, und er wird diese mit eigener Thätigkeit und Freude, vertrauend auf ihre Kraft und Kenntnisse, handeln und fortschreiten sehen. Er gewinnt dieselben hierdurch für die Wissenschaft, begründet den Keim und die Liebe, welche den Erfolg des Unterrichts sichern und die Kraft zum Vorwärtsschreiten beleben.

Die Zergliederung für die Bestimmung der Natur eines Dreiecks führt zu fünf Bedingungen und gleich viel Lehrsätzen für die Congruenz der Dreiecke, welche man ohne Unterbrechung folgen lasse, weil ihre Trennung und das Einschieben anderer Gesetze das Eigenthümliche jedes Falles bei Vergleichungen verwischen, die Hauptgesichtspunkte verdunkeln und am Wenigsten das Charakteristische des Falles versinnlichen, dass von zwei Dreiecken keines völlig bestimmt ist, wenn ich ihnen zwei Seiten und der der kleineren Seite entsprechende Winkel gleich sind, welcher als Zusatz für jene Congruenz für sich allein steht. Die direkte Aufeinanderfolge der fünf Lehrsätze, wobei man am Füglichsten mit dem von den drei gleichen Seiten beginnt, weil er am Leichtesten aufgefasst und die Erläuterung für jeden andern auf ihn zurückgeführt wird, macht die Schüler mit dem Charakteristischen jedes Congruenzfalles genau bekannt, lässt sie die unterscheidenden Merkmale leicht einsehen und gibt

ihnen eine einfache Uebersicht der Theorie. Ihnen folgen verschiedene Wahrheiten für die Congruenz recht- und stumpfwinkeliger Dreiecke in ähnlicher Uebersicht, statt dieselben zu zerstreuen, wie allgemein geschieht und für mancherlei Beziehungen auf die Congruenz, in sofern sie Linien und Winkel betreffen.

In Bezug' auf die von dieser Theorie abhängigen Aufgaben dürfte es zweckmässig sein, die wichtigeren folgen zu lassen, die Construktion von Dreiecken nach den fünf Congruenzfällen, die eines dem gegebenen congruenten Dreiecks; die eines Lothes an einen Punkt in oder ausserhalb der Linie, die Halbirung eines Winkels, einer Aufgabe und andere Hauptforderungen zu versinnlichen, weil z. B. mit der Construktion eines Lothes der Lehrsatz eng verbunden ist, dass für den Punkt in oder ausserhalb der Linie nur ein Loth möglich ist und doch zuerst gezeigt sein muss, wie dieses Loth construirt wird, bevor jener Satz bewiesen werden kann. Mit ihm hängen 12 bis 14 Wahrheiten eng zusammen, welche ganz kurz bald direkt, bald indirekt näher zu begründen sind, z. B.: Jedes Loth von einem Punkte nach einer horizontalen, ist als Abstand die kürzeste Linie, jede schiefe aber um so länger, je schiefer sie ist; zu beiden Seiten des Lothes gibt es stets zwei gleiche schiefe Linien, welche mit dem Lothe gleiche Winkel an der Spitze und horizontalen bilden, also umgekehrt gleichweit vom Lothe entfernte Linien sind gleich u. s. w.

Diesen Entwickelungen folgen die Gesetze für die Summe der Dreieckswinkel mit den zugehörigen Folgesätzen, für die Gleichheit der dritten Winkel in zwei Dreiecken, wenn zwei ihrer Winkel gleich sind, für den Aussenwinkel, für die Grösse der den grösseren oder kleineren Winkeln entsprechenden Seiten und umgekehrt, nebst den jedesmaligen Folgesätzen für jeden Lehrsatz. Wie ein Lehrsatz meistens ein ganzes System von Sätzen beherrscht, mag folgender Satz für das gleichschenklige Dreieck zeigen: Wenn man von der Spitze desselben ein Loth nach der Grundlinie fället, so entstehen zwei congruente Dreiecke. Der Beweis führt zu den Folgesätzen: Die Winkel an der Grundlinie sind gleich; der Winkel an der Spitze und jene wird halbirt; in jedem Dreiecke entsprechen gleichen Seiten gleiche Winkel und umgekehrt; bei zwei gleichen Seiten muss das Dreieck auch zwei gleiche Winkel haben; im gleichschenkeligen Dreiecke ist der Winkel an der Spitze gleich der Differenz zwischen 180^0 und einem doppelten Winkel an der Grundlinie, und der Winkel an dieser gleich der Differenz zwischen 90^0 und dem halben Winkel an der Spitze; im gleichschenkelig-rechtwinkeligen Dreiecke ist jeder spitze Winkel $= 45^0$ und im gleichseitigen $= 60^0$, sind also alle Winkel gleich; im gleichschenkeligen Dreiecke ist der Aussenwinkel an der Spitze das doppelte von einem Winkel an der Grundlinie und sind die beiden Winkel an ihr stets spitz und die an ihr durch Verlängerung der Schenkel enstehenden zwei Aussenwinkel einander gleich.

Die Versinnlichung der Punkte eines Dreiecks, von welchen die Ecken oder -Seiten gleichweit abstehen, wornach dasselbe also centrisch nach Ecken und Seiten ist, und die Bestimmung jener Punkte führt zu dem interessanten Lehrsatze, dass jener Dreieckswinkel halb so gross ist, als der ihm entsprechende Eckmittelpunktswinkel, und seine Begründung für jede Dreiecksart nebst den aus der Lage des Eckmittelpunkts und Winkels hervorgehenden Sätzen bietet eine sehr lehrreiche Uebung des Scharfsinnes dar und zeigt, dass die Verbindung dieses Satzes mit dem Kreise, wo er als das Gesetz für das Verhältniss des auf gleichem Bogen stehenden Centri- und Peripheriewinkels erscheint, nicht nothwendig ist. An verschiedene Lehrsätze wegen Lage der von den Dreieckswinkeln nach den Gegenseiten gezogenen Lothe, deren Schneiden in einem Punkte und wegen der Entstehung von so vielen congruenten Dreiecken, als das Quadrat der Eintheilungszahl einer in beliebig viele gleiche Theile zerlegten Seite, wenn man von den Theilungspunkten mit den anderen Seiten parallele Linien zieht, beträgt, reihet sich der Satz, dass für zwei Dreiecke, wenn ihre homologen Seiten parallel sind, die Winkel gleich sind, welcher das von der Congruenz beherrschte System von Sätzen beschliesst, und den Uebergang zu den Merkmalen für die Aehnlichkeit der Dreiecke, nämlich zur Parallelität und Proportionalität der homologen Seiten und Gleichheit homologer Winkel, bildet.

Diese Theorie verbindet man gewöhnlich mit der Proportionalität der Figuren oder gar mit ihrem Flächeninhalte, was aller Methode widerspricht, weil ganz heterogene Gegenstände vermengt werden, welche sich nicht wechselseitig begründen. Da das Dreieck nach allen Linien- und Winkelgesetzen in einem abgeschlossenen Ganzen zu behandeln, und die Lehre vom Vier- und Vielecke auf dasselbe zurückzuführen ist, so fordert ein consequenter Unterricht die unbedingte Verbindung der Parallelität und Proportionalität der Seiten nebst Gleichheit der Winkel, also der Aehnlichkeit der Dreiecke mit der Congruenz, um sowohl das Gemeinsame und Differirende beider Theorien klar zu übersehen, als auch den inneren Zusammenhang, welchen eingemischte, fremde Sätze völlig unterbrechen, und das Charakteristische jeder Theorie zu erkennen. Zugleich erleichtert dieser Vortrag die übersichtliche Zusammenstellung aller die Linien- und Winkelgesetze des Dreiecks betreffenden Lehrsätze in ein System und leistet den Schülern grossen Vorschub.

Die Erklärungen der Begriffe „messbar, gleichvielfache oder gleichwievielte Theile homologer Linien führen zu ihrer Parallelität, also zur Gleichheit der Winkel, zur Proportionalität jener, d. h. zum Charakter und zu den Bedingungen der gleichen Form, oder Aehnlichkeit und zu verschiedenen Grundsätzen, z. B. die Aehnlichkeit der Dreiecke hängt von proportionalen und parallelen homologen Seiten und gleichen Winkeln ab; jede dieser vier Wahrheiten, Merkmale, bedingt die drei übrigen; die parallelen Seiten sind gleich-

vielfache oder gleichwievielte Theile von einander und umgekehrt; alle regelmässigen Dreiecke sind ähnlich u. dgl. In diesen absolut richtigen Sätzen bestehen ja die eigentlichen, wissenschaftlichen Merkmale der Aehnlichkeit; sie beherrschen die ganze Theorie und dienen den Schülern zur eigenen Behandlung der Gesetze, welche mit dem Lehrsatze beginnen: „Wenn man den einen Winkelschenkel in gleiche oder verhältnissmässige Theile theilt, und von den Theilpunkten nach dem andern Schenkel parallele Linien zieht, so wird auch dieser in eben solche Theile zerlegt.“ Auf ihm beruhen die Lehrsätze: „Wenn man mit einer Dreiecksseite eine Parallele zieht, so sind die homogenen Segmente sowohl den ganzen Seiten, als unter sich und zu den Parallelen proportional; für einen halbirten Dreieckswinkel verhalten sich die dem halbirten Winkel entsprechenden Segmente, wie die ihn einschliessenden Seiten; wenn in zwei Dreiecken zwei homologe Winkel wechselseitig gleich sind, so sind die ihnen entsprechenden Seiten proportional und umgekehrt,“ nebst vielen jedem Satze untergeordneten Folgerungen.

Die Gesetze: „In zwei Dreiecken entsprechen gleichen Winkeln proportionale Seiten und umgekehrt, dann durch eine mit einer Dreieckseite parallele Linie wird ein dem ganzen ähnliches Dreieck abgeschnitten,“ bilden die Hauptlehrsätze, also die Grundlage für die Aehnlichkeit der Dreiecke, indem aus ihnen alle anderen Gesetze entweder als reine Folgerungen sich ergeben, oder sie, wenn man sie selbstständig behandeln will, mittelst ihrer einfach beweist. Wie sehr man diese Theorie zerstreut und wie gehaltlos man sie bearbeitet, bezeugen fast alle Lehrbücher. Ist z. B. bewiesen, dass zwei Dreiecke ähnlich sind, wenn zwei Seiten proportional sind, so versteht sich von selbst, dass sie es auch sind, wenn die drei Seiten proportional sind und dass in jenem Falle die Gleichheit des von den fraglichen Seiten eingeschlossenen Winkels überflüssig ist, weil bei zwei proportionalen Seiten die Gleichheit zweier Winkel constatirt ist und auch die dritten Winkel gleich sind, und dass auch der Satz für die Proportionalität von zwei Seiten und der Gleichheit des einer derselben gegenüberliegenden Winkels als selbstständig hinwegfällt, und der Satz aus der Gleichheit zweier Winkel in jenem von der Proportionalität zweier Seiten enthalten ist, weil diesen gleiche Winkel entsprechen. Hieraus folgt, dass ausser jenen zwei Hauptlehrsätzen alle übrigen nur als Folgesätze erscheinen, womit die Aehnlichkeit rechtwinkeliger Dreiecke, wenn ein homologer spitzer Winkel wechselseitig gleich ist, oder ihre Hypotenusen und eine homologe Kathete proportional sind, das Gesetz für das Verhalten der Umfänge ähnlicher Dreiecke überhaupt und manches andere verbunden ist.

Besonders reichhaltig ist der Lehrsatz, wornach mittelst eines Lothes vom rechten Winkel nach der Hypotenuse zwei dem ganzen und unter sich ähnliche Dreiecke entstehen, indem sich mittelst des Grundsatzes für die Proportionalität aus der Aehnlichkeit der Dreiecke

neun besondere Liniengesetze ergeben, deren Bildung und Darlegung in Worten den Schülern zu überlassen ist; sie führen in der Flächenvergleichung zu eben so vielen Flächengesetzen. Einige andere auf der Aehnlichkeit beruhende Sätze und Aufgaben beschliessen die Dreieckslehre, welche den Schülern ein fruchtbares Feld für Selbstthätigkeit eröffnet und die Grundlage für die Betrachtungen aller Figuren in sofern bildet, als Vier- und Vielecke in Dreiecke sich zerlegen lassen, worin die Haupturssache liegt, die wichtigeren Gesetze der gesammten Dreieckslehre ununterbrochen folgen zu lassen, ihren innern Zusammenhang berührt, und den Ideengang in seinen einzelnen Abstufungen und seiner consequenten und methodischen Durchführung veranschaulicht zu haben.

Die Zergliederung des Vierecks nach Begriff, Eintheilung und Charakteren, nach Elementen der Bestimmung, Congruenz, Aehnlichkeit und anderen wesentlichen Gesichtspunkten führt wieder zu allgemeinen Grundsätzen; z. B. jedes Viereck wird durch eine Diagonale in zwei und durch zwei in vier Dreiecke zerlegt; in Quadraten und Rechtecken sind alle Winkel Rechte; ein Parallelogramm mit einem Rechten, hat lauter Rechte, und mit einem schiefen hat lauter schiefe Winkel; alle Quadrate sind regelmässige und ähnliche Figuren; im rechtwinkeligen Parallelogramme ist eine Linie die Grundlinie, ihre anliegende die Höhe; im Paralleltrapeze ist die Parallele stets grösser als die andere u. dgl. Die Erörterungen für die Bestimmung der Natur der Vierecke machen für das Quadrat eine für das Rechteck zwei anliegende Seiten, für die Raute eine Seite und einen Winkel, für die Rhomboide zwei anliegende Seiten und einen Winkel, für das Paralleltrapez vier und für das Trapez überhaupt fünf Elemente, von wenigstens zwei Seiten, nöthig, führen einfach zur Congruenz, Aehnlichkeit und Construktion nebst vielerlei Aufgaben, und geben den Schülern die erforderlichen Anhaltspunkte für ein selbstthätiges Vorwärtsschreiten an die Hand.

Die Entwickelung der Bestimmung des Wesens und der daraus sich ergebenden Congruenz nebst Aehnlichkeit übergehen die meisten Lehrbücher, was eine nachtheilige Lücke im Unterrichte ist. Haben die Schüler aus der Versinnlichung der Bestimmungsgesetze die Hauptfälle erkannt, so ist es eine höchst lehrreiche Uebung für sie, die besondern Bestimmungsfälle aufzufinden, darnach die Vierecke zu construiren, auf die Congruenz anzuwenden und die verschiedenen Modificationen aufzuzählen. Sie stellen z. B. 11 Bestimmungsfälle auf und folgern, dass zwei Vierecke congruent sind, wenn die Bestimmungsseiten und Winkel gleich, aber ähnlich, wenn jene proportional und diese gleich sind; sie übertragen diese Gesetze auf die übrigen Vierecksarten, verschaffen sich Gewandtheit in der graphischen Darstellung, Einsicht in die Natur und Eigenschaften der verschiedenen Vierecke; Sicherheit im Selbstsuchen und Vertrauen auf ihr Wissen; Liebe zum geometrischen Studium und Freude zum eigenen Fortschreiten, als die erfreulichsten Früchte des bezeichneten

methodischen Verfahrens, welches die Gesetze am Parallelogramme in einem Lehrsatze vereinigt, an einem entwickelt, an den übrigen die Schüler sie prüfen und zur Ueberzeugung gelangen lässt, dass es nur vier Arten von Parallelogrammen gibt, deren jedes sechs Eigenschaften haben muss. Das Paralleltrapez bietet für seine Winkel, für die durch zwei Diagonalen entstehenden Dreieckspaare, durch die Gleichheit der Antiparallelen und die die Mitten letzterer verbindende Linie sehr instruktive Sätze dar, welche nicht zu trennen sind.

Denselben methodischen Ideengang befolge man bei den Vielecken; die Zergliederungen ihrer Begriffe, Eintheilung und der von einem Winkel möglichen Diagonalen nebst hierdurch entstehenden Dreiecken, der Elemente für ihre Bestimmung, der Bestimmungsfälle und graphischen Darstellung, der Charaktere ihrer Congruenz und Aehnlichkeit führen wieder zu allgemeinen, als Anhaltspunkte für die Begründung der Lehrsätze und Aufgaben dienenden Grundsätzen. Die Aufstellung von vier Hauptfällen für die Bestimmung jedes Vielecks führt die Schüler zu eben so vielen Congruenz- und Aehnlichkeitsfällen, zu einer 12fachen Modification derselben und in ein weites, fruchtbares Feld von Uebungen der Selbstthätigkeit, welche das Selbstvertrauen immer mehr verstärkt und ihm endlich einen sichern Boden verschafft. Sie folgern z. B. ganz einfach, dass in ähnlichen Vielecken die zur Bedingung nicht gehörigen Winkel gleich und homologen Seiten proportional sind; aus dieser Aehnlichkeit die Proportionalität der Seiten, also das Verhalten der Umfänge wie homologe Seiten, die Gleichheit der Winkel und Zerlegung in ähnliche Dreiecke mittelst homologer Diagonalen sich ergibt und beweisen die Sätze: „im Necke von hohlen Winkeln ist deren Summe $= (N-2)\ 2\ R$; jedes reguläre Vieleck wird durch Linien vom Mittelpunkte nach den Winkeln in, der Seitenzahl gleiche, congruente Dreiecke zerlegt u. dgl. eben so einfach als bestimmt; ihre Festigkeit und Gewandtheit im Darstellen wird stets grösser und ihre Liebe zum Wissen durch die auf den verschiedenen Lehrsätzen, Folgesätzen u. s. w. beruhenden Aufgaben fruchtbarer.

Nach den Erklärungen der wichtigeren Begriffe vom Kreise, z. B. von der Lage der Centri- und Peripheriewinkel, vom Bogen als Maass jenes, vom Bogen- und Längenmaass dieses, von con- und excentrischen Kreisen, ein- und umschriebenen Figuren u. dgl. folgen verschiedene Grundsätze, z. B. jeder Bogen ist das Maass des Centriwinkels; alle Winkel von gleichen Bögen sind gleich; die Grade einer grösseren Kreislinie sind länger als die einer kleineren u. s. w., und alsdann die Hauptlehrsätze über Sehnen, Sekanten und Tangenten, über Verhältnisse von zwei Kreisen und Construktionen der regulären Figuren in und um den Kreis. Die Lehrsätze für Halbirung der Sehne und des Bogens mittelst eines auf jene gezogenen, bis zu diesem verlängerten Lothes, für Gleichheit der vom Mittelpunkte gleich abstehenden Sehnen und umgekehrt; für

Entsprechen gleicher Bögen, Ab- und Ausschnitte bei gleichen Sehnen, für das Verhalten des Peripherie- und Centriwinkels, wenn beide auf gleichen Bögen stehen; für Gleichheit der Bögen zwischen parallelen Sehnen, für Grösse des Sehnen- und Sekantenwinkels beherrschen die Sehnen- und Sekantengesetze. Der Satz: Die Tangente hat mit dem Kreise nur einen Punkt gemein, wird gegewöhnlich als Lehrsatz aufgestellt, ist aber an und für sich ein Grundsatz, weil er das Merkmal der Erklärung „Tangente ist jede Linie, welche den Kreis nur in einem Punkte berührt," als positive Wahrheit ausspricht. Einige andere Lehrsätze sind für die Elementar-Geometrie nicht sehr erheblich, oder gehören nicht in ihren Kreis.

Behandelt man die berührten Hauptgesetze mit ihren zugehörigen Folgesätzen, Aufgaben und Zusätzen möglichst umsichtig und umfassend, consequent und präcis, so erhält der Geist der Schüler eine klare Uebersicht der Theorie, behandelt er die mancherlei Aufgaben über Constructionen der Figuren in und um den Kreis mit klarem Bewusstsein der Gründe, und führt er die arithmetischen Bestimmungen der Seiten und Umfänge regulärer Einfachecke und hieraus die der jedesmaligen Doppelecke selbstständig durch, was ihm zum Verhältnisse des Durchmessers zur Peripherie bringt, wenn er aus der Formel für das Doppeleck im Kreise die des Doppelecks um den Kreis ableitet und die Rechnung bis zu einem ansehnlichen Vielecke fortführt. Diese Aufgaben machen manche sehr instruktive Zusätze nothwendig, deren Beweise den Schülern nicht schwer fallen, wenn ihnen nur kurze Andeutungen gemacht sind.

Diese Berechnungen beschliessen die Winkel- und Liniengesetze der Figuren, und bilden einen einfachen und zweckmässigen Uebergang zur arithmetischen Bestimmung jener nach zwei Ausdehnungen, d. h. der Flächengrösse. Lässt man nach dem bezeichneten methodischen Ideengange die Hauptlehrsätze nach ihrem innern Organismus zusammenstellen; macht man auf diesen aufmerksam und legt den Schülern nichtvorgetragene Lehrsätze und Aufgaben zur selbstständigen Bearbeitung als Uebungen vor, so wird nicht blos die erste Bedingung für einen gedeihlichen Unterricht, nämlich ein gründliches Verständniss der beim Vortrage entwickelten Wahrheiten erfüllt, sondern auch die ganze Schülerzahl zur Anwendung dieser und zur selbstthätigen Auffindung von Beweisen und Constructionsarten veranlasst. Solche Uebungen dienen als mächtiger Hebel zur Weckung und Schärfung des Urtheils und zur Bewahrheitung des Ausspruchs des scharffinnigen und tief denkenden L a g r a n g e: „J' avois soin de revenir frequement aux considerations geometriques, que je crois tres-propres à donner au jugement de la force et de la netteté."
Diese von thätigen und umsichtigen Lehrern zweckmässig geleiteten Uebungen bringen die Schüler zu weit grösserer Selbstthätigkeit, als der mündliche Vortrag; durch sie trägt der geometrische Unterricht seine schönsten und reichsten Früchte in wissenschaftlichem und

pädagogischem Sinne, weil sie der gefährlichsten Feindin der studirenden Jugend, nämlich der Schlaffheit oder dem dumpfen Dahinbrüten, kräftigst begegnen.

Den zweiten Haupttheil der Geometrie bilden die eigentlichen Flächengesetze, d. h. die arithmetische Bestimmung des Inhalts, die räumliche Vergleichung, Verwandlung und Theilung der Figuren. Die Vermischung der Gesetze und Aufgaben dieser Disciplinen unter sich und mit den Gesetzen der Longimetrie ist nachtheilig für das klare Verständniss und gesetzlos, weil die Schüler die Charaktere jeder Disciplin nicht unterscheiden lernen, sie häufig verwechseln und die Gesetze selbst entweder nur schwer oder gar nicht verstehen, weil sie häufig Sätze behandelt finden, welche auf Vorkenntnissen beruhen, die sie nach dem gewöhnlich befolgten Wege nicht besitzen können, ihrem Geiste hierdurch Zwang angethan wird, welcher Ueberdruss statt Liebe erzeugt, gegen die gepriesene Consequenz der Geometrie misstrauisch macht, statt sie einzusehen und anzuwenden, und daher die Früchte des Unterrichts vielfach vereitelt. Man trägt z. B. den Satz vor: „Parallelogramme von gleichen Grundlinien und Höhen sind gleich," und führt darüber einen langen Beweis, ohne beide zum klaren Verständnisse zu bringen, weil man den Schülern weder den Charakter der Fläche, noch die Elemente für ihre eigentliche Ausdehnung und die Art ihre Bestimmung genau versinnlicht hat. Mehrere Beispiele später.

Die Gründlichkeit der Wissenschaft und der organische Zusammenhang ihrer Disciplinen und Gesetze fordern unbedingt umfassende und deutliche, aber kurze und genaue Erklärungen vom Flächen- oder Quadratenmaase, von rein- und unrein-vielfachen Maassen, von Grundlinie und Höhe als Elementargrössen der Flächenausdehnung, von arithmetischer Bestimmung des Inhalts und dessen geometrischer Vergleichung, von Hineinlegen der angenommenen Maasseinheit in ein Parallelogramm und hieraus hervorgehendem Gesetze, wornach das Produkt aus den Maassen der Grundlinie und Höhe den Flächeninhalt jenes versinnlicht, welches die Grundlage für die Inhaltsberechnung der Figuren bildet und zu den besonderen Berechnungsgesetzen führt. Es gibt den Schülern für die Grösse der Parallelogramme und Dreiecke, Paralleltrapeze und Trapeze, regelmässige und unregelmässige Vielecke, für die des Kreises und der mit ihm verbundenen Figuren, für alle Vergleichungen und Beweise den Schlüssel an die Hand und hilft ihnen fast alle Gesetze selbstständig begründen.

Folgende Darlegung mag das Gesagte näher beleuchten: Kennen nach den berührten Zergliederungen die Schüler jenes Gesetz für die Bestimmung der eigentlichen Grösse des Parallelogrammes, so leiten sie aus seinem Bilde, $G + H$ für zwei Parallelogramme p u. P von den Grundlinien g u. G nebst Höhen h u. H die Gleichungen $p = g. h$ u. $P = G. H$, also die Proportion $p : P = g. h : G. H$ ab und übersetzen diese für das Verhalten zweier Paral-

lelogramme wie die Produkte aus den Maassen der Grundlinie und Höhe. Aus diesem Gesetze leiten sie mittelst eigener Kraft noch fünf andere Gesetze ab, indem sie leicht selbst finden, dass für gleiche Grundlinien oder $g = G$ die Proportion $p : P = h : H$, d. h. zwei Prallelogramme von gleichen Grundlinien verhalten sich wie ihre Höhen; für gleiche Höhen oder $h = H$ die Proportion $p : P = g : G$, d. h. zwei Parallelogramme von gleichen Höhen verhalten sich wie ihre Grundlinien; für Gleichheit beider Elementargrössen oder $g = G$ u. $h = H$ auch $g. h = G. H.$ u. $p = P$, d. h. zwei Parallelogramme von gleichen Grundlinien u. Höhen flächengleich sind; für $p = P$ oder $g. h = G. H$ auch $g : G = H : h$, d. h. bei zwei gleichen Parallelogrammen verhalten sich die Grundlinien verkehrt wie ihre Höhen, und endlich für $g : G = H : h$, d. h. wenn die Grundlinien sich verkehrt verhalten wie die Höhen, so sind die Parallelogramme flächengleich. Lässt der Lehrer diese von den Schülern entwickelnden Gesetze erläutern und durch Zeichnungen versinnlichen, so ist er aller wortreichen Beweise überhoben und sieht er sie klar und lebendig im Geiste derselben stehen; jene wenden sie ohne weitere Angaben auf Dreiecke und andere räumliche Beziehungen an und betrachten alle Entwickelungen um so mehr für ihr Eigenthum, je thätiger sie dabei sind.

Zieht es der Lehrer nicht vor, mancherlei Aufgaben für die Inhaltsbestimmung der Dreiecke, z. B. aus den drei Seiten, aus zwei Seiten und dem Lothe auf die dritte Seite, aus der Grundlinie und dem Produkte der zwei anderen Seiten und der entsprechenden Höhe für eine Seite, aus einer Seite und den Höhen zu den zwei anderen Seiten, aus den drei Höhen u. dgl. die Dreiecksfläche zu berechnen, für die der Paralleltrapeze und Trapeze überhaupt an die Berechnung des Inhalts der Figuren anzureihen, um den Schülern den genauen Zusammenhang der Geometrie mit der Arithmetik zu versinnlichen und sie in solchen Berechnungen zu üben, so kann er diese Aufgaben für eine andere Gelegenheit versparen und die eigentlichen Vergleichungen der Flächen ohne Beihülfe der Zahl folgen lassen. Jedoch fordern methodischer Ideengang und Wesen der Materie eine aufmerksame Behandlung aller Aufgaben, weil alle Summen und Differenzen, Produkte und Quotienten, Potenzen und Wurzeln von Linien- oder Flächenmaassen als Bilder für Flächen und Flächen selbst zu betrachten sind, und jene Vergleichungen hierdurch nebst instruktiven Uebungen vorbereitet werden.

Hierbei unterscheide man die geradlinigen Flächen nebst den durch und an sie gezogener Linien entstandenen von denjenigen, welche durch Linien an, in und durch den Kreis gezogen, entstehen. Die meisten Vergleichungen beruhen auf Parallelogrammen, weil sie durch das Produkt der Maasse zweier Linien, meistens ein Rechteck vorstellend, versinnlicht sind und jenes fast überall vorkommt. Die Betrachtungen gehen daher von den drei Lagen zweier Parallelogramme von einerlei Grundlinie und gleichen Höhen aus,

weil auf sie die übrigen Vergleichungen meistens bezogen werden. Ihnen folgen die Gesetze für Gleichheit der Ergänzungen an Diagonalen und für Dreiecke nebst Folgesätzen, für die Bestandtheile des Quadrates der Summe zweier Linien, für Gleichheit der Rechtecke aus den ganzen Dreiecksseiten in die einen Dreieckswinkel einschliessenden durch drei Lothe nach jenen Seiten entstandenen Segmente, für das Quadrat der grössten Seite im recht- und stumpfwinkeligen Dreiecke und für das jeder Seite des spitzwinkeligen; für die Differenz der Quadrate über zwei einen Winkel einschliessenden Seiten, für die Summen der Quadrate von zwei Seiten, für das Rechteck aus den einen halbirten Dreieckswinkel einschliessenden Seiten, für die Rechtecke aus den mittelst Parallelen entstandenen Segmenten in die abwechselnden Dreieckseiten, für die Summe der Quadrate über beide Diagonalen des Vierecks (angewendet auf die verschiedenen Parallelogramme); für die Rechtecke aus den verkehrten Segmenten der Diagonalen und für die zwei an den Nichtparallelen des Paralleltrapezes liegenden Dreiecke, für das Verhalten ähnlicher Figuren und noch manche weniger wichtige Lehrsätze. Die Beweise für alle Lehrsätze und Folgerungen aus ihnen, nebst vielen Zusätzen bilden den Hauptinhalt der Flächenvergleichungen mit Ausnahme des Kreises, und bieten sehr viele Gelegenheit für selbstständige Beweisführungen und Uebungen aller Art dar, welche das Vertrauen auf eigene Kenntnisse immer mehr steigern, die Schüler tiefer in die Wissenschaft einführen und die den Erfolg des Unterrichts sichernde Festigkeit erzeugen.

Die Gesetze für die durch Linien an, in und durch den Kreis entstehenden geradlinigen Figuren, z. B. für die Gleichheit der Rechtecke aus den Segmenten der Sehnen und den ihre Endpunkte verbindenden neuen Sehnen in die abwechselnden Segmente nebst Anwendungen, für das Quadrat über die halbe Sehne und Rechteck aus den Segmenten des Durchmessers; für das über den Durchmesser; für die Summe der Rechtecke aus den Gegenseiten des Trapezes im Kreise; für die Rechtecke aus Sekanten in ihre äusseren Segmente, für die hypokratische Mondfläche, für das Reckteck, aus dem arithmetischen und harmonischen Mittel, für das Quadrat über die Ordinate, für das Rechteck aus der Subtangente in die Abscisse u. dgl. mit ihren vielen Folgesätzen beschliessen die Vergleichungen der Flächen, lassen die Schüler in das Gebiet der höhern Geometrie blicken und bieten ein System von Wahrheiten und Beweisen dar, welche meistens auf longimetrischen Gesetzen, besonders auf denen der Aehnlichkeit der Dreiecke und Proportionalität der Seiten beruhen, und ihren innern Zusammenhang aus den Gesetzen der Longimetrie und Flächenberechnung erkennen lassen.

Die Verwandlung der Figuren in andere Formen von gleichem Inhalte geschieht bald arithmetisch, bald geometrisch, d. h. der geometrische Ort, wovon das Wesen der neuen Figur abhängt, wird entweder durch Rechnung oder graphische Darstellung gefunden;

erstere führt oft schneller zum Ziele als letztere, weil man die Vielfachheit gleichartiger Raumgrössen ohne besondere Schwierigkeit, wenigstens annährend, durch die Zahl ausdrückt. Durch die gegebenen Bedingungen ist zwar die zu zeichnende Figur ihrer Grösse, Form und Lage nach meistens völlig bestimmt; allein oft ist es die Aufgabe nicht und lässt sich der geometrische Ort für die Lage einzelner Punkte der Figur blos angeben. Wie gross die Zahl der vorkommenden Fälle ist, leuchtet ein, weswegen keine genaue Reihenfolge sich angeben lässt. Zweckmässig beginnt man jedoch mit dem Dreiecke, dessen Verwandlung in Dreiecke, Rechteck oder Quadrat sehr mannigfaltig ist; auf dasselbe, auf das Quadrat oder Rechteck führt jedes Vier- und Vieleck zurück. Die Uebung in solchen Aufgaben dient zur Anwendung, Wiederholung und Geläufigkeit der vorgetragenen Sätze und Aufgaben, und bietet die besste Gelegenheit zu nützlichen und fruchtbaren Beschäftigungen dar.

Die Theilung der Flächen, als letzte Disciplin der Planimetrie, geschieht stets nach bestimmten Verhältnissen und bildet die Grundlage der praktischen Geometrie. In ihr kommen zwar sehr viele Fälle für Anwendung und zweckmässige Verbindung der verschiedenen Disciplinen der reinen Mathematik vor; allein sie sind doch weniger aufmerksam zu behandeln als die Verwandlungen. Nach Berücksichtigung der Lage der Grenzen, durch welche die Theile gesondert sind, theilt man die Figur entweder von einem Punkte, wie beim Dreiecke, oder durch Linien, welche entweder parallel mit einer Richtung, oder durch bestimmte Punkte gehen. Ein zweckmässiges Beachten dieser wenigen Gesichtspunkte für arithmetische und geometrische Theilungen an verschiedenen charakteristischen Aufgaben führt zu lehrreichen Uebungen, welche mit vielen formellen und materiellen Vortheilen verbunden sind.

Die Stereometrie hat als Einleitung die Lage und Charaktere der Linien und Ebenen in Bezug' auf diese, die Eigenschaften der Körperwinkel und ihre Bestandtheile, die Entstehung und Eigenschaften der Körper nebst Verhalten wegen Durchschnitte, Gleichheit, Congruenz und Aehnlichkeit, die Berechnung der Oberflächen und des Kubikinhalts zu erklären und hieraus allgemeine Grundsätze abzuleiten, welche den Unterricht abkürzen und doch leicht verständlich machen. Z. B. durch drei nicht in gerader Linie liegende Punkte ist eine Ebene völlig bestimmt; eine Ebene kann eine andre nur einmal schneiden; zwei zusammenstossende Ebenen haben mehrere Punkte gemein; alle aus gleichen Linienwinkeln gebildeten Körperwinkel sind gleich; alle für Linien und Winkel ausgesprochenen Wahrheiten der Longimetrie gelten für Ebenen und Körperwinkel u. dgl. Mit Bezug' auf den letzten Satz ist die Lage der Ebenen nebst verschiedenen Beziehungen in 4 — 6 Lehrsätzen gründlich zu behandeln, da die Ebenen von Linien eingeschlossen sind, also von jenen, was von diesen gilt, wodurch aus jedem einzelnen Lehrsatze stets mehrere, oft viele, Folgesätze sich ergeben. Der

Lehrsatz „Wenn eine Linie auf zwei anderen Linien einer Ebene senkrecht steht, so ist sie es zu dieser selbst" führt zu den Wahrheiten: Jene Linie bildet am Fusspunkte mit jeder Linie einen rechten Winkel; steht eine Linie senkrecht auf vielen Linien, so liegen diese in der Ebene; stossen mehrere Linien in einem Punkte der Ebene zusammen, so liegen sie in derselben; stehen zwei Linien auf der Ebene senkrecht, so sind sie parallel; ist von zwei parallelen Linien die eine senkrecht auf der Ebene, so ist es auch die andere; stehen zwei Ebenen auf einer dritten senkrecht, so steht auch die Durchschnittslinie zwischen beiden Ebenen senkrecht u. dgl.

Aus dem Lehrsatze: „Wenn zwei Linien in einer Ebene senkrecht sind, so bilden sie mit ihr gleiche Neigungswinkel," ergibt sich: für zwei gleiche Flächenwinkel sind die entsprechenden Neigungswinkel gleich; für gleiche Neigungswinkel erhält man gleiche Flächenwinkel; zwei beliebige Flächenwinkel verhalten sich wie jene; zwei Parallelebenen bilden auf einer dritten Ebene für dieselbe Seite gleiche Neigungswinkel; bei einer gegen zwei Ebenen gleichgeneigten Linie sind jene nicht immer parallel u. dgl. Der Lehrsatz: „Zwei von einer dritten geschnittenen Parallelebenen bilden die Gesetze bei parallelen Linien," schliesst alle Gesetze der Parallelität und Antiparallelität ein. Bildung und Eigenschaften der Körperwinkel ergeben sich aus dem Lehrsatze: Die Bildung eines solchen erfordert wenigstens drei Flächenwinkel und weniger als 360°.

Die Körperlehre selbst geht von Erklärung der regel- und unregelmässigen Körper und der einzelnen Arten, der Grundfläche, Seiten- und Oberfläche aus, zergliedert das Wesen und die Arten der prismatischen, pyramidalischen und sphärischen Körper, nebst Darstellung ihrer Netze und aller hierher gehörigen Begriffe und versinnlicht vor Allem, in wiefern Grundfläche und Höhe der prismatischen Körper die wahre Grösse derselben bilden, also die Elemente sind und man jene erhält, wenn man sehr viele congruente Figuren über einander legt; eine derselben bildet die Grundfläche; ihre über einander gelegte Anzahl aber die Höhe, woraus jeder Schüler zu der Ueberzeugung gelangt, dass man die allseitige Ausdehnung, den Kubikinhalt, des prismatischen Körpers in dem Produkte aus dem Maasse der Grundfläche = G in das der Höhe = H, d. h. in dem Bilde G. H erhält. Da man auf die prismatischen Körper die pyramidalischen und auf diese die sphärischen zurückführt, so erkennen die Schüler sowohl Allgemeinheit als Wichtigkeit jener Zergliederung und des daraus hervorgehenden Ausdrucks, als eines Gesetzes, das als eigentliches Merkmal der Körper, mithin als Grundsatz, feststeht.

Sie erklärt einleitend den Charakter der Construktion der Netze aller Körper, die Bestandtheile, Gleichheit, Congruenz und Aehnlichkeit, und leitet hieraus weitere, allgemeine Wahrheiten ab, welche als Anhaltspunkte für die theoretischen Entwickelungen dienen. Z. B. Jeder prismatische Körper ist durch Grundfläche, Lage und

Länge der Seitenkanten völlig bestimmt; in ihm sind diese gleich und parallel; und im senkrechten ist jede die Höhe; im Cylinder ist jede Seite der Axe gleich; im senkrechten ist diese zugleich die Höhe; jeder Cylinder ist ein unendlich eckiges Prisma; also den Gesetzen desselben unterworfen; sein Mantel stellt ein Rechteck vor, das zur Grundlinie die Peripherie der Grundfläche und zur Höhe seine Seite hat; Parallelepipeda und Würfel sind besondere Prismen; pyramidalische Körper sind durch Grundfläche, Abstand der Spitze von ihr und Neigung der Seitenkanten völlig bestimmt; für senkrechte sind die Seiten gleich, für wirkliche Pyramiden die Seitenflächen Dreiecke; der Kegel ist eine unendlich eckige Pyramide und sein Mantel ein Kreisausschnitt, dessen Radius die Seite und dessen Bogenlänge die Grundflächen-Peripherie des Kegels ist; die Kugel ist durch den Radius völlig bestimmt; von lauter grössten Kreisen eingeschlossen; ihre Durchschnittsflächen sind stets Kreisflächen u. s. w.

Die Theorie beweist zuerst den Satz, dass es nur fünf reguläre Körper gibt, geht zu der mittelst des Parallelschnittes enstehenden Congruenz der Durchschnittsfläche mit der Grundfläche in prismatischen Körpern über und entwickelt das Gesetz für das Verhalten der durch Parallelebenen entstehenden Theile eines und die Gesetze für das von zwei solcher Körper. Für diese bildet der Lehrsatz: Zwei prismatische Körper von verschiedenen Grundflächen und Höhen verhalten sich wie die Produkte aus den Maassen dieser Elementargrössen. Der Beweis an zwei besonderen Prismen p u. P von Grundflächen g u. G nebst Höhen h u. H führt zu der allgemeinen Proportion $p : P = g. h : G. H$, woraus die Schüler für zwei eigentliche Prismata unter verschiedenen Annahmen fünf besondere Sätze ableiten, welche sie für Parallelepipeda, Würfel und Cylinder mit den erforderlichen Modificationen wiederholen, und welche sie endlich zu dem allgemeinen Gesetze führen: Alle prismatischen Körper verhalten sich wie die Produkte aus ihren Grundflächen und Höhen, bei gleichen Höhen wie ihre Grundflächen, bei gleichen Grundflächen wie ihre Höhen, sind bei gleichen Grundflächen und Höhen gleich; bei der Gleichheit dieser Körper verhalten sich die Grundflächen verkehrt wie die Höhen, also sind jene gleich, wenn dieses verkehrte Verhalten statt findet. Lässt der Lehrer alle Gesetze von den Schülern ableiten, in Worten und Zeichnungen darstellen und erläutern, so ist er aller weitschweifigen Beweise, wie sie allgemein für Parallelepipeda u. s. w. geführt werden, überhoben und erzeugt er in den Schülern nicht blos gründliche Kenntniss der Gesetze, sondern auch Lust und Liebe zur Sache, statt sie durch seitenlange Beweise abzuschrecken und gegen das Studium einzunehmen.

An die Entwickelungen reihe man den Lehrsatz für das Zerlegen der vier oder mehrkantigen Prismata in so viele dreikantige, als die Grundfläche Seiten weniger zwei hat und füge ihm die untergeordneten Folgesätze bei, wozu selbst der 28. Satz des 11. Buches von Euklid gehört, welcher die Gleichheit, aber nicht Con-

gruenz, der zwei aus dem schiefstehenden Parallelepipedon gebildeten dreiseitigen Prismen enthält. Die berührten Gesetze für die prismatischen Körper dienen den Schülern zur selbstständigen Behandlung aller entweder gar nicht oder nur kurz berührten Wahrheiten, und bieten ihnen mittelbar auch die Anhaltspunkte für die pyramidalischen Körper dar, weil nach dem Beweise für den Lehrsatz, das beim Parallelschnitte mit der Grundfläche die Durchschnittsfläche dieser ähnlich ist und nach den hieraus sich ergebenden Wahrheiten für das Verhalten der Umfänge und Grössen der Durchschnittsflächen; für abgekürzte Pyramiden oder Kegel, u. a. der Lehrsatz bewiesen wird, dass eine Pyramide bei gleicher Grundfläche und Höhe mit dem Prisma der 3. Theil des letzteren ist, welcher nebst seiner Anwendung auf den Kegel zu allen Gesetzen für das Verhalten pyramidalischer Körper und für andere Beziehungen führt. Ihre selbstthätige Entwickelung und graphische Darstellung von Seiten der Schüler verschafft grosse Gewandtheit und genaue Kenntnisse des Einzelnen. Aus dem Hauptsatze für das Verhalten zweier pyramidalischer Körper wie die Produkte aus den Maassen der Grundfläche und Höhe ergeben sich 12 bis 15 Gesetze, welche oft noch einzelne enthalten und fast ohne alles Zuthun des Lehrers abgeleitet werden.

Das Verhalten ähnlicher Körper trägt man häufig nach Berechnung der Oberfläche und des Körperinhalts vor, ohne zu bedenken, dass dasselbe mit dieser Disciplin nichts gemein hat, und allein auf dem Verhalten der Körper überhaupt und dem Flächensatze für das Verhalten ähnlicher Figuren beruht. In der Allgemeinheit gelangt der Schüler zu dem Gesetze, dass alle ähnlichen Körper wie die Würfel homologer Kanten sich verhalten, welches er zur besonderen Uebung für jede Körperart modificirt. Unmethodisch wird ferner verfahren, wenn man das Verhalten, Vergleichen, der Körper ihrer Oberflächen-Berechnung folgen lässt, weil jenes seine Begründung in der Zergliederung der Eigenschaften der Körper findet, also der Berechnung vorausgehen muss. Ein Einschieben jener Berechnung unterbricht die Consequenz des Vortrags und schadet dem klaren Verständnisse sehr. Für die Kugel ist eine genaue Entwickelung des Gesetzes erforderlich, wornach sie einer Pyramide gleich ist, welche die Kugeloberfläche zur Grundfläche und ihren Radius zur Höhe hat. Die regulären Körper hängen mit ihr wegen der Radien der in und um sie gedachten Kugeln und des Radius des um eine Seitenfläche beschriebenen Kreises eng zusammen. Die Entwickelung der Formeln für diese Radien dient zur Berechnung der Oberfläche und des Körperinhalts.

Diesen Entwickelungen folgt die Oberflächen-Berechnung in 8 bis 10 Aufgaben mit ihren entsprechenden Zusätzen, auf welche zum Erhöhen der eigenen Thätigkeit der Schüler und zum Ueben im Kalkul, zum Vermeiden der Verwirrung und Verhindern des klaren Verständnisses sehr zu sehen ist. Zur Aufgabe für Berechnung der Oberfläche eines senkrechten Zylinders aus Grundflächenradius

und Höhe gehören z. B. die Zusätze: Die Oberfläche desselben ist einem Rechtecke gleich, das zur Grundlinie die Peripherie der Cylinder-Grundfläche und zur Höhe die Summe zwischen Radius und Höhe des Cylinders hat; den Cylindermantel in eine ihm gleiche Kreisfläche zu verwandeln; die Mäntel zweier Cylinder verhalten sich wie die Produkte aus den Radien in die Höhen; den Mantel des gegen die Grundfläche schief abgeschnittenen Cylinders zu berechnen u. dgl. Aehnlich verhält es sich mit der Oberflächen-Berechnung des senkrechten Kegels; mit der des Mantels des abgekürzten Kegels und der Kugelzone, welche zum Inhalte der Calotte des Kugelsegmentes, der halben und ganzen Kugeloberfläche führt und mit anderen Hauptaufgaben.

Häufig trägt man die Berechnung der Oberfläche nach der des kubischen Inhalts vor, und verfährt darum nicht zweckmässig und consequent, weil mit letzterer die Anwendungen zu verbinden sind, also nach einem organischen Zusammenhange zu verfahren ist. Mittelst umfassender Erklärungen des Kubikmaasses und seiner Eintheilung, seiner Reduktion bei verschiedenen Grössen und des Charakters des kubischen Inhalts der Körper lässt sich die Berechnung des letztern in 10 bis 12 Hauptaufgaben nebst zugehörigen Zusätzen vollständig behandeln, weil dieselben meistens sehr kurz, aber doch umfassend sind und die Thätigkeit der Lernenden allseitig ansprechen. Ein Beispiel mag zum Belege dienen: Die Kubikinhaltsberechnung des Cylinders führt zur Formel für den Cylinderring und Stücke von ihm; für den zur Grundfläche schief, für den an beiden Grundflächen parallel verschnittenen Cylinder; für die Fläche der Ellipse und für andere Modificationen des Cylinders. Die Anwendung der Körperberechnung ist sehr ausgedehnt; das Holzmaass, die Mauern, Balken, Baumstämme und überhaupt alle auf elementare, prismatische und pyramidalische Körper sich beziehende Berechnungen geben Stoff hierzu. Sie macht den Beschluss des Unterrichts in der allgemeinen Geometrie, deren drei Hauptheile den Schülern eine genaue Kenntniss des Wesens und der Eigenthümlichkeiten geometrischer Grössen, ein abgerundetes Ganzes und einen Zusammenhang von Grundsätzen und Lehrsätzen, Folgesätzen und Zusätzen darbieten, welche jede einzelne Disciplin in ihren Hauptcharakteren, ihr Gemeinsames und Verschiedenes erkennen und die Lernenden leicht sich zurecht finden lassen. Die Hauptlehrsätze und ihr Beziehen auf einander erzeugen ein klares und lebendiges Bewusstsein der Gründe für alle Wahrheiten, und ihre Beweise machen dieselben zum bleibenden und verwendbaren Eigenthume der Schüler, wozu Uebungen in Lehrsätzen und Aufgaben sehr viel beitragen.

Diejenigen Lehrsätze, welche die meisten Anwendungen für andere Lehrsätze finden, müssen den Grundsätzen jeder Disciplin unmittelbar folgen und allen anderen Lehrsätzen und Folgesätzen, Aufgaben und Zusätzen vorangehen; sie beherrschen den ganzen Abschnitt und sind darum vollständig zu beweisen; für

alle übrigen Behauptungen muss jedes Lehrbuch sich kurz fassen. Aehnlich verhält es sich mit den Hauptaufgaben, welche für die übrigen Construktionen als leitende Normen dienen. Dieses Verfahren regt die Theilnahme der Schüler sehr lebhaft an, hilft den jugendlichen Geist höchst vortheilhaft ausbilden, eröffnet den Schülern eine fruchtbare Quelle der Uebung und Stärkung des Verstandes, und macht sie für mathematische Wahrheiten so empfänglich, dass sie, für dieselben einmal eingenommen und durch sie zur kräftigen Selbstthätigkeit angeregt, diesen geistigen Weg niemals verlassen. Ob andere Verfahrungsweisen mit gleichem Zeit- und Kraftaufwande zu demselben Ziele führen, beantwortet die in der Geometrie begründete bisher entwickelte Methode und der darnach geordnete Ideengang. Beide mögen als Versuch zur Prüfung von Seiten unparteiischer Mathematiker, öffentlicher Lehrer an Gelehrtenschulen und höheren technischen Anstalten hier zur Sprache gebracht und erörtert sein.

Für die Goniometrie, Trigonometrie und Polygonometrie herrschen weniger abweichende Ansichten. Nur für die die Winkel bestimmenden Linien oder deren arithmetische Werthe wollen die Analytiker letztere zur Grundlage des Unterrichts gemacht haben, womit ich darum nicht einverstanden bin, weil dort der geometrische Charakter, Entstehung und Bedeutung, die Eigenschaften, Merkmale und Beschaffenheiten nicht hervortreten und den Schülern das anschauliche Element verloren geht. Ich halte es daher für zweckmässig, die goniometrischen Linien nach ihren geometrischen Merkmalen zu erklären, hieraus die Hauptformeln als arithmetische Werthe derselben abzuleiten und alsdann die analytischen Entwickelungen vorherrschen zu lassen. Die Anwendung dieser Gesetze auf das ebene und sphärische Dreieck bildet die Trigonometrie, worin die Lehrbücher wegen der Hauptpunkte übereinstimmen. Werden sie in den Kreis des Gymnasialunterrichts gezogen, so finden wenige wesentliche Abweichungen in dem Methodischen und Ideengange statt. Aehnlich verhält es sich mit der Polygonometrie, welche am Füglichsten ausgeschlossen bleibt. Mehr Gewicht für die formale Bildung hat die construktionelle Geometrie, welche die Arithmetik mit der Geometrie verbindet und die meisten geometrischen Wahrheiten anwenden lehrt. Einen allgemeinen Ideengang für sie gibt es nicht; der Uebergang von einfachen zu zusammengesetzten Aufgaben bildet das Hauptgesetz; das bald analytische, bald synthetische Verfahren macht diesen mathematischen Zweig höchst instruktiv, spricht den Geist der Jünglinge sehr an und bereitet zu höheren Studien kräftig vor.

Prof. Dr. *Reuter*.

Ueber den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien.

Der gegenwärtige Aufsatz hat den Zweck, etwas zur Erörterung einer Frage beizutragen, welche noch nicht in ihrer ganzen Wichtigkeit erkannt worden zu sein scheint. Zwar ist es Thatsache, dass auf der Mehrzahl der Gymnasien unter dem Namen einer „philosophischen Propädeutik“ Logik und empirische Psychologie in der Prima vorgetragen werden, dass man jedoch dem Gegenstande eine besondere Wichtigkeit beilege, scheint wenigstens aus dem Umstande nicht hervorzugehen, dass auf den meisten Schulen diesem Unterrichte wöchentlich nur eine einzige Stunde gewidmet wird. Nun ist der Zeitraum, welchen der Schüler in der ersten Classe zuzubringen pflegt, auf zwei Jahre bestimmt, so dass, rechnen wir jährlich zehn bis zwölf Wochen Ferien ab, für den ganzen propädeutischen Unterricht in der Philosophie etwa achtzig Stunden bleiben. Vergleicht man hiermit die Zeit, welche z. B. auf den Unterricht in den alten Sprachen in der Prima verwendet wird, so ergibt sich wohl die zehnfache Stundenzahl. Es ist dies ein arithmetisches Verhältniss, aus dem man auf zweierlei schliessen kann: entweder nämlich es gibt in den alten Sprachen auch in der Prima noch bei weitem mehr zu lernen und zu bewältigen, oder dieselben sind bei weitem wichtiger und fördernder für den Zweck, den das Gymnasium erreichen soll, als der Unterricht in Logik und Psychologie. Wollen wir nun auch recht gerne zugeben, dass der Unterricht in den klassischen Sprachen für Gymnasien der wichtigste und nothwendigste ist, so wird doch die Frage erlaubt sein, ob deshalb das Uebergewicht desselben über den philosophischen, von dem hier die Rede sein soll, so bedeutend zu sein brauche? Es mag dies jetzt unerörtert bleiben; wir sind vor der Hand zufrieden, aus der Thatsache eines wenn auch beschränkten propädeutischen philosophischen Unterrichts den Schluss ziehen zu können, dass man denselben doch wenigstens nicht für überflüssig gehalten hat. Allgemein jedoch scheint diese Ueberzeugung nicht zu sein: wie liesse es sich denn sonst erklären, dass es noch Gymnasien gibt, in deren Unterrichtsplan man sich vergeblich nach philosophischer Propädeutik umsieht? Wo dieser Umstand darin seinen Grund hat, dass man philosophisches Studium für den nach wahrer wissenschaftlicher Ausbildung Strebenden zwar für wünschenswerth, jedoch den dazu vorbereitenden Unterricht auf den Gymnasien für unnöthig oder gar für schädlich hält, da will der Verfasser dieses Aufsatzes suchen von dem Gegentheile zu überzeugen; was er um so eher für möglich hält, da man ja in der Hauptsache — der Nothwendigkeit philosophischer Bildung — einig ist. Für die aber, welche den philosoph. Unterricht von den Gymnasien deswegen ausschliessen

wollen — und deren gibt es leider noch genug — weil sie Studium der Philosophie überhaupt für unnütz und zeitraubend halten, ist das Folgende nicht geschrieben. Denn in diesem Falle möchte es zwar nicht unnütz, aber doch zeitraubend sein, die Meinung umändern zu wollen. Man kann den Blinden nicht über die Farbe belehren.

Indem wir also voraussetzen, was wohl auch die wissenschaftlich Gebildeten zugeben werden, dass philosophisches Studium unentbehrlich ist; indem wir dies voraussetzen, um nicht wiederholen zu müssen, was zur Empfehlung der Philosophie schon oft und besser ist gesagt worden, als es hier geschehen kann*), ist es zunächst unsere Aufgabe, nachzuweisen, dass auf den Gymnasien ein vorbereitender Unterricht in der Philosophie ertheilt werden müsse, dann wird zu überlegen sein, auf welche Art derselbe zweckmässig und fruchtbringend gemacht werden könne.

Die Gymnasien sind ihrem wesentlichen Zwecke nach Vorbereitungsanstalten für die Universitäten. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob die Schüler derselben sollten erzogen werden entweder zu Theologen oder zu Juristen oder Medicinern oder zu Philosophen, Philologen, Mathematikern u. s. w., sondern es soll in den Zöglingen ein möglichst vielseitiges Interesse für Wissenschaft erregt und die Summe von Kenntnissen und derjenige Grad von geistiger Kraft erzeugt werden, der sie fähig macht, das besondere Studium, dem sie sich später widmen werden, mit rechtem Gewinn zu treiben. Jenes soll geschehen, damit der Schüler nicht zu früh in eine einseitige Richtung hineingedrängt werde, wodurch sein Blick abgestumpft werden würde für alles, was, wenn auch zu dieser Richtung nicht in unmittelbarer Beziehung stehend, doch für allgemeine Bildung nothwendig ist. Der Schüler soll empfänglich gemacht werden für jedes Wissenswerthe, und diese Empfänglichkeit, die recht eigentlich ein Merkmal geistiger Gesundheit ist, zu wecken und zu erhalten, ist auch deswegen Pflicht des Erziehers, weil es nur auf diese Art dem Zöglinge möglich ist, zu erkennen, für welche besondere Sphäre wissenschaftlicher oder praktischer Thätigkeit er Talent und Neigung habe. Oder glaubt man, um nur ein Beispiel anzuführen, es wäre richtig gehandelt, wenn man auf den Gymnasien keinen Unterricht in der Mathematik ertheilte? Wie viele zeichnen sich in dieser Wissenschaft aus, die dagegen in den Sprachen kaum das Nothdürftige zu leisten vermögen? Und doch wird Niemand behaupten wollen, Mathematik stände in nothwendiger Beziehung etwa zur Theologie oder Jurisprudenz. Aber warum wird sie und mit Recht auf den Schulen gelehrt? Nicht blos deswegen, weil sie von besonderer Wichtigkeit für formale Ausbildung des Geistes ist, sondern gewiss auch aus dem Grunde, weil es unverant-

*) Es mag genügen, hier auf eine Abhandlung Herbart's hinzuweisen: „Ueber philosophisches Studium," wieder abgedruckt im ersten Bande seiner kleinen Schriften, herausgegeben von Hartenstein.

wortlich sein würde, die Schüler mit einer Richtung wissenschaftlicher Thätigkeit nicht bekannt machen zu wollen, in welcher sich später mancher hervorthut, der in anderer Beziehung vielleicht nichts geleistet haben würde. Also weil man im Allgemeinen nicht wissen kann, zu welchem besonderen Studium sich vorzugsweise jemand eignet, so sucht man ihm von Jugend auf ein möglichst vielfaches wissenschaftliches Interesse einzuflössen, damit es sich herausstelle, welches Studium er gemäss der sich erzeugenden Neigung späterhin als Hauptsache betrachten soll.

Die zweite Forderung war, es solle die Summe von Kenntnissen erlangt, welche als Vorbereitung zu jeder Fachwissenschaft nöthig ist, und der Grad geistiger Kraft erzeugt werden, welcher zu derselben befähigt. Beides leuchtet unmittelbar ein; nur über die zweite Hälfte dieser Forderung noch ein paar Worte. Dieselbe bezieht sich auf das, was man mit einem bekannten Ausdrucke formale Bildung des Geistes nennt. Indem man deren Nothwendigkeit anerkennt, hat man unter Unterrichtsgegenstände alle diejenigen Wissenschaften aufgenommen, durch welche man diese formale Ausbildung vorzugsweise erreichen zu können glaubte. Deshalb vorzüglich wird, wie schon erwähnt, Mathematik gelehrt, deshalb wird den klassischen Sprachen ein so bedeutendes Uebergewicht auf den Gymnasien zuerkannt; und als vor wenigen Jahren von manchen Seiten gegen dieses Uebergewicht angekämpft und verlangt wurde, man solle dasselbe beschränken und den sogenannten Realien auch auf gelehrten Schulen mehr Zeit widmen, statt die Schüler mit einer Menge unnöthiger Kenntnisse von den Gesetzen todter Sprachen anzufüllen, haben die Philologen mit Recht als einen Hauptgrund für die vorzugsweise Berücksichtigung der alten Sprachen deren grossen Einfluss auf die formale Bildung des Geistes hervorgehoben. Aber auch noch ein anderes Moment haben sie daneben geltend gemacht, welches auch wir für unsern Zweck zu benutzen gesonnen sind. Jene Forderung nämlich, die Realien mehr zu berücksichtigen, stützte sich hauptsächlich auf ein Princip materieller Nützlichkeit, von dem Niemand läugnen wird, dass man es nicht aus den Augen lassen dürfe, welches aber vorzugsweise berücksichtigen oder gar allein geltend machen zu wollen — wie es jetzt so häufig geschieht — mindestens keinen sehr hohen Begriff von Wissenschaftlichkeit verrathen würde. Die Schulmänner, welche als die Grundlage wissenschaftlicher Ausbildung die klassischen Sprachen angesehen wissen wollen, haben gegen dieses blosse Nützlichkeitsprincip angekämpft und hervorgehoben, dass man dem jugendlichen Gemüthe nicht dieses Streben nach dem Nützlichen einimpfen dürfe, um nicht in Gefahr zu gerathen, am Ende Egoisten zu erziehen, die bald nicht mehr fragen würden, was anderen, sondern was ihnen nützt, um nicht befürchten zu müssen, eine Jugend heranzubilden, in welcher der Sinn für alles an sich Gute und Schöne vermisst wird, und die nur mit kalter Berechnung

nach dem strebt, was unmittelbaren Vortheil bringt. Sie haben verlangt — und das mit Recht — dass man die Zöglinge zu der Erkenntniss zu bringen suchen solle, es wohne dem Wissen eine eigenthümliche Würde inne, um deretwillen es müsse erstrebt werden. Der Nutzen wird stets im Gefolge des Wissens sein, aber er soll nicht umgekehrt das Motiv sein, dasselbe zu suchen.

In diesem Kampfe nun einestheils für formale Bildung des Geistes, anderntheils gegen jedes blos materielle Interesse kommt den Schulmännern die Philosophie zu Hülfe; die formale Bildung befördert sie, abgesehen noch von der wirklichen Bereicherung, die sie unserer Erkenntniss gibt; gegen das materielle Nützlichkeitsprincip sträubt sie sich, indem sie den Grundsatz festhält, es solle nach Wahrheit gestrebt werden, um der Wahrheit willen, nicht aber blos deswegen, weil diese oder jene Wahrheit vielleicht Nutzen bringen würde.

Warum aber, fragt man vielleicht hier, ist dies alles erwähnt worden? Die Antwort ist einfach. Weil in diesen hier erörterten Punkten die Gründe liegen für unsere Behauptung, dass propädeutischer Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien nothwendig sei. Ueber einen schon angedeuteten Punkt sei es erlaubt, noch etwas ausführlicher zu reden.

Der Schüler, welcher nach vollendetem Gymnasialcursus zur Universität abgeht, soll dahin mitbringen ein möglichst vielseitiges Interesse für Wissenschaften. Hierin liegt jedoch nicht etwa die Forderung, dass er nun, von der strengen Aufsicht der Schule befreit, von diesem oder jenem nasche, was man gewöhnlich i n t e r e s s a n t e s W i s s e n nennt, und sich auf diese Art einen Anstrich von Bildung erwerbe, die allseitig scheinen könnte, aber nur gleich einem Firniss ein hohles und leeres Wesen verdeckt: sondern die Weisung liegt in der Forderung eines allseitigen Interesses für Wissenschaft, es solle der Studirende sich auf ein sogenanntes Brodstudium nicht in der Weise beschränken, dass er Alles, was zu diesem nicht in unmittelbarer Beziehung zu stehen scheint, mit kaltem Indifferentismus bei Seite liegen lasse und nur, das einstige Examen im Auge habend, sich blos innerhalb der Grenzen seiner Facultät halte, ja nicht einmal in diesem Gebiete a l l e Theile kennen lerne. Es soll im Gegensatze zu dem blossen Brodstudium sich eine freiere, lebendigere, höhere Ansicht von der Wissenschaft in dem Jünger derselben erzeugen, eine Ansicht, die ihn abhält, die besondere Fachwissenschaft, der er sich widmet, als vereinzelt und abgetrennt von den anderen anzusehen, eine Ansicht, die ihn zu der Ueberzeugung führt, es gebe ein Gemeinsames, welches nicht blos die besonderen Data einer e i n z e l n e n Wissenschaft verknüpft, sondern alles Wissen belebend und verbindend durchdringt. Weiter soll der Studirende einsehen, es reiche nicht hin, eine Reihe von Thatsachen und Gesetzen historisch dem Gedächtnisse einzuprägen, sondern es müsse nach der Bedeutung der Thatsachen, nach dem Grunde der

Gesetze und nach der Berechtigung, sie so oder anders auszusprechen, gefragt werden; mit einem Worte: es muss der nach wahrer Wissenschaft Strebende sich bewusst werden, dass philosophisches Studium nothwendig für ihn sei, damit philosophischer Geist seine Kenntnisse belebe. Nun vergleiche man mit den hier aufgestellten Forderungen die Erfahrung. Es ist eine sehr kleine Zahl, welche zu dieser Ansicht von der Wissenschaft gekommen ist; die grössere Masse begnügt sich vollkommen mit dem, was das Brodstudium gibt, und ist hier nur recht viel Stoff gedächtnissmässig aufgehäuft, so glaubt man genug gethan zu haben. Die Gründe dieser Erscheinung mögen in gar mannigfachen Umständen liegen; aber dass hierbei die Gymnasien je nach der Vorbereitung, mit der sie ihre Zöglinge entlassen, fördernd oder hindernd eingreifen können, dies nehmen wir keinen Anstand auszusprechen. Denn wird auf ihnen gar kein propädeutischer Unterricht in der Philosophie ertheilt, so gilt auch hier der Satz: ignoti nulla cupido, und der zur Universität entlassene Schüler wird nur in glücklichen Fällen mit Eifer den philosophischen Studien einen Theil seiner Zeit widmen. Man wende hier nicht ein, dass ja auch für die anderen Facultätsstudien auf den Gymnasien kein unmittelbar vorbereitender Unterricht ertheilt werde, dass also auch für diese jener Satz gelten müsste: was doch factisch nicht wahr sei. Wer da weiss, dass in den meisten Fällen schon sehr früh der Zögling, entweder durch Jugendeindrücke, oder durch den Wunsch der Eltern, oder durch den Rath seiner Lehrer bestimmt, sich für ein bestimmtes Studium entscheidet, ohne sich recht klar bewusst zu sein, ob er denn auch besondere Befähigung dazu habe und ob ihn ausschliessliche Neigung dahin ziehe, der wird diesen Einwurf nicht machen. Gar viele von denen, die sich z. B. der Theologie widmen wollen, würden sich ebensogut der Jurisprudenz, der Medicin hingeben, wenn sie nicht ohne ihr Zuthun schon von Jugend auf mit dem Gedanken vertraut gemacht worden wären, dies oder jenes Fach zu ergreifen. Dazu kommt, dass ein bestimmtes Fach jeder einmal ergreifen muss, der studiren will; er muss also, ist er nicht schon vorher entschieden, durch eigenes Anhören prüfen, welches ihm am meisten zusagt. Anders ist es mit der Philosophie. Als besonderes Studium wird dieselbe von vornherein selten jemand wählen, und zumeist finden die, welche sich ihr ausschliesslich widmen, erst später und von anderen Seiten her Eingang in dieselbe, wenn sich in ihnen unter anderen Studien ein besonderes Bedürfniss darnach entwickelt. Dies sind aber die Ausnahmen. In der Regel und bei der Mehrzahl der Studirenden erzeugt sich ein solches Bedürfniss nicht von selbst, und sie lassen die Philosophie unberücksichtigt liegen, weil in ihnen ein speculatives Interesse nicht erregt worden ist. Möglich, dass durch einen günstigen Zufall der eine oder der andere auch von diesen zum philosophischen Studium geführt wird; möglich ist dies, aber nur durch einen Zufall. Nun aber soll in der Erziehung

das Wenigste dem Zufalle überlassen bleiben; denn deswegen erziehen wir eben, damit wir durch bestimmte Ursachen bestimmte Wirkungen hervorbringen. Zwar hat man es nicht vom Zufalle abhängen lassen wollen, ob der Studirende philosophische Vorlesungen hören werde oder nicht; man hat im Gegentheile durch Verordnungen vorgeschrieben, welche philosophische Collegia er hören müsse, und angedeutet, welche zu hören wünschenswerth sei. Allein dass solche Verordnungen nicht viel helfen, darüber ist man so ziemlich einverstanden. Ein Interesse an der Sache können sie nicht erregen; denn widersinnig wäre es, befehlen zu wollen, es solle sich Jemand für dieses oder jenes interessiren; sie können blos bewirken, dass die Studirenden dergleichen vorgeschriebene, ihre Fachwissenschaft nicht unmittelbar berührende Collegia besuchen. Aber sind denn nun damit alle Uebelstände gehoben? Zwar kommt es nunmehr auf den Lehrer an, das Interesse seiner Zuhörer für seinen Gegenstand zu erregen; aber gleich hier zeigt sich eine Schwierigkeit, wenn die Zuhörer ohne alle Vorbereitung und ohne alle Bekanntschaft mit philosophischen Fragen gelassen worden sind. Wer es erfahren hat, dass philosophische Gegenstände eine eigenthümliche, von den mehr historisch zu überliefernden Datis anderer Wissenschaften verschiedene Behandlungsweise erfordern, und dass schon ein gewisser Grad von Uebung im abstracten Denken dazu gehört, um einer streng systematischen Bearbeitung von Begriffen folgen zu können, wird wenigstens so viel zugeben, dass es besser sei, Zuhörer zu haben, die schon einigermaassen mit der Art und Weise philosophischer Forschung vertraut sind. Schwierig ist es, zu bauen, wo kein fester Grund gelegt ist; nicht leicht, da anzuknüpfen, wo man erst mit Mühe nach Anhaltepunkten suchen muss.

Wenn es nun aus diesen Gründen wünschenswerth erscheint, dass auf den Gymnasien ein vorbereitender Unterricht in der Philosophie ertheilt wird, so kommt es vor Allem darauf an, zu überlegen, auf welche Art dies geschehen müsse, damit derselbe zweckmässig sei; denn ist dies nicht der Fall, so ist Gefahr vorhanden, dass wir statt des Nutzens, den wir stiften wollen, Schaden anrichten, und, statt das Interesse der Schüler zu erregen, von vornherein Abneigung gegen alle Philosophie in ihnen erzeugen.

Bevor wir nun den Versuch machen, einen Plan kurz anzudeuten, wie man philosophische Propädeutik lehren könne, mag erst über das, was jetzt den Schülern geboten wird, Einiges gesagt werden. Sie erhalten Unterricht in Logik und empirischer Psychologie wöchentlich eine Stunde während eines zweijährigen Cursus*). Hier fällt uns nun, noch abgesehen davon, ob gerade diese Gegen-

*) So ist es wenigstens auf den meisten Gymnasien; auf den sächsischen Fürstenschulen z. B. sind jedoch wöchentlich zwei Stunden für den propädeutischen Unterricht bestimmt.

stände für den propädeutischen Unterricht zu benutzen gut sei, vor Allem die geringe Zeit auf, welche man auf dieselben verwendet. Wer das Gebiet der Logik und empirischen Psychologie kennt, wird sich fragen, wie es denn möglich sei, innerhalb ungefähr vierzig Stunden, die auf diese Art jeder dieser Wissenschaften gewidmet werden, dieselben so vorzutragen und dem Schüler so zu eigen zu machen, dass man sagen kann, man habe die Zeit nicht unnütz auf diesen Unterricht verwendet? Es lassen sich wohl die wichtigsten Gesetze der formalen Logik innerhalb dieses Zeitraums vortragen; ebenso mag es gelingen, einen kurzen Abriss über das Hauptsächlichste der empirischen Psychologie zu geben: aber einen fruchtbaren Unterricht in dieser kurzen Zeit zu ertheilen, so dass die Schüler das Gehörte ordentlich bei sich verarbeiten, es sich geläufig machen, die abstracten Gesetze an concreten Fällen erproben — dies, gestehen wir, halten wir nicht für möglich. Und dass ein systematischer Vortrag von Seiten des Lehrers und ein blosses Hören und Nachschreiben von Seiten des Schülers auf dem Gymnasium unzweckmässig sei, wird man wohl zugeben. Dies ist ja eben der Vortheil, den die Schulen bieten, dass die dialogische Methode angewendet wird, was auf den Universitäten weniger geschehen kann. Darum möge man doch diese Methode, so lange es geht, benutzen, und, sich richtend nach der Auffassungsweise des Schülers, durch Frage und Antwort ihn zu bilden suchen. Die Logik insbesondere anlangend, so hilft ein blos systematischer Vortrag — und ein anderer ist bei der Kürze der Zeit nicht möglich — auf dem Gymnasium gar nichts. Die abstracten Formen der Logik bleiben dem Schüler in ihrer starren Allgemeinheit unzugänglich, und er lernt nicht den grossen Reichthum ihrer Anwendung begreifen. Kalt und todt erscheint ihm die Logik, da er nicht, wie z. B. in der Mathematik, Gelegenheit erhält, die allgemeinen Gesetze an einer Reihe besonderer Fälle zu prüfen.

Von der empirischen Psychologie wird später die Rede sein.

Nach diesen Bemerkungen über die Kürze der Zeit und die daraus gezogenen ungünstigen Schlüsse über die Methode des Unterrichts, mag es nun passend sein, die Art und Weise anzugeben, wie philosophische Propädeutik zu lehren sei. Wir gehen hierbei aus von dem oben ausgesprochenen Satze, dass der Schüler auf den Gymnasien einmal eine bestimmte Summe von Kenntnissen, dann ein vielseitiges Interesse für Wissen und den Grad geistiger Kraft empfangen soll, der ihn zur Beschäftigung mit den Wissenschaften geschickt macht. Gemäss diesem Grundsatze, scheint es, muss auch der propädeutische Unterricht in der Philosophie eingerichtet und dafür gesorgt werden, dass sowohl bestimmte Kenntnisse dem Schüler mitgetheilt, als auch ein Bedürfniss nach philosophischer Bildung in ihm erzeugt werde, wodurch getrieben er auf der Universität einen Theil seiner Zeit philosophischen Studien zu widmen sich entschliesst. Ja dieses Zweite — die Erregung

des Interesses — scheint bei weitem mehr in's Auge gefasst werden zu müssen, als die Erlangung einer Summe dem Gedächtnisse einzuprägender Kenntnisse; denn ist jenes Interesse einmal erweckt, so bleibt das Zweite nicht aus. Was die Menge des mitzutheilenden Materials betrifft, so ist auch hierbei mit Umsicht die richtige Mitte zu wählen: man darf dem Schüler nicht zu viel geben, damit man der Universität nicht vorgreife und in dem Zöglinge nicht die dünkelhafte Meinung errege, er wisse schon genug; zu wenig würde ebenfalls schaden, weil in diesem Falle nicht leicht eine Ahnung von dem in dem Schüler erweckt werden würde, was er von einem genauern Studium der Philosophie zu erwarten habe.

Hier ist nun der Ort, wo man vielleicht die Frage aufwerfen wird: welche Philosophie soll denn auf den Gymnasien vorgetragen werden? Es ist doch Thatsache, dass es verschiedene, ganz entgegengesetzte philosophische Ansichten gibt; mit welchen von diesen soll der Schüler bekannt gemacht werden? Die Ueberzeugung des Verfassers ist, dass man die Schüler nicht zu früh in die Gegensätze der Systeme hineinreissen, ebensowenig aber ihnen ein bestimmtes System (wenn auch in einem kurzen Abrisse) mit gänzlicher Nichtbeachtung der entgegengesetzten Ansichten geben soll. Jenes macht sie irre und schwankend, und ungeübt wie sie sind, können sie sich nicht aus dem Strudel der Meinungen herausarbeiten; dieses drängt sie in eine einseitige Richtung hinein zu einer Zeit, wo sie noch nicht im Stande sind, selbst zu prüfen, und führt am Ende zu einem jurare in verba magistri, welches nirgends schädlicher ist, als in der Philosophie. Man soll sich hüten, Proselyten machen zu wollen. Der Schüler soll mehr erfahren vom Philosophiren, als einer nothwendigen Thätigkeit des Geistes, als von philosophischen sich gegenseitig bekämpfenden Meinungen. Es wird deshalb zweckmässig sein, das für den Unterricht in der Philosophie auszuwählen, was am wenigsten von dem Streite der Systeme berührt wird, sei es nun ein Formelles, oder seien es Gegenstände, die als einer philosophischen Behandlung bedürftig, von Allen anerkannt werden. Darum ist es zuerst nothwendig, Logik zu treiben, und zwar die sogenannte formale Logik, wie sie seit Aristoteles in der Hauptsache unverändert ihre Geltung behalten hat. Aber man muss dafür sorgen, dass diese Logik rein sei, d. h. man muss von ihr fern halten jegliche Beimischung von Psychologie und Metaphysik, wodurch man sie lebendiger und interessanter zu machen gesucht hat. Diese Beimischung verdirbt einmal den gesetzgebenden Charakter der Logik, demzufolge sie eine Zucht für das Denken, nicht aber eine Naturgeschichte desselben sein soll, dann zieht sie den Schüler schon in den Streit hinein, der ihm eben noch unbekannt bleiben soll. Indem wir diese reine Logik empfehlen, sind wir auf manchen Einwurf gefasst, der gemacht werden kann. Unter Anderem wird man vorbringen, dass die formale Logik mit ihren abstracten Gesetzen

doch zu trocken sei, als dass sie bei dem Schüler ein Interesse für philosophische Studien erwecken könne. Allein wer dieses einwendet, vergisst, dass nicht blos das Interesse erregt, sondern auch für formale Bildung des Geistes gesorgt werden solle, wozu doch die Logik recht eigentlich geeignet ist. Dann mag man nicht übersehen, dass es der sogenannten trockenen Partieen in jeder Wissenschaft genug gibt, und wer diese dem Schüler recht bequem und gemächlich machen will, wird das an Gründlichkeit aufopfern müssen, was er an interessanter Behandlung gewinnt. Dazu kommt, dass sich ein solches bequemes und weichliches Zurechtlegen pädagogisch nicht einmal rechtfertigen lässt. Sowie man den Körper der Zöglinge durch anstrengende Uebungen abzuhärten sucht, so soll auch der Geist gekräftigt und gestählt werden; und wie wir bei der sittlichen Erziehung dem Schüler zumuthen, dass er, wenn auch mit Anstrengung, gegen seine Neigungen und Triebe ankämpfen solle, so soll es auch beim Unterrichte der Fall sein. Kräftigen lässt sich aber durch weichliche Nahrung und Gewöhnung der Geist so wenig wie der Körper. Der Unterricht in abstracten Gegenständen ist ein Probirstein, an dem man erkennen kann, ob der Zögling sich später mit Liebe einer ernsten wissenschaftlichen Beschäftigung widmen werde.

So wie aber eine ernste und strenge Behandlung des Strengen, jedoch Nothwendigen gefordert wird, so muss auch anerkannt werden, dass dieselbe deswegen nicht trocken zu sein brauche. Die Elemente der reinen Mathematik, die Gesetze der Grammatik können in ihrer Allgemeinheit am Ende auch trocken genannt werden, und dennoch gelingt es, bei richtiger Methode den Schüler dafür zu interessiren. Und worin besteht denn hier die Methode des Unterrichts, wodurch man diese Gegenstände dem Schüler geniessbar macht? Doch wohl darin, dass man die abstracten Gesetze auf die Mannigfaltigkeit concreter Erscheinungen anwendet und ihre Richtigkeit an derselben erprobt.

So mag es denn auch mit dem Unterrichte in der Logik gehalten werden. Eine Darlegung der Gesetze dieser Wissenschaft ist natürlich nicht zu umgehen. Man muss daher die Lehre von den Begriffen, den Urtheilen, den Schlüssen, den Definitionen, den Eintheilungen und Beweisen der Hauptsache nach auseinandersetzen, dabei aber durchaus nicht versäumen, diese Lehren durch wiederholte Anwendung dem Schüler klar und geläufig zu machen. Man braucht dabei nur die Anlässe zu benutzen, welche andere Gegenstände des Gymnasialunterrichts in so reichlicher Anzahl bieten. Die Geometrie gibt an ihren Definitionen, Lehrsätzen und Beweisen hinreichende Gelegenheit; der Unterricht in den Sprachen ist eine reiche Fundgrube von Beispielen, sowohl was die Syntax, als was die Lectüre prosaischer Schriftsteller und die eigenen schriftlichen Arbeiten der Schüler anlangt.

Das gegenseitige Verhältniss der Logik und der Syntax ist

nicht schwer zu erkennen und die Anwendung jener auf diese leicht; deshalb braucht hierüber nichts gesagt zu werden. Wie aber die Lectüre der Prosaiker zu benutzen sei, darüber wollen wir einige Andeutungen geben. Es werden in der Prima neben den Historikern Cicero, Demosthenes, Plato gelesen. Alle drei sind geeignet, neben dem sprachlichen auch vom logischen Gesichtspunkte aus betrachtet zu werden. Wenn bei Demosthenes und Cicero die Gliederung der Reden, die Begründung oder die Widerlegung aufgestellter Behauptungen gemäss den logischen Gesetzen zerlegt und betrachtet wird, so wird dies sowohl für die genauere Auffassung dieser Gesetze selbst wie auch für die Bildung der Urtheilsschärfe des Schülers nur vortheilhaft sein. Die Dialoge des Plato bieten ferner insgesammt reichliche Gelegenheit zur Anwendung und Einübung logischer Gesetze. Indem man daher die kleineren oder ausgewählte Abschnitte aus den grösseren als Lectüre benutzt, braucht man nur die zierliche Genauigkeit in der Entwickelung der Begriffe, das allmälige Abstrahiren der Merkmale, wodurch die Begriffe sich eben erst vor unseren Augen zu bilden scheinen, die Schärfe der Definitionen zu beachten, um die Wichtigkeit des Plato für propädeutischen philosophischen Unterricht zu begreifen. Hier unterstützen sich Logik und Lectüre gegenseitig.

Die schriftlichen Arbeiten der Schüler haben den Vortheil, dass diesen hier an ihrem eigenen Beispiele klar gemacht werden kann, was die Logik zu leisten im Stande ist. Nach Richtigkeit der Eintheilung, Genauigkeit der Definitionen, Schärfe der Beweise muss in den Aufsätzen eben so sehr, ja noch viel mehr gefragt werden, als nach schöner und gefälliger Darstellung.

Wenn man auf diese Weise Unterricht in der Logik ertheilt, wird man den Schüler leicht zu der Ueberzeugung bringen, dass dieselbe eben so wenig trocken sei, wie Mathematik und Grammatik, indem man ihm die Mannigfaltigkeit ihrer Anwendung und den daraus entspringenden Nutzen zeigt, wird die Meinung nicht aufkommen, als sei Logik unnöthig; indem man ihn erfahren lässt, wie sein gewöhnliches Denken immer dem Tadel der Logik ausgesetzt sei, wird man dem so gewöhnlichen Irrthume vorbeugen, als sei es wohl gut logisch zu denken, jedoch ein besonderer Unterricht in dieser Disciplin nicht nöthig, weil ja eigentlich jeder die Gesetze derselben schon in sich trage: ein Irrthum, der nur bei denen Wurzel fassen kann, welche den Unterschied eines geregelten wissenschaftlichen Denkens, wozu doch der Schüler gebildet werden soll, von dem gewöhnlichen psychologischen Gedankenlaufe nicht kennen *).

---

*) Ein besonderes Lehrbuch der Logik hier vorzuschlagen, möchte nicht passend sein; wer in Logik unterrichten will, wird wohl wissen, wo Rath und Hülfe für ihn zu finden sei. Die Schriften von Krug, Twesten, Fries, Drobisch über Logik sind bekannt genug. Denjenigen jedoch, welche den logischen Unterricht an den sprachlichen anknüpfen wollen, empfehlen wir zwei Schriften Trendelenburg's:

Wie steht es aber nun mit der empirischen Psychologie, die doch gewöhnlich auch einen Theil der philosophischen Propädeutik ausmacht? Auf welche Weise soll diese gelehrt werden? Des Verfassers Meinung ist, sie solle gar nicht gelehrt werden. Damit ist nicht gesagt, dass dieselbe in der Reihe der philosophischen Untersuchungen nicht eine wichtige und einflussreiche Stelle einnehme; diese Stellung ist jedoch noch kein Grund, auf dem Gymnasium Unterricht in dieser Wissenschaft zu ertheilen. Empirische Psychologie, streng ihrem Begriffe nach gedacht, besteht in einer sorgfältigen und geordneten Aufzählung und Beschreibung der Erscheinungen des Seelenlebens. Jede Unterordnung dieser Erscheinungen unter allgemeine Gesetze, jede Begründung dieser Gesetze selbst gehört nicht mehr der empirischen Psychologie. Die Erfahrung gibt blos Thatsachen; alle daraus gezogenen Gesetze sind erst durch unser Denken gefunden. Wollen wir nun dem Schüler eine Reihe psychischer Erscheinungen ohne Entwickelung und Begründung ihrer Gesetze geben, so erhält er blos einen dem Gedächtnisse einzuprägenden Stoff, ein speculatives Interesse wird nicht erweckt; wir vermehren die naturhistorischen Kenntnisse des Schülers, zeigen ihm aber nicht, inwiefern auch in diesen ein Anlass zu einer philosophischen Bearbeitung liege. Wollen wir aber beides — Aufzählung und Beschreibung der Thatsachen nebst der Entwickelung und Begründung der in ihnen erkennbaren Gesetze — erreichen, so werden wir durch den letzterwähnten Zweck unvermeidlich auf Hypothesen und metaphysische Fragen geführt, über welche eben die verschiedenen Systeme widerstreitende Ansichten bieten, durch welche man den Schüler nicht irre machen soll.

Was auch jetzt noch, nachdem Herbart lange schon die gewöhnliche Verfahrungsweise der Psychologen einer scharfen Kritik unterworfen hat, viele Philosophen für empirische Psychologie ausgeben, das ist schon vermischt mit so viel Hypothesen, Erschleichungen und leeren Abstractionen, dass man sieht, das Gebiet der Erfahrung ist schon verlassen, ehe man dasselbe genau kennen gelernt hat*). Die Seelenvermögen spielen vor allen Dingen eine grosse Rolle; nichts ist gewöhnlicher, als dass dem Schüler als allgemein anerkannte Thatsache gelehrt wird, es gebe ein Begehrungs-, Gefühls- und Erkenntnissvermögen, nichts häufiger, als

---

elementa logices Aristotel. in usum scholarum ed. Fr. Ad. Trendelenburg, Berol. 1836., und dazu gehörig: Erläuterungen zu den Elementen der aristotel. Logik. Berl. 1842. Bei beiden Schriften möge man die Vorreden beachten. Ferner vergleiche man hier Herbart, Lehrbuch zur Einl. in die Philosophie. 4. Aufl. S. 50 ff., und besonders das vierte Capitel S. 93, §. 71 ff.

*) Es ist nicht an der Stelle, solche Psychologieen anzuführen; nur ein Lehrbuch mag erwähnt werden, weil dies häufig auf Schulen benutzt wird. Wir meinen das von Matthiä, ein Buch, welches der oben ausgesprochene Tadel vollkommen trifft.

dass er unterhalten wird von der Vernunft, dem Verstande u.s.w. als besonderer Vermögen — und dies Alles in einer empirischen Psychologie! Bevor nicht eine wichtigere und natürlichere Ansicht von der Psychologie Anerkennung erlangt hat, ist es wirklich besser, dem Schüler, der noch nicht selbst so scharf sichtet und prüft, und gar viel Unwahres für vollkommen sicher auf Treu' und Glauben hinnimmt, gar keine zu lehren, und er verliert wahrhaftig nichts, wenn er auch nicht die Seelenvermögen gleich schlechten Schauspielern ein Drama ohne rechtes Zusammenspiel und Ineinandergreifen aufführen sieht.

Was jedoch der Schüler durch Verweisung der empirischen Psychologie aus dem Kreise des Gymnasialunterrichts an Material verliert, dafür kann man ihm durch andere zur Philosophie führende Betrachtungen reichlichen Ersatz geben; und es ist besser und dem Zwecke des propädeutischen philosophischen Unterrichts angemessener, solche Gegenstände auszuwählen, die geeignet sind ein Interesse und ein Bedürfniss nach philosophischen Studien zu erzeugen. Dazu eignet sich nach des Verfassers Ueberzeugung eine kurze Einleitung in die Philosophie, die dazu dient, dem Schüler einen Blick thun zu lassen in das Gebiet philosophischer Forschung und eine Ahnung in ihm zu erwecken von dem, was er dort finden kann, wenn er tiefer eindringt. Diese Einleitung sei, wie schon erwähnt, kurz, mehr andeutend, als ausführend, mehr die Fragen hinstellend, als ausführlich beantwortend. Denn es ist nicht nöthig, dass dem so entstehenden Bedürfnisse auch gleich abgeholfen werde; die Schule hat ihren Zweck erreicht, wenn es ihr gelungen ist, dasselbe überhaupt hervorzurufen.

Ohne nun gerade einen vollständigen Plan einer solchen Einleitung hier darlegen zu wollen, sei es doch gestattet, einige Andeutungen über das zu geben, was dieselbe enthalten könne: wobei es jedoch nicht unsere Meinung ist, als ob man gerade nur auf diesem Wege zur Philosophie gelangen könne.

Man mache also den Schüler zuerst damit als einer Thatsache bekannt, dass es vom grauen Alterthume bis herauf in die neueste Zeit Männer gegeben habe, die als einer eigenthümlichen Richtung geistiger Thätigkeit philosophischen Forschungen sich widmeten. Daran knüpft sich ganz natürlich die Frage: worin besteht philosophische Forschung und wodurch ist man zu derselben getrieben worden. Die Beantwortung der letzteren Frage führt auf einen Gegenstand, von dessen richtiger Behandlung wir uns grossen Nutzen für Weckung des philosophischen Interesses und Bedürfnisses versprechen, und worüber deshalb noch Einiges gesagt werden mag. Die Skepsis nämlich — die zweifelnde Ueberlegung — scheint recht eigentlich passend, dem Denken des Schülers einen mächtigen Anstoss zu geben, ein Umstand der zur Erregung eines Interesse das erste Erforderniss ist.

Man gehe aus von den gewöhnlichen Sinneserscheinungen, von

der Unbestimmtheit und Relativität der sinnlichen Empfindungen, frage, ob die Dinge so sind, wie sie erscheinen, gehe dann weiter, ob überhaupt etwas gegeben sei, betrachte die Veränderung u. s. f., kurz man nehme hier auf solche Fragen Rücksicht, wie sie Sextus Empiricus und Hume sich vorgelegt haben.

Diese hier ausgesprochene Empfehlung der Skepsis kann vielleicht Anstoss erregen. Man wird gegen dieselbe anführen: wie kann man die jugendliche Unbefangenheit des Zöglings stören wollen durch solche absichtlich in ihm erregte Zweifel? Nicht Zweifel, sondern sicheres Wissen soll man dem Schüler bieten. Dieser Einwurf jedoch würde die ganze Erziehung treffen. Denn dieselbe als beabsichtigte Einwirkung auf den Geist des zu Erziehenden stört ja eben die jugendliche Unbefangenheit. Zweifler wollen wir deshalb nicht erziehen, sondern nur denkende Köpfe bilden; der Zweifel aber ist ein nothwendiger Durchgangspunkt zum Denken. Aufgerüttelt muss der Schüler aus seiner gewöhnlichen Ansicht der Dinge, herausgerissen werden aus dem Schlendrian, der ihn Alles ohne Prüfung hinnehmen lässt, wenn er einen Antrieb erhalten soll zum Studium der Philosophie. Man gehe jedoch nicht über die theoretische Skepsis hinaus, die die Dinge, deren Merkmale und Veränderung trifft; die sittlichen Gefühle des Schülers sollen unangetastet bleiben, die ästhetisch-praktische Skepsis soll wegfallen. Hier ist es besser zu befestigen, als wankend zu machen.

Die Behandlung der theoretischen Skepsis wird nun dem Lehrer Gelegenheit geben, die aus solchen Betrachtungen sich entwickelten Probleme der Wissenschaft dem Schüler vor Augen zu stellen und allmälig in allgemeinen Umrissen das Gebiet der Philosophie hinzuzeichnen*). Dass mit richtigem Tacte hierbei das rechte Maass gehalten und der rechte Weg eingeschlagen werde, dafür muss natürlich der Lehrer sorgen; wie denn überhaupt auf ihm das Gelingen oder Misslingen eines solchen Unterrichts beruht; und alle Andeutungen über den Unterricht in philosophischer Propädeutik helfen nichts, wenn sich nicht Lehrer finden, die mit Eifer nicht blos ein System sorgfältig studirt, sondern auch von den Hauptabweichungen ihres Systems Kenntniss genommen haben.

Was die Zeit anlangt, die zur Ausführung unseres hier vorgezeichneten Planes nöthig sein würde, so dürften zwei Stunden wöchentlich während eines zweijährigen Cursus in der Prima ausreichen**), um den Schülern so viel zu geben, dass sie hinreichend

---

*) Ein Aufführen der Theile mit Angabe ihres gegenseitigen Verhältnisses kann äusserlich das Band sein, welches eine solche Skizze zusammenhält. Logik, Metaphysik, Aesthetik mögen als die coordinirten Haupttheile angegeben, und dabei nicht versäumt werden, denen von ihnen abhängigen Wissenschaften (Psychologie, Religionsphilosophie, Pädagogik) die richtige Stelle anzuweisen.

**) Ob jedoch der Unterricht in der Logik vielleicht mit Anwendung der doppelten Stundenzahl besser, weil zusammenhängender, in einem

vorbereitet und empfänglich gemacht die philosophischen Hörsäle der Universität besuchen. Wenn wir zwei Stunden angesetzt wissen wollen, so ist damit nicht gesagt, dass sich nun der philosophische Unterricht auf diese beschränken müsse; im Gegentheil soll der Gedanke festgehalten werden, dass in allen den Unterrichtsgegenständen der Gymnasien, welche dazu Gelegenheit geben, Veranlassung gefunden werden müsse, das speculative Interesse des Schülers zu erwecken und zu beleben. Hierbei setzen wir freilich voraus, dass die Mehrzahl der Lehrer selbst einmal einen Theil ihrer Zeit philosophischen Studien mit Liebe gewidmet haben; wir setzen es voraus, wenn wir auch factisch gerade keine grosse Berechtigung dazu haben. Indess was noch nicht ist, kann doch werden; und was durch ein wissenschaftlich-sittliches Interesse gefordert wird, das soll werden.

Vielleicht gelingt es dann den Gymnasien, Schüler zu erziehen, welche das erschlaffte Studium der Philosophie (denn geredet wird über dieselbe genug) wieder beleben helfen, welche dieselbe nicht als einen geistigen Luxusartikel ansehen, mit dem sich zu schmücken wohl recht angenehm sei, dessen Erwerbung aber ein sich schlecht verzinsendes Capital an Zeit und Kraft erfordere, welche im Gegentheil der Ueberzeugung sind, dass philosophische Bildung ein wesentliches Merkmal der Wissenschaftlichkeit sei, und erkannt haben, dass eine ernste und strenge Disciplin auch mit Ernst und Strenge zu behandeln sich gezieme*).

Ernst Rittweger.

Halbjahre ertheilt werden könne, damit man um so eher Gelegenheit habe, die Gesetze der Logik je nach dem Bedürfniss und Gelegenheit praktisch üben zu können, dies wird auf die Klasseneinrichtung der einzelnen Gymnasien (Versetzung der Schüler etc.) ankommen.

*) Zu einer genauern Erörterung der in vorstehendem Aufsatze behandelten Frage möge man noch die Ansichten zweier Denker vergleichen, deren Systeme sich schroff gegenüberstehen, die aber beide von der Nothwendigkeit eines propädeutischen Unterrichts in der Philosophie auf Gymnasien überzeugt waren. Wir meinen Hegel und Herbart. Jener hat darüber gehandelt in einem Briefe an Niethhammer (theilweise abgedruckt in: H. Hegel's Werken, herausgegeben von Marheineke, Schulze, Gans u. s. w. Bd. 17. S. 333 ff.) und in einem Gutachten an das Ministerium des Unterrichts, S. 357 ff. desselben Bandes. In beiden Darstellungen ist der Plan zwar verschieden; der in dem erwähnten Gutachten dargelegte scheint jedoch, wie die spätere, so auch die eigentliche Ansicht Hegel's gewesen zu sein. Herbart's Ansicht lernen wir kennen aus einem kurzen Aufsatze, welcher abgedruckt ist im dritten Bande seiner kleinen philos. Schriften, herausgegeben von G. Hartenstein S. 98 ff. Auf eine ausführliche Kritik der Ansichten dieser Denker, insoweit dieselben von unserem Plane abweichen, wollen wir hier nicht eingehen, weil wir sonst vieles würden wiederholen müssen, was wir oben schon auseinandergesetzt haben.

Wir geben gerne zu, dass über manchen Punkt abweichende Meinungen möglich sind. So hat z. B. Herbart's Ansicht, dass man mit dem Unterrichte in der Logik schon in Secunda anfangen müsse, vieles für sich, wenn auch dagegen zu sprechen scheint, dass wegen des für abstractes Denken noch wenig geeigneten Alters eines Secundaners der logische Unterricht mühevoller sein wird. Warum wir eine kurze Geschichte der Philosophie nicht wünschen, hat seinen Grund in der ausgesprochenen Maxime, dass man den Schüler nicht zu früh in den Streit der Ansichten verwickeln solle. Der von Herbart S. 105—107 angegebene Plan bietet manche passende Anknüpfungspunkte; vieles jedoch greift schon zu tief in metaphysische Fragen ein.

Ueber den deutschen Sprachunterricht,
mit Beziehung auf Becker, Hoffmann, Götzinger.

Von Dr. *Ed. Krüger.*

Die grosse Sorgfalt, welche von deutschen Schulen der Gegenwart auf den grammatischen Unterricht überhaupt und ganz vorzüglich auf die Grammatik der Muttersprache gewandt wird, ist ein eigenthümliches Zeichen der Zeit. Ob diese Bemühungen durch die gründlicheren Forschungen neuerer Gelehrten hervorgerufen oder ob umgekehrt der Geist der Zeit diese Gelehrten angeregt, einem Fache ihren Fleiss zuzuwenden, das erst in diesem Jahrhundert in sein wahres Recht eingesetzt scheint, kann unerörtert bleiben; gewiss ist dieselbe Wechselwirkung hier eben so sichtbar, wie in anderen geistigen Gebieten, welche dieselbe Uebereinstimmung zwischen den Bedürfnissen der Gegenwart und den Leistungen der Hochbegabten zeigen. Obgleich nun sowohl das Bedürfniss der heutigen Schulen nach gründlichem Sprachunterrichte, als die grösseren Leistungen der Gelehrten seit J. Grimm als feststehende Thatsachen anerkannt werden können, so haben sich doch diesen Thatsachen gegenüber von manchen Seiten Zweifel erhoben über das Was, Wie und Warum des Unterrichts in der Muttersprache, welche sich in folgende Fragen entwickeln lassen: Wird im Allgemeinen der Schulzweck erfüllt, oder etwa überschritten? Ist der Weg, welcher heut zu Tage eingeschlagen wird, um den Schüler zur Erwerbung der Sicherheit, Uebung und Gewandtheit zu leiten, der richtige oder möglichst nahe? Welches Lehrbuch erfüllt den fraglichen Zweck (wenn die ersten Fragen genügend erledigt sind) am gründlichsten und raschesten? Indem wir diese Fragen wenigstens annähernd zu beantworten suchen, glauben wir eine Gewissenspflicht zu erfüllen, die jeder Schul-

mann fühlen wird, der sich dem schwierigen Geschäfte unterzogen, dem jugendlichen oft widerstrebenden Gemüthe das natürliche ursprüngliche Gefühl der Sprache in ein künstlich bewusstes zu übersetzen.

Der Unwille Grimm's gegen allen grammatischen Unterricht in der Muttersprache ist bekannt. Ihm schliesst sich die Empfindung vieler poetischen Gemüther an, so wie das Beispiel aller berühmten Dichter, die ohne Grammatik gross geworden, und unzähliger Anderer, die noch bis heute ohne wissenschaftlichen Einfluss der Sprache Meister werden. Wer diese Meinung in Schutz nimmt, beantwortet natürlich die Frage nach der Erfüllung des Schulzwecks verneinend: es sei überflüssige, wo nicht schädliche Arbeit, der Jugend das köstliche Gut der Muttersprache durch Gelehrsamkeit zu verkümmern. Diese Sorge ist gerecht, sobald nur von der reinen Fertigkeit in lebendiger Rede gesprochen wird: schöneres kann man nicht hören, als die kräftige gesunde Erzählung eines unverkünstelten Landmädchens, das noch kein Buch gelesen und in ursprünglicher Sinnlichkeit den angeborenen Sprachgeist walten lässt. Solche unschuldige Schönheit aber kann nicht erzogen werden, und die Schule hat nicht die Aufgabe, Unschuld zu lehren, sondern Bewusstsein. Hierzu kommt die gegenwärtige unendlich gesteigerte Bedeutung der Schrift, welche wegzuläugnen oder zu beschränken eine weit schlimmere Tyrannei wäre, als jener mildere Zaum, welchen der grammatische Unterricht dem ungebildeten Gefühle anlegt. Es ist schwer zu sagen, ob mehr die Ausdehnung, welche das geschriebene Wort sich erworben, oder näherliegende politische Einflüsse den Untergang der provinziellen Schriftsprachen herbeigeführt haben; thatsächlich aber ist, dass seit Luther die Schriftsprache einen höchst merkwürdigen abstracten Charakter angenommen, den, wie ich behaupten möchte, kein anderes Volk kennt, nämlich den, über allen Dialekten zu schweben, alle vernichtend, indem sie von allen die kostbarsten Blüthen in sich aufgenommen, obwohl auch zuweilen mit Willkür auserlesen hat. Steht nun diese Gewalt der allgemeinen abstracten Schriftsprache fest, welche umzustossen kaum einem Zeitalter, geschweige dem einzelnen Gelehrten gelingen möchte, — so ist kein Zweifel, dass dieses ausser dem natürlichen Bewusstsein Liegende erlernt werden könne, ja müsse. Dies ist vorzüglich wichtig für die Bewohner der äussersten Endpunkte Deutschlands, die Niedersachsen und die Tyroler. Unendlich schwierig pflegt zunächst den Plattdeutschredenden die Nominalflexion und das Geschlecht der Substantive zu werden, da beide in jenem Dialekt wesentlich geschwächt, ja theilweise ganz verschwunden sind. In Ostfriesland gibt es keine Casusendung mehr, ausser bei dem invertirten Genitiv: Vaders huus; das Geschlecht ist, wie im holländischen, reducirt auf Lebendiges und Lebloses, de und dat (holländ. de, het); zwischen Masculin und Feminin ist kein Unterschied als in den Pronominen (sin — sein; hör, eer = ihr), und auch dieser gilt, wie im Englischen, nur zur

Bezeichnung der lebendigen Personen. In Hamburg hat man noch den Accusativ: den disch, während der Ostfriese de disk für Nominativ und Accusativ gebraucht. Sollen nun die Plattdeutschredenden nicht in ihrer Sprache allein schreiben, so müssen sie die Schriftsprache als ein Gelehrtes, Vermitteltes aus den Händen der Wissenschaft empfangen, eben wie Baiern und Tyroler z. B. die Endungen der Verbalflexion aus der Grammatik erlernen müssen. Zwar bleibt noch immer die bequemere Aushülfe, durch die genussreiche Bekanntschaft mit den klassischen Schriftstellern das Sprachgefühl zu regeln und an die allgemeine Weise der Gebildeten anzuschliessen, wo dann unvermerkt eine Uebung in der Schriftsprache die allmälig eintretende Folge sein wird. Aber dieser Weg ist unsicher und für die Masse des Geforderten verhältnissmässig zu weit, während der gelehrte Gang der Grammatik die Umwege abzukürzen bemüht ist. Soll also die Schule den Jünger auf die gegenwärtige Höhe der Bildung heben und den Forderungen der Zeit genügen, welche vornämlich in Deutschland nach Verallgemeinerung des Bewusstseins strebt, so kann sie den Unterricht in der Muttersprache nicht abweisen, sondern ist recht eigentlich zur Pflegerin desselben bestimmt. Wäre es überhaupt ausserhalb des Schulzwecks, das Natürliche zum Bewusstsein zu bringen, so wäre auch die Naturgeschichte überflüssig, da man mit leiblichen Augen auch ohne Bewusstsein Pflanzen und Thiere unterscheiden kann, so müsste keiner den Gesang erlernen, dem ein heiteres Volkslied schon in Herz und Munde festsitzt.

Sind wir darüber einverstanden, dass unseren heutigen Schulen der deutsche Sprachunterricht unentbehrlich ist, so ergibt sich die Frage nach dem Wie: auf welchem Wege der Schüler am schnellsten und sichersten zur Sicherheit und Gewandtheit im Gebrauche der Schriftsprache geleitet werden könne; denn nur von diesem Unterrichte ist natürlich die Rede, da die unschuldige Stufe der Volkssprache jedem Unterrichte widersteht. Zur Beantwortung dieser zweiten Frage bedarf es der höchsten Besonnenheit, da wir selbst thätig und leidend in den gegenwärtigen Zustand verwickelt sind, und zu dem: „an den Früchten sollt ihr sie erkennen" — der Zeitpunkt noch nicht gekommen zu sein scheint. Denn über so bedeutende Umwälzungen, wie sie besonders die deutsche Grammatik seit den letzten Jahrzehenden erfahren, können nur die Zeitalter aburtheilen. Hier mag es genügen, den wesentlichen Unterschied zu bezeichnen, der zwischen der gegenwärtigen und nächstvergangenen Periode des grammatischen Unterrichts stattfindet. Man pflegt jener älteren Methode das todte Formelwesen und den schalen Gedächtnisskram vorzuwerfen. Und hiermit ist eine Seite derselben getroffen: diese Einseitigkeit ist es, was sie gestürzt hat. Dabei ist aber nicht zu übersehen, wie viel gemüthlicher jene Zeit verfuhr, indem sie der aufstrebenden Schöpferkraft des jugendlichen Geistes fast unbedingte Freiheit gewährte. Wenn auf den niederen Stufen

das reine Gedächtnisswerk bis zur Unverlierbarkeit begründet schien, dann wurden die späteren Stufen des Regelzwanges so gut wie völlig entlassen; der grammatische Unterricht umfasste nur die unteren Classen, und oft wurden geringer befähigte Lehrer ausersehen, dieses Onus zu übernehmen, von welchem in oberen Classen Schüler und Lehrer befreit waren. Ausser einigen Erinnerungen, das früher Gelernte nicht zu vergessen, wurde übrigens ein Ausbau des gelegten Grundes selten versucht; dagegen wurde der Selbstcomposition ein weit freieres Spiel gelassen; man gönnte der Jugend die Freude, sich des göttlichen Geschenks der Sprache ohne philosophischen Zwang zu bedienen, und ein feineres Eindringen in syntaktische und rhetorische Geheimnisse wurde mehr der Gelegenheit überlassen, als dass solche Versuche in strenger wissenschaftlieher Form entwickelt wären. Wer hätte seinen Bröder noch in Prima gebraucht? Auch Heinsius ward gewöhnlich in Tertia abgethan, und die gereifteren Schüler suchten sich selbst ihren Weg so gut sie konnten. Diese schöne poetische Zeit ist nun vorüber: weit häufiger hört man schon Klagen über die pedantische Gelehrsamkeit der Jungen, die sich frühzeitig in Terminologien herumtreiben müssen, als etwa die ältere Klage über unmässigen Kraftaufwand beim Auswendiglernen. Tragen die älteren Grammatiken in Bröder's Stil gewissermaassen das Motto in sich: „Relata refero“ — so tadelt jene Schule dagegen die neuere, dass sie ein weit schlimmeres an der Stirne trage: „Sic volo, sic jubeo“ etc. Doch ist es nicht nöthig den Streit der Parteien, die man wohl am Einfachsten als Sammler und Gestalter bezeichnen könnte, hier weitläuftig durchzunehmen. Die Letztgenannten, der Hort der neuen Schule, machen gegen die altgesinnten Sammler geltend, dass der neugefundene Weg der kürzere sei, denn er erspare dem Schüler, eine unnütze Gedächtnisslast zu tragen, indem er Bedeutung, Nothwendigkeit und Zusammenhang der grammatischen Formen für sich und in Verbindung unter einander gründlich darlege und im Geiste des Schülers entwickele; das aber, was wahrhaft begriffen sei, könne nicht hemmend in die Gesammtbildung eingreifen, sondern müsse seine geistige Wirkung bethätigen an wahrer schöpferischer Kraft, die hier nicht nur rascher gewonnen, sondern auch zu einem unverlierbaren Gute gemacht werde, weil sie auf dem Wege des Willens und Bewusstseins zu erringen, nicht auf passive Weise dem Zufalle abzulauschen sei. Wir maassen uns, nach dem oben ausgesprochenen Grundsatze, kein schliessliches Urtheil über die Haupterscheinungen der Gegenwart an, können aber nicht unterlassen, den bedeutenderen Stimmführern etwas mehr Mässigung im Gebrauche und der Einführung neuer Terminologien bescheidentlichst zu empfehlen, damit der Schüler nicht zu früh in Speculation aufgehe, und im Betreff des Lehrers nicht durchweg die Forderung ausgezeichneter Persönlichkeit gestellt werden müsse. — Im allgemeinsten Zwecke also treffen, wie zu denken ist, beide Methoden überein, nämlich die Forderung der Gebildeten, durch die Schule in

vollkommenen Besitz der Sprache zu gelangen, möglichst rasch zu erfüllen.

Hiermit sind wir zur dritten Frage gelangt, welcher Methode, genauer ausgesprochen, welchem Lehrbuche der Vorzug gebühre. Auch hier müssen wir uns ausdrücklich gegen den Schein der Anmaassung bewahren, als träfen wir eine richterliche Entscheidung zwischen den geachteten Verfassern der gangbarsten Lehrbücher. Eine abschliessende objektive Kritik kann nicht in der Absicht eines Aufsatzes liegen, der zunächst bestimmt ist, die Zeitfragen auszusprechen oder anzuregen. Die hier folgenden Betrachtungen könnten gewissermaassen als subjective Meinungen aufgefasst werden, denn sie enthalten zunächst nur diejenigen Bedenken, die mir und vielen meiner Collegen bei dem Gebrauche der zu besprechenden Lehrbücher aufstiessen. Da aber jede Subjectivität einen objectiven Gehalt in sich trägt, so scheuen wir uns nicht, das bisher nur Geahnte freimüthig auszusprechen, freundlich jede Belehrung erwartend, die uns überführen würde, dass wir durch menschliche Einseitigkeit irre geleitet wären.

Als Stimmführer der neuen Zeit, die wirklich wesentlich Neues in den Unterricht gebracht haben, sind ohne Zweifel anzusehen Becker, Götzinger, Hoffmann; unter ihnen wieder Becker am weitesten verbreitet, was wohl eben so sehr der früheren Herausgabe seiner Werke, als dem gediegenen Gehalte derselben zuzuschreiben ist. Noch scheint zum Dritten ein besonderes Moment in der Persönlichkeit oder subjectiven Haltung hinzuzutreten, welches der Aufnahme Becker's vielleicht auch für die Folge günstiger sein wird, als den übrigen; dies ist die ruhige kalte wissenschaftliche Haltung, die er überall bewahrt; nirgend tritt er weder polemisch noch zutraulich auf, sondern trägt durchweg nur die Sache selbst mit einer gleichsam epischen Abgeschlossenheit vor, — wogegen die subjectivere Haltung Götzinger's und Hoffmann's mehrmals auf die eine und andre Seite ausschweift, was leicht schlimme Folgen haben kann, indem es theils den Schülern altkluges Aburtheilen lehren könnte, theils die Kritik provociren, mit desto gewissenhafterer Strenge ihre Schwächen auszuspüren. Becker's Ton ist überall in würdevoller Ruhe und deshalb ein Muster wissenschaftlicher Darstellung. Selbst in der ausführlichen Grammatik, wo er von den Fesseln des Schulstiles frei als zu Vertrauten redet, verlässt ihn nicht der Ton besonnener Sicherheit, welcher alle seine Forschungen überhaupt charakterisirt. Nur auf dem Grunde einer so vollen selbstbewussten Sicherheit konnte ein so wundervolles System erwachsen, wie dieses, das sich gegenwärtig ziemlich allgemeine Geltung auch für den gesammten Sprachunterricht erworben hat. Die ausgesprochene Tendenz, die Sprache zum Bewusstsein zu bringen, ist in den sämmtlichen Schriften Becker's mit bewundernswürdiger Consequenz und Schärfe durchgeführt. Er geht von dem Grundsatze aus, es müsse

überall die Idee vor der Gestalt, der Gedanke vor dem Worte begriffen werden, und so den innern Vorgang gleichsam vor den Augen des Schülers wiederholend erbaut er ein System, das nur im Ganzen begriffen werden kann, dem aber eben deshalb, streng genommen, kein Steinchen fehlen darf, ohne das Ganze zu stürzen. Hier ist frühzeitig das Bedenken erhoben worden, ob dergleichen haarscharfe Definitionen, wie sie die Becker'sche Speculation nothwendig mit sich führt, dem jugendlichen Alter überhaupt zugänglich und ob sie fruchtbringend seien. Was die Verständlichkeit betrifft, so kommt hier leider nur zu viel auf die Persönlichkeit des Lehrers an: denn es ist im Ganzen so wenig ein rein objectiver Weg gegangen, die thatsächlichen Data treten im Verhältniss gegen die gedankenvolle Auffassung der Sprache so sehr zurück, dass ohne das ganze System an sich selbst erlebt zu haben, selbst dem Lehrer die Becker'sche Grammatik nichts hilft, und leicht auf den verderblichen Abweg führt, unverstandene Namen wie mystische Geheimnisse aufzuhäufen; ein schlimmerer Gedächtnisscultus als die absolute Meidingerei. Doch gereicht nach dem Standpunkte dieser Grammatik ihr zum Ruhme, was eben als Tadel hingestellt wurde; denn nur eine Grammatik lexicalischen Inhalts lässt sich biegen und brechen in jede Gestalt und dem Schüler als fertige Speise hinlegen, die er ohne Weiteres fröhlich verzehrt, ohne dass ihm ein speculativer Wegweiser die Verdauung lehrt. Nur bleibt die wichtigere Frage nach der Fruchtbarkeit noch unerledigt. Wäre die Becker'sche Grammatik allein für die gereifteren Schüler bestimmt, so erfüllte sie ihren Zweck, wie es scheint, vollkommen. Nun aber ist nach der ausdrücklichen Erklärung des Verfassers der Unterricht von unten anzufangen; ein besonderer Leitfaden ist für diese niederen Stufen, etwa Volks- und Mädchenschulen, bestimmt. Da müssen wir nun gestehen, dass es, ungeachtet der Gebrauchsanweisung zu diesem Werkchen, welche Becker zur Erläuterung für die Lehrer gegeben, eine fast unlösbare Aufgabe scheint, die kindlichen Gemüther in einen solchen speculativen Kerker zu zwingen. Zwar spricht sich Becker selbst über solche Bedenken kräftig abweisend aus, indem er (Schulgramm. 1835 p. VI.) die Bequemlichkeit lächerlich macht, welche den Kindern alle Speisen zu einem Milchsafte zubereiten möchte; aber wir antworten in demselben Bilde: sind nicht verschiedene Speisen für das kindliche und für das erwachsene Alter? wer gibt dem Buben Wein und destillirten Spiritus? Was aber Becker gibt, das ist eben der feinste abgezogene Spiritus der Sprache, welcher selbst mässig genossen die Entwickelung der Jugend zwar zeitigen, aber auch zeitig tödten kann. Was hilft's dem Knaben, der nur eben seiner Sprache mächtig ist, wenn er sogleich darauf hingeführt wird, Wort und Idee zu trennen? Ihm ist's noch gänzlich eins, und ich möchte ihm die poetische Unschuld dieser Einheit nicht rauben vor dem Beginn der männlichen Entwickelungszeit. Wenn also Becker in seiner neuesten Schulgrammatik (1839) noch

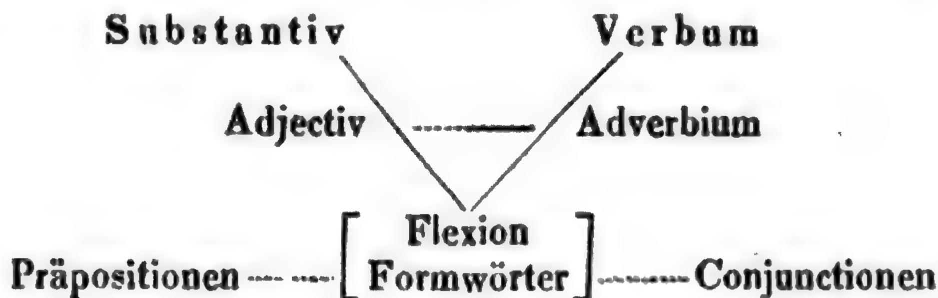
weiter gegangen, und sogar Gedanken und Begriffe nebst deren Beziehungen unter einander und zum Sprechenden auf's feinste unterschieden hat, so kann ich die Furcht nicht überwinden, dass solche Grübeleien im geheimsten Schacht der Logik und Psychologie dem heranwachsenden Alter unerreichbar seien: diese Kinder des Tages lieben sich die schönen bunten Farben, und es ist keine Versündigung an der Autorität der Wissenschaft, wenn man dieser poetischen Stufe ihr Recht lässt, bis in ihnen selbst die Sehnsucht nach der Farbenlehre erwacht. — Offenbare Fehler sind natürlich in einem Werke, das im strengsten Gange Schritt für Schritt mit philosophischem Bewusstsein sich entwickelt, nicht wohl zu erwarten. Doch sind uns einige Stellen aufgestossen, die von denen, die dem Systeme polemisch gegenübertraten, leicht als partie honteuse angegriffen werden könnten. Zuerst enthalten die §§. 3. 27. 37. einen argen Widerspruch gegen einander, an dem entweder die gewissenhafte Kürze oder die allzuscharfe Begriffsspaltung schuld sind; es heisst nämlich §. 3: Wurzelwörtel sind Wörter, die selbst nicht abgeleitet sind etc. — dann §. 27 wiederum: alle Begriffswörter sind — entweder Wurzelwörter etc. — und endlich §. 37: Wurzelwörter sind einsilbige — Wörter etc. und als Beispiel ist angeführt, was kein Wort ist: geb(en), back(en) u. s. w. Lag es nicht nahe, eben so aufrichtig zu verfahren wie Hoffmann S. 2 Nr. 12: Wurzel ist ein gelehrtes Abstractum? — Aehnlich verhält sich die Regel §. 39: Ablautsform ist ein einsilbiges Substantiv, das blos durch den Ablaut gebildet — unter der Ablautsform sind jedoch auch begriffen die Substantive mit nicht bedeutsamen Endungen etc., wobei noch ausserdem in Frage kommt, ob wirklich diese Endungen ursprünglich ohne Bedeutung sind. Doch liegt es in diesem Paragraphen vielleicht mehr an der Fassung, als am Inhalte, der in der ausführlichen Grammatik deutlicher ausgelegt ist. — Ein wichtiger vielbesprochener Punkt, die Untersuchung über das Geschlecht, scheint ebenfalls auch durch Becker nicht wesentlich gefördert und die Darstellung derselben in Widersprüche verwickelt zu sein. Die gewöhnliche Meinung, als sei die Bestimmung des Geschlechts aus einem poetischen Witzspiele entstanden, wird in der ausführlichen Grammatik (1836. Th. 1 S. 216) ohne Weiteres zurückgewiesen, in der That aber die Entscheidung nur weiter hinausgeschoben, denn wenn es heisst: „das Geschlecht hängt von der Endung ab“ — so ist dies erstlich schon für sich keine wissenschaftliche Entwickelung, sondern nur reine Behauptung, und dann bleibt immer die Frage übrig, warum denn die Endungen e, heit, ung u. a. durchaus weiblich sein müssen? Wenigstens liegt es dann doch näher und ist sicherlich für praktisch förderlicher anzusehen, wenn man, wie Hoffmann S. 141, für's erste bei der poetischen Anschauung stehen bleibt, und darnach bei den schwierigeren Genusbestimmungen sich möglichst auf reine thatsächliche Aufzählung beschränkt. Wir können den Schülern nun einmal das ver-

trackte Auswendiglernen eben dieser Gegenstände nicht ersparen, und da scheint nun der Weg, den Hoffmann genommen, wenigstens einfacher und rascher, als der überkünstliche Umweg in Becker's Schulgrammatik §. 121. 122. Ich möchte fragen, ob der ungeheuren Zahl von Ausnahmen die Zahl der regelmässigen das Gleichgewicht hält? Sollten wirklich den 179 ausgenommenen Neutris und den 72 Femininis der Ablautsform eben so viele der Regel folgende Masculina entgegenzustellen sein? — Ebensowenig scheint die minutiöse Begriffsbildung z. B. in realen, moralischen und logischen Grund dem Standpunkte des Tertianers und Quartaners angemessen, zumal da diese in sich verschiedenen Begriffe doch sehr oft durch dasselbe Wort ausgedrückt werden. Weiss der Knabe — und er wird es ohne Grammatik wissen — dass „weil“ überhaupt einen Grund bezeichnet, so hat er für seinen Standpunkt genug. — Begreiflicher Weise nimmt die Begriffsspaltung bei der Syntax zu, wo z. B. die Unterscheidungen der objectiven Satzverhältnisse so weit geführt sind, dass dem jugendlichen Herzen bange wird; besonders schwierig ist den Schülern gewöhnlich §. 244—248, Factitiv und Supinen, wo der Gewinn verhältnissmässig gering ist, und nach der älteren Methode z. B. durch Hoffmann in der Casuslehre (S. 184 etc.) dem Standpunkte des Schülers derselbe verständlicher und angemessener geboten wird. — Unter den Sätzen, welche vorzüglich den Widerspruch gegen Becker hervorrufen können, hebe ich schliesslich noch zwei der wichtigsten hervor, die in gewissem Sinne als Cardinalpunkte seines Systems zu betrachten sind. Erstens das Adjectiv als Thätigkeitswort. Diese Erklärung hängt so wesentlich mit dem Ganzen zusammen, dass man nicht etwa leicht darüber weggehen kann und vielleicht ein anderes Wort zur Erläuterung unterschieben. Eben deshalb aber hätte es auch in der Schulgrammatik etwas weitläuftiger ausgedrückt werden können; aber hier sowohl als in der ausführlichen Grammatik (§. 4.) ist über diese durchaus neue Idee mit einem Stillschweigen weggegangen, welches ohne Weiteres allgemeine Uebereinstimmung voraussetzt. Nun ist aber dem Schüler, und erfahrungsmässig auch manchem Lehrer, diese Betrachtung sehr schwierig, z. B. die Eigenschaft „roth“ als eine Thätigkeit zu begreifen, und die Erklärung der ausführlichen Grammatik, dass die meisten Adjective participartig aus Verben entstanden seien, reicht für die Erfassung der Idee nicht völlig aus. Dessenungeachtet können wir uns bei diesem Becker'schen Satze, der im übrigen Lehrgebäude bewiesen wird, und nur etwas früher und gründlicher hätte erörtert werden müssen, weit eher beruhigen, als bei dem zweiten Satze, der bis jetzt weniger angefochten und doch weit weniger begründet ist, obgleich gerade auf ihm der grösste Theil der Syntax beruht: er betrifft die von Becker zuerst aufgestellten drei Satzverhältnisse. Es fällt zuerst auf, dass das attributive und das objective Satzverhältniss dem prädicativen als gleichberechtigte, coordinirte beigesellt sind, da doch jene beiden nie

etwas anderes sind als Satzglieder, während das prädicative den ganzen Satz darstellt. Dass der Vorgang im Geiste, durch welchen das Prädicat und das Attribut und das Object seinem Beziehungsworte verbunden wird, analog und also gewissermaassen coordinirt sei, liegt zu Grunde, obgleich auch hier der Unterschied obwaltet, dass die Prädication oder Aussage einen ganzen Gedanken ausmacht, die Attribution dagegen nichts weiter, als die Färbung, Individualisirung, Ausschmückung desselben, also nicht einen ganzen Gedanken. Aber die ganze Spaltung beruht zum Theil wieder auf jener Trennung von Gedanken und Wort, welche oben berührt und als der ersten Jugend unzugänglich bezeichnet wurde. Auch hier ist die Methode Hoffmann's, lediglich den Gegensatz des nackten und bekleideten Satzes aufzustellen, jedenfalls der Vorstellung näher und wahrscheinlich erspriesslicher. Um aber in das innerste Mark der Sprache, die wahre Lautwerdung des Gedankens einzudringen, ohne damit dem poetischen Geiste der Jugend zu nahe zu treten, ist eine andere Neuerung nothwendig, deren Mangel eben bei Becker auffallend ist, weil dieser sonst in diesem Gebiete so überraschende Entdeckungen gemacht hat: dies ist die Umgestaltung der gangbaren Eintheilung der Redetheile. Die alte herkömmliche Weise, neun Redetheile anzunehmen, ist durch und durch falsch, denn sie schliessen einander nicht aus und sind nicht coordinirt, weil verschiedene Eintheilungsgründe sich durchkreuzen. Das Pronomen z. B. ist bald Adjectiv, bald Substantiv, also diesen beiden nicht coordinirt als Redetheil; eben so der Artikel und das Zahlwort. Sollte etwa der Gegensatz zwischen Begriffs- und Formwörtern zu Grunde gelegt werden, um die Coordination zu begründen, so stiessen wir wieder an, da unter den Verben eine grosse Zahl Formwörter vorkommen. Soll aber einmal durch die Grammatik die Denkthätigkeit geweckt werden, so muss dieses unumstösslich und gleichmässig geschehen: eine falsche Eintheilung aber stösst die Logik um. Dass dieses sogar von begabteren Schülern empfunden wird, zeigt das Beispiel eines Secundaners, der mich einmal fragte, ob nicht die Eintheilung (§. 5 der Schulgrammatik) falsch sei, da dort von subjectiven und objectiven Verben als zwei coordinirten Arten gesprochen sei; nun wären es aber für's erste nicht Arten, sondern Auffassungen, Benutzungen der betreffenden Arten, da man den grössten Theil der objectiven auch subjectiv gebrauchen könne und umgekehrt z. B. ich bin bereit (ohne Object) — ich gehe den näheren Weg, er schläft einen langen Schlaf (mit Object, was sonst subjectiv gebraucht werde); — sodann aber hatte dem Geiste desselben Schülers die gegensätzliche Coordination überhaupt widerstrebt, weil das Object doch nur eine Erweiterung des einfachen Satzes sei, also ihm diene, also ihm nicht gleich zu stellen sei. — Wollte man den Gedanken nach Becker's eigner Theorie folgerecht entwickeln, so entstände folgendes Schema:



welches Schema mit folgender Eintheilung der Redetheile am nächsten übereintreffen würde:



also sechs wesentliche Redetheile, unter welche die übrigen begriffen sind und die sich wesentlich ausschliessen. Es würde zu weit führen, wenn die wissenschaftliche Ausführung beider Abtheilungen hier im Ganzen und Einzelnen dargelegt würde; vielleicht enthält das Schema für sich schon Anregung genug. — Als die ausgezeichnetsten, durchaus vorwurfsfreien Theile der Becker'schen Sprachlehre können wir ansprechen die Lehre von der Wortstellung, welche besonders in der ausführlichen Grammatik bis an die Grenzen der höhern Stilistik geführt ist und einer künftigen wissenschaftlichen Rhethorik wichtige Hülfe leisten wird; — und endlich die Orthographie.

Ueber den letzten Punkt sind wir in heilloser Verwirrung, und wir haben fast so viele Orthographien, wie Lehrbücher. Hätten wir eine organische Orthographie, d. h. eine solche, in welcher jeder Buchstabe unzweideutig nur einen einzigen Laut constant zu bezeichnen diente, und weder verschiedene Aussprachen haben noch quiesciren dürfte, so wären wir eines unfruchtbaren Streites los und ledig, der schon manche edle Kraft unnütz in Arbeit gesetzt hat. Zuweilen rühmen sich die Deutschen gegen das Ausland ihrer unzweideutigen Schrift; doch ist dieser Ruhm nur so weit wahr, als wir wirklich viele heutige Völker relativ darin übertreffen; aber wie weit stehen wir zurück hinter den alten Griechen, bei denen Thatsachen vorhanden sind, welche auf's Deutlichste darauf hinweisen, dass während ihrer Blüthezeit die reinste Eindeutigkeit in der Schrift obwaltete — ein entscheidender, doch bisher unbeachteter Grund für die erasmische Aussprache, die eben auf dieser Eindeutigkeit beruht. Die Unzulänglichkeit unserer Orthographie ist seit ungefähr hundert Jahren lebhaft gefühlt, und die Gelehrten haben zum Theil Ordnung und Uebereinstimmung gefördert, doch ist ein gründliches Heilmittel bis jetzt nicht gefunden; wahrscheinlich wäre auch das gefundene unbrauchbar, so lange wir keine französische gesetzgebende Akademie haben werden. Die sämmtlichen Verschiedenheiten

der Orthographie lassen sich auf folgende zurückführen: Die erste ist die ganz abstracte Weise, welche Klopstock eine Zeit lang vertheidigte, nämlich die Schriftzüge vollkommen eindeutig und deshalb mit möglichster Sparsamkeit zu gebrauchen, so dass X und Z ausgeschieden und durch ks und ts ersetzt werden. Sie hat ihrer Neuheit willen viele Widersacher gefunden, obgleich sie alle Fragen löste und den alten Knoten mit einem Schlage zerhieb; sie musste scheitern an der Vieltonigkeit der Dialecte, deren fortdauerndes Leben mit der abstracten Schriftsprache in ewigem Kampfe begriffen ist und bis jetzt ihrer Einheit und eben so der constanten Orthographie am meisten widerstrebt hat. Diesem Verfahren gegenüber steht das historische, welches möglichst genau an der alten Ueberlieferung festhält, und deshalb auch dem Ungelehrten so viel von dem Mittelalter aufheften will, als sich die Sprache irgend gefallen lässt. Beide Ansichten sucht eine dritte zu vermitteln, welche sich dem gegenwärtigen Gebrauche anschliesst und in zweifelhaften Fällen (Brodt, Schmidt, holen, Stral) sich dem verständigern Principe der eindeutigen Tondarstellung hinneigt, wie Becker. Vielleicht wird es dieser Methode an der Hand der mächtigsten Vermittlerin, der Zeit, nach einem Jahrhunderte etwa gelingen, alles Unreine ausgeschieden zu haben und so zur allgemein gültigen vernünftigen Schrift zu gelangen. Hiezu wird natürlich vorausgesetzt werden müssen, dass die Schriftsprache noch allgemeiner in alle Lebenskreise eindringe, als es bis jetzt der Fall ist. Bis dahin wird wohl der Streit der Gelehrten dauern, und die Historiker den Vermittlern ungefähr das Gleichgewicht halten.

Hoffmann hat die historische Schule mit grosser Energie vertreten, wo zweifelhafte Fälle Entscheidung forderten. Dies ist überhaupt der allgemeine Inhalt seiner Grammatik, dass er die Ergebnisse der Geschichte für die Schule zugänglich macht. Hier tritt seine Persönlichkeit oft störend ein, und die Energie seines Feuers reisst ihn zu polemischen Wendungen hin, die dem Schulbuche nicht geziemen, und vielleicht bei manchem Schulmanne ungünstige Wirkungen haben möchten. Gänzlich in diesem Tone ist die Vorrede gehalten: klar, bestimmt, entscheidend zu einem Ziele dringend und durch die Frische der Gesinnung fortreissend, aber durch die feindselige Haltung, die sich zuweilen in grober Derbheit ausspricht, anstossend; es geschieht doch auch wohl einmal, dass ein Schüler dergleichen liest, und für den ist so etwas nun gar nicht. Im Buche selbst ist mir diese Störung hauptsächlich entgegen getreten bei der Lehre von dem vielbesprochenen ſ, ſſ, ß. Zuerst wird S. 14. §. 20. diejenige Orthographie, welche die meisten Schüler gewohnt sind und in den besten Schriftstellern lesen, ohne Weiteres todtgemacht: „sie ist gänzlich falsch" — sodann das Mittelhochdeutsche als Bürgschaft der richtigen Schreibung hingestellt und die Vergleichung mit dem Plattdeutschen als Criterium hinzugefügt. Man fragt natürlich vorab, wer denn dem ß die hier besprochene Geltung gegeben, dass

es nämlich weiches ȝ sei und ein d in sich enthalte; beides ist in der That im heutigen ß nicht zu hören, demnach diese Geltung entweder erfunden oder historisch. Historisch ist sie aber auch nicht völlig, denn nirgend ist nachgewiesen, dass dieser Doppelton oder auch nur das darin „enthaltene d" irgend einer älteren Sprachperiode angehöre. Was nun die Anwendung betrifft, so ist sie eingeständlich nicht constant durchzuführen, wie aus Seite 14 Anmerk. erhellt; denn dass gewöhnlich im Niederdeutschen das t der Neutralflexion in s verwandelt hat (blindes), würde nicht für das Gesetz entscheiden, und ist obendrein nicht einmal wahr; denn die meisten platten Dialecte bleiben entweder beim t oder stossen diese Adjectivwendung gänzlich ab (gôd Kind etc.). Das aber Kreis und Loos trotz des Mittelhochdeutschen Kreiz, loz, dennoch (auch bei Hoffmann) mit dem s geschrieben erscheinen, hätte den Verfasser wenigstens bedenklich machen müssen gegen die Tyrannei der historischen Orthographie, da diese ja nicht einmal gründlich durchgeführt ist. Um so mehr sind wir geneigt, die völlig gleichklingenden Russe — Flusse, müsse — Flüsse, auch gleich zu schreiben, ohne uns ängstlich umzusehen, was Walter von der Vogelweide in solchem Falle geschrieben hat. Eben so wenig haltbar ist der Ausspruch, das ſſ sei verdoppeltes weiches ſ (§. 20.); dies wäre ein unaussprechlicher Ton, den kein deutscher Mund hervorbringt, und ist auch keineswegs in: „Hessen" zu finden. „Preufsen und Fleufsen" steht neben einander wie „Russe und Flusse" — und die obendrein willkürliche Gesetzgebung der Historie wird eben so wenig hier, wie in den anderen Beispielen, anerkannt werden. Wie hätte Cicero gelacht, wenn man ihm gesagt, er solle „caisos estod" schreiben statt „caesus esto", nur darum, weil es die leges regiae auf jene Weise schrieben. Ist's vernünftiger, wenn wir aller Gewohnheit, ja allem Gehör entsagen, um unseren Vorfahren nach 600 Jahren ein grammatisches Denkmal zu setzen? Schon das eigene, obwohl bedauernde, Eingeständniss des Verfassers in der Vorrede S. XI., wo Leo wegen gründlicher Befolgung dieser Gesetze getadelt, Jacob Grimm aber leider seiner eigenen Theorie abtrünnig genannt wird, weist auf die Ungehörigkeit des reinen historischen Princips der Orthographie hin. Aber diese orthographische Despotie ist gleichsam principmässig mit wahrhaft entsetzlicher Energie fortgeführt. Was heisst es unter andern, wenn behauptet wird S. 5: das v sei eine weiche Lippenspirata? Uns klingt es eben so wie f: Vetter — fetter. Vater — Faden. Die mittelhochdeutsche Orthographie kann hier gar nichts entscheiden, denn ihr nachfolgend müsste man schreiben vreund, vromm. Dass auch in jener Zeit v und f als eins betrachtet wurde, zeigt die Schwankung zwischen beiden und die wechselnde Orthographie: vinde — funden. Für die Schreibung — ieren wird nichts beigebracht, als die Ableitung aus dem französischen (demzufolge wir dann auch schreiben müssten boursche, Tournier) — und die Schreibung des Wortes

Regierung, welche gar nicht einmal allgemein anerkannt ist, sondern eben so wie die übrigen Worte ähnlicher Endnng auch — irung gefunden wird; also ist kein also aus jenem Worte für die Orthographie dieser Reihe abzuleiten, wie bei Hoffmann S. 112 geschieht. — Wozu endlich die Aufzählung aller Declinationen im Neuhochdeutschen, da in dieser Sprachperiode die Hälfte verschwunden oder mit anderen zusammengeflossen ist? Es hilft dem Schüler der unteren Classen gar nichts, zu wissen, dass Fisch und Käse einmal zu zwei verschiedenen Declinationen gehört haben, bevor er nicht aller Declinationen so sehr Herr ist, dass er darüber reflectiren kann. Der alte Genitiv Mathildes (S. 27.) gehört eben hierher. Soll dieser wieder eingeführt werden? Das wird einem Lehrbuche nicht gelingen, das Gangbare, die gegenwärtige Selbstentwickelung der Sprache anzutasten oder umzustossen.

Dies sind die vorzüglichsten Punkte, die mir bei raschem Ueberblicke aufgestossen sind als unfruchtbare Auswüchse eines übertriebenen Historicismus. Sie sind als Einzelheiten diesem Buche, das sich von vornherein als historisch ankündigt, nicht so hoch anzurechnen und machen auch nicht den üblen Eindruck wie etwa ähnliche Fälle bei Becker. Denn während bei Hoffmann der Zusammenhang loser und ein einzelnes Glied wohl entbehrlich ist, so gehört dagegen bei Becker jede Einzelheit unzerreisslich dem Ganzen an, und ihr Bestehen oder Fallen zieht unermessliche Folgen nach sich. Die durchaus plastische Form, welche Hoffmann seinem Buche gegeben, eignet es, wie er selbst auch ausspricht, ausschliesslich für die unteren Classen; denn höher als Tertia hat er (Vorrede S. X.) den Cursus nicht bestimmt. In der That ist für diesen Standpunkt solche gleichsam malerische Darstellung weit erspriesslicher, als ein künstlich aufgethürmtes logisches Gebäude, und wahrlich: nicht in den Definitionen liegt die fruchtbringende Kraft des grammatischen Unterrichts (vgl. Vorrede S. IX.). Wo es daher auf diesen gesunden natürlichen Tact ankommt, der ohne Weiteres zugreift und gewöhnlich das Rechte findet, da ist Hoffmann vor allen Uebrigen ausgezeichnet. So in der vortrefflichen Darstellung des Imperfects S. 156., welche freilich, wenn die strengste Ideenentwickelung zu Grunde läge, nicht als Zusatz, sondern schon bei §. 261 vorkommen müsste. Die hier gegebene Fassung aber überraschte mich auf's lebhafteste, da ich dieselbe Lehre, das deutsche Imperfect sei zuerst Aoristus, in Widerspruch mit Becker schon längere Zeit den Schülern dargestellt hatte. Becker nämlich geht noch immer von dem lateinischen Imperfectum aus, obgleich dieses erweisbar die spätere (bestimmtere) Bedeutung des deutschen Präteritums ist. Becker hätte auf dem Wege des Gedankens auf dasselbe Ergebniss kommen können und müssen; wenn er dem ältesten Bedürfnisse der Sprache, der rein epischen Mittheilung, nachgegangen wäre, so hätte sich ihm die Thatsache unabweislich aufgedrängt, dass die älteste Gestalt aller Sprachen in der Bezeichnung der Zeit

mit dem Aoristus anfängt, ja sogar, dass dieses Tempus, auch ausser den semitischen Sprachen wenigstens bei Griechen und Deutschen sicherlich die älteste Formation hat. Unter vielen Thatsachen, welche diesen Satz auf's Anschaulichste bestätigen, hebe ich hier nur die bekannteste hervor, dass die Ableitungen von dem Imperfect (Band) weit häufiger und grösstentheils von höherem Alter sind, als die vom Präsens (Binde).

Höchst subjectiv geht bei dem letzterwähnten Punkte Götzinger zu Werke, indem er das Präsens als die Urform und die nothwendigste hinstellt. Was mein Urtheil über diese Grammatik im Allgemeinen betrifft, so gereicht es mir zum Nachtheil, dass ich bis jetzt nur das grössere zweibändige Werk kenne, die kleinere Schulgrammatik aber nicht, und also über die praktische Brauchbarkeit dieser Leistungen ohne Haltpunkt bin. In dem grösseren Werke hat Götzinger denjenigen Ton vorherrschen lassen, welcher dem vertraulichen Gespräche näher steht: ein anmuthiges Sichgehenlassen, das nur zuweilen an Geschwätzigkeit und burschikosen Ton anstreift. In dieser Art möchten manchen gestrengen Kritiker Wendungen verletzen, wie Theil 1. S. 410: „Wo in aller Welt soll — stecken?" — Th. 2. S. 513: „ich kann nicht begreifen, wie der Vf. — auf den Einfall kommt" — S. 519 u. s. w. sind allerlei Verkehrtheiten mit einem persönlichen Unmuthe dargestellt, welcher der wissenschaftlichen Würde Eintrag thut. Dieser Umstand ist nicht unwichtig: er hängt auf's genaueste mit der vorwaltend gemüthlichen Richtung zusammen, welche auf der einen Seite eine phantasievolle Auffassung begründet, die nicht leicht ihres Gleichen hat, auf der andern aber eben so oft in phantastische Launen ausschweift und der logischen Schärfe schadet. Jenes günstige Ergebniss dieser Geistesrichtung tritt besonders hervor in der Lehre von den Mundarten und den Lauten. In keinem neuern Werke ist die Beschreibung der Dialecte vollständiger, lebendiger und gründlicher gegeben; dazu gehört ausser der liebevollsten Hingebung des Gelehrtenfleisses noch etwas, was so vielen Gelehrten fehlt: ein feines musikalisches Gehör, eine ahnungsvolle Phantasie, ein poetisches Nachsingen und Nachklingen aller Zungen. Wo aber das Urtheil eintritt, da macht es sich in subjectiver Herbigkeit vorzüglich gegen die Norddeutschen Luft, welche sich mit schreiendem Unrechte den Ruhm angemaasst hätten, die Alleinrechtsprecher des schriftmässigen Neuhochdeutsch zu sein (Theil 1. S. 131.). Adhuc sub judice lis est! Die meisten deutschen Völker geben dem Norddeutschen den Vorzug. Mag das nun, wie wir dem Verfasser (nach S. 130) zugeben, zum grossen Theil der Erlernung der Schriftsprache zugeschrieben werden müssen, — es kommt noch ein anderer Grund hinzu als dieser abstract-gelehrte, welcher Götzingern der einzige zu sein scheint. Nirgend ist, so viel ich aus eigener Anschauung und von Hörensagen weiss, die Unterscheidung der Laute so scharf, wie in Norddeutschland: zwischen harten und weichen Consonanten,

zwischen hohen und tiefen Vocalen (i — ü, e — ö, ai — oi, eu) wird eine scharfe Grenze gehalten, welche nicht nur gewissenhaft, sondern auch wohlklingend zu nennen ist, komme sie nun, woher sie wolle. — An derselben Stelle ist auch das Verhältniss zwischen Hoch- und Plattdeutsch im nördlichen Deutschland etwas outrirt aufgefasst; denn in einem grossen Theile von Hannover, Braunschweig, Holstein, der Mark und in Hamburg spricht man auch in der Familie und unter seines Gleichen hochdeutsch, nicht blos vor Gericht und in hohen Verhältnissen. Uebrigens ist bei der Darstellung dieser Dialecte eben ganz vorzüglich das feine Gehör zu bewundern, welches den Verfasser durchweg zur richtigen Auffassung geleitet hat; um so mehr, da er wahrscheinlich (nach der Vorrede des ersten Theils S. X. XI. zu schliessen) nie in Norddeutschland gewesen, und obendrein die Obersachsen erfahrungsmässig weit seltener fremde Dialecte gut auffassen als die Niedersachsen. — In der Lautlehre ist völlig neu die ästhetische Geltung der Laute, welche im Ganzen mit äusserst lebendiger Phantasie, doch oft so subjectiv outrirt aufgefasst und dargestellt ist, dass die Becker'sche nüchterne Darstellung (ausf. Sprachl. Th. 1. S. 79—89) wohl für's erste ihren Platz behaupten wird. Bei Götzinger hat gleich anfangs (Th. 1. S. 240) die subjective Phantasie mit dem A ein allzufreies Spiel getrieben, dem eine andere subjective Laune mit demselben Rechte ein ähnliches entgegen setzen kann. Es könnte z. B. sein, dass ich in dem A keineswegs die „durchsichtige Woge des Rheines" anschaute, und das Wort „Klage" und „bange" höchst wohllautend und seinem Begriffe entsprechend fände: beide Subjectivitäten als solche hätten gleiches Recht. — In den übrigen Partien des ersten Theiles herrscht dieselbe poetische gemüthliche Anschauung durch, welche sich besonders in einer unglaublichen Fülle von schöngewählten und treffenden, grossentheils poetischen Beispielen kund thut. Der eigentlich wissenschaftliche Theil ist eben so gehalten, indem die Bemühung, die feinsten Sprachgesetze vor die Vorstellung zu bringen, durchaus überwaltet, wo dann zuweilen der concise Ton wissenschaftlicher Forschung vermisst wird.

Doch es ist leicht, Einzelheiten zu häufen und zufällige Ausstellungen zu machen, schwer, ein bestimmtes Ziel zu finden und zur anfänglichen Aufgabe zurückzukommen: wie der deutsche Sprachunterricht etwa nach den vorhandenen Hülfsmitteln zu gestalten sei. Schon in den vorigen flüchtigen Skizzen ist das Verhältniss der Becker'schen und Hoffmann'schen Grammatik so gefasst worden, dass diese, dem eigenen Wunsche des Verfassers gemäss, vorzugsweise der unteren Bildungsstufe der Jugend angehöre: vielleicht würde sie noch günstiger wirken, wenn der Verfasser in einer hoffentlich bald nöthigen zweiten Auflage die gerügten Ausschweifungen allzu grosser Energie auszulöschen sich geneigt fände. Dennoch würde Becker mehr den oberen Stufen des gereifteren Jugendalters, Götzinger aber dem Selbststudium Gebildeter zu empfehlen sein, da er es

überhaupt darauf abgesehen hat, das ganze Gebiet der Sprache durchzuarbeiten, und zu diesem Zwecke bis zur Metrik und Literatur vordringt, welche den anderen beiden Handbüchern fehlt. Ueber diese Punkte, so wie über den ganzen zweiten Band des Götzinger'schen Werkes, der in gewissem Sinne weit über die Schule hinausgeht, behalte ich mir vor, bei anderer Gelegenheit zu reden.

Möge man diese Bemerkungen nur für das ansehen, was sie sein wollen: einleitende, das Verständniss anknüpfende, und in ihnen das Bestreben erkennen, einen hochwichtigen Gegenstand der öffentlichen Besprechung näher zu rücken, frei von der Anmaassung, eine abschliessende Kritik über so bedeutende Werke gleich anfangs geben zu wollen. Jedenfalls ist die Erscheinung erfreulich, dass der Erkenntniss der Muttersprache ein gründlicher liebevoller Fleiss von kräftigern Geistern gewidmet wird, wodurch die Herrschaft der älteren dictatorischen Lehrgebäude von Adelung bis auf Heinsius, welche die Sprache nicht lehrten, sondern machten, hoffentlich für immer zerstört ist.

Emden in Ostfriesland, im Juli 1842.

Dr. *Eduard Krüger.*

Proben aus seiner Uebersetzung der lyrischen Gedichte des Q. Horatius Flakkus

von

H. K. F. Wolf,

Prediger zu Benthen im Grossherzogthum Mecklenburg-Schwerin.

(1844.)

An Maecenas.

I, 1.

Maecenas, Sprössling königlicher Ahnen,
O du, mir Schutz und Zier und Seligkeit!
Viel sind es, die, als Renner, auf den Bahnen
Olympia's den Staub zu wölken freut;
Und die das Ziel, mit glüh'nder Achs' umkreiset,
Die Palme, die der Sänger preiset,
Selbst an die Herrn der Welt, die Götter, reih't.
Den freut es, wenn der Schwarm an Laune reicher
Quiriten ihn empor zu Ehrenstellen trägt;
Den, wenn er birgt im Raume seiner Speicher,
Was immer Libyens Tennen ward entfegt.

Wer mit dem Karst sein väterliches Gut
Auflockert mit zufried'nem, frischem Muth:
Nicht reiztest du ihn selbst durch Attal's Schätze,
Dass er auf cyprischem Gebälke setze,
Ein banger Segler, durch Myrtöerfluth.
Wann mit dem Wogenzorn des Ikarus
Im Kampfe ringt die Kraft des Afrikus,
Dann lobt der Kaufmann, unter Beben,
Des Städtchens Flur daheim und stillbehaglich Leben;
Bald wird Entsagung ihm zum Ueberdruss,
Und neu muss sich sein leckes Schiff erheben.
Der liebt das Feuer aus Falernus Trauben,
Und vom geschäftereichen Tag
Ein Stündchen sich zum Mittagsschlaf zu rauben,
Bald hingestreckt am heil'gen Murmelbach,
Bald unter'm Hellgrün schatt'ger Buchenlauben.
Den wiederum entzückt des Kriegs Gezelt,
Drommetenklang, von Zinkenschall durchgellt,
Und, — dem die Mütter fluchen, — Kampf der Schlacht.
Uneingedenk des blüh'nden Weibes, dauert
Der Jäger aus im eis'gen Hauch der Nacht,
Ob ihm den Hirsch die wackren Hund' erlauert,
Den Marserkeiler in das Netz gebracht.
Mich mischt der Epheukranz, der Preis
Gelehrter Stirnen, in der Götter Kreis;
Mich hält gesondert von des Volkes Lärmen
Des kühlen Haines Dämmerung,
Wo Nymphen leicht im Tanz mit Satyrn schwärmen:
Falls mir die Flöte nur Euterpe nicht entziehet,
Noch Polyhymnia, mit hohem Schwung
Mir Lesbos' Saiten zu beseelen, fliehet.
Und reih'st du selbst dem Seherchor mich an,
Mit stolzem Haupte streif' ich Sterne dann!

An Sestius.
I, 4.

Der Lenz erwacht
In holder Pracht,
Und lös't, vom West' umspielt, des Winters Bande,
Der trockne Kiel entschwebt dem Meeresstrande.
Mit freud'gem Schall'
Enteilt dem Stall
Das Vieh, der Pflüger seines Heerdes Feuer;
Nicht deckt die Trift des Reifes Silberschleier.

Im Mondesglanz
Führt Reigentanz
Cythere nun: den Fuss im Takte heben
Die Grazien, von Nymphen hold umgeben;
Indess mit Nacht
Die Gluthen facht
In seiner Donnerschmiede grausem Sitze
Vulkanus, funkelnd von der Flammen Blitze.
Jetzt lass uns glüh'n,
Mit Myrtengrün
Und frisch entkeimten Blumen uns zu kränzen
Die Locken, die von duft'gen Salben glänzen;
Jetzt lass uns weih'n
Im heil'gen Hain',
In dieser jungen Schattennacht der Zweige
Dem Faun' ein Lamm, dass er sich mild uns neige!
Es bleicht der Tod
Der Wangen Roth
In Königsburgen, wie in Armer Hütten:
Gleich trotzig kommt er überall geschritten.
Geniess das Heut!
Die Spanne: Zeit,
Wehrt, langgedehnte Hoffnungen zu spinnen.
Bald musst auch du, beglückter Freund, von hinnen.
Wenn dich erst hält
Die Fabelwelt
Der Manen — dort in Pluto's kargem Hause:
Nicht würfelst du um's Königthum beim Schmause!
Und dich umflicht
Dann Lyde nicht,
Die bald entzückt in voller Reize Prangen
Die Jünglingswelt zu sehnendem Verlangen!

An Thaliarchos.
I, 9.

Siehst du nicht Sorakte starren,
Schimmernd in gethürmtem Schnee?
Wie die Waldung, unter Knarren,
Sich vergebens ringt zur Höh'?
Und von Eurus Weh'n
Harsch die Bäche steh'n?
Auf! den Frost zu lindern, schichte
Reichlich auf dem Herd die Fichte!

Und entnimm mit güt'gen Händen
Einen Weinkrug seiner Ruh',
Uns Sabinergeist zu spenden!
Göttern lass das And're du!
  Wenn ihr Wink gebeut,
  Ist der Sturm zerstreut,
Welcher meerzerwühlend braus'te,
Und den Ornenwald zerzaus'te.

Frommt dies Grübeln dir und Denken,
Was das Morgen bringen kann?
Jeden Tag, den Götter schenken,
Rechne zum Gewinn dir an!
  Reigentanz und Kuss,
  Tummelplatzgenuss
Sei noch Lust, weil grün die Jahre,
Fern dem mürrischgrauen Haare:

Noch Gekos' aus süssem Munde
In des Säulenganges Nacht
Zur besproch'nen Dämm'rungsstunde;
Noch, wann hold das Mägdlein lacht,
  Und den Ort entdeckt,
  Wo es sich versteckt',
Und mit schalkhaft sprödem Wesen
Dann sich sträubt bei'm Pfänderlösen!

An Chloë.
I, 23.

Warum fliehst du mich, mein Leben,
  Du, dem jungen Rehe gleich,
Wann es, ach, mit leerem Beben,
  Spielt' ein Lüftchen nur im Zweig',
Irre Schlucht durchstreift in Eile,
Spähend, wo die Amme weile.

Denn ob junges Frühlingswetter
  Leise schauernd sich bewegt
Durch das leichte Spiel der Blätter;
  Ob sich etwa zuckend regt
Eine Eidex in den Ranken,
Pocht sein Herz, die Schenkel wanken.

Doch ich komme dir ja nimmer
Als ein Löwe nachgerannt,
Als ein Tiger, der von grimmer
Mordbegierde wird entbrannt!
Einmal lass die Mutter fahren,
Du, — schon in der Liebe Jahren!

An Fortuna.
I, 35.

O Antium's Beherrscherin voll Milde!
Du, deren Macht im Nu zu Strahlenhöh'n
Dem Staub' enthebt das sterbliche Gebilde,
Und Hochtriumphe kehrt in Klaggetön'!
Es buhlt um dich, wer ärmliche Gefilde
Mühselig baut, um dich mit heissem Fleh'n,
Meerherrscherin, wer auf Bithynerkiele
Mit Rudern trotzt karpath'schem Fluthgewühle.

Dir bebt der Daker, dir der Wanderscythe,
Dir Latium, voll wilder Kampfbegier,
Dir Mütter auch auf stolzem Herrschgebiete,
Und Machtgewalt'ge in des Purpurs Zier:
Dass ungestüm dein Fuss herunterwüthe
Die steh'nde Säul', und Volksgewimmel dir
Zu Waffen stracks, zu Waffen, was in Schwäche
Noch zaudert, aufrühr', und den Scepter breche.

Dir stets voran kommt graus der Zwang gegangen,
Der Balkennägel trägt in ehr'ner Hand,
Und starke Keil'; auch ernste Klammerstangen,
Die sein geschmolznes Blei noch fester bannt. —
Dir hängt die Hoffnung an, dich hält umfangen
Der selt'ne Glaub' im schneeigen Gewand,
Wenn auch in and're Hülle du dich kleidest,
Und feindlich aus der Mächt'gen Wohnung scheidest.

Treulos Gesindel weicht; des Schwures Bande
Streift frech die Buhl'rin ab; und falsch entflieh'n,
Sobald die Hef' im Fass versiegt', — o Schande! —
Die Freund', um gleichem Joch sich zu entzieh'n.
— Erhalte Cäsarn, der Britannia's Lande
Bezwingung bringt, und die, in Waffenmüh'n
Geübten, Jünglinge, die Schreckniss rüsten
Dem Morgenland, des rothen Weltmeers Küsten!

Denn weh! durch Brudermord empfang'ner Narben
Reut uns! Was mieden doch wir Fluchgeschlecht?
Wo ist ein Greuel, dessen wir noch darben?
Hat wo aus Furcht vor dem, der Frevel rächt,
Der Jugend Hand gefeiert? wo erwarben
Altäre Schonung sich? — O zum Gefecht
Mit Arabern und Massageten schaffe
Auf neuem Ambos um die stumpfe Waffe!

An den Diener.
I, 38.

Knab', ich hasse Perserpracht;
Mir missfällt ein Kranz, der blühend
Aus dem Bast der Linde lacht,
Forsche nicht, dich eifrig mühend,
Spätlingsrosen nach.

Füge nichts zur Myrte mir;
Einfach kränz' uns Haupt und Becher,
Myrten steh'n, o Schaffner, dir
Ja so fein, wie mir, dem Zecher
Unter'm Rebendach!

An Septimius.
II, 6.

O bis Gades du, wenn ich's begehrte,
Und wo uns der Kantaber sich sträubt,
Bis zu Barbarsyrten mir Gefährte,
Wo die Maurenbrandung schäumend stäubt!

Sei mir Tibur als der Sitz beschieden,
Wo mein Alter freundlich kann verblüh'n;
Sei es mir des Schweifens Ziel, — mir Müden
Ach, des Meer's, der Weg' und Waffenmüh'n!

Hält von dort mich Parzenungunst ferne:
Nach Tarentum zieht mich dann mein Sinn,
Wo bepelzte Wollenheerden gerne
Schwärmen an Galäsus' Ufern hin.

O wie lacht der Ort vor allen Räumen
Mir der Welt, der Nektarhonig reicht,
Gleich Hymettus, wo Venafrum's Bäumen
Nicht an Werth die fette Beere weicht;

Wo durch Jovis Huld es lange lenzet,
Laulichmilde Winterlüfte weh'n,
Und der Aulon, reich mit Wein umkränzet,
Nicht beneidet selbst Falernus' Höh'n.

Jene sel'gen Rebenhügel winken
Lockend uns; ach, dort am liebsten, Freund,
Wird des Sängers glüh'nde Asch' einst trinken
Deine Thrän', ihm segnend nachgeweint!

An Pompeius Varus.
II, 7.

O oft mit mir in äusserste Gefahren
Geführt von Brutus' Adlern! Welches Glück
Gab dich als Bürger heimathlichen Laren,
Italia's altem Himmel dich zurück?

Pompeius, du der nächste meinem Herzen!
Mit dem des Tages schleichendträgen Gang
Ich oft beflügelt' unter Wein und Scherzen,
Bekränzt das Haar, von Syrernarde blank.

Mit dir hab' ich Philippi's Flucht empfunden,
Da man nicht rühmlich von sich warf den Schild,
Als Kraft der Männer brach, und überwunden
Mit Drohertrotz hinsank auf's Blutgefild.

Doch mich Bestürzten trug durch Feindesschaaren
Merkur empor in dichtem Luftgewand;
Dich schleuderte zurück in Kampfgefahren
Die wilde Strudelfluth vom nahen Strand.

Gib nun dem Zeus das Mahl, das längst geweihte
Und unter meines Lorbeers Kühle lass
Ausruhen deine kriegesmüde Seite,
Und schone nicht das dir gehegte Fass!

Giess schäumend voll die glänzenden Pokale
Mit meines Sorgentilgers Labequell!
Schütt' uns des Balsams Fluth aus räum'ger Schale!
Wer flicht zum Kranz den feuchten Eppich schnell?

Wer schnell die Myrte? Wen doch wird ernennen
Der Venuswurf zum Meister bei dem Trunk?
Lasst mich von Thrakerwuth bacchantisch brennen!
Süss ist mir heute — die Begeisterung!

An Barine.
II, 8.

Hätte jemals dich getroffen
Für des Meineids frev'len Schwur
Nur die kleinste Straf': o hoffen
Würd' ich! — Wär' ein Nagel nur
Dir entstellt, dir schwarz zu schauen
Nur ein Zahn: wollt' ich dir trauen!

Aber kaum, dass du verpfändet
Hast der Rache Strafgericht
Dieses falsche Haupt, so blendet
Mehr noch deiner Schönheit Licht,
Und du kommst hervorgegangen
Aller Jünglinge Verlangen.

Dir zum Heil selbst muss gereichen,
Wenn der Mutter Staub du lügst,
Und der Nacht verschwieg'ne Zeichen
Sammt dem Himmel frech betrügst,
Und die göttlichen, — den kalten
Tod nicht schmeckenden, — Gewalten.

Traun! Es lächelt deinem Höhnen
Venus selbst; — es ist kein Spott! —
Lächeln auch die einfachschönen
Nymphen, und der wilde Gott,
Immerfort dir schärfend seine
Glüh'nden Pfeil' auf blut'gem Steine.

Ja, du bleibst der Schönheit Krone,
Denn die ganze Jugendschaar
Sprosst dir auf zu neuem Frohne;
Und die alten Sclaven, zwar
Oft verfluchend deine Schwelle,
Weichen doch nicht von der Stelle.

Dir sind bang' um ihre Kinder
Treue Mütter; ängstlich schau'n
Karge Greise dir nicht minder,
Ach, und neuvermählte Frau'n
Mit der jungen Liebe Zittern,
Dass dich ihre Männer wittern!

An Licinius.
II, 9.

Wahrhaft weise wirst du leben,
Wenn du nicht zum hohen Meer
Drängst mit unabläss'gem Streben;
Noch aus Furcht vor Sturmesweben
Hältst den falschen Strand zu sehr.

Wer da liebt der gold'nen Mitte
Segensbahn, gesichert scheut
Er den Schmuz der morschen Hütte,
Scheuet, voll bescheid'ner Sitte,
Prunkpaläst', umgrollt vom Neid.

Ries'ge Fichten zauset grimmer
Ein Orkan; mit mehr Gekrach
Stürzen luft'ge Thürm' in Trümmer;
Und des Berges Gipfel, — immer
Suchet ihn der Donnerschlag.

Schmerzgebeuget hofft, beglücket
Fürchtet andern Schicksalsgang,
Wer der Weisheit Blumen pflücket;
Der ihn gab, — er auch entrücket
Uns des rauhen Winters Zwang.

Nicht, ist jetzt dein Loos auch bitter,
Bleibt es so! Nicht stets in Groll
Schnellt, ein zürnend Ungewitter,
Sein Geschoss, oft durch die Cither
Weckt die stumme Mus' Apoll.

Unerschrocken musst du stehen
In des Lebens Drang, doch auch
Klüglich einzuschürzen gehen
Segel, die zu sehr sich blähen
Bei des Windes günst'gem Hauch!

An einen Baum,
der den Dichter beinah' erschlug.
II, 13.

Er, der dich pflanzt' am fluchgeweih'ten Tage,
Wer immer auch, und mit verruchter Hand
Aufzog, o Baum, noch zu der Enkel Plage,
Und zu des Dorfes Schand',

Er, glaub' ich, brach den Hals mit kaltem Muthe
Dem Vater selbst, und fleckte rachewach
In stiller Nachtzeit mit des Gastfreund's Blute
Das heil'ge Schlafgemach;

Er gab sich ab mit Gift aus Kolcherblättern,
Und jedem Gräu'l, das nur ein Hirn erklaubt,
Der meiner Flur, — Fluchstamm, dich zog, zu schmettern
Des Eigners frommes Haupt!

Was Jeder meid', erforschet nie für immer
Der Mensch! Den Bosporus durchsegelt bang'
Der Pön', und fürchtet sonst woher dann nimmer
Des dunklen Schicksals Gang.

Der Krieger scheut des Parthers Flucht und Pfeile,
Der wieder Römerarm und Kettenhaft;
Doch reisst die Völker ungeahnt in Eile
Dahin des Todes Kraft.

Wie bald, zu Pluto's düst'rem Reich gekommen,
Hätt' ich geseh'n als Richter Aeakus,
Und Sappho, im getrennten Sitz der Frommen
Der Liebesklag' Erguss

Ausjammernd zu der Laut' um Lesbos' Frauen,
Und dich, Alcäus, der mit gold'nem Stab
Meersturm, Verbannungsschmerz und Schlachtengrauen
Du voller rauschtest ab.

Die Schatten staunen rings: denn Beider Klänge
Sind heil'gen Schweigens werth; doch gier'ger sucht
Das Ohr der Kopf an Kopf gedrängten Menge
Tyrannenkampf und Flucht.

Senkt doch, in jene Harmonie'n versunken,
Die schwarzen Ohren Cerberus sogar,
Und feiern selbst die Nattern freudetrunken
Im Eumenidenhaar.

Prometheus wird und Tantalus der Plagen
Enthoben durch den süssen Hall; und flugs
Vergisst Orion's Leidenschaft, zu jagen
Den Leu'n und scheuen Luchs.

An Grosphus.
II, 16.

Ruhe flehet von dem Himmel,
Wer, gefasst vom Sturmgetümmel,
Treibt auf Aegä's Wog' umher,
Wann Gewölk des Mondes Schimmer
Schwarz verhüllt, kein Sterngeflimmer
Leitend blinkt dem Segler mehr.

Ruhe fleht das marsentbrannte
Thrake, selbst der kampfgewandte
Med, vom Köcher stets umrauscht;
Ruhe, die nicht für Geschmeide,
Nicht für Purpur, Gold und Seide
Wird, mein Grosphus, eingetauscht.

Denn nicht Glanz und Pracht der Reichen,
Noch des Konsuls Lictor scheuchen
Dies Gewühl, das in uns lärmt;
Nicht das Heer der Sorgen schrecken
Sie hinweg, das gold'ner Decken
Kunstgetäfel hoch umschwärmt.

Mit Geringem lebt zufrieden,
Wem ein schmaler Tisch beschieden,
Wo das Salzfass freundlich blinkt,
Ihm vom Vater überkommen;
Wem nicht Angst noch Gier den frommen,
Leichten Schlummer schnöd' entwinkt.

Was erzielt mit mächt'gem Streben
Doch so Viel ein kurzes Leben?
Was, wo and're Sonnen glüh'n,
Rastlos in die Ferne jagen?
Die der Heimath los sich sagen,
Werden sie sich selbst auch flieh'n?

Denn es kommt mit leisen Tritten
Auch in's ehrne Schiff geschritten
Ach, die kranke Leidenschaft;
Mit der Reiter stolzem Zuge
Schwebt sie, schnell, wie Hirsch' im Fluge,
Wie der Ost, der Wetter rafft.

Mit der gegenwärt'gen Stunde
Sei das Herz in heit'rem Bunde,
Gram der Sorge düst'rem Blick';
Ja, es müsse selbst die Schmerzen
Steter Frohsinn milde scherzen:
Fehllos blüht kein Erdenglück!

Schnellen Tod im vollen Ruhme
Starb Achill; vom Greisenthume
Ward Tithonus' Kraft verzehrt;
Mir vielleicht mit güt'gen Händen
Kann von selbst die Hora spenden,
Was sie deinem Fleh'n verwehrt.

Heerden rings vom Wollenviehe
Schwärmen dir; dir brüllen Kühe,
Die Siciliens Trift entliess;
Dir auch schnaubt der Rennbahn Stute,
Dich umhüllt mit Purpurblute
Zweimal reichgetränktes Vliess.

Mir verlieh die ernste Parze,
Die das heit're, wie das schwarze
Loos vertheilt, ein klein Gefild;
Mir vom Geist der Grajermusen
Leichten Hauch, mir Stolz im Busen,
Der des Pöbels Scheelsucht gilt.

Eitle Grösse.
III, 1.

Fort, ungeweih'te, mir verhasste Menge!
Nah't, Knaben, Jungfrau'n, nah't im stillen Chor'!
Ein Musenpriester, sing' ich Hochgesänge,
Wie sie zuvor noch nicht vernahm ein Ohr!

Der Herrscher Macht gehorcht das Volk mit Zagen,
Doch über Herrscher wieder schaltet Zeus,
Der, herrlich durch Titanenniederlagen,
Erschüttert mit den Brau'n den Weltenkreis.

Sei's, dass ein Mann Weinbäume räum'ger pflanze;
Der, edler'n Blutes, auf dem Mavorsfeld'
Um Ehrenstellen buhle; der, im Glanze
Des Ruhmes, und an Sitten hochgestellt,

Wetteif're; dieser mit Klientenschwärmen
Auftrete: — vor dem Schicksal sind sie gleich;
Der Reichen Loose fassend, wie der Armen,
Entschwingt die Urne sie — dem Schattenreich!

Hängt auf des Frevlers Haupt ein Schwert hernieder,
Kein Syrakuserschmaus beseligt ihn;
Nicht locken ihm der Vögel süsse Lieder
Den Schlaf zurück, nicht Saitenharmonie'n.

Der sanfte Schlaf verschmäht die schlichten Matten
Der Landbewohner nicht; er sucht sich auch
Die Ufer gern mit dichter Zweige Schatten,
Ein Tempe, leicht geregt vom Westeshauch.

Wer, was genügen mag, allein erstrebet,
Dem bangt nicht, wann das Meer sich grausend thürmt,
Nicht, wann das Geisgestirn empor sich hebet,
Und mit Orkan Arkturus niederstürmt;

Nicht, wann um Weinhöh'n Wetterschlossen sausen,
Noch, wann die Pflanzung täuscht, wo bald die Fluth
Der Baum bezüchtigt, bald des Winters Hausen,
Bald flurensengender Gestirne Wuth.

Es sieht zurückgezwängt in eng're Welle
Durch abgesenkte Dämmung sich der Fisch.
Bedient umher, stürzt Meister und Geselle
Bauschutt hinab; es glüht die Arbeit frisch:

Denn Land verdriesst des stolzen Eig'ners Trachten.
Doch Angst und Droh'n verfolgen seinen Tritt:
Es schifft umher auf erzumglänzten Jachten,
Und auf dem Ross sitzt schwarz die Sorge mit.

Wenn kranken Sinn kein purpurnes Gewebe
Wegschmeichelt, das da strahlt vor Sternenlicht,
Nich Phrygermarmor, nicht Falernerrebe,
Achämenes' duftreiche Narde nicht:

Warum mit Säulen, die den Neid erwecken,
Im neuen Stil mir stolz erhöh'n den Saal?
Warum des mühevoller'n Reichthums Schrecken
Eintauschen gegen mein Sabinerthal?!

Wechselgesang.
III, 9.

Der Dichter.

Als ich noch lieb dir war, und aus dem Schwarme
Der Jünglinge begünstigt, ach, nur ich
Um deinen Liliennacken schlang die Arme:
Da pries vor Persia's Schach ich selig mich.

Lydia.

Als noch für mich allein dein Herz erglüh'te,
Noch keine Chloë kam vor Lydia,
Durch dich verherrlicht Lydia's Name blüh'te:
Da überstrahlt' ich Roma's Ilia.

Der Dichter.

Ja, ganz beherrschet Chloë nun mein Leben;
Süss singt sie zu dem fert'gen Citherspiel:
Für Sie will ich dies Leben freudig geben,
Dehnt nur ein Gott des Mägdleins Lebensziel.

Lydia.

Und mich entflammt zu höhern Lebensfreuden
Nun Kalaïs, und theilt mein Hochgefühl:
Für Ihn will ich den Tod wol zweimal leiden,
Dehnt nur ein Gott des Jünglings Lebensziel.

Der Dichter.

Wie? wenn die alte Liebe wiederkehret,
In ehrnes Joch die kurz Getrennten schmiegt?
Mein Pförtchen nun der blonden Chloë wehret,
Und nur der Lydia sich willig fügt?

Lydia.

Wenn ihm auch Sternenglanz an Schönheit weichet,
Du leicht, wie Kork, bist, und dein Wesen schier
Dem Braus des Adrianermeeres gleichet:
Doch lebt' ich lieber, stürb' — o gern — mit dir!

Auf Lyde.
III, 11.

Du, der einst Gesang Amphion regte,
Maja's Sohn, und du, o Saitenspiel,
Dessen holder Mund den Stein bewegte;
Ach, das klanglos nimmer sonst gefiel,
Aber jetzt bei'm Schmaus
In der Reichen Haus,
Und in Tempeln selbst der Wünsche Ziel!

Lass Getön' erklingen, dem mit Willen
Lyde neig' ihr grausam sprödes Ohr;
Sie, die, gleich dem jungen Weidefüllen,
Froh des Spieles, munter hüpft empor,
Und noch unbewusst
Hochzeitlicher Lust,
Männerscheu die Freiheit sich erkor.

Tiger werden mild bei deinem Klange,
Selbst Gefolg der Wälder ziehst du nach,
Süsse Laut', und wie mit Zauberzwange
Säumest du im jähen Sturz den Bach;
Ja, dir gibt sich hin,
Holde Schmeichlerin,
Orkus' Pförtner, dir nur wird er schwach.

Seine Nattern werden eingesungen,
Und Betäubung hauchet nicht sein Schlund;
Selbst Ixion's Marter wird bezwungen
Und ein Lächeln zuckt um seinen Mund;
Schwelgend im Genuss,
Seh'n des Danaus
Töchter nicht der Urne trock'nen Grund.

Höre Lyde mir der Jungfrau'n Strafen,
Wie ihr leckes Fass verbraus't die Fluth,
Und, mag hier auch oft Vergeltung schlafen,
Doch im Orkus nie die Rache ruht. —
Ha, des Gräul's! Bewusst
In der Gatten Brust
Tauchte sie den Dolch, — die frev'le Brut!

Eine nur aus vielen ohne Fehle
Und der hochzeitlichen Fackel werth,
Täuschte dich, meineid'ge Vaterseele,
Glanzvoll durch den Schwur, von dir begehrt;
Und es strahlet weit
In die fernste Zeit
Diese Jungfrau herrlich und verehrt.

Auf! — begann sie zum Gemahl', — erwache!
Auf! dass nicht an diesem heil'gen Ort'
Ew'ger Schlaf dich treff'! Entflieh der Rache
Deines Schwähers und der Schwestern dort!
Wie der Löwin Kraft
Zarte Kälber rafft,
Weih'n sie jetzt, ach, Mann vor Mann dem Mord.

Aber ich kann nicht so graus dich betten,
Oeffne, sanfter fühlend, dein Verschloss.
Drücke mich mein Vater schwer mit Ketten,
Weil's mir menschlich in den Adern floss!
Trage mich, verbannt
Aus dem Heimathland,
Fern sein Schiff — zu Libyens wüstem Schooss!

Geh, wohin dein Fuss mag eilend reichen,
Und wohin des Windes Gunst dich lenkt;
Gehe mit des Glückes schönen Zeichen,
Welche dir die Nacht und Venus schenkt;
Und dem Marmorstein
Schneide Grabschrift ein,
Die mit Wehmuth uns'rer Liebe denkt!

An Maecenas.
III, 29.

Thyrrhenerkön'ge Spross! Von selt'ner Güte
Harrt dein schon lang' in nicht gewandtem Fass'
Ein milder Wein bei mir, und Rosenblüthe,
Und Balanus' gedüftereiches Nass.
Streif' ab die Säumniss: mit den Blicken hüte
Nicht Tibur's Auen ohne Unterlass,
Und Aesula's Abhang, und jene Höhen,
Die einst Telegonus zum Sitz' ersehen.

Verlass die Fülle, die nur Ekel nähret,
Und deinen Thurm, der hoch zu Wolken strebt,
Die Augenweide, die dir Rom gewähret,
Von Rauch und Pracht und Regsamkeit belebt.
Oft hat ein holder Wechsel schon gekläret
Des Reichen Stirn, von düst'rer Sorg' umschwebt,
Ein reinlich Mahl auch in des Armen Hütte,
Fern von des Schmaussaals prunkgewohnter Sitte.

Schon sendet glanzhell Cepheus seine Schwüle,
Schon stürmet Procyon, mit Wuth bewehrt,
Und Wahnsinn strahlt des Löwen Gluthgewühle:
Sol's trock'ne Tage sind zurückgekehrt.
Schon sucht ein Bächlein, das mit Schattung kühle,
Silvanus' Dickicht mit der lassen Heerd'
Erschöpft der Hirt: nicht eines Lüftchens Flügel
Umsäuselt leicht die stillen Bord' und Hügel.

Du pflegst mit Sorglichkeit des Staates Blüthe,
Und wachst für Roma's Glück, von Furcht erfüllt,
Was Baktra's Herrscher, was der Serer brüte,
Was Tanaïs, der innern Zwietracht Bild.
Weis' hat ein Gott, was auch die Zukunft biete,
In nächtlichschwarzen Nebel eingehüllt,
Und lächelt, wenn wir Staub zu ängstlich zagen.
Was da ist, sei mit gleichem Sinn getragen!

Das And're ist dem Strome zu vergleichen,
Der jetzt in Ufern sanft hinunter wallt
Zum Tuskermeer', und jetzt entraffte Eichen,
Zernagte Felsenblöck' ohn' Aufenthalt
Fortrollt, zugleich mit Heerden, Häusern, Leichen;
Nicht ohne Donnerhall der Berge bald,
Und bald der Wälder, wann die wilden Güsse
Aufreizen bis zur Wuth die stillen Flüsse.

Der hat sich selbst, des wahren Glückes Quelle,
Wem ganz das Wort geziemt am Tagesschluss:
Ich lebt'! — ob morgen Jupiter geselle
Sturmnacht dem Himmelspol' und Regenguss,
Ob er mit Sonnenklarheit ihn umhelle:
Doch kann er nicht durchlebten Frohgenuss
Vereiteln, nicht umbildend rückwärts zwingen,
Was schon die Stund' enttrug mit leichten Schwingen.

Fortuna, froh nur, kann sie grausam schalten,
Ein Spiel des Hohns zu spielen nur bedacht,
Lässt ungewisse Würden wechselnd walten,
Indem ihr Glanz bald mir, bald Andern lacht.
Weilt sie, nun gut; will sie die Schwing entfalten
Zur Flucht, erstatt' ich, was sie dargebracht,
Und hüll' in meine Tugend mich, und werbe
Um fromme Dürftigkeit ohn' alles Erbe.

Nicht brauch' ich bang' in heissem Fleh'n zu ringen,
Kracht laut der Mastbaum von dem Südorkan',
Und durch Gelübde theuer zu bedingen,
Dass Cyprus' Waaren nicht dem Ocean'
Und seiner Habsucht neue Schätze bringen;
Mir macht dann durch Aegäerbrandung Bahn
Der Zwillingsstern und günst'ger Lüfte Wehen,
Und sicher wird der leichte Kahn mich sehen.

Miscelle IV.

Die Stelle des Ammianus Marcellinus XXIV, 1, 11.: *Ventorum enim turbo exortus pluresque vertigines concitans ita confuderat omnia tecta, ut tabernacula multa conscinderentur et supini plerique milites sternerentur vel proni, spiritu stabilitatem vestigii subvertente*, in der allerdings das nachgesetzte *vel proni* sinnlos ist, verbesserte neulich ein achtbarer Gelehrter im *N. Rhein. Mus.* Jahrg. I. p. 475. dahin, dass er *supini pronique* geschrieben und *vel proni* als beigeschriebene Verbesserung betrachtet wissen wollte. Dem widerstrebt ebenso der innere Sinn wie die äussere Kritik. Im Ms. steht: *vel proni dispiritu.* Ammianus schrieb ohne allen Zweifel: *ut tabernacula multa conscinderentur et supini plerique milites sternerentur, vel providi, spiritu stabilitatem vestigii subvertente.* Einer Erklärung wird diese Verbesserung nicht bedürfen.

Reinhold Klotz.

ARCHIV

für

Philologie und Paedagogik.

Herausgegeben

von

M. *Johann Christian Jahn*

und

Prof. *Reinhold Klotz.*

Zehnter Band. Drittes Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1844.

Neue

JAHRBÜCHER

für

Philologie und Paedagogik,

oder

Kritische Bibliothek

für das

Schul- und Unterrichtswesen.



In Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten

herausgegeben

von

M. Johann Christian Jahn

und

Prof. Reinhold Klotz.



Zehnter Supplementband. Drittes Heft.



Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1844.

Miscellen zur Geschichte der alten Astronomie.

V.

Ueber die Parallaxen, Astrologie und Nachträge über Hipparch's und Ptolemäus' Planetentheorie, zugleich mit Bemerkungen über einzelne Ansichten von Mädler — Fries — Bohnenberger — Buttmann.

Vom Consistorialrathe Dr. *Schaubach.*

Ueber die Parallaxen nach Hipparch und Ptolemaeus.

Auch bei Behandlung der Parallaxen zeigt sich dasselbe Verhältniss zwischen Hipparch und Ptolemaeus, wie in den vorigen Abschnitten. Talent und Interesse für die Wissenschaft bei beiden gleich, die Fortschritte, nach den verschiedenen Zeitaltern bei beiden verschieden. Der empirische Anfang bei Hipparch, die weitere Ausbildung durch die Geometrie bei Ptolemaeus. Aber auch hier ist Delambre's Urtheil über beide Männer dasselbe, in Beziehung auf Ptolemaeus, „avec le refrain ordinaire", nur das hier blos der Tadel der Nachlässigkeit, nicht der des Plagiats vorkommt.

Die Sonnenfinsternisse, wenn dieselben auch gleich seltener beobachtet werden konnten, mussten die Astronomen doch bald auf die Idee von Parallaxen führen, und wahrscheinlich wurde Hipparch auch durch dieselben auf seine weiteren Untersuchungen geleitet. Er schrieb eine ausführliche Abhandlung von der Grösse und Entfernung des Mondes und der Sonne, wozu Aristarch den Weg gezeigt hatte. Doch waren die Schwierigkeiten nicht gering, und da es Hipparch an einem directen Verfahren, die Parallaxen der beiden Weltkörper zu bestimmen, fehlte, so fing er mit einem Versuche an, aus der angenommenen möglichst kleinsten Sonnenparallaxe, die des Mondes zu suchen, um daraus die Entfernung herzuleiten. Diese legte er bei einer Sonnenfinsterniss zum Grunde, und darauf eine grössere. Durch diese Näherung fand er nun zwei verschiedene Werthe für die Entfernung des Mondes. Aber, setzt Ptolemäus hinzu, es sei schwer, zwischen diesen beiden Werthen zu wählen, weil man die wahre Sonnenparallaxe nicht kenne, und überhaupt nicht wisse, ob man der Sonne eine Parallaxe beilegen könne. Hipparch's Verfahren zeigt also blos eine empirische

Näherung. Aus diesen Versuchen fand er nun nach Theon (Delambre S. 580), den Halbmesser der Erde = 1 gesetzt, die kleinste Entfernung des Mondes = 71 Erdhalbmesser, die grösste = 83, das Mittel = 77. In seiner Schrift aber, über die Grösse und Entfernung u. s. w. nimmt er für die kleinste Entfernung — 62, für die grösste = 72, und für die mittlere = $67\frac{1}{3}$ Erdhalbmesser an. Aus jenen folgen nach Delambre die Parallaxen 48′, 25″; 41′, 25″ und 44′, 39″, und aus diesen 55′, 27″; 47′, 19″; 51′, 3″. Alle zu gering, setzt Del. hinzu, die Schlechteste aber doch weniger schlecht, als die Ptolemäische! Indessen doch nur durch Vermuthung und durch Zufall bei solchen empirischen Messungen. Diese Werthe geben nun nach Del. (T. II, 208) ungefähr eine mittlere Parallaxe von 57′, welche auch aus Aristarch's Resultaten gezogen werden könnte und führt auf den Gedanken, dass Hipparch auch mit diesem die Entfernung der Sonne 19mal grösser angenommen habe, als die des Mondes*). Dieses würde für die Sonnenparallaxe 5′ geben. Auch bei Ptolemaeus nimmt die Untersuchung wieder denselben Gang, wie bei Aristarch, nur mit einigen Veränderungen durch die Lagen von Sonne und Mond gegen den Erdschatten geführt. Wahrscheinlich gebraucht also auch Hipparch dieselbe Methode. Beide, Aristarch und Ptolemaeus, messen das Verhältniss des Erdschattens zum durchgehenden Mond. Bei Aristarch sind die beiden Körper in die einfache Lage gebracht, wie sie bei einer Mondfinsterniss erscheinen, und die Dreiecke vom Mittelpunkte der Erde aus sind Näherungswerthe in der Sprache der neueren Geometrie zwischen Sehnen und Tangenten. Bei Ptolemaeus hingegen sind die Dreiecke in gewöhnlicher Form aufgelöst, also durch seine trigonometrischen Lehrsätze zuerst. Ohne Zeichnung lässt sich aber das Verfahren nicht weiter deutlich machen.

Ueber Bestimmung der Längenparallaxe erwähnt Ptolemaeus (V, 19) noch eines Versuchs von Hipparch, dieselbe durch zwei Verticale der wahren vorher (also wahrscheinlich durch Construction auf seinem Planisphär) bestimmten, und der scheinbaren Länge, und den an dem ersten Vertical liegenden äusseren Winkel zu finden. Ptolemaeus bemerkt dabei, er habe den Winkel an dem beobachteten Vertical wählen müssen, das Verfahren sei aber nicht für die verschiedenen Quadranten anwendbar. Die Aufgabe möchte indessen auch noch für die Trigonometrie des Ptolemaeus Schwierigkeiten gehabt haben.

Ptolemaeus erklärt sich auch nicht weiter darüber, sondern setzt nur hinzu, Hipparch habe nur eine Distanz gemessen. Da aber selbst noch bei Ptolemaeus der Unterschied zwischen wahrer und mittlerer Zeit wenig beachtet wurde; so darf es nicht auffallen, wenn bei dem kleinen Dreiecke am Knoten der Mondsbahn die beiden Verticale für gleichgeltend von Hipparch genommen wurden.

*) Gesch. d. gr. Astr. S. 422.

Ebenso muss die Inconsequenz beurtheilt werden, welche Ptolemaeus an Hipparch tadelt, dass er im Voraus die Bogen und Winkel an der Ekliptik blos vorläufig empirisch bestimmt habe (*ἐτύγχανε προαποδεδειχώς*). Ueberall vermisst man bei seinen graphischen Operationen die Schärfe bei Auflösung der Aufgaben, und bemerkt seine Verlegenheit bei Behandlung der Winkel. Uebrigens enthält auch das fünfte Buch der Syntaxis Stellen, aus welchen sich mit Wahrscheinlichkeit folgern lässt, dass Hipparch's Verfahrungsart und Instrumente denen des Ptolemaeus zwar ähnlich, aber nicht ganz dieselben der Einrichtung nach gewesen sind. Von Hipparch sagt Ptolemaeus (C. 5) nur im Allgemeinen, Hipparch habe beobachtet *διὰ τῶν ὀργάνων*, von seinen eignen Beobachtungen aber (C. 3), *καθὼς καὶ ἐν τῷ ἀστρολάβῳ διωπτεύετο*. Ausserdem bemerkt er ebenfalls noch bei seinen eignen Bestimmungen der periodischen Bewegung des Mondes (C. 6) graphische Constructionen *διὰ τῶν γραμμῶν*.

Dass sich Hipparch mit den Finsternissen beschäftigt habe, lässt sich nach diesen Untersuchungen über die Parallaxen erwarten, aber nicht aus Mangel an Nachrichten weiter nachweisen, ausser durch eine Stelle des Achilles Tatius, welcher C. 19 eine Schrift Hipparch's von den Sonnenfinsternissen anführt, nach den sieben Klimaten, wahrscheinlich solche Tabellen, wie die Ptolemaeischen (Synt. lib. VI.), obgleich nicht mit der Ausführlichkeit und Genauigkeit, sondern mehr empirisch. Ptolemaeus findet ausdrücklich die Angaben der Breiten nicht genau genug, was mit Strabo's Urtheil übereinstimmt. Offenbar lag dabei ein Cyklus zum Grunde, aus den früher angegebenen Mondsperioden *).

Ptolemaeus machte nun ferner den Versuch, durch unmittelbare Messungen der Höhenparallaxe genauer zu verfahren. Die Armillen schienen ihm zu diesen Untersuchungen nicht zu genügen, und veranlassten dazu eine eigne Vorrichtung. Er wählte zu diesen Beobachtungen die Zeit, wo der Mond gegen einen der Wendekreise stand, dass der Breitenkreis beinahe mit dem Meridian zusammenfiel und die Höhenparallaxe der Breitenparallaxe gleich war. Seine Beobachtungen verglich er mit seinen Tafeln, und bestimmte durch die Differenz die Parallaxe zu 50″, woraus Del. die Horizontalparallaxe berechnete zu 22′, 28″ mit der Bemerkung, „es sei zu verwundern, dass dieselbe nicht negativ werde." Ptolemaeus wiederholte diese Beobachtung mehrmals, führt aber zum Belege seiner Rechnung nur eine einzige aus dem 20. Jahr Adrian's umständlich an. Er wollte also unbequemen Combinationen beim Beobachten und Rechnen ausweichen, weil es seiner Trigonometrie noch an genauer Ausbildung fehlte. Aber auch bei diesem einfachen Falle konnte er noch auf kein absolutes Resultat rechnen. Alle

*) Vergl. Arch. f. Phil. u. Paed. Bd. VI. Hft. 4. S. 558. über Epik. Begriffe.

Fehler dabei kommen von den unrichtigen Elementen her, von welchen Ptolemaeus ausgeht. Denn ausser dem wahrscheinlichen Fehler bei Erastosthenes Schiefe der Ekliptik von 23°, 51′, 20″ *), welche Ptolemaeus annimmt, ist die Polhöhe von Alexandrien um 15′ zu gross, und der Schwierigkeiten wegen sind die wahren Zenithdistanzen aus den Tafeln, nicht die scheinbaren aus den Beobachtungen genommen. Ausserdem tadelt Delambre, dass Ptolemaeus die Breite nicht durch Beobachtung der Circumpolar-Sterne verificirt, und wundert sich, dass er nicht mehr Beobachtung im Meridian gemacht habe, da ihm doch die Schwierigkeiten, die Ptolemaeus überall entgegen standen, und wodurch er grösstentheils an den Horizont gewiesen war, einleuchten mussten. Noch weniger konnte Ptolemaeus einfallen, die Fehler der Instrumente zu untersuchen, was Delambre ebenfalls verlangt. Die Parallaxen mussten also bei diesen fehlerhaften Voraussetzungen immer zu gross ausfallen, und Delambre folgert ganz richtig, dass nach diesem Verhältnisse die grösste Parallaxe um 1°, 40′, 38″ zu gross gewesen sei. Dies betrage aber mehr, als die Summe der beiden Halbmesser von Sonne und Mond, und erkläre, warum sich Ptolemaeus nicht getraut habe, eine Sonnenfinsterniss zu berechnen.

Ueber Ptolemaeus's Verfahren, die Höhenparallaxe durch die wahre Zenithdistanz zu finden, fügt Delambre eine einfache Formel hinzu und beschuldigt dabei, wie gewöhnlich, denselben der Nachlässigkeit (S. 212). Da aber in dem Beispiele Ptolemaeus nach dem Stande der damaligen Wissenschaft das schiefwinklige Dreieck in zwei rechtwinklige durch Fällung des Perpendikels hätte auflösen müssen, und die Bogen so klein waren, dass (wenn sie Ptolemaeus nach der jetzigen Methode wirklich hätte berechnen können) Tangenten und Sinus in den ersten vier Decimalstellen zusammengefallen wären, so scheint er die Schwierigkeit umgangen, und durch mechanische oder graphische Hülfsmittel unterstützt, den Bogen für die Tangente genommen zu haben. Die Formel gibt für die Zeit der Beobachtung die Entfernung des Mondes nach Ptolemaeus 39, 75, oder genauer 39, 8306 Halbmesser der Erde. Hierdurch findet nun Ptolemaeus die mittlere Entfernung in den Syzygien = 59, 0 Erdhalbmesser, nach Delambre ist dieselbe aus Ptolemaeus Angaben = 59, 033; die mittlere Entfernung in den Quadraturen nach Ptolemaeus = 38, 716, nach Delambre = 38, 75.

Um den Durchmesser der Sonne und des Mondes zu finden, verwirft Ptolemaeus mit Hipparch die Wasseruhren und findet sie nur anwendbar in dem Aequator (*κατὰ τὰς ἰσημερινὰς ἀνατολάς*), weil alsdann die Theile der Durchmesser der beiden Körper mit Theilen des Aequators verglichen werden könnten. Hier wundert sich Delambre ebenfalls, dass Ptolemaeus nicht vom Durchgang durch den Meridian spreche. Aber selbst am Tage, wo die Lage des

*) Gesch. d. gr. Astr. S. 391.

Meridians durch den Gnomon angegeben war, hätten sich bei der Unvollkommenheit der Wasseruhren bedeutende Unrichtigkeiten beim Durchgange der Gestirne durch denselben zeigen müssen. Am nächtlichen Himmel aber waren solche Beobachtungen ganz unmöglich. Ptolemaeus nimmt daher auch hier seine Zuflucht zu Hipparch's Dioptern. Er behauptet, dass er durch dieselben (*διὰ τοῦ τετραπήχους κανόνος διόπτρας*) den Sonnendiameter immer unter einerlei Winkel gefunden habe, ohne einen merklichen Unterschied in den verschiedenen Entfernungen (*μηδεμιᾶς ἀξιολόγου γενομένης διαφορᾶς ἐκ τῶν ἀποστημάτων αὐτοῦ* (Synt. V, 14), wozu die beschwerlichen Sonnenbeobachtungen Veranlassung geben mussten. Der Monddiameter aber erschiene ihm nur im Apogeum des Epicyklus im Vollmonde (also in der Erdferne) so gross, als der Diameter der Sonne, und nicht in der mittleren Entfernung, wie seine Vorgänger vorausgesetzt hätten. Er traute aber weder seiner Theorie, noch den Dioptern ganz. Offenbar konnte das Instrument, welches nur einzelne Minuten zeigte, keine Entscheidung geben, da die Variation vom Apogeum bis zum Perigeum nur 65″ (Delambre S. 214) beträgt, und weil seine Hypothese vom excentrischen Kreise und dem Epicyklus eine fast doppelte Variation angebe. Bei diesen Voraussetzungen würde es aber auch zu keinem Resultate geführt haben, wenn Ptolemaeus das Mittel aus seinen Bestimmungen genommen hätte, wie Delambre meint, und die Diameter hätte variiren lassen in ratione inversa der Entfernungen, um die Diameter in den verschiedenen Theilen der Bahn und die Parallaxen angeben zu könnnen.

Durch die Diopter fand er aber überhaupt nur die Gleichheit der zwei Durchmesser, nicht ihre absolute Grösse. Er nahm also wieder seine Zuflucht zu den Mondfinsternissen, da die Halbmesser des Schattens und des Mondes in einerlei Verhältniss bleiben mussten. Die Sonne durfte zwar nicht immer in einerlei Entfernung angenommen werden, man kann aber hier keine grosse Genauigkeit erwarten (die chaldäischen Beobachtungen sind ohnehin sehr ungewiss), über die Sonnenparallaxe aber noch weniger Bestimmtes. Auch hier geht Ptolemaeus von den Finsternissen aus. Die Breite des Erdschattens in den Mondfinsternissen nimmt er ungefähr $= 1^0$ oder $= 1, 6$ Sonnendurchmesser $= 31\frac{1}{3}$ Minuten, und diesen wieder gleich dem Durchmesser des Mondes im Apogeum, die Entfernung der Erde vom Monde $= 64\frac{1}{6}$ Erdhalbmesser. Durch Combinationen der gewöhnlichen Proportionsregeln bei ähnlichen Dreiecken findet er die Entfernungen der Mittelpunkte der Sonne und der Erde $= 1210$ Erdhalbmesser, und daraus die Sonnenparallaxe $= \frac{1}{1210} =$ Sin. von $2', 51''$, wie sie auch bis auf Tycho beibehalten worden ist.

Wenn nun auch nach Ptolemaeus Versicherung (Synt. V, 14) das Problem durch die Verhältnisse der Durchmesser im Schattenkegel der Finsternisse durch Hipparch zuerst aufgelöst worden ist, (der ebenfalls die Sonne 18mal weiter von der Erde setzt, als den

Mond), so scheinen doch die angegebenen Werthe, und die Resultate der Distanzen, Ptolemaeus selbst anzugehören. Hierbei liegt nämlich der Erdhalbmesser von 64,166, wie er denselben gefunden hat, und die Entfernung der Sonne von 1210 Theilen, als ein Product von 18, 826 und 64, 166 ... zum Grunde, woraus die Parallaxe folgt.

So geht also die ganze Theorie von den Parallaxen von der Idee Aristarch's und Hipparch's aus, die weitere mathematische Ausbildung aber gehört Ptolemaeus. Zur Erleichterung seiner Rechnung hat er Tafeln für die Parallaxen in den einzelnen Zeichen der Ekliptik für die verschiedenen Klimata beigefügt. Die Variationen der Sonnenentfernung, so wie die Mondesbreiten übersah er bei den Sonnenfinsternissen, weil sie ihm dabei zu unbedeutend schienen. Beim Monde hingegen fand er es nothwendig, auf die verschiedenen Lagen in der Bahn Rücksicht zu nehmen und bei verbesserter Anomalie durch Interpolation die verschiedenen Werthe für die Längen- und Breitenparallaxe zu suchen mit einem Fehler bis auf eine halbe Minute, sagt Delambre. Von einer Horizontalparallaxe kann übrigens nirgends die Rede sein.

Aus den bisherigen Notizen von Hipparch's und Ptolemaeus' Kenntnissen ist das Resultat von des letzteren Verfahren bei Berechnung von Finsternissen folgendes. Er berechnet aus seinen Tabellen die Entfernung des Mondes von der Sonne, als Epoche, und alsdann das Uebrige durch die Bewegung für Jahre und Tage. Aus den mittleren Syzygien sucht er die wahren für die Länge von Alexandrien, um von derselben die Längen anderer Orte herzuleiten. Unter diesen Syzygien müssen die ausgesucht werden, welche eine Finsterniss geben. Dabei ist der Halbmesser des Mondes im Apogeum 15′, 50″ angenommen, für die Sonnenfinsternisse im Perigeum der Halbmesser der Sonne zu 17′ 40 aus zwei Finsternissen, statt dass derselbe nach Ptolemaeus Theorie = 18′, 48″ sein sollte. Aus diesen beiden Halbmessern (17′, 40″ + 15′, 40″ = 33′, 20″) findet er den einfachen Contact. Darauf berechnet er für die Breite von Meroe und für die Mündung des Borysthenes, als die Grenzen der damals bekannten Länder, die Parallaxen der Höhe, Länge und Breite. Die Gleichungen der Sonne und des Mondes in den Syzygien veranlassen aber noch einen Zusatz, um zu finden, wie viel der wahre Ort der Parallaxen von dem scheinbaren verschieden sei. So fand er die Grenzen, an deren Bestimmung schon Hipparch gelegen war, und durch welche er die Möglichkeit einer Finsterniss darzuthun suchte.

Die Grösse der Finsterniss gibt Pt. in Theilen des Durchmessers an, nach Archimed's Verhältniss, und benutzt dabei noch die Auflösung eines rechtwinckligen Dreiecks, von dem die Seiten gegeben sind. Die Richtung des Schattens und der Punkt, wo der Mond in die Sonnenscheibe, oder bei Mondfinsternissen in den Erdschatten eintritt, wurde durch den Winkel dieser Richtung mit dem

Mittelpunkte der Sonne im Vertical bestimmt. Man zog nämlich einen grössten Kreis durch die Mittelpunkte der beiden Körper, bis zu dem Punkte, wo der Horizont, zu dem man auch hier seine Zuflucht nehmen musste, geschnitten wurde, und zwar für Anfang, Mittel und Ende besonders, weil sich der Winkel der Ekliptik am Horizont jeden Augenblick ändert. Der Punkt, wo der Horizont von diesem grössten Kreise geschnitten wird, wurde *πρόνευσις* genannt (Synt. VI, 7). Theon, der das Verfahren ebenfalls anführt, beruft sich dabei auf zwei Theoreme in Menelaus (100 J. n. Chr.) Sphaerica. Delambre findet aber Menelaus' Darstellung équivoque und die Demonstration indirect und weitschweifig. — So wenig ferner die Alten die Veränderung des Sonnendiameters vom Apogeum bis zum Perigeum bemerken konnten, wie ich angeführt habe, eben so wenig konnten sie die Vergrösserung des Monddurchmessers vom Horizonte aufwärts erkennen. Unter der Polhöhe von Alexandrien (31°, 11′) kam der Mond nördlich herauf bis auf 2° vom Zenith (Delambre S. 234), wo dieselbe 37″,2 betrug. Ausserdem hält Ptolemaeus den Unterschied der Mondeslänge in der Bahn und in der Ekliptik für unbedeutend*), und die mittlere Bewegung beider Gestirne, statt der relativen gegen einander für hinlänglich, um die Zeit des Eintritts einer Finsterniss zu berechnen.

Theon führt noch ein Beispiel von Berechnung einer Mondfinsterniss nach Ptolemaeus Vorschrift an, aus dem 81. Jahr der Diocletianischen Aere (oder dem 1112. Jahre Nabon.), wahrscheinlich von ihm selbst beobachtet, sagt Delambre. Beobachtung und Rechnung treffen auf die Minute zusammen. Diese Genauigkeit, setzt Delambre mit Recht hinzu, könnte heut zu Tage nur ein Zufall herbeiführen. Da man also hier bei Theon dasselbe Verfahren bemerkt, was Delambre so oft an Ptolemaeus tadelt, und für absichtliche Täuschung erklärt, Theon aber so unbefangen davon spricht, so musste er überzeugt sein, dass seine Zeitgenossen ihn richtig beurtheilen und in seiner Darstellung nichts, als eine Probe und ein Beispiel seines Verfahrens erkennen würden. Aus den Tafeln konnte man kaum eine Genauigkeit bis auf eine Viertelstunde erwarten. Jene Männer waren zufrieden, wenn sie durch ihre Rechnungen nur annähernde Resultate fanden, und es konnte ihnen nur selten einfallen, von der Genauigkeit ihrer Methoden zu sprechen, bei der grossen Unvollkommenheit ihrer Hülfsmittel. Ihr ganzes Verfahren bestand blos in einem vielfachen Probiren und Vergleichen ihrer Beobachtungen und Rechnungen, wobei sie nicht immer alle Umstände angeben konnten, welche das Zusammentreffen derselben herbeigeführt hatten. Delambre verlangt dagegen von Theon, wie von einem Astronomen der jetzigen Zeit, er hätte „die Beobachtungsmethode, das Verfahren, wie er die wahre Zeit, und die Zolle

---

*) Nach einer Bemerkung Delambre's gegen Bailly, welche die Entdeckung der Reduction auf die Ekliptik Ptolemaeus zuschreibt.

der Finsterniss gemessen oder geschätzt habe," angeben sollen. Aus allen diesen Schwierigkeiten ist auch der Mangel an Nachrichten zu erklären, wie Sonnenfinsternisse beobachtet wurden*). Ringförmige Finsternisse scheinen aber die Alten unter diesen Voraussetzungen gar nicht gekannt zu haben, und dieses sei um so sonderbarer, meint Delambre (S. 234), „wenn die Chaldäer ordentliche Register von 1903 Jahren wirklich gehabt hätten." Man kann hier noch hinzusetzen, dass Hipparch bei seinen Untersuchungen „der mit Fleiss beobachteten Oerter der Mondfinsternisse nur bis auf Timocharis zurückzugehen Veranlassung fand," und so lassen sich die unbestimmten Nachrichten von Vorausverkündigungen durch einen Cyklus erklären, die ich in der früheren Periode angegeben habe. Ueberall bemerkt man also auch hier die Unvollkommenheiten der sich bildenden Wissenschaft, aber keine Nachlässigkeit.

Am Schlusse dieser Untersuchung (S. 605) fügt Delambre die Bemerkung hinzu, „dass noch zu Theon's Zeit das Verfahren der Griechen beim Rechnen (la science de calcul) das Hipparchische gewesen sein müsse." Wenn diese Behauptung auch nicht buchstäblich genau zu nehmen ist, so wird dieselbe doch durch Theon's Zeugniss in der Einleitung zu Ptolemaeus Handtafeln bestätigt, „dass selbst noch zu seiner Zeit wenige mit den numerischen und graphischen Operationen hätten fertig werden können**)." Beide gestehen also die Unvollkommenheit der Arithmetik der früheren Zeit, das schwerfällige Verfahren beim Rechnen auf den Abacus und die allmäligen Fortschritte der sich bildenden Wissenschaft. Im Contraste damit steht daher folgende Aeusserung Mädler's in der deutschen Vierteljahrschrift 1842 (4. Hft. p. 311): „Ueber Gegenstände, welche nur auf dem Wege directer Forschung und Beobachtung entschieden werden könnten, habe eine zwar scharfsinnige, aber schlecht begründete Speculation das Endurtheil gesprochen. Der Kalkul sei fast, als nicht zur Anwendung auf naturwissenschaftliche Probleme gehörend, betrachtet. Wenigstens erblickte man nur allein in der geometrischen Construction die Sicherheit, welche heut zu Tage allen Theilen der reinen Mathematik zugeschrieben werde, man habe die schwierigste und verwickelteste Figur der einfachsten arithmetischen Operation vorgezogen, da man sich bei dem Resultat der letzteren allein nicht beruhigen zu können geglaubt habe. Dieser ausschliesslich synthetische Weg, den die Mathematik eingeschlagen habe, und auf welchem ein Euklides und Apollonius in der That Grosses geleistet hätten, wäre ein nicht geringes Hinderniss sowohl der eignen Fortbildung der Wissenschaft, als auch ihrer Anwendung

*) Archimed's Verfahren, den Diameter der Sonne zu beobachten, habe ich früher angegeben (Gesch. d. gr. Astr. S. 428.), und auf dieses mochten sich wohl alle Methoden beziehen, nur waren diese Beobachtungen mit vieler Beschwerde verknüpft.

**) Misc. II. Archiv. f. Phil. u. Pädag. Bd. VII. Hft. 1. p. 59.

auf andere Zweige menschlicher Erkenntniss gewesen." — Der Natur des menschlichen Geistes gemäss entwickelte sich aber die Wissenschaft zuerst in der Anschauung. Die Alten mussten in ihrer Analysis alle ihre Beweise aus Betrachtung der Figur herleiten. Alle ihre arithmetischen Verhältnisse wurden zunächst durch Linien dargestellt (vergl. Euklid's Elemente). Bei Ausziehung der Quadratwurzel bedient sich Ptolemaeus der Quadratfigur, wie Pestalozzi. Anfänger würden auch jetzt noch schwerlich einen deutlichen Begriff von den Eigenschaften der Kegelschnitte ohne Anschauung der Figur blos durch die obgleich einfachen Gleichungen und durch arithmetische Operationen erhalten. Hätten die Alten gleich anfänglich die Regeln der neueren Analysis und z. B. das Verfahren gekannt, eine kubische Gleichung aufzulösen, so würden sie bei der ihnen so wichtigen Aufgabe von Verdoppelung des Würfels nicht so viele Versuche empirisch und graphisch gemacht haben, dass Reimer eine besondere „*historia de duplicitate cubi*" darüber hätte schreiben können. Ueber Archimed's Beschäftigung habe ich mich schon erklärt*). Ausserdem konnte eine mathematische Behandlung naturwissenschaftlicher Probleme nicht eher stattfinden, als bis die Erfahrung allmälig hinlänglichen Stoff dazu geliefert hatte. In der ionischen Schule und bei den Pythagoreern konnten bei mangelhaften mathematischen Elementen und dürftiger Erfahrung keine andern Resultate erwartet werden, als welche aus der Speculation damals hervorgingen. Es bleibt eine petitio principii, wenn man von Anaxagoras genauen Beobachtungen der Nachtgleichen, oder von Anaximander's Landkarten liest, ohne dass Methoden und Hülfsmittel angegeben werden, wie man damals zu diesen Beobachtungen, ohne eine nur mittelmässige Zeit- oder Längen- und Breitenbestimmung hätte gelangen können.

In seiner Selenographie (Historische Uebersicht u. s. w. S. 169 f.) nennt Mädler ferner Hipparch den grossen Astronomen des klassischen Alterthums, nächst ihm Ptolemaeus. Hipparch's Talent, seiner Liebe zur Wissenschaft, seinem Streben nach Wahrheit und seinen Forschungen lässt Ptolemaeus volle Gerechtigkeit widerfahren**). Er hat allerdings das Verdienst, durch sein Streben für eine wissenschaftliche Astronomie in Griechenland die Bahn gebrochen zu haben, ohne Rücksicht auf das Zeitalter. In Griechenland und Rom waren Landwirthe, Geographen und Astrologen mit einer oberflächlichen Kenntniss ohne mathematische Schärfe stets zufrieden gestellt***). In seinen Leistungen aber konnte Hipparch

---

*) Misc. II. Arch. Bd. VII. Hft. I. p. 59. Im Uebrigen verweise ich auf Bossut's Geschichte der Mathematik, besonders auf die Zusätze von Reimer.

**) Misc. II. Arch. f. Phil. u. Paed. Bd. VII. Hft. 1. p. 59.

***) Sokrates praktische Ansicht von den Wissenschaften kennen wir aus Xenophon's Memorabilien, Plato stellt den *καθ' Ἡσίοδον ἀστρονομοῦντα*, Epin. p. 370. ed. Bekker, dem Philosophen entgegen (Geschichte

dem Zeitalter nicht voreilen. „Die Geometrie war noch in ihrer Kindheit,“ sagt Synesius*).

Mädler spricht zwar in der Stelle blos von Hipparch's Beschäftigung mit den Mondperioden, zunächst von dessen Knotenwanderung, welche Eudoxus schon beobachtet habe, und setzt hinzu: „Dieses Resultat war die Frucht einer unermesslichen Arbeit, und wohl das kostbarste Denkmal der alten Astronomie.“ Welche von den verlornen Schriften Hipparch's damit gemeint ist, lässt sich nicht errathen. Ich vermuthe daher eine Verwechselung mit der Entdeckung der Praecession, wobei zugleich die gewöhnliche Meinung auf's Neue geltend gemacht werden soll, nach welcher Ptolemaeus's Fixsternverzeichniss Hipparch zugeschrieben wird, ob ich gleich nicht einsehe, in welchem Zusammenhange dasselbe mit den Mondbeobachtungen steht. Ich finde mich also veranlasst, noch einmal auf dasselbe zurückzukommen**). Das Sternenverzeichniss Hipparch's in dessen Schrift „περὶ τῶν ἀπλανῶν ἀναγραφαὶ“ hat wahrscheinlich keine andre Gestalt gehabt, als das in seiner Kritik Arat's und Eudoxus in Petav. Uranol., nach den Stellen zu urtheilen, welche Ptolemaeus in den ersten Capiteln der Syntaxis (lib. VII.) aus jenen anführt. Es sind blosse Alignemens, die Lagen der Sterne gegen einander zu bestimmen. Pet. Victorius in seiner Ausgabe von Hipparch's Schrift „ad Arati et Eudoxi phaenom. Flor. 1567“ hat zwar noch einige andre Asterismi unter Hipparch's Namen beigefügt, welche aber Petavius in seiner Ausgabe weggelassen hat, mit dem Zusatze: *Asterismi, non Hipparchi sunt, sed Ptolemaei.* Man darf auch nur die ersten Capitel von lib. VII. der Syntaxis mit einander vergleichen, um sich zu überzeugen von Ptolemaeus Streben, sich durch sein Astrolabium directe Bestimmung von Länge und Breite der Sterne zu verschaffen, welche er nicht vorfand. Timocharis und Hipparch hielten sich, wie ich schon bemerkt habe, bei ihren Messungen nur an den Aequator und die Parallelen. Beispiele von Declinationen von beiden Männern finden sich im siebenten Buche der Syntaxis. Die Beobachtungen von Timocharis werden aber von Hipparch und Ptolemaeus noch für sehr unvollkommen erklärt. Um Hipparch's Verfahren, welchem das von Timocharis ähnlich gewesen sein mag, deutlicher zu machen, füge ich dasselbe in dem Beispiele vollständig hinzu aus Petav. Uranolog. ed. Antu. p. 140, auf welches ich mich bereits (Archiv. VII. Hft. 1. p. 61. und VIII. Hft. 1. p. 77.) bezogen habe. Bei den Rectascensionen und Tagebogen zieht Hipparch durch jedes Bild des Thierkreises einen Parallel und theilt auf demselben in der Mitte des Himmels jedes Bild

d. gr. Astron. S. 214.). Ueber Columella's Geringschätzung der subtilitas Hipparchi, u. Sosigenes bei Caesar's Kalenderverbesserung Vgl. Misc. II. Arch. a. a. O. Strabo und Ptolemaeus erklären eine genaue Astronomie in der Geographie und Astrologie für überflüssig.

*) Arch. VII, 1. a. a. O.

**) Arch. VII, 1. p. 59 f.

in 30 Theile. Dadurch findet er nicht blos die Rectascensionen einzelner Sterne in und ausser dem Bilde, sondern auch die Theile der Ekliptik selbst, indem er den gemessenen Theil eines Parallels mit dem ähnlichen Theile des Declinationskreises vom Mittelpunkte der Kugel aus, nicht mit Theilen des Aequators vergleicht, wahrscheinlich durch die Diopter an der Armille (ad phaen. I, 10. II, 7), aber zu genauerer Bestimmung gebrauchte er dabei seine Sehnentafel, welche Theon, und sein Planisphär (σφαιρικῆς ἐπιφανείας ἐξάπλωσιν), welches Synesius (de dono astrol. p. 310) von ihm anführt. Seine Messungen gehen, wie überall, vom Krebse, nicht vom Widderpunkte aus. Hätte Ptolemaeus Angaben von Längen und Breiten der Sterne gefunden, so würde er dieselben unfehlbar angegeben haben. Diese finden sich aber nicht. Synesius (a. 410 n. Chr.), auf den ich noch einmal*) verweise, sagt dagegen: „es sei unmöglich gewesen, die Sterne auf die Ekliptik zu tragen. Hipparch habe nur 16 Sterne auftragen können, und spreche nur dunkel von seinem Versuche.“ Theorie und Regeln der Prolection fehlten. Da nun Ptolemaeus' Trigonometrie ebenfalls noch nicht ausreichte, indem er sich blos noch auf die einfachsten Aufgaben beschränken musste, so hielt er directe Beobachtungen von Länge und Breite für den sichersten Weg, und richtete dazu sein Astrolabium mit beweglichen Breitenkreisen ein, welches er im 7. Buche umständlich beschreibt, wo er Beispiele von seinen Beobachtungen und seiner Methode anführt. Durch diese Arbeit entstand sein Fixsternverzeichniss.

Dass alle diese Bestimmungen nur Approximationen (ὡς ἔγγιστα) sind, erklären beide Männer wiederholt. Gewöhnlich ist daraus das Mittel genommen. Dies gibt auch Delambre zu. „On voit,“ sagt er, „que toutes ces distances étaient simplement estimées; c'est toujours la même methode d' observation, qui preuve la privation d' instrumens propres à la circomstance,“ und setzt doch bald nachher (p. 260) hinzu: „on voit que Ptol. arrive toujours au même résultat avec une exactitude, qui suffirait pour le rendre suspect; on ne trouverait certainement pas le même accord, si l'on soumetait ces observations à des calculs plus rigoureux.“

Noch füge ich zur Bestätigung von Delambre's schwankendem Urtheile zwei der ältesten Beobachtungen, nämlich zwei Bedeckungen der Spica von Timocharis bei, die erste aus dem Jahre 294, und die andere aus dem Jahre 283 v. Chr. Die Länge des Sternes, sagt Ptolemaeus, habe bis auf seine Zeit (135 n. Chr.) von der ersten Beobachtung an oder in 391 Jahren $3\frac{1}{12}{}^{0} = 3^{0}, 35'$, seit der zweiten aber (12 Jahre später), oder in 375 Jahren $3\frac{9}{12}{}^{0} = 3^{0}, 45'$ zugenommen. Hieraus folgert er nun in Uebereinstimmung mit seinen übrigen Beobachtungen einen Grad Praecession in 100

*) Archiv. VII, 1, p. 61.

Jahren. Hier macht Delambre die Anmerkung: „On ne voit pas, comment 391—12 font 375. Mais peu importe Ptolemée est décidé à trouver partout, 1° en 100 ans. Cette conclusion erronée prouverait seule l'inexactitude de ces calculs. Dieses ist richtig. Es beweist aber auch, dass Ptolemaeus kein vollständiges Verzeichniss der Sterne nach Länge und Breite vor sich gehabt hat, welches er blos durch eine einfache Addition mit 2°, 40′ sich zugeeignet hätte*).

Zu bedauern ist es, dass der Vorwurf eines Plagiums, der durch Lalande's und Delambre's rasches Urtheil über Ptolemaeus Arbeit ausgesprochen ist, so vielen Beifall in Deutschland gefunden hat, und in fast alle astronomische Lehrbücher übergegangen ist. Ja in der neuesten Zeit wird fast überall, wie von einer erwiesenen neuen Entdeckung von einem „Hipparchischen Sternenverzeichnisse“ gesprochen, ohne dass man sich Mühe zu geben scheint, das siebente Buch von Ptolemaeus Syntaxis, welches durch die Bodische Uebersetzung (Berlin 1795) und durch die neueste Pariser Ausgabe von Halma, den Lesern zugänglicher geworden ist, einzusehen, und auf die Urtheile von Synesius und Halma zu achten, welche letztere ich ebenfalls hier noch einmal zu wiederholen mich genöthigt sehe. Il faut n'avoir pas lu l'ouvrage de Ptolemée, sagt Halma, pour soutenir une pareille assertion. Car Pt. a soin de distinguer les observations, qui sont de lui d'avec celles qu'il tient des autres astronomes**). Ebenso sagt La Place (Darstell. d. Weltsystems. Zweiter Th. S. 255): Es scheint der Gerechtigkeit gemäss, ihm zu glauben, wenn er bestimmt sagt, dass er die Sterne seines Verzeichnisses, selbst die von der sechsten Grösse, beobachtet habe.

Mädler behauptet ferner (Selenogr. S. 137): „durch Hipparch's Arbeiten sei die zunehmende Geschwindigkeit des Mondlaufs entdeckt worden.“ Sollte sich diese Aeusserung vielleicht auf Arago's Schrift: Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde***), beziehen, so beruht dieselbe auf einem Missverständnisse. Bekanntlich hatte Halley im Amfange des 18. Jahrhunderts die zunehmende Geschwindigkeit des Mondes entdeckt. Dunthorn und Tob. Mayer†), so wie später Lalande und Delambre verglichen die Chaldäischen Beobachtungen mit denen von Ibn Iunis im 10. Jahrhunderte und den neueren, und fanden als Resultat, dass seit Hipparch's Zeit der Sterntag nicht einmal um den hundertsten Theil einer Secunde abgenommen habe††). Beobachtungen darüber hat aber Hipparch nicht gemacht.

---

*) Vergl. Arch. Bd. VII. Hft. 1. S. 65.

**) Vergl. Arch. VII, 1. S. 67.

***) Vergl. Arch. VIII, 1. S. 76.

†) Nicht Meyer, wie in meiner Abhandlung, siehe Arch. VIII, 1. p. 79 und 81, in den Noten aus Versehen steht.

††) Vergl. Lalande Astron. T. II. §. 1484.

Mädler findet ausserdem (Selenogr. S. 124) in der bekannten grosssprecherischen mystischen Aeusserung der ägyptischen Priester bei Herodot (II, 142), „dass ihr Reich 11340 Jahre bestehe, in welchem Zeitraume die Sonne zweimal dort aufgegangen sei, wo sie jetzt untergehe, und zweimal untergegangen, wo sie jetzt aufgehe," dass die Priester schon die Verschiebung der Knotenpunkte des Aequators mit der Ekliptik (die Praecession) längst erkannt hätten! ohne dass, wie bei allen Hypothesen, welche die astronomische Weisheit der Vorwelt beurkunden sollen, eine Beobachtung nachgewiesen wird. Die Alterthumskundigen haben sich vergebens bisher abgemüht, zu diesen Prahlereien eine passende Erklärung zu finden. Die wahrscheinlichste scheint mir die von Ideler, ob er sie gleich selbst nicht für ganz genügend hält*), noch eine astronomische Wahrheit darin sucht. Ich würde sie auf die allgemeine Angabe Herodot's nach Menschenalter beziehen, welche dem patriarchalischen, mythischen Zeitalter angemessen ist, und wobei auf den Aufgang des Sirius hingewiesen worden wäre, wenn man will (Herodot nennt den Stern aber nicht), wo man aber keine schärfere astronomische Bestimmung darin suchen darf, als bei Hesiod's Aufgang der Pleiaden**). Ideler glaubt indessen mit Freret und Bailly (S. 131), dass nach dem Stande der früheren Kultur in Aegypten um das das Jahr 1322 v. Chr. die Nation eine geordnete Zeitrechnung gehabt haben könnte, wobei der Anfang des Sonnenjahres, der erste Thoth mit dem Solstitium und dem irrig als festangenommenen Frühaufgang des Sirius in Verbindung gebracht worden wäre. Doch meint er, dass sie den Irrthum bald entdeckt haben würden. Ich zweifle aber, ob es selbst einem gebildeten Astronomen in der damaligen Zeit möglich gewesen wäre, mit blossen Augen, ohne alle Hülfsmittel, besonders beim Mangel einer nur erträglichen Zeitbestimmung an dem täuschenden Horizonte, in hundert Jahren eine Veränderung der Morgenweite und der Zeit des Aufgangs des Sternes zu entdecken, noch viel weniger in vier oder einem Jahre. Ideler nennt indessen späterhin (S. 190) selbst „die Urgeschichte Aegyptens ein Labyrinth, zu welchem die Chronologie den Faden verloren habe." — Bei dem gänzlichen Mangel an Urkunden erklärt Scaliger mit Recht diese Aussagen der Priester für mendacia et somnia Aegyptiorum, Wesseling für nugas et fabellas, Biot nennt dieselbe une de ces forfanteries dont les mêmes prêtres se montraient si prodigues envers lui (Herodot) et les autres voyageurs, Halma ein Räthsel, und ihre Zeitrechnung mensonge. Als Gegensatz von dieser Erzählung Herodot's füge ich folgende Nachricht aus Strabo bei. Derselbe erzählt nämlich***), dass zu seiner Zeit keine Spur von astronomischen Kenntnissen unter den Priestern zu

*) Technische Chronolog. Bd. I. S. 138.
**) Gesch. d. gr. Astr. S. 36.
***) Lib. XVII. p. 554.

Heliopolis mehr vorhanden gewesen sei. Nur die Wohnungen von Plato und Eudoxus wurden ihm gezeigt. Dagegen führt er einen gewissen Chäremon an, einen Begleiter des Aelius Gallus in die südlichen Gegenden Aegyptens, welcher sich für einen Astronomen ausgegeben, aber durch seine Unwissenheit lächerlich gemacht habe.

Ueber die Astrologie.

Fries*) Behauptung, „dass man in der Geschichte der Philosophie dem Begriffe nach dieselbe sich ganz aus sich selbst entwickeln sehe im Hervortreten der ionischen Lehren aus der kosmophysischen Mythologie und der Fortbildung zu Anaxagoras und Plato" — bestätigt die Geschichte; weniger aber den folgenden Zusatz, „der Weltanschauung nach stehe daneben die Weltkugel, als das Haus der Götter. Oben der Himmel der Fixsterne, darunter die 7 Sphären der Planeten, unten in der Mitte der Kugel die Erde. Von oben herab herrsche das Göttliche, jeder Stern habe einen Gott zur Seele, und die höheren herrschen über die niederen. Die Umlaufszeiten der Planeten," fährt er fort, „müssten denen doch ungefähr bekannt gewesen sein, welche die Ordnung ihrer Entfernung richtig ermessen hätten, und diess werde doch schon bei der Sphärenharmonie des Pythagoras vorausgesetzt. Auch gehöre eine wissenschaftliche Vererbung der Beobachtungen durch lange Zeit dazu, um dieses durch Beobachtung ohne Messinstrumente zu bestimmen, und davon müsste doch wohl etwas in der Geschichte der Philosophie zu bemerken sein." Er fragt: Woher dieses Weltgemälde?

Die allgemeine Vorstellung der Völker von der Welt ist das Himmelsgewölbe, nicht sogleich die Himmelskugel über der Erdfläche mit dem zahllosen Sternenheer, und zwischen diesen die wandelnden Planeten und Kometen, ohne weitere Bestimmung ihrer Ordnung und gegenseitigen Entfernung. Dieses genügte den Astrologen vor der griechischen Zeit. Alles Uebrige ist nach und nach durch Wahrnehmung und Reflexion hervorgegangen und durch die Phantasie bei den verschiedenen Nationen auch verschieden ausgebildet worden. Der orientalische Sternendienst bedurfte zunächst keiner weiteren mathematischen Ausbildung, so lange die Gestirne, als göttliche freihandelnde Wesen erschienen, welche an keine mechanische Naturgesetze gebunden waren. So konnten Bedeckungen derselben und Conjunctionen von Sonne, Mond und den Planeten als wunderbare Ereignisse erscheinen, welche die Chaldäer in ihren Tempelarchiven aufzubewahren für bedeutend hielten, von welchen später die Griechen Gebrauch machten, weil dieselben an die nabonassarsche Aera geknüpft waren; so konnten auch die Aegypter (nach Herodot II, 4) die Planeten für die grossen Götter und die Vorsteher der Tage erklären, ohne weitere astro-

*) Geschichte der Philosophie. Zweiter Band. S. 13.

nomische Begriffe. Ob aber die Sternbilder des Thierkreises unter den Vorstehern der Monate zu verstehen sind, bleibt zweifelhaft, da diese von dem griechischen Thierkreise abhängen. Das Weltgemälde aber, wie es Fries darstellt, scheint blos aus späteren, kabbalistischen oder arabischen Vorstellungen hervorgegangen zu sein. Indessen ist es gleichgültig, welchem der Orientalen dasselbe angehöre. Griechisch ist es nicht. Wenn die noch vorhandenen Nachrichten der Griechen und Römer Rücksicht verdienen, so sind die astronomischen Lehren, wie die übrigen Philosopheme durch eigne Wahrnehmung entstanden, ohne weitere Belehrung von Aussen. Alle früheren Beobachtungen „ohne Messinstrumente," nach dem Augenmaasse hätten immer durch blosse Speculation auf Resultate führen müssen, wie wir sie in den Philosophemen der ersten griechischen Schulen bemerken. Sokrates nannte dieselben (bei Xenophon, Mem. IV, 7, 4*) ausschweifende Grillen; Kästner, Märchen der Philosophen, aber wenigstens durch ihr Alterthum ehrwürdiger, als Bailly's Mährchen von den Atlantiden, Delambre, Träume, und Anaxagoras einen dissertateur qui passait son tems à raisonner sur ce qu'il ne se donnait la peine de soumettre à l'expérience du quel on rapporte quelques opinions ridicules et pas une seule observation, — ohne zu bedenken, ob ihm Beobachtungen möglich gewesen wären! Andre Resultate hätten wir „aus einer wissenschaftlichen Vererbung der Beobachtungen durch lange Zeit" auch nicht erhalten können, wenn man nicht unmittelbare Offenbarungen dabei annehmen will, wie die Brahminen. Die Zeichen des indischen Thierkreises und ihre 27 Mondstationen (Nacshatra) sind nicht nach Punkten der Ekliptik angegeben, sondern nur durch die zunächst stehenden Sterne in den Bildern, und zwar ebenfalls unbestimmt durch versus memoriales ausgedrückt. Iones nennt daher (As. Res. Vol. 2) diese ganze Erklärung ungereimt und oberflächlich (a very superficial knowledge, a wild notion). Alle wissenschaftliche Ausbildung der Astronomie darf daher nur bei den Griechen gesucht werden. Doch zeigen meine früheren Bemerkungen, dass selbst Griechen und Römer im praktischen Leben eben so wenig von der strengen Wissenschaft erwarteten, als die Astrologen. Am wenigsten aber die Römer. Die *ἐπιστήμη τῶν οὐρανίων* können ebensowohl Astrologie als Astronomie bezeichnen. Dieses bezeugen Strabo und Ptolemaeus, und die vorhandenen Nachrichten bestätigen es.

Einen gleichen Ursprung in der Vorstellung, wie die Astrologie der Orientalen, hatten daher die *Διοσημεῖα* (Vorzeichen von Zeus — Voss) der griechischen Mythenzeit. Diese zeigten ebenso nicht nur den Wechsel der Zeit und der Witterung, sondern auch schon bei Homer bevorstehende Schicksale an. Bei Euripides wird die Erfindung, aus Sternaufgängen zu weissagen, Chiron's Tochter Hippo

*) Vergl. Gesch. d. gr. Astron. S. 211 f.

zugeschrieben (Voss ad Arat. v. 731), den Wechsel des Jahreszeiten lehrte Prometheus die Menschen nach Aeschylus v. 455*). In den ersten Philosophenschulen der Griechen gingen dieselben in ἐπισημεῖα über. Hierbei war es gleichgültig, ob nach der verschiedenen Ansicht der Schulen dieser Einfluss auf Sonne, Mond und Sterne, und auf die Organisation von Menschen und Thieren von einer Weltseele, vom Aether, oder von sonst einer allgemein wirkenden Naturkraft entstehe. Die Kreise der Sphäre konnten zugleich mit in Verbindung gebracht werden.

Die Kenntniss der Planeten aber, als Körper, die sich nach Naturgesetzen in ihren verschiedenen Bahnen bewegten, bildete sich erst nach und nach. Bei Homer und Hesiod werden Morgen- und Abendstern noch als zwei verschiedene Körper betrachtet, Thales lehrte (600 Jahre v. Chr.) nach Plut. de ph.**) drei übereinander stehende Sphären. In der obersten die Sonne, alsdann den Mond, und in der untersten Fixsterne und Planeten. Funfzig Jahre später entdeckte Pythagoras die Identität von Phosphorus und Hesperus***). Anaxagoras (450 v. Chr.) hielt Planeten und Kometen für einerlei, und vermuthete zu Erklärung der Finsternisse noch mehr sublunarische Körper †). Demokrit ††) (460 v. Chr.) setzte nach Stobaeus erst die Fixsterne, dann die Planeten, nach Plutarch dagegen übereinstimmender mit Pythagoras Entdeckung gehörten nur nach ihm Sonne, Mond und Venus dazu. Als locus classicus aber über die ganze Lehre muss Seneca's richtiges Urtheil (Quaest. nat. lib. VII, 3) angesehen werden: Democritus, subtilissimus antiquorum omnium, suspicari ait se, *plures stellas esse, quae currant, sed nec numerum earum posuit nec nomina, nondum comprehensis quinque siderum cursibus.*

Um die Zeit von Plato und Eudoxus aber waren endlich die Planeten erkannt als Himmelskörper, welche auf göttliche Anordnung in Kreisen feststehend sich um das Weltcentrum bewegten. Ihre verschiedenen Umlaufszeiten zu beobachten, bedurfte es aber keiner so langen Zeit, als Fries glaubt. Die meisten Schwierigkeiten machten nur Merkur und Venus wegen der Sonnennähe. Nicht so leicht waren die verschiedenen Entfernungen zu bestimmen, weil die Kenntniss der Parallaxen fehlte. In der Ueberzeugung also, dass alle Verhältnisse der göttlichen Weltordnung durch Speculation in der Idee dargestellt werden könnten und in Verbindung mit der einfachen Entdeckung der harmonischen Verhältnisse glaubten die

---

*) Die Namen der Uebrigen, welche Ansprüche auf die Erfindung der Sternkunde machen, finden sich, wie in mehreren literärischen Werken, in Fabricii bibliotheca graeca.

**) Gesch. d. gr. Astr. S. 161.

***) Gesch. d. gr. Astr. S. 180.

†) Gesch. d. gr. Astr. S. 178.

††) Gesch. d. gr. Astr. S. 173.

Pythagoreer, und mit ihnen Plato, dass sich die verschiedenen Entfernungen der Planeten vom Centrum der Welt verhalten müssten, wie die Längen der Saiten in den verschiedenen Intervallen. So entstand die Hypothese von der Sphärenharmonie*). Ein artiger Einfall, sagt Aristoteles, aber der Erfahrung nicht gemäss. Archimed (v. Chr. 212)**) verwarf diese Analogie zwischen den Saitenlängen und Planetendistanzen nach Macrobius (S. Sc. II, 3), der es aber unterlässt, Archimed's Gründe anzugeben. Wahrscheinlich lagen dieselben in dessen neuentdecktem Verhältnisse der Peripherie zum Diameter eines Kreises.

Bei diesen Fortschritten schliesst Arat***) (278 v. Chr.) doch noch die Planeten von seinen Vorschriften aus, weil dieselben nicht, wie die Fixsterne, sich nach einer bestimmten Ordnung bewegten, wo sie also nicht mit andern (den Fixsternen) verglichen werden könnten, um daraus gewisse Regeln für die Beobachtung abzuleiten.

Zur Zeit der ionischen Schule verbreiteten sich aber nach Letronne†) auch die astrologischen Ideen der Orientalen schon in Griechenland. Archelaus, später Panätius und andre Philosophen schrieben dagegen. Ebenso sprach Eudoxus ihnen alle Zuverlässigkeit ab. „Plato," sagt Letronne, „der viele Träume der Metaphysik, viele Traditionen und Fabeln aus Aegypten mitgebracht habe, spreche nirgends von der Astrologie, ob er gleich oft Veranlassung in seinen Schriften gehabt habe, Aristoteles nur vom Einflusse des Mondes auf die Atmosphäre. Ebenso Theophrast. Vitruv setze die Lehren der Griechen von Thales bis auf Arat u. s. w. den Chaldäern entgegen, und führe in der Geschichte der Astrologie keinen griechischen Astronomen, namentlich Hipparch nicht, an. Derselbe mache, so wie Posidonius, Aristoteles und Theophrast, nach den Fragmenten bei Geminus zu urtheilen, nur bei Veränderungen des Wetters in Beziehung auf den Ackerbau Gebrauch von den Vorhersagungen, und wenn Scaliger bei Manilius Hipparch anführe, wo vom Einflusse der Gestirne auf die verschiedenen Länder die Rede ist, könne er sich nur auf einen Auszug aus astrologischen Schriften in der Leidner Bibliothek berufen, wo Hipparch genannt sei, wie in anderen untergeschobenen Schriften. So wie die Römer aber mit den Orientalen in Verbindung gekommen wären, habe sich die Astrologie schnell verbreitet. Cicero, der Peripatetiker, nenne dieselbe blos monstra Chaldaeorum, Seneca, der Stoiker schätze sie, Nigidius

---

*) Gesch. d. gr. Astr. S. 410.

**) Gesch. d. gr. Astr. 425.

***) Ph. 455 sqq.:

Οὐκ ἂν ἔτ' εἰς ἄλλους ὁρόων ἐπιτεκμήραιο
Κείνων, ἧχι κέονται· ἐπεὶ πάντες μετανάσται.

†) Letronne, Observations critiques et archéologiques sur l'objet des représentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité etc. Paris 1824. Vgl. Götting. gel. Anz. 1825. St. 80, 81. S. 796.

Figulus beschäftige sich mit Wahrsagungen, aber nur aus Meteoren und aus den Eingeweiden der Opferthiere, Tarutius, der andre Freund Cicero's, eben so, und Varro habe sogar das Signum genethliacum von Rom von ihm verlangt."

Es fehlt nun zwar ein Zusammenhang in den Nachrichten, wann die Chaldäer von ihrem blossen Tempeldienst von Verehrung persönlicher Gottheiten, wie ihn die Propheten des A. T. bezeichnen, zum allgemeinen Naturdienste, wo die Planeten in ihren verschiedenen Häusern im Thierkreise in mannigfachen Combinationen ihre Wirksamkeit äussern, übergegangen. Dies scheint aber nur in der Zeit ihrer Bekanntschaft mit den Griechen geschehen zu sein. Die ältesten Beobachtungen, welche Ptolemaeus von ihnen anführt, sind blos einige Mondfinsternisse. Ueber die Sonnenfinsternisse waren, noch nach Diodor, ihre Meinungen getheilt. Sie wagten es nicht, die Ursachen davon anzugeben, oder dieselben vorherzusagen. Von einem besonderen chaldäischen Thierkreise findet sich keine Spur. Die ältesten Planetenbeobachtungen von ihnen bei Ptolemaeus gehen nicht über das dritte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinaus. Die 54jährige Mondperiode, welche durch Multiplication aus der 18jährigen entstand, legt ihnen Geminus (elem. astr. c. 15), der Zeitgenosse Cicero's, bei. Delambre setzt aber hinzu: Quoique rien ne nous l'atteste. Wenn man aber zugibt, dass nicht alle Nachrichten von den Chaldäern in die ältesten Zeiten gehören, so lässt sich Geminus' Bemerkung nicht geradezu abweisen. Die 18jährige Periode eignet Ptolemaeus unbestimmt den älteren Mathematikern, im Gegensatze von Hipparch, zu. Um Alexander vom Einzuge in Babylon abzuhalten, bezeugt Letronne, hätten sie blos das Orakel von Belus sprechen lassen. Erst Seleucus Nikator habe sich bei der Gründung seines Reichs durch dieselben Tag und Stunde bestimmen lassen.

Im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung finden sich nun auch dieselben astrologischen Ideen von Aegypten aus unter den Griechen verbreitet, wie von den Chaldäern. Von welchem Werthe zeigt Manetho's Gedicht apotelesmatica unter Ptolemaeus Philadelphi. In demselben kommen die Häuser der Planeten und die Bestimmung der Geburtsstunde vor. Dasselbe gründet sich aber, so wie das spätere von Manilius, das ich zur Vergleichung zugleich beifüge, auf die Sphäre Arat's. Die geographische Breite ist bei Manetho so unbestimmt, dass Delambre urtheilt, man könne eher den Horizont von Griechenland, als den von Aegypten darunter verstehen. Bei Manilius ist, wie fast überall bei den Schriftstellern jener Zeit, der Horizont von Rhodus = 36° angenommen. Die Parallelen sind bei beiden ohne mathematische Genauigkeit. Die Koluren fehlen bei Manetho. Manilius setzt sie mit Eudoxus in den 8° der Zeichen *). Manetho nennt ausserdem Petosiris seinen Freund.

*) Delambre zweifelt, ob der Priester und Geschichtschreiber Manetho

Dieser und Necepsos werden zwar von Griechen und Römern als Astronomen genannt, aber nirgends wird ihr Zeitalter bestimmt nachgewiesen. Nach Ausonius (bei Marsham. Chron. p. 475) lebte Necepsos zur Zeit des Sesostris. Auch Jul. Firmicus (Mathes. VIII, 5.) scheint auf einen König hinzuweisen. Die noch vorhandenen Fragmente geben über ihre Kenntnisse folgende Auskunft. Nach Firmicus (Mathes. VIII, 1) scheint Petosiris noch keine Kenntniss vom Nonagesimus gehabt zu haben*). Firmicus glaubt indessen nur, er habe sie verheimlicht. Den Astronomen war derselbe zu Ptolemaeus' Zeit bekannt, wie die Syntaxis bezeugt. Die Planetenbahnen haben Beide so bestimmt nach Plinius (II, 23), dass die Mondbahn ungefähr 33, die des Saturns 66, und die der Sonne als das Mittel daraus $= (33 + 66) = 49\frac{1}{2}$ Stadien enthalten. Die Entfernungen daraus von dem Mittelpunkte der Erde hat Plinius, der die Angaben lächerlich findet, nicht beigefügt, Weidler (p. 57) sich aber die Mühe gegeben, die Resultate hinzuzusetzen. Delambre macht aber über Beide die Bemerkung, dass, wenn ihre Verdienste sich nur auf das beschränkten, was Manetho und Plinius von ihnen anführten, es für die Ehre der Priester besser gewesen wäre, zu schweigen, und bei den eben angeführten Versuchen, die Planetenbahnen zu bestimmen, setzt er hinzu: „man könne aus dieser Probe sehen (par cet échantillon), was von der ägyptischen Weisheit zu halten sei**)." Die ganze Erklärung dieser Planetentheorie scheint eine unrichtige und verstümmelte Vorstellung von der pythagoreischen Sphärenharmonie zu sein.

Bei der weitern Ausbildung der Geometrie vermehrten sich auch die Beobachtungen, wodurch eine Scheidung der Erfahrungskenntnisse von den Wissenschaften a priori hervorging, ohne dass dadurch Philosophie und Mathematik ganz getrennt werden sollten. „Doch würden die Philosophen," meint Ptolemaeus, „in ihren Grundsätzen nie ganz einig werden." So wurde die Astronomie auch eine rein geometrische Wissenschaft. Die Hypothese von den soliden Sphären, in welchen die Planeten fest stehen sollten, ist bei Ptolemaeus nirgends mehr zu finden, sondern der Grundsatz, welchen

---

der Verfasser des Gedichts sei? Dieses sei mehr als mittelmässig. Die Regeln der Prosodie wären häufig vernachlässigt. Es wäre dem Könige Ptolemaeus dedicirt, aber ohne Zusatz, welchem? und enthalte nichts, als quelques notions pitoyables de l'astrologie iudiciaire entre mêlées de notions fort communes d'astronomie, dass es das Ansehen habe, als ob vielleicht ein Grieche Verfasser sei. Hier ist indessen der Umstand von keiner Bedeutung, weil es nur auf die Zeit ankommt, in welcher das Gedicht geschrieben ist.

*) Quae res et a plurimis incognita, et a paucis leviter videtur esse tractata; nam et istum tractatum Petosiris (ut mihi videtur) invido voluit livore celare. Manetho gibt übrigens die Adspecten im Allgemeinen an, Manilius bemerkt zugleich den aufgehenden Punkt der Ekliptik, aber ohne noch dabei auf den Aequator Rücksicht zu nehmen.

**) Vergl. Götting. gel. Anz. 1835. St. 16.

selbst Simplicius, der synkretistische Peripatetiker (de caelo 11, comm. 33) wiederholt: „dass die himmlischen Körper in gleichen Zeiten gleiche Räume beschreiben, auch wenn diese Bewegung nicht immer um das Centrum des Universums gehe.“ Die scheinbare Unordnung, welche durch die recht- und rückläufige Bewegung in jeder Periode der Planeten bemerkt wurde, war den Philosophen ein unauflösliches Räthsel (dies bezeugt selbst Cicero noch), und Plato setzte einen besondern Werth darein, ohne Rücksicht auf Beobachtung zu untersuchen, „wie diese sehr regellos scheinende Bewegung der Planeten mit der Vollkommenheit der Welt und des Himmels zu vereinigen sei*).“ Dagegen machte nun Apollonius von Perga (210 v. Chr.) den Versuch, ohne Rücksicht auf die Ursache, diese Bewegung durch einen Epicyklus zu erklären, der sich mit der Hauptbahn des Planeten um das Weltcentrum bewege. Doch fehlten zu genauen Bestimmungen noch die Angaben. Bald darauf (150 v. Chr.) wurde Hipparch durch die Beobachtung der Ungleichheit der Jahreszeiten auf die Theorie des excentrischen Kreises geleitet. „Es sei vernünftiger (*εὐλογώτερον*),“ sagt Ptolemaeus, „dass ein jeder Stern sich selbst bewege.“ So erhielt Aristoteles Lehre eine Modification. Dies ist die Aufgabe der *σύνταξις μαθηματική*. Nach Delambre hätte Ptolemaeus nichts hinzufügen sollen, als „der Zusammenhang im Weltraume ist uns unbekannt. Alles, was ist, muss seine Ursache haben.“ Dies gestattete aber der Synkretismus seiner Zeit nicht, nach welchem er Plato's und Aristoteles's Lehre zu verschmelzen suchte. Doch ist hier noch nicht die Rede von der blossen unmittelbaren inneren Anschauung (*θεωρεῖσθαι*) des Göttlichen, wie bei Plotin, sondern nur von der Anlage, das Göttliche und die ewigen Gesetze der Natur durch Nachdenken zu erkennen (*νοεῖσθαι*). Sonach unterscheidet Ptolemaeus in der Wissenschaft 1) *φυσικόν*, die allgemeinen Eigenschaften der Körper und die Elemente, wobei Aristoteles strenge Dialektik der Erfahrung wenig Einwendung gestattet; 2) *θεολογικόν*, Gott ist die letzte Ursache aller Bewegung des Universums, von der Sinnenwelt getrennt und nur durch seine Werke erkennbar; 3) *μαθηματικόν*, dem die Bewegung des Himmels im Weltraume angehört und welches das Mittel ist zwischen dem Physischen und dem Göttlichen.

So erhielt die Astrologie durch die mathematischen Studien seit Ptolemaeus eine weitere Ausbildung, und wurde zugleich mit der Philosophie in Verbindung gebracht. Diese ist von Ptolemaeus in der *τετράβιβλος σύνταξις* vorgetragen, welche ich deswegen nicht mit Gauricus, Weidler, Groddeck (init. hist. gr. litt.) u. A. für unächt halten kann. In dieser Schrift, welche, wie die *σύνταξις μαθηματική*, ebenfalls dem Syrus zugeeignet ist, wird zuerst die Möglichkeit der Astrologie dargethan durch den Einfluss der oberen

*) Gesch. d. gr. Astr. S. 214.

Aetherregion auf Feuer und Luft, und das, was unter dem Monde ist. Alles werde durch denselben in Bewegung gesetzt. Deswegen dürfe man aber auch weiter schliessen. So entstanden die astrologia iudiciaria, die Häuser des Mondes, die Decane und Adspecten. Zu bemerken ist dabei der Zusatz, „dass es dazu wenig Astronomie bedürfe.“ Die chaldäische Lehre sei einfacher als die ägyptische, begreiflicher, aber nicht vollkommen ausgebildet, mehr auf Ostentation berechnet und lasse Vieles zweifelhaft. Von den Aegyptern sei die Astrologie auf die Medicin angewandt und sehr ausgebildet worden. Wahrscheinlich liegt hierin auch der Grund, warum die Chaldäer, welche doch Beobachtungen nachweisen konnten, aus Rom verwiesen wurden, statt dass das Ansehn der Aegypter in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung im Zunehmen war. Sie verstanden es, bei aller Unwissenheit, die Forschungen der Griechen zu Alexandrien zu benutzen, Altes und Neues zu vermischen, in Symbole und Hieroglyphen einzukleiden, und durch mystischen Unsinn und Wunderkuren zu täuschen. Wie weit diese unkritischen Compilationen im Mittelalter ausgedehnt wurden, zeigt Kirchers Oedipus Aegyptiacus. In der Syntaxis mathematica erwähnt dagegen Ptolemaeus der Aegypter nirgends. Er fand also dort keine Beobachtungen und Vorarbeiten, ausser bei den Griechen. Delambre glaubt, dass Ptolemaeus seine Handtafeln zum Gebrauche der Astrologen geschrieben habe. Er selbst sagt aber in den Hypothesen, dass er die in der Syntaxis aufgestellte Planetentheorie in einem Ueberblicke zu allgemeinem Gebrauch habe darstellen wollen*).

Wie weit die Astrologie aber in willkürlichen Combinationen Fortschritte gemacht hatte, zeigt Jul. Firmicus Maternus zur Zeit Constantins d. Gr. in seiner Schrift Mathes. lib. VIII, und welche Wendung die Philosophie genommen hat, bezeugt die Geschichte der Philosophie. Zur Erläuterung hier nur Ein Beispiel. Delambre erzählt nach Valla's Ausgabe, dass Proklus in den Hypotyposes die Erfindung der excentrischen Kreise und der Epicyklen den Pythagoreern beilege. Ganz anders lautet aber die Stelle in dem Texte der Schrift in der Ausgabe von Halma (S. 70.). Proklus Worte in der Einleitung sind folgende: „Die Geschichte sagt uns, dass die berühmten Pythagoreer die Hypothesen der excentrischen Kreise und der Epicyklen für die einfachste Erklärungsart halten, welche man auf Pythagoras Autorität annehmen müsse. Dieser gebe nämlich die Vorschrift, das Gesuchte durch die kürzesten und einfachsten Hypothesen zu zeigen. Für die himmlischen (θεοῖς) Körper passe aber keine Erklärungsart besser, als die genannten Kreise.“ Da nun aus der Syntaxis (lib. XII und Proklus Hyp. p. 91. ed. Halma) bekannt ist, dass Apollonius von Perga zuerst den Versuch gemacht hat, durch die Epicyklen bei concentrischen Kreisen das Vor- und Rückwärts-

*) Vergl. Archiv Bd. VII. Hft. 1. S. 59.

gehen der Planeten einfacher zu erklären, und Hilarion von Antiochien nach Proklus (p. 91) zuerst bewies, dass die Bewegung eines Gestirns in einem Epicyklus ebenfalls einen excentrischen Kreis beschreibe; so sind mit dieser Erklärung nur die späteren Pythagoreer gemeint, welche die Demonstrationen der Mathematiker für einfacher, als die Behauptungen ihrer eignen Schule der früheren Zeit, namentlich auch die des Philolaus hielten, und selbst in Pythagoras' allgemeinen Vorschriften Gründe zu solchen Veränderungen ihrer Lehrsätze fanden*).

Die neuplatonischen, gnostischen und kabbalistischen Schwärmereien gaben hinreichende Veranlassung zur schnellen Verbreitung der Astrologie das ganze Mittelalter hindurch. Dazu kam der Geschmack der Grammatiker in den ersten Jahrhunderten der Zeitrechnung an Polymathie und Polyhistorie, wodurch die unkritischen Compilationen und mangelhaften Excerpte erzeugt, und Altes und Neues sorglos untereinander gemengt wurde unter dem unbestimmten allgemeinen Namen der Aegypter, ohne Unterschied der Zeit.

Mit voller Ueberzeugung wird daher jeder Unbefangene dem Urtheile von Fries (S. 70) beipflichten: „Unser Spruch, — was die vernünftelnde Phantasie in Mythen ersonnen, wiederholt die phantasirende Vernunft in schwärmerischen Philosophemen, — seine drückendste Wahrheit für den Geschichtschreiber, der sich zur Aufgabe stellt, alle philosophischen Phantasien der Zeit zu schildern. Das Gefühl der Unsicherheit der eignen neuen Phantasien mit der Bemerkung ihrer Aehnlichkeit mit alten Mythen verleitet zu den gröbsten Verfälschungen der Geschichte durch auf alte Namen untergeschobene Gedichte und Werke, so dass die neuere Kritik noch lange mit der Weisheit des Zoroaster, Pythagoras, der Sibylle, der Chaldaeer, des Hermes, des Dionysius Areopagita und anderer geneckt worden ist."

Hier bleibt es ein Räthsel, wie Fries, ein gründlicher Kenner der philosophischen Geschichte und der Astronomie, und ein Schüler Kant's, dessen System der Phantasie keinen zu grossen Spielraum gestattete, dem oben angeführten „Weltgemälde" eine objective Gültigkeit beilegen konnte, ob es gleich auf keinem festeren Grunde beruht, als die Nachrichten von Zoroaster, Hermes u. a. Er scheint indessen in seiner Ueberzeugung selbst zu schwanken.

Er beruft sich nämlich gleich darauf auf Scheik Mohamed Fani, „welcher in Dabistan von einem uralten Cultus der Suppasier oder Jezdianen spreche, deren Heiligthum er in das Mutterland der semitischen Sprache nach dem westlichen Arabien vorzüglich lege, und deren Feueranbetung ganz nach den Sphären der Weltkugel und der Verehrung der einzelnen Planeten geordnet gewesen sein solle." Um dieses Bild, setzt Fries hinzu, vereinige sich ungemein

*) Vergl. Gött. gel. Anz. 1823. St. 89, 90. S. 888 u. f.

Vieles, was im Folgenden zur Sprache komme. Indessen bleibe es ungemein schwer, hier Altes und Neues zu scheiden. Es gehöre doch den Arabern in der Zeit gerade vor Mohamed auch ein solcher Sternendienst, in dem die einzelnen Planeten, jedem eine Bildsäule in besonderen Tempeln errichtet worden, und es sei sehr ungewiss, ob Scheik Mohamed Fani etwas älteres, als dieses, gekannt habe. Es bleibe also die unbestimmte Vermuthung, dass die Griechen die erste Kenntniss des Planetensystems wohl irgend fremdher empfangen haben könnten.

Nach dem, was ich oben bemerkt habe, bedarf der Sternendienst in Tempeln keiner mathematischen Grundlage, also auch keines Planetensystems. Der Himmel mit dem Sternenmeere und den dazwischen sich, als Götter, frei bewegenden, nicht aber als Weltkörper in abgemessenen Bahnen rollenden Planeten, lag allen Völkern, besonders den phantasiereichen Orientalen, zur Betrachtung vor Augen. Entweder ist also in dieser Erzählung von Scheik Mohamed Fani eine frühere Ueberzeugung von den Planeten, als Gottheiten, mit der Erzählung von den Sphären verwechselt worden, oder die ganze Darstellung gehört der spätern Zeit an. So geräth man bei den Orientalen überall in dasselbe Labyrinth von dunklen Vorstellungen und unvollständigen Sagen, welche in mancherlei Symbolen und Hypothesen zusammengestellt worden sind. Es können aber aus denselben keine Beweise von dem Zustande der alten Völker geführt werden, wo die Geschichte ihren Beistand versagt. Alle Versuche also, durch astronomische Cyklen das hohe Alterthum der Völker zu beurkunden, sind daher immer gescheitert.

Hierher gehört nun die Frage in Beziehung auf Mädler's Ansicht*), ob die Canicularperiode bei den Aegyptern aus Beobachtung der Praecession hervorgegangen sei?

Biot, dessen Urtheil aus seinen Recherches sur plusieurs points de l'astronomie égyptienne ich schon früher angeführt habe**), tadelt Freret, „dass er den Unterschied nicht bemerkt habe, zwischen dem einfachen Gebrauche des wandelbaren ägyptischen Jahres, und der Kenntniss der Periode, nach welcher der Anfang desselben wieder auf den Punkt des Sonnenjahres zurückkehre, von dem es ausgegangen sei. Der Gebrauch fordere blos eine bestimmte Art zu zählen, ohne alle Wissenschaft. Die Periode von 1461 aber drücke ein numerisches Verhältniss aus zwischen diesen Jahren und $365\frac{1}{4}$ Tagen, setze also voraus und beweise die Kenntniss des Sonnenjahres, welches selbst ein Resultat der Astronomie sei. Die Dauer einer solchen Periode könne durch Berechnung im Voraus angegeben werden, selbst durch eine unrichtige Bestimmung dieses Sonnenjahres. Es folge also durchaus

*) S. p. 337 dieses Aufsatzes.
**) Archiv VIII, 1. p. 82.

nicht, dass Völker, bei welchen eine solche Periode vorkomme, eine oder mehrere solcher Revolutionen wirklich beobachtet haben müssten. Herodot kenne nur ein Jahr von 365 Tagen bei den Aegyptern, nicht aber die Periode, die eine Folge davon sei. Geminus (zu Cicero's Zeit) führe diesen Cyklus von 1461 Jahren zwar an, aber nur als Resultat der Theorie, als ein Product von viermal 365¼ Tagen, doch ohne weiter auf den heliakischen Aufgang des Sirius Rücksicht zu nehmen. Er gebe nicht einmal an, zu welcher Zeit die Aegypter diese Periode kätten kennen können, oder ob sie ihnen in der ältesten Zeit schon bekannt gewesen sei. Das allmälige Fortrücken der Feste durch alle Jahreszeiten hätte ihnen ohne Theorie bekannt sein können.“ Als Meton und seine Zeitgenossen (432 v. Chr.) durch die Entdeckung der 19jährigen Periode bis auf einen geringen Bruch zu 365¼ *) bestimmt hatten, kannten und gebrauchten die Aegypter nach Herodot (450 v. Chr.) nur noch die ältere Bestimmung von 365 Tagen. Im Anfange unserer Zeitrechnung aber, als sie das Bedürfniss fühlten, den Vierteltag auch noch in ihr wandelbares Jahr aufzunehmen, versicherten sie Strabo (lib. XI. u. XVII.), dass die Griechen das tropische Jahr von 365¼ Tag von ihnen, sie selbst aber dasselbe von Hermes empfangen, und schon zu Plato's und Eudoxus's Zeit (Ol. 96, also ungefähr 50 Jahre nach Meton's Entdeckung) den Ueberschuss von ¼ Tag gekannt, aber verheimlicht hätten, bis sie genöthigt gewesen wären, ihre Kenntnisse Einigen zu offenbaren! Aehnliches berichtet Diodor, dass (lib. I.) die Priester von Theben nach ihrer Aussage 1) schon in den ältesten Zeiten das tropische Jahr von 365¼ Tagen gekannt, die Finsternisse stets beobachtet und vorher verkündigt hätten; 2) dass in den früheren Jahrhunderten unter der Regierung des Osiris (also nach Halma's chronologischer Tabelle 2900 Jahre vor Chr. Geburt) um den heliakischen Aufgang des Sirius eine vorzüglich starke Nilüberschwemmung gewesen sei. Hierauf antwortet nun Biot: „Um die Grösse des tropischen Jahres zu kennen, wären Beobachtungen von wenigen Jahren und ohne grosse Genauigkeit am Gnomon zur Zeit des Solstitiums oder an den Pyramiden beim Auf- und Untergange der Sonne, so wie zu Verkündigung der Finsternisse eine Lunisolarperiode hinreichend gewesen. Ausserdem,“ fährt er fort, „habe sich zu Diodor's Zeit der Frühaufgang des Sirius ungefähr 20 Tage nach dem Solstitium ereignet. Die Nilüberschwemmung aber fange mit der Sonnenwende an, und erreiche ihre grösste Höhe nach 100 Tagen, aber nicht nach 20 Tagen, wie Diodor hinzusetze. Da nun 2800 vor Chr. Geburt der ortus heliacus mit dem Solstitium zusammenfalle, und vor dieser Zeit vor demselben sogar vorausgegangen sei; so könne das Zusammentreffen dieses Aufgangs mit der grössten Höhe der Ueberschwemmung in dieser fernen Zeit nicht stattgefunden haben.“ Diese ganze

*) Gesch. d. gr. Astr. S. 203.

Erzählung der Priester scheint also auf Unkunde der Praecession zu beruhen.

Im starken Contraste mit diesen Aussagen der Priester steht die oben (p. 337) angeführte Erzählung des Aelius Gallus von ihrer Unwissenheit. Biot setzt nun noch die Bemerkung über Ptolemaeus hinzu, „dass derselbe selbst ein Aegypter, dem so viel an allen Beobachtungen gelegen gewesen wäre, der die unvollkommenen chaldäischen nicht verachtet habe, der die alexandrinische Bibliothek habe benutzen können, — in der Syntaxis von seinen Landsleuten nicht eine einzige anführe, ob er gleich die Gewissenhaftigkeit so weit treibe, dass er alle Beobachtungen fast wörtlich wiederhole, und z. B. die griechischen Beobachtungen in Aegypten in der Form des wandelbaren Jahres, in welcher dieselben gemacht worden waren, zwar angebe, nie aber eine Periode erwähne, wo diese Jahresform an das tropische Jahr, oder an den Aelianischen Aufgang des Sirius geknüpft gewesen sei, ob er gleich den Aufgang desselben und anderer Sterne, nach den verschiedenen Klimaten anführe." Welchen Werth nun die Nachricht bei Syncellus habe, „dass Ptolemaeus Philadelphi 10 Myriaden Volumina zusammengebracht habe von chaldäischen, ägyptischen, griechischen und römischen Schriften in griechischer Uebersetzung," lässt sich aus dem Angeführten beurtheilen.

Da nun vor Diodor bei keinem Schriftsteller die Periode von 1461 Jahren die heliakische genannt wird, und nach Censorinus dieselbe im Jahr 139 n. Chr. von neuem begann; so scheint es, wenn man sich blos an geschichtliche Data hält, als ob diese empirisch entstandene Jahresform im Jahr 139 n. Chr. zuerst eine bestimmte Gestalt unter dem Namen der Hundsternperiode erhalten habe mit Rücksicht auf die Erscheinung des Sirius. Nach Ideler's*) Rechnung ging derselbe in diesem Jahre zu Heliopolis am 20. Jul. 7 Uhr Morgens auf. Für das blosse Auge konnte diese Erscheinung immer einige Jahrhunderte vor und nach diesem Zeitpunkte um die Zeit des Solstitiums dieselbe sein. Biot führt nur noch zwei Schriftsteller an, in welchen die Hundsternperiode genannt wird, Manetho**) und Clemens von Alexandrien***), beide Nachrich-

*) Techn. Chronol. Bd. I. S. 129.

**) Nur nach einem Fragment des Manetho, welches durch Jul. Africanus und Syncellus auf uns gekommen ist. Von Manetho urtheilt Biot, dass derselbe selbst aus einer Chronik, deren Werth ungewiss sei, geschöpft habe, dass seine Aussagen über die Regierungen der Götter und Halbgötter, wo er die Hundsternperiode anführt, sehr räthselhaft ausgedrückt wären, und dass wir selbst diese nur durch Auszüge des Jul. Africanus und zwar wieder nur bei Syncellus kennen, wo Vieles von den ohnehin fabelhaften Erzählungen entstellt sein könnte.

***) Wo derselbe das Geburtsjahr Moses, als das 345. vor der ersten Erneuerung der Sothischen Periode v. Chr. angibt, woraus Baimbridge, Petau und Freret, wie Biot hinzusetzt, „die nicht nothwendige Folgerung zögen, dass sie schon früher existirt haben müsste."

ten als unzuverlässig. Ob übrigens der von den Chronologen hypothetisch angenommene jedesmalige Anfang der Periode in der früheren Zeit blos von dem ortus heliacus des Sirius abhängig gedacht werden kann, darüber verweise ich auf Ideler, Techn. Chronol. Bd. I. S. 129 f.

Aus den angeführten Nachrichten folgt also, dass die Praecession nicht aus Beobachtungen der früheren Zeit entstanden ist, sondern als ein Verdienst Hipparch's und Ptolemaeus', historiquement prouvé, wie sich Letronne ausdrückt, betrachtet werden muss. Erst im Jahre 135 n. Chr., also kurz vor der Erneuerung der Periode, von welcher Censorinus spricht, konnte Ptolemaeus zu seinem Resultate gelangen. Später erst, unter den Arabern entwickelte sich daraus die Hypothese des motus trepidationis, oder der Oscillation. Durch die Beimischung von Ishac Kazan's kabbalistischen Träumen*) wurde aber die Verwirrung so gross, dass bei Verfertigung der alphonsinischen, König Alphonsus zu der Aeusserung soll veranlasst worden sein, „wenn er bei Erschaffung der Welt zugegen gewesen wäre, hätte er Manches besser ordnen wollen**)!“

Aus dieser Hypothese und indirect also aus der Praecession sind auch die grossen Cyklen in der indischen Astronomie hervorgegangen, wenn man auch Colebrooke zugibt, dass früher schon griechische Kenntnisse unter den Indiern verbreitet gewesen sind. Der Verkehr zwischen den Völkern ist bekannt. Selbst aus dem Pentateuch kommen Reminiscenzen in den indischen Schriften vor. Beispiele aus Col.'s Abhandlung habe ich angeführt Arch. Bd. VII. Hft. II. S. 229.

Offenbar hat sich Colebrooke, dem die neue vollständige Ausgabe von Ptolemaeus Handtafeln noch nicht bekannt sein konnte***), an die frühere allgemeine Meinung, nach welcher Thebit ben Corah der Erfinder des motus trepidationis sein soll, gehalten†). Die Planetentheorie der Indier und der Araber sind einander vollkommen ähnlich. Nach der Richtung aber, welche die Literatur in Europa genommen hat, wäre es ein sonderbarer Umweg, wenn Ptolemaeus's System erst von Indien aus zu den Arabern gekommen wäre. Zur Erläuterung noch Folgendes.

Die Elemente der grossen Cyklen in Surya-Siddhanta sind die mittleren jährlichen Bewegungen in Ptolemaeus Syntaxis, wobei ich das Jahr 135 n. Chr. als Epoche annehme, nur dass bei Jupiter dieselben um 38″ kleiner, und bei Saturn um 35″ grösser sind, als nach Varaha's Angabe in der

---

*) Arch. Bd. VII. Hft. II. S. 226.

**) Weidler p. 282.

***) Arch. a. a. O. S. 227.

†) Arch. a. a. O. S. 226.

Surya-Siddhanta*). Die Tafeln der Indier haben übrigens keine Epochen der Längen, wie die europäischen, sondern Coniunctionen der Planeten und andere Beobachtungen werden nur durch die mittleren Bewegungen in grossen Cyklen von 1080000 bestimmt, in der Ueberzeugung, dass durch die grossen Divisoren in den Proportionen die möglichen Fehler in der Rechnung verschwinden, weil dieselben 6 Zeichen nicht überschreiten könnten. Bentley führt als Beispiel an, dass in einer Periode von 648,000 Jahren der Fehler $\frac{65}{648\,000} = 0^s, 0^0, 0', 1''$ sein würde. Die Oscillation selbst wird in der S. S. angenommen vom 3^0 der Fische bis 27^0 des Widders in 7200 Jahren. Die Epicyklen, mit geringen Aenderungen, die mittlere und wahre Anomalie, die Neigungen der Bahnen, die Knoten u. s. w. sind im Geiste von Ptolemaeus' System dargestellt, und selbst die Bewegung des Sonnen-Apogeums, dessen Entdeckung Albategnius angehört, kommt in der S. S. vor. Ueberhaupt ist aber das Ganze ein System, wenn man es so nennen will, von oberflächlichen astrologischen Vorschriften mit grösstentheils unzuverlässigen Beobachtungen am Horizonte, so dass z. B. beim Kolur

*) Dieser geringe Unterschied von 3'' in der mittleren Bewegung der beiden Planeten kann aus Mangel an Genauigkeit, welcher in den Rechnungen der Indier überall sichtbar ist, entstanden sein. Es darf indessen doch nicht unbeachtet bleiben, dass die periodisch abwechselnde Bewegung beider Planeten auch in den 364 Jahren zwischen Ptolemaeus (135 n. Chr.) und Varaha (499 n. Chr.) im Allgemeinen dabei bemerklich scheinen. Halley hatte nämlich, wie bekannt ist, gefunden, dass bei Vergleichung der älteren Beobachtungen mit neueren die mittlere Bewegung des Saturns langsamer, die des Jupiters aber geschwinder sei, Lambert dagegen fand durch die neuern allein das Gegentheil. Durch analytische Untersuchungen entdeckte nun La Place, dass diese wechselseitige Beschleunigung und Verzögerung der mittleren Bewegungen gegenseitige, in Perioden von 465 Jahren eingeschlossene Störungen sind. Der grösste Unterschied zwischen der jährlichen und mittleren Bewegung kommt bei Saturn auf 20'', bei Jupiter auf $8\frac{1}{2}''$, beides Werthe, welche sich durch die Astronomie der Indier nicht darstellen lassen. Bohnenberger behauptet aber (Astron. S. 603), dass die mittleren Bewegungen, welche die Astronomie eines Volks dem Jupiter und Saturn zuschreibe, uns über die Zeit ihrer Gründung Aufschluss geben können; und setzt hinzu: „Man findet sonach, dass die Indier die mittleren Bewegungen dieser Planeten in demjenigen Theile der Periode jener Ungleichheiten bestimmt haben, wo die scheinbare Bewegung Saturns am langsamsten, und die des Jupiters am geschwindesten ist. Original-Beobachtungen der Indier aus der alten Zeit sind aber nicht vorhanden. Bohnenberger meint und verwechselt hier die bekannte fingirte Periode Cali-Yug vom Jahr 3102 v. Chr. bis 1491 n. Chr., und beruft sich dabei auf das Zeugniss von La Place (Darstell. d. Welts. 2. Th. S. 226. d. Uebers.), welcher aber in der Stelle, wo er von dieser Periode spricht, der Störungen gar nicht erwähnt, sondern im Gegentheil hinzusetzt: „Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass diese Epoche (3102 v. Chr.) *ausgedacht*, nicht auf Beobachtungen gegründet ist, um den Bewegungen der Himmelskörper einen gemeinschaftlichen Ursprung im Thierkreise zu geben."

der Sonnenwenden ein Fehler von 13°, und bei den Nachtgleichen von 9°, 20′ vorkommt. Die Schiefe der Ekliptik nahmen sie zu 24° an „*as being sufficiently near of their purpose*" setzt Bentley hinzu

Mit dieser aus Kalenderbedürfniss entstandenen astronomischen Periode Varaha's ist nun eine mythisch-historische verbunden, die Cali-Yug von 432 000 (der Julianischen Periode ähnlich) mit ihren Vielfachen der Dwapar-Treta-Satya-Yug, und der Calpa mit der Abtheilung derselben in 14 Manwantaras oder Dynastien, so viel als Manetho von den Aegyptern anführt. Ein Calpa besteht aus 4320000000 Sonnenjahren.

Alle Kenntnisse der Indier, nicht blos der Religion, sondern auch der Philosophie und Astronomie, beruhen ihrer Meinung nach auf unmittelbaren Offenbarungen der Gottheit, und die Quellen derselben sind ihre heiligen Schriften, grösstentheils Gedichte, die Vedas, Puranas, und für die Astronomie besonders die Siddhantas und Sastras. Nach diesen Offenbarungen gibt es vom Anfange bis zum Ende aller Dinge, wenn die ganze Schöpfung wieder vernichtet wird und in das höchste Wesen wieder zurücksinkt, fünf grosse Perioden oder Calpas. Nach Davis und Bentley nehmen alle Indier an, dass im Augenblicke der Schöpfung alle Planeten im Widderpunkte in Conjunction gewesen sein müssten, zugleich mit ihren Knoten und Apsiden, und zwar um Mitternacht zwischen Sonnabend und Sonntag im Meridian von Lanka*) 75°, 50′ östlich von Greenwich! —

Eine weitere Ausführung dieser Ideen gehört nicht hierher, und ich beziehe mich nur auf meine zwei Abhandlungen: *De studii astronomici apud Indos origine et antiquitate* (S. Götting. gel. Anz. 1809. S. 297) und *de Indorum modo, loca et motus planet. definiendi* (S. Gött. gel. Anz. 1813. S. 345), in Comment. recent. Societ. reg. Scient. T. I. u. II., und die Fortsetzung davon über die Chronol. der Indier in von Zack's Monatl. Corresp. Bd. 27.

---

*) Eine ähnliche Phantasie berichtet Macrobius (S. Sc. 1, 2) von den alten Aegyptern (retro maiores quos constat) primos omnium caelum scrutari ausos. „Hanc rationem prodiderunt, cur Arietem, cum in Sphaera nihil primum, nihilque postremum sit, primum tamen dici maluerint. Aiunt, incipiente illo die, qui primus omnium luxit, — — qui igitur mundi natalis iure vocitatur, arietem in medio caelo fuisse. Et quia medium caelum quasi mundi vertex est, arietem propterea primum inter omnes habitum, qui, ut mundi caput, in exordio lucis apparuit" Alsdann folgten damals der Mond im Krebs, die Sonne im Löwen, Mercur in der Jungfrau, Venus in der Wage, Mars im Scorpion, Jupiter im Schützen, Saturn im Steinbock. Das Jahr von diesem Ereignisse ist übrigens aus begreiflichen Gründen nicht angegeben. Auch wusste Kleostratus (ant. Chr. 518), als er den Widder nebst dem Schützen und dem Böckchen an den Himmel setzte, noch nichts davon, so wenig, als Macrobius von der Wirkung der Praecession. Ausserdem ging Hipparch bei seinen Messungen vom Krebs aus.

S. 135 f. und S. 227 f. Forts. — nach den *Asiatic Researches* Vol. 2, 5, 6, 12.

An diese astronomische Periode schliesst sich nun noch die verworrene Chronologie der Brahminen an, grösstentheils in versus memoriales vorgetragen. Dieselbe geht in der historischen Zeit bis auf Alexander, und in der mythischen Periode mit den fingirten Cyklen bis auf Noah. Zu einem weitern Belege darüber führe ich nur noch die Zeugnisse der Mitglieder der Societät zu Calcutta an, welche früher ebenfalls für das hohe Alter der indischen Astronomie eingenommen waren, aber bei näherer mühevoller Untersuchung bald eines andern belehrt wurden. Ueberall, sagt Jones, trifft man auf Dunkelheiten, zu deren Aufklärung keine Hypothese zureicht, und offenbaren Kennzeichen einer künstlich rückwärts gerechneten Chronologie, so dass wir aufhören müssen zu urtheilen, oder ebenso gut geradezu glauben dürfen, was den Brahminen uns zu erzählen gefällt. Welford ist der einzige von den älteren Mitgliedern der Societät, welcher auf die Nachricht der Griechen über Indien Rücksicht nimmt, ohne zu einem bestimmteren Resultate zu gelangen, als seine Collegen. Bentley machte den Versuch, mit einer Hypothese von einer doppelten Chronologie, einer astronomischen und einer poetischen, kam aber ebenfalls nicht weiter, als zu der Ueberzeugung, „dass man überall nur auf Abgeschmacktheiten gegen die Natur und den Menschenverstand treffe, welchen die Brahminen nur durch Wunder abzuhelfen suchten.“ Hierbei führt er folgende Erzählung an: Zwei alte Barden, Vyasa und Valmic hätten sich oft mit einander besprochen über den Gegenstand ihrer Gedichte nach den indischen Sagen, und doch sollten beide um nicht weniger als 864,000 Jahre von einander gelebt haben! Jones sprach darüber mit einem gelehrten Brahminen und setzt hinzu: I expressed my surprize at an interview between two bards, whose ages were separated by a period of 864,000 Years; but he soon reconciled himself to so monstrous an anachronism by observing, that the longevity of the Munis was preternatural, and that no limit could be set to divine power!

Von den versus memoriales führe ich, als Beispiel, nur die an, durch welche die Anzahl der Sterne in jeder Mondstation (Nacshatra) bestimmt werden: Three, three six; five, three, one; four, three, five; five, two, two; five, one, one; four, four, three; eleven, four and three; three, four a hundred; two, two, thirty two; thus have the stars of the lunar constellations, in order, as they appear, been numbered by the wihl. As. Res. Vol. 2. p. 297. Diese Stationen fangen aber nicht, wie bei den Europäern, von einem festen Punkte der Ekliptik, sondern von den Sternbildern selbst, und zwar von γ Ariet an, was wieder eine neue Unregelmässigkeit herbeiführt. Mädler bemerkt ausserdem (Vierteljahrschr. a. a. O. S. 312) noch, „dass sich bei den Indiern unendliche Reihen für die Kreisperipherie und andere Verhältnisse, die keine sehr verfeinerte Analyse voraus-

setzen, nicht in Buchstabenformeln, sondern künstlich in Versen dargestellt wären. So viel mir bekannt ist, sind es ähnliche empirisch aufgefasste combinatorische Zahlenspiele, wie unsere Räthsel, aber keine wissenschaftlich dargestellten Lehrsätze.

Eine Stelle in Ritters Geschichte der Philosophie 4. Th. S. 353. zeigt deutlich, in der Philosophie dieselbe Manier und Unvollkommenheit in der Darstellung, beide Disciplinen also das Eigenthümliche der orientalischen Denkart. Auch hier bestehen die Lehrsätze nur in kurzen Sätzen und Gedächtnissversen, „welche ohne Erklärung Niemand verstehen könne, oder wo die Erklärer in Ungewissheit wären, wenn es darauf ankomme, den alten Text von den jüngeren Anmerkungen zu unterscheiden.“ Also ganz wie bei den Scholien über die Surya-Siddhanta. Man könne also, meint Ritter, nur ein ungefähres Bild von der innerlichen Bedeutung von den philosophischen Bestrebungen der Indier erhalten. Ich zweifle daher auch, selbst nach den neueren Mittheilungen von Colebrooke, dass es je „eine systematische Entwickelung der indischen Philosophie“ gegeben habe. Dieselbe scheint mir vielmehr auf dem Standpunkte der griechischen Schulen vor Plato zu stehen. Ueberall nur Apophthegmen, Gnomen und versus memoriales. Die feurige, schwärmende Einbildungskraft der Orientalen wird wohl stets einen Gegensatz bilden mit dem kalten dialectischen Verstande der Abendländer.

Nachtrag

zu Arch. f. Phil. u. Paedagog. Bd. VII. Hft. I. S. 55 u. f.

Ueber Hipparch und Ptolemaeus und das Verhältniss beider zu einander*).

Die Stellungen der Planeten konnten von den Alten nur vom geocentrischen Standpunkte aus betrachtet und nach Plato's und Aristoteles' Grundsätzen beurtheilt werden**).

Es sei die allgemeine Meinung, sagt Ptolemaeus, dass sich alle Planeten um den Pol der Ekliptik bewegten, und dass sie in ihren Bahnen alle der Erde näher wären, als die Fixsterne, aber ferner, als die Mondbahn (Syn. lib. IX.). Saturn stehe am weitesten ab, auf ihn folge Jupiter, alsdann Mars. Alle weiter als die Sonne. Mercur und Venus hingegen, fügt er hinzu, setze er mit den Alten unter die Sonne, weil die Sonne gleichsam einen Unterschied mache zwischen denen, welche sich nur auf eine gewisse Weite von derselben entfernen und zwischen den übrigen. Doch dürfe man dieselben nicht zu nahe an die Erde setzen, weil sie keine merkliche Parallaxe in ihrer Erdnähe zeigten. Die älteren Pythagoreer nah-

*) Aus den Götting. gel. Anzeigen 1835. St. 16. f. u. 1837. St. 62. 63. f.

**) Vergl. Gesch. d. gr. Astr. S. 208 f.

men nämlich folgende Ordnung an*): Mond, Mercur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn. Ueber die Sonne glaubte Plato Venus und Mercur setzen zu müssen, blos aus dem Grunde, weil man keine Durchgänge derselben durch die Sonnenscheibe bemerke. Ptolemaeus antwortet darauf aber mit Grund, dass sich dieselben in verschiedenen Ebenen bewegen könnten. Dies sei auch bei Sonnenfinsternissen der Fall. Von einer Bewegung dieser beiden Planeten um die Sonne ist aber vor Ptolemaeus nirgends die Rede. Delambre findet es auch hier sonderbar, dass man nicht die Hypothese der Epicyklen dabei in Anwendung zu bringen versucht habe, und erschöpft sich in Vermuthungen, wieder nicht ohne Seitenblicke auf Ptolemaeus' Eitelkeit, in der Voraussetzung, dass bei Cicero schon diese Ansicht vorkomme, wobei nur die einzige Bemerkung als wahr gelten kann, dass Ptolemaeus gar keine Idee von Trabanten gehabt hat. Nach Plato's und Aristoteles' Grundsätzen, zu denen sich Ptolemaeus bekennt, musste er eine nothwendige concentrische Bewegung aller Planeten um den Mittelpunkt der Welt annehmen. Im 9. Buche der Syntaxis wiederholt er die schon in der Einleitung ausgesprochenen Grundsätze**): „Unordnung sei den himmlischen Körpern ihrer Natur nach fremd. Es sei dieses eine interessante Untersuchung für die Mathematiker (κατόρθωμα καὶ τέλος ὡς ἀληθῶς τῆς ἐν φιλοσοφίᾳ μαθηματικῆς θεωρίας). Aber schwer sei das Thema, wobei die Alten nicht hätten zum Ziele kommen können.“ Ebenso spricht er sich in den Hypothesen in der Einleitung (p. 41 ed. Halma) darüber aus: „Die Kreisbewegung (ἐγκύκλιος) müsse überall in der Welt der unveränderlich angeordneten Bewegung zum Grunde liegen.“ Bei seiner Vorstellung von den Epicyklen bleiben die Planeten alle, auch Mercur und Venus, in ihrer concentrischen Bahn um den Mittelpunkt der Welt und folgen also der göttlichen Weltordnung, nur dass die Mittelpunkte der Epicyklen sich in der Bahn selbst bewegen. Zu dieser Hypothese nöthigten ihn die Beobachtungen.

So findet Ptolemaeus aus den Vorarbeiten von Hipparch und seinen eignen Verbesserungen die mittlere Bewegung der Planeten, wovon ich nur der Kürze wegen zur Beurtheilung die tägliche hier beifüge mit Delambre's Tafeln verglichen (Hist. de l'astr. anc. T. II. p. 314).

	Nach Pt.	nach Del.	Fehl. v. Pt.	
♄ =	12°, 13′, 23″, 57‴	12°, 13′, 36″, 48‴	12″, 51‴	—
♃ =	30°, 20′, 22″, 53‴	30°, 21′, 31″, 42‴	1′ 8″, 49‴	—
♂ =	191°, 16′, 54″	191°, 17′, 10″	16″	—
♀ =	584°, 46′, 57″	584°, 47′, 30″	33″	—
☿ =	1493°, 43′, 13″	1493°, 42′, 7″	1′ 6″	+

*) Gesch. d. gr. Astr. S. 413.
**) S. S. 344 u. f. d. Aufs.

Die Uebereinstimmung ist also grösser, als man bei den damaligen Hülfsmitteln und Umständen erwarten konnte. Auffallend ist die grosse Differenz bei Jupiter, begreiflicher bei Mercur der grossen Excentricität und der Schwierigkeit wegen beim Beobachten.

Der Versuch, die Planetentheorie als ein rein geometrisches Problem zu behandeln, gelang ihm daher auch besser, als seinen Vorgängern mit den concentrischen Kreisen, aber nur im Allgemeinen. Die Schwierigkeiten, welche die feineren Beobachtungen der späteren Zeit enthüllten, können hier noch nicht als Einwürfe gelten.

So wie bei Sonne und Mond, werden auch hier nach den Vorarbeiten von Apollonius und Hipparch die zwei Hypothesen des excentrischen Kreises und des Epicykels angewandt und mit einander verknüpft, und zwar der excentrische Kreis zu Erklärung der ersten Ungleichheit, der Excentricität der Bahn und der Mittelpunktsgleichung; der Epicyklus zu Erklärung der jährlichen recht- und rückläufigen Bewegung immer in der allgemeinen Voraussetzung, dass jeder Planet in gleicher Zeit einen gleichen Raum durchlaufe, und dass alle Bewegung nach der Folge der Zeichen (εἰς τὰ ἑπόμενα) geschehe, auch wenn diese Bewegung nicht immer um das Centrum des Universums geschehe.

Eine weitere Darstellung seiner Idee muss ich aber der Kürze wegen und weil dieselbe ohne Zeichnung nicht deutlich sein würde, übergehen. Sie ist aber ausführlich und verständlich vorgetragen von Schubert (Populäre Astronomie Th. 2. S. 161 f.), auf welche ich daher die Leser verweisen kann; nur dass Schubert, wie Delambre, Ptolemaeus' Vorstellung zu sehr aus dem Standpunkte der heutigen Astronomie betrachtet, worüber ich mir einige Bemerkungen erlaube.

Es liegt nicht „bei jedem Planeten eine andere Hypothese zum Grunde," sondern alle sind nur durch die Beobachtungen gegebene Modificationen einer Einzigen. „Es ist nicht künstliches Machwerk, an dem immer geflickt werden musste," sondern die nothwendigen Veränderungen vertreten die Stelle der Gleichungen in der neuen Astronomie. Es wird nicht im excentrischen Kreise und im Epicyklus „ein Nichts um ein anderes Nichts herumgeführt" (S. 164), sondern es ist der phoronomische Punkt, dessen Bewegung in der Bahn die Erscheinung erklären soll. Weil Ptolemaeus ferner nur das darstellen wollte, was ihm die Erfahrung gab, so setzte er nach der älteren Meinung Mercur und Venus unter die Sonne. Nach seinem eignen Geständnisse konnten die Beobachtungen damals noch nichts entscheiden, weil die Parallaxenbestimmungen fehlten. Welche Mühe ihm aber die Beobachtungen der Digressionen der unteren Planeten am Horizonte machten, zeigt die Syntaxis. Astronomen, welche sich in die Lage jener Männer denken wollen, denen es an genauen In-

strumenten und Hülfsmitteln jeder Art, besonders an einer nur erträglichen Zeitbestimmung fehlte, werden die Verlegenheiten zugeben, auf welche sie treffen mussten, bei ihren Versuchen in der Abend- und Morgendämmerung und bei abwechselnder Strahlenbrechung übereinstimmende Beobachtungen zu erhalten. Alle diese Umstände legten Ptolemaeus Schwierigkeiten in den Weg, wenn er, besonders Mercur mit einem Fixsterne, oder mit dem Monde vergleichen wollte. Ausserdem stand ihm seine Theorie im Wege. Nach derselben betrachtete er die Erde als das Centrum der Welt, und die Epicyklen der Planeten als Kreise. Da nun die Mercursbahn so sehr elliptisch ist, so musste das Resultat seiner Beobachtungen noch schwankender werden, vorzüglich weil er nur die mittleren Sonnenlängen aus seinen Tafeln zum Grunde legen konnte, nicht die wahren aus den Beobachtungen. Er nahm also nicht auf die Gleichung Rücksicht, oder wo er es that, schien sie ihm bei dem Zustande der Wissenschaft von geringer Bedeutung zu sein. Da aber bei der sehr elliptischen Gestalt der Bahn die Schwierigkeiten immer einleuchtender wurden, und nicht immer zwei und zwei Beobachtungen auf einerlei Resultat führten, so nahm er lieber ein bewegliches Centrum der gleichförmigen Bewegung an, und setzte überhaupt das Centrum der constanten Entfernungen hinter die Erde, um den Epicyklus unter einem grösseren Winkel zu sehen, und die Entfernung von der Erde zu vermindern. Dies war also, wie auch Delambre bemerkt, eben so viel, als sich der Ellipse nähern. So habe Ptolemaeus, sagt er, Keplern vorgearbeitet. Bei allen falschen Voraussetzungen hat Ptolemaeus dem Halbmesser des Epicyklus doch beinahe die rechte Länge der halben Axe der Bahn gegeben. Im Ganzen sind aber die Resultate seiner Theorie nur bis auf $\frac{1}{4}$ Grad genau (Delambre S. 332.). Die grosse Excentricität der Marsbahn kannte Ptolemaeus ebenfalls gut. Da er aber die Erde zwar im Mittelpunkte des Himmels, aber nicht der Planetenbahnen annahm, wie Schubert selbst kurz vorher bemerkt (S. 159), so konnte er auch keinen Widerspruch in seiner Hypothese entdecken (S. 165). Von Naturgesetzen, „die auf Einfachheit und Sparsamkeit gegründet sind (Schubert S. 163)," konnte Ptolemaeus ebenfalls noch keine Vorstellung haben. Dass sich aber alle Phaenomene im Allgemeinen aus seiner Hypothese erklären lassen, gesteht Schubert selbst (S. 158). Mehr konnte und wollte Ptolemaeus nicht*). Auch

*) Littrow hat (Berl. Jahrb. 1817. S. 130), wahrscheinlich auf Veranlassung von La Place (Darstell. d. Weltsyst. 2. Th. S. 249) einige Reihen für die Theorie der Epicyklen angegeben, aus welchen folgt, dass sich die geocentrischen (nicht geometrischen, wie in meiner Abhandlung Allg. Anz. d. D. 1837. Nr. 153 aus Versehen steht) Längen der Planeten durch einen einzigen Epicyklus vollkommen darstellen lassen. Es liegt aber die Bedingung zum Grunde, dass der abgekürzte Radiusvector der Erde sowohl, als eines jeden Planeten gegeben ist. Hierzu fehlten aber bei Ptolemaeus die Beobachtungen und die Hülfsmittel in der Behandlung, welche die neuere Analyse darbietet.

Kopernikus betrachtet dieselbe nur als ein Aggregat aus heterogenen Theilen, ob er gleich bei seiner Idee (denn das war seine Hypothese im Anfange noch im eigentlichen Sinne, bis sie erst durch spätere Erfahrungen fester begründet wurde) ebenfalls nur beim Allgemeinen stehen bleiben musste. Diese Bemerkung macht Reinhold von Saalfeld, Professor in Wittenberg, Kopernikus' Zeitgenosse, mit dem Zusatze, dass Kopernikus System ebenfalls nicht überall bei den Rechnungen durchgeführt werden könne (Weidler S. 354).

Bei dieser gänzlichen Unentschiedenheit der Alten über die Lage von der Mercur- und Venusbahn gegen die Sonne, können die Worte Cicero's (Somn. Sc. 4.) *Hunc* (solem) *ut comites consequuntur, Veneris alter, alter Mercurii cursus*, keinen andern Sinn haben als den: beide Planeten bewegen sich in der Nähe der Sonnenbahn unterhalb derselben um das Centrum der Welt, und aus eben dem Grunde können Vitruv's Worte (lib. IX, 1) — „*Mercurii autem et Veneris stellae, circum solis radios, uti centrum, itineribus eum coronantes regressus retrorsus et retardationes faciunt, etiam stationibus propter eam circinationem morantur in spatiis signorum*" — ebenfalls nicht anders erklärt werden. Zur Erläuterung vergleicht Vitruv (§. 15) ausdrücklich die sieben Planeten mit sieben Ameisen, welche auf einer Töpferscheibe in Kanälen rückwärts gegen den Umschwung der Scheibe zu laufen genöthigt sind. Nur dürfen die Worte „*circum solis radios*" nicht, wie Schneider glaubt, für „*circum solem ipsum*" genommen werden. Ebenso kennt Plinius (II, 15) keine andre Ordnung, als die gewöhnliche. Sonach scheint das ganze Zeitalter übereinstimmend über die Ordnung der Planeten gedacht zu haben.

Cicero's und Vitruv's unbestimmte Darstellung über die Bahnen Mercur's und der Venus können aber den Grammatikern des fünften Jahrhunderts Veranlassung gewesen sein zu der oberflächlichen Hypothese des sogenannten aegyptischen Systems, nach welchem diese beiden Planeten als Satelliten um die Sonne betrachtet werden. Dies ist begreiflich, weniger aber, warum diese Hypothese, wie immer vorausgesetzt wird, den alten Aegyptern angehören soll. Veranlassung dazu geben frühere Schriftsteller nicht. Auch Ptolemaeus, der Alexandriner, nicht. Macrobius scheint dagegen keine deutliche Vorstellung davon gehabt zu haben. Er sagt nämlich (Somn. Sc. I, 19): Aegyptii observationibus deprehenderunt, quod circulus, per quem sol discurrit, a Mercurii circulo, ut inferiore, ambiatur, et quod hunc superior veneris circulus includit. Quo efficitur, ut hae stellae, cum per superiores suorum circulorum vertices currunt, intelligantur supra solem locatae, cum vero per inferiora commeant, sol eis superior existimetur. Deutlicher spricht sich Martianus Capella über diese Hypothese aus: „Venus et Mercurius licet ortus occasusque ostendunt, tamen eorum circuli terras omnino non ambiunt, sed circa solem laxiore ambitu circulantur, denique circulorum suorum centrum in sole constituunt, ita, ut supra ipsum aliquando, infra

plerumque propinquiores terris ferantur," caet. und fügt noch folgenden physischen Grund hinzu: „Sed cursus diversitates altitudinisque causas consistendi retrogradiendique atque incedendi, omnibus supradictis importat radius, solis affulgens, qui eas percutiens aut in sublime tollit, aut in profundum deprimit aut in latitudinem declinare aut retrogradare facit." Kopernicus soll („on dit," sagt Delambre gewöhnlich, wenn er ohne Autorität anzugeben citirt) diese Worte zum Gegenstand seiner Meditation gemacht haben, und sei dadurch auf sein System geleitet worden. Wenn dieses sich so verhalte, setzt Delambre hinzu, so habe Martianus Capella der Astronomie einen grossen Dienst erwiesen, und man könne ihm deswegen seine verbiage, seine bevues und seinen Galimathias verzeihen. Aehnliche astrologische Erklärungen der Erscheinung finden sich auch bei Vitruv (lib. IX, 1) und scheinen die allgemeine Ueberzeugung des Zeitalters gewesen zu sein. Eigenthümlich, aber in der Theorie begründet sind ausserdem die Ausdrücke in Ptolemaeus' Hypothese (Synt. IX.), nach welchen ein Planet in seiner Bahn *περιγειότατος* oder *ἀπογειότατος* sein kann. Die recht- und rückläufige Bewegung der Planeten konnte bei Beobachtungen in der Nähe der Sonnenstrahlen nicht genau bestimmt werden. Aus Mangel der Parallaxen konnte Ptolemaeus auch bei keinem Planeten die absolute Entfernung in der Bahn angeben, sondern nur nach der Grösse des Epicyklus eines jeden. Es ist also sonderbar, wie Delambre zu der Bemerkung veranlasst worden ist, diese Vorstellung sei gegen Kopernikus' System!

Ueber die Begriffe der Alten von der Gestalt der Erde verweise ich auf die Abhandlung von Voss im neuen deutschen Museum 1790 St. 8. S. 821 f. und auf meine Geschichte der gr. Astronomie, wo ich auf Veranlassung der Vossischen Abhandlung darzustellen gesucht habe, wie sich diese Begriffe von der ersten einfachen Volksvorstellung einer Scheibengestalt an, bis auf die Kugelgestalt bei Aristoteles nach und nach entwickelt habe. Die oberflächliche Bemerkung Strabo's, der Homer den ersten Geographen nennt, und in seinen Gedichten schon die Kugelgestalt der Erde findet, berühre ich nur. Wie schwer es aber hielt, ehe sich die Menschen von der sinnlichen Vorstellung losmachten und ihre Ueberzeugung nur durch Demonstrationen, wo die Erfahrung fehlte, bestimmen liessen, davon ist dieses ein einleuchtendes Beispiel. Aristoteles' Gründe konnten nicht eher alle Zweifel beseitigen, bis Kolumbus den Streit entschied. Philosophen und Kirchenväter blieben bei der gewöhnlichen Volksvorstellung, von welcher Voss Beispiele aus Lactantius, Basilius und Augustinus anführt. Besonders merkwürdig ist die Declamation des Alexandriners Kosmas unter Justinian gegen die Weisheit der Welt*). Hierher rechne ich auch noch die Anordnung des ersten Nicäischen Conciliums unter Constantin dem Grossen, Ostern nicht am Tage

*) Vergl. Gesch. d. gr. Astr. S. 234.

des Vollmonds zu feiern. Kästner (Mathem. Anfgsgr. Chronol. §. 54, IV.) glaubt bei dem Widerspruche, den dieselbe enthält, „die Verfasser hätten vermuthlich nicht daran gedacht, dass die Erde kugelrund sei," statt dass es heissen sollte, sie haben nicht daran geglaubt.

Eratosthenes Gradmessung blieb die Grundlage bei allen folgenden Untersuchungen mit wenigen Modificationen, besonders in der Grösse der Stadien. Hipparch glaubt aber (Strabo II, p. 77. ed. Casaub.), dass die angenommene Grösse derselben gleichgültig sei*). Für Breitenbestimmungen gab es kein anderes Mittel, als 1) die Dauer des längsten Tags, 2) den damit in Verbindung stehenden Polarkreis in der alten Bedeutung, welcher durch die den Horizont nur berührende, nicht untergehende Sterne bestimmt wurde, und welcher sonach die Polhöhe an jedem Orte angeben musste. Für diesen Polarkreis nimmt Hipparch zu Meroe α Urs. min. 12° im Horizonte an (Str. II, p. 91), mit einem Fehler von 4° in der Breite. Kästner berechnete nach einer mir mitgetheilten Notiz (Praef. ad Erastosthn. Cat.) die gerade Aufsteigung des Sterns zu 346°, 49′, 42″, und die Abweichung 78°, 8′, 23″ für das Jahr Chr. = 0. Mit 19″ + jährlicher Veränderung der Abweichung war dieselbe zu Hipparch's Zeit = 78°, 8′, 4″, und daraus die Polardistanz = 11°, 51′, 56″. Nach Strabo (p. 91) lehrte aber Hipparch, zu Meroe berühre der Stern den Horizont, die Polardistanz sei also 12°, nach Ptolemaeus hingegen 12°, 18′. Dieses müsste folglich die nördliche Breite von Meroe sein. Hipparch setzt aber bei Strabo gleich hinzu, Meroe liege 5000 Stadien südlich von Syene. Dieses gibt die Breite von Meroe = 16°, 18′ (Ptolemaeus nimmt an = 16°, 26′). Hieraus entsteht ein neuer Irrthum von 4°, welchem Hipparch bei der Ungewissheit am Horizonte nicht wohl ausweichen konnte.

Ein zweites Beispiel von den fehlerhaften Beobachtungen Hipparch's ist folgendes. Aus der Breite von Byzanz folgert derselbe (Strabo II. p. 43) den Parallel von Britannien und vom Borysthenes, also ebenfalls nur im Allgemeinen nach Reiseberichten, ohne Angabe von genauen Punkten, weil die Entfernung von Massilien nach Britannien 5000 Stadien wäre. Der Parallel des Borysthenes trifft aber blos auf die südliche Spitze von Britannien. Ueberraschend ist es dabei, dass Hipparch, der bei Erastosthenes' Angaben die mathematische Schärfe vermisst, bei Pytheas (ἀνὴρ ψευδέστατος nach Strabo) keine Einwendungen macht**), sondern dessen Breitenbestimmungen von Massilien für einerlei hält mit der von Byzanz, obgleich beide Oerter um zwei Grade in der Breite verschieden sind***). Richtiger dagegen urtheilt Hipparch über den Meridian von Meroe durch Alexandrien bis zum Borysthenes, wo er nur eine kleine Abweichung von der wahren Richtung anerkennt. Wie diese übereinstimmenden

*) Vergl. Archiv Bd. VII. Hft. 1. S. 59.
**) Gesch. d. gr. Astr. S. 387.
***) Gesch. d. gr. Astr. S. 389.

Beobachtungen gemacht worden sind, lässt sich nicht angeben. Sehr zweifelhaft aber ist es, dass es auf dem mathematischen Wege geschehen sei.

3) Der Gnomon, wozu auf Schiffen die Segelstangen und der Mastbaum benutzt wurden (Ptol. Geogr. I, 7.). Den Gnomon auf Reisen schnell zu benutzen, diente das von dem Mathematiker Diodor (Prokl. Hypot. p. 103 ed. Halma), wahrscheinlich unter Physcon (wenn der von Achilles Tatius genannte Grammatiker gleiches Namens dafür gelten darf) erfundene Analemma, aber in der einfachern Einrichtung, wie bei Vitruv (IX, 5), nicht in der zusammengesetzten, zu orthographischen Projectionen bestimmten von Ptolemaeus. Dabei bemerkt Ptolemaeus noch (Geogr. I, 4.), dass Hipparch nur wenige Breitenbestimmungen machen konnte, und zwar unter einerlei Parallelen, wozu später andere unter einerlei Meridian hinzugefügt worden wären, um die Lage einiger Orte unter demselben Meridian mit einander in Verbindung zu bringen*).

Zu Längenbestimmungen gab es aber noch weniger Hülfsmittel, daher waren dieselben auch noch seltener. Ptolemaeus weiss nur eine einzige anzuführen aus correspondirender Beobachtung einer Mondfinsterniss zu Arbela und Carthago (Geogr. I, 4.). Er gibt die Meridiandifferenz beider Orte zu 2 Stunden ohne Bruch an, nach Delambre mit einer Ungewissheit von 3 — 4 Graden. Diese Schwierigkeiten mussten auch Einfluss auf die Karten haben. Hipparch wusste, dass sich die Meridiane an den Polen schneiden, er nahm aber doch bei der Ausführung, wie seine Vorgänger, bei den Parallelen und Meridianen, sich in rechten Winkeln durchschneidende gerade Linien an (Strabo p. 63.), und ging also nicht von trigonometrischen Lehrsätzen aus. Ptolemaeus bemerkt ausserdem (Geogr. I, 3.), dass man den Umfang der Erde nicht blos durch die Sciotherica im Meridian, sondern auch überhaupt durch zwei Bogen grösster Kreise finden könne, wenn man an zwei gegebenen Orten die Polhöhen, die Entfernung des Zeniths vom Pol und das Azimuth beobachte. Die Methode führt aber auf eine verwickelte Formel, deren Auflösung durch seine Trigonometrie noch nicht wohl möglich war. Weil nun auch die Beobachtung ihre Schwierigkeiten hatte, so zweifelte Delambre (T. II. p. 521), ob Ptolemaeus je einen Versuch damit gemacht habe. Da sich aber Ptolemaeus dabei auf sein dazu erfundenes Meteoroscop bezieht, ohne jedoch dasselbe weiter anzugeben, so dürfte man doch vielleicht eine einfache geodätische Probe, ohne besondere Genauigkeit, an einem kleinen Bogen vermuthen. Den Bogen des Aequators misst Ptolemaeus dabei durch den Winkel

*) In Schneider's Commentar zum Vitruv (Tom. III, p. 171) sind alle Definitionen eines Analemma der Commentatoren bis auf Rode gesammelt. Die einfachste und richtigste scheint mir die von Delambre (Hist. de l'astron. anc. T. II. p. 458) zu sein: das Analemma sei eine Hülfsfigur (subsidiaire), an welcher man Alles das nehme, was die Construction der Hauptfigur abkürzen und erleichtern könne.

am Pol, was Schwierigkeiten bei der Rectascension, und wahrscheinlich der Zeitbestimmung andeutet.

Die Geographie hatte sonach damals noch wenig Beistand von der Geometrie zu erwarten. Das Meiste mussten die Berichte von Reisenden liefern, wobei es an Unrichtigkeiten und Widersprüchen aller Art nicht fehlen konnte, besonders auch bei Messungen kleiner Distanzen, Vergleichung der Stadien u. s. w. Wissenschaftliche Untersuchungen konnten daher auch selten erwartet werden. Deswegen übergeht Ptolemaeus auch Strabo und benutzt hauptsächlich die Forschungen von Marinus Tyrius.

Marinus hatte allerdings Fortschritte gemacht und wollte die bekannte Erde bis zum tropicus Capricorni ausgedehnt haben. Er nimmt mehr Rücksicht, zum Nutzen der Reisenden, auf die Gestirne, um die Lage der Oerter unter die Kreise des Himmels zu bringen durch Beobachtungen am Mastbaume bei seinen Reisen. Er spricht von Reisen nach dem Orient durch das rothe Meer. Diese müssen aber nicht weit nach Süden sich erstreckt haben, weil über Indien die Frage nicht hinlänglich gelöst ist, ob dort die Bären ganz untergehen. Nach Messungen nimmt Ptolemaeus mit Marinus den Grad zu 500 Stadien an, den Parallel von Rhodus (36°) zu 400. Die Länge der bekannten Erde von den glücklichen Inseln bis zu den Serern zu 225° (Ptolemaeus corrigirt 180°), und gibt seine Messungen bald nach Stunden, bald durch Klimata an. Ueber seine Ansicht von den Karten tadelt ihn Ptolemaeus. Diese sollen nach ihm sphärisch sein bei der Vorstellung der ganzen bewohnten Erde, bei kleineren Theilen aber auf einer Ebene dargestellt werden, wo die Meridiane und Parallelen einander in rechten Winkeln schneiden. Alles höchst unvollkommen und dunkel, selbst nach Ptolemaeus' Zeugniss. Uebrigens erklärt auch Ptolemaeus mit Hipparch und Marinus den Canobus noch für den südlichsten Stern, obgleich auch mit dem Zusatze von Beiden, dass in jener Gegend noch mehrere Sterne sich fänden ohne Namen, zu welchen also auch Achenar erster Grösse, der letzte im Eridanus, aber 10° unter dem Horizont von Alexandrien, gerechnet werden muss. Da nun Ptolemaeus in seinem Sternverzeichnisse denselben mit einer sehr zweifelhaften Angabe von Länge und Breite*) anführt; so muss er diese Angabe aus einer Schiffernachricht entlehnt haben.

Bei Beurtheilung des Ortsverzeichnisses in Ptolemaeus' Geographie dürfte es der Kritik wenig gelingen, Ptolemaeus' Eigenthum auszumitteln. Die Codices dieser Schrift scheinen im Mittelalter das Schicksal aller Scholien, namentlich des sogenannten Scholiasten des Germanicus und der Siddhantas der Brahminen gehabt zu haben, dass des Interesses wegen jeder Grammatiker seine Bemerkungen hinzufügte, welche allmälig in den Text übergingen. —

---

*) Vergl. Bode's Uebersetzung des 7. Buchs der Syntaxis Einl. 83, und das Verzeichniss S. 197.

Das Angeführte wird hinreichen, Hipparch's und Ptolemaeus's Verdienste gehörig zu würdigen und ihr Streben zu zeigen, der Wissenschaft ihre eigne Richtung zu geben und die Natur zu studiren, ohne sich durch astrologische Träume und die Schwärmereien der Phantasie irre leiten zu lassen, oder blos das praktische Interesse im Auge zu behalten, sondern auf der philosophischen Grundlage der Schulen fortzubauen, dabei aber die Erfahrung zu fragen, wie weit jene beiden Kämpfe der Parteien Sicherheit gewähren. Nicht gering war die Aufgabe für Hipparch, aus den bis daher einzelnen unvollkommenen Versuchen eine wissenschaftliche Astronomie auszubilden, wobei ihm das Lob, welches Ptolemaeus seinen Talenten und seinen Forschungen ertheilt, unbestritten bleibt. Wenn man daher auch seine Beobachtungen nicht für genau und vollkommen erklären kann, so trägt davon die Zeit die Schuld, welcher er nicht voreilen konnte, und es bleibt ihm der Ruhm, der Gründer der Wissenschaft genannt zu werden, wenn auch nicht der feinste Beobachter.

Doch dürfen auch die Verdienste von Ptolemaeus um die Wissenschaft nicht verkannt werden. Durch die Bildung der Trigonometrie, obgleich auch noch in einfacher Gestalt. Durch die Erfindung seines Astrolabiums wurde er in den Stand gesetzt, Hipparch's Ideen in der Planetentheorie und der Praecession weiter auszuführen, sein Fixsternverzeichniss zu entwerfen und die Evection *) zu entdecken. Wenn also auch seine Hypothese jetzt veraltet ist, so kann doch nicht verkannt werden, dass er der neuern Astronomie vorgearbeitet hat. Ein Verdienst, welches ihm selbst Delambre zugesteht.

Ich wiederhole **) daher dessen Urtheil bei seinen letzten Untersuchungen über die alte Astronomie in seiner hist. de l'astron. moderne t. I. Hier fängt er gleich mit folgender Erklärung an: Les recherches les plus exactes et les plus scrupuleuses n'ont pu jusqu' ici nous faire découvrir d'autre Astronomie que celle des Grecs. Par tout nous retrouvons les idées d'Hipparque et de Ptolemée; leur Astronomie est celle des Arabes, des Persans, des Tartares, des Indiens, des Chinois et celle des Européens jusqu' à Copernic. In den vorgehenden Bänden macht er über die Aegypter die Bemerkung, que les Egyptiens étaient Astronomes tout juste ce qu'il fallait pour être charlatans. Ueber die Chaldaer setzt er hinzu: Je crois qu'on peut bien voir des hommes adroits qui n'avait négligé aucun moyen de fasciner et d'en imposer. Ueber ihre Beobachtungen von Finsternissen fällt er folgendes Urtheil: des Chaldéens ont

*) Er fand nämlich, dass die Mittelpunktsgleichung der Mondsbahn in den Syzygien kleiner ist, als in den Quadraturen, und zwar im Mittel = 6°, 20′, 30″, und die Evection = 1°, 19′, 30″, statt dass dieselbe jetzt noch Tobias Mayer angenommen wird = 6°, 18′, 15″, und die Evection = 1°, 6′, 12″.

**) Vergl. Arch. f. Phil. 1825. S. 135.

en des yeux, un ciel serein; voilà tout ce qu'on peut conclure! rien ne nous assure qu'ils aient fait aucun calcul, si ce n'est ceux d'un genre qui ne suppose que l'Arithmetique vulgaire (Hist. de l'astr. anc. T. II. S. 149). Halma nennt in seinem examen et l'explication du zodiaque de Denderah., Paris 1822, die Aegypter nur Astrologen und die Chinesen der alten Welt. Das ganze ägyptische Utopien sei nichts gewesen, als eine Fiction chimerique. —

Noch füge ich endlich das Urtheil Buttmann's über das Sternbild der Wage hinzu, welcher in Ideler's historischen Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten S. 373 f. die planmässige Anordnung des Thierkreises im höchsten Alterthum aus etymologischen Gründen zu erklären sucht. „Ueber das hohe Alter des Sternbildes oder des Zeichens," sagt er, — denn das müsse man, sobald vom ersten Ursprunge die Rede sei, doch für eins annehmen, — „könne kein Zweifel die seltsame Eintheilung des Thierkreises in eilf Zeichen, aber nicht mit Ueberlegung gemacht sein." Er glaubt daher, dass das Sternbild χηλαί, analog mit χηλός, ein Kasten, anfänglich so viel bedeutet habe, als die Schalen, die Wagschalen (lances), die Wage, in der älteren griechischen Sprache, in dem Dialect des Stammes, von welchem diese astronomischen Kenntnisse in Griechenland ausgegangen wären, und das späterhin dasselbe in der Bedeutung veraltet, und nur in der Astronomie übrig geblieben und dem Scorpion beigefügt sei, als deckende Schale (testa), in der doppelten Bedeutung, wie das deutsche Wort Schale." Darüber kann man von der Geschichte keine Auskunft erwarten. Dagegen, als Kleostratus (Ol. 61) den Widder und den Schützen (nebst den Böckchen) an den Himmel setzte, darf man die allmälige Entstehung des Thierkreises annehmen. So wurden die Pleiaden und Hyaden in der Gruppe des Stiers zusammengefasst. Die Zwillinge ohne Mythe*), wahrscheinlich noch in unbestimmter Gestalt, worauf der Stern Propus deutet, zunächst nur durch die Sterne in den Köpfen bezeichnet. So wurden nun auch die übrigen Sterne, welche die Sonne das Jahr hindurch in ihrem Laufe berührte, in Gruppen gefasst, wie die Phantasie dieselben eingab. Als nun Eudoxus's und Arat's Vorschrift**) — des Nachts sind stets eilf Zeichen sichtbar, sechs sind aufgegangen und fünf gehen auf u. s. w. —

*) Die Erscheinung der Dioscuren, als schützende Gottheiten der Schiffer, beziehen sich nur auf die Flämmchen, auf die Spitzen der Mastbäume nach einem Sturme, nicht aber auf das Zwillings-Gestirn, welches den Schiffern nicht jederzeit erscheinen kann. Nur Heynes Erklärung (Not. ad Apollod. III, 10, 7.) ihrer wechselnden Erscheinung in der Ober- und Unterwelt kann durch die gleichfalls abwechselnde Erscheinung des Phosphorus und Hesperus eine astronomische Bedeutung erhalten. Arat erwähnt das Gestirn nur kurz. Eratosthenes (c. 10) gedenkt nur der Bruderliebe der Dioscuren, und nur im Scholiasten des Germanicus werden alle Sagen vermengt.

**) Gesch. d. gr. Astr. S. 325.

in Anwendung gebracht wurde, kamen auf das ausgedehnte Gestirn des Scorpions zwei dieser 12 Theile, ohne dass in dem, was der Zufall zusammengeführt hatte, die Symmetrie verletzt worden wäre. Im Anfange unsrer Zeitrechnung war das Zeichen der Wage (ζυγός) bekannt, möchte nun Cäsar oder andere Römer aus Devotion gegen August, wegen seiner Gerechtigkeitsliebe, nach Virgil, oder andre ἀνέρες ἱροί nach Manetho (II, 130) die Veranlassung gegeben haben. Beide Ausdrücke finden sich also bei Ptolemaeus, und es bedarf keiner weitern Erklärung, wenn er z. B. im 9. Buche bei einer chaldäischen Mercursbeobachtung im Jahr 235 v. Chr. den Ausdruck ζυγός braucht, aber als Alexandriner hinzusetzt: κατὰ τὰς ἡμετέρας ἀρχὰς χηλῶν μοίρας ἴδστ. u. s. w. So stehen beide Ausdrücke in ganz einfacher Verbindung. Dieses war auch der Sinn meiner Frage (Gesch. d. gr. Astr. S. 296), welche Ideler (Hist. Untersuchungen etc. S. 371) für das Gegentheil nimmt. Gegründeter war dagegen seine Bemerkung in v. Zach's M. C. Bd. XV. April 1807. gegen meine Aeusserung (Gesch. d. gr. Astr. S. 503), dass Ptolemaeus die Momente seiner Beobachtungen nach Stunden angebe, statt dass dieselben nach der allgemeinen Gewohnheit der Griechen, und auch Ptolemaeus' selbst, blos die verschiedenen Parallelen ausdrücken. Eine missverstandene Stelle von Petavius hatte mich zu dem Irrthume veranlasst*).

So fragmentarisch auch die Nachrichten der Alten sind, so zeigen sie doch hinlänglich, dass die ersten Spuren der Astronomie sich bei den Orientalen in unbestimmten astrologischen Sagen verlieren, und dass in Griechenland zuerst mit Philosophie und Geometrie die Wissenschaft allmälig durch fortgesetzte Beobachtung entstand. Wer aber Hypothesen Vorzüge gestattet, wer die Ueberzeugung hat, dass die Astronomie bei einem Volke wie aus Einem Gusse aus einer Idee eines Begeisterten (vielleicht Hermes!) habe entstehen können, oder wer am gestirnten Himmel nur Hieroglyphen erblickt, oder durch weitgetriebene Analogieen, durch willkürliche, etymologische Combinationen Entdeckungen zu machen glaubt, wie z. B. Volney, der in seinen Ruinen (S. 22 u. 222) in den sieben Lampen an der Bundeslade die sieben Planeten, oder in dem mystischen Ei der Orphiker die elliptischen Planetenbahnen zu erkennen glaubt — gegen den bedarf es keiner Polemik. Dass man keine historische Wahrheit in diesen Hypothesen erwarten darf, zeigen schon ihre Mannigfaltigkeit und ihre Widersprüche. Nur gegen die Täuschung muss gewarnt werden, als ob die fingirten Cyklen die Geschichte in der vorhistorischen Zeit ergänzen könnten. Selbst Bailly gesteht, dass die Griechen in der Ausbildung der Astronomie [nach seiner Ansicht wieder] hätten von Vorne anfangen müssen.

*) Beiläufig übersetzt Buttmann den Namen Helice des grossen Bären, durch die Windung, der Schnörkel (von ἕλιξ), wegen der liegenden S. oder der Schlangenlinie der sieben Hauptsterne, Voss dagegen (ad Arat. v. 36 u. 91) richtiger und einfacher das Drehgestirn von der Bewegung um den Pol.

Die sinkende Wirksamkeit der deutschen Gymnasien.

Ein prophylaktischer Versuch.

Zweite Abtheilung.

Ich lasse auf die am Ende der ersten Abtheilung meines Versuchs*) gegebenen allgemeinen Bemerkungen über methodische Fehlgriffe beim Unterrichte überhaupt, noch einige besondere über Sprachunterricht folgen, und suche auch hier das hervorzuheben, was nach meiner Ansicht nur dazu beiträgt, das Erlernen der Sprachen unnöthiger Weise zu erschweren und dadurch den Schülern zu verleiden. Durchaus unzweckmässig scheint es mir, wenn der eigentliche grammatische Unterricht in einer Sprache auf eine zu lange Zeit, vielleicht auf einen Cursus von vier oder mehreren Jahren, ausgedehnt und dabei zu einseitig, d. h. blos in Bezug auf Grammatik getrieben wird. Wird das Erlernen und Einüben der Sprachformen auf eine mechanische, wenig energische Art durch einen Cursus von zwei Jahren hingeschleppt, so muss die Kraft und der Muth der Lernenden, die gar bald die Bemerkung machen, dass sie mit ihrem Fleisse so wenig vorwärts kommen, nothwendiger Weise erlahmen. Dasselbe muss erfolgen, wenn zur Erlangung einer Uebersicht der syntaktischen Regeln und zur Einübung derselben ein Cursus von zwei oder mehreren Jahren angesetzt ist, und wenn man selbst später nach Beendigung desselben bei der Erklärung der Schriftsteller immer nur wieder auf Grammatik und insbesondere auf Syntax zurückkommt. Ein Schüler, der auf diese Weise behandelt wird, ist für das Auffassen der Geist und Leben athmenden Sprache — gleichviel ob es eine alte oder eine neue ist — eigentlich schon verdorben: er wird ein Wortklauber, ein Wortgelehrter; den Geist der Sprache wirklich auffassen und dieselbe mit Kraft und Leichtigkeit behandeln, wird er wohl schwerlich lernen. Und dennoch wird der Unterricht in den alten und neuen Sprachen noch auf vielen Schulen auf diese Art betrieben. Ich glaube, die Wurzel dieses Uebels liege in einer verkehrten Ansicht gar vieler Lehrer, nach welcher diese meinen, Grammatik treiben und Sprachen treiben und lernen, sei identisch, ein guter Grammatiker sei auch zugleich ein guter Sprachkenner. Das Studium der Grammatik ist nur die Thür zum Verständniss einer Sprache; ist dem Schüler diese Thür geöffnet, dann darf er nicht länger am Eingange des Sprachheiligthums stehen bleiben, sondern muss näher treten und sich wohlgemuth im Innern desselben ergehen. Nach meinem Dafürhalten darf sich

---

*) S. Zehnter Supplementband, erstes Heft. S. 98 u. ff.

der grammatische Cursus, mit welchem der Unterricht in jeder Sprache beginnen muss, nur höchstens auf einen Zeitraum von zwei Jahren erstrecken. Das erste Jahr ist dem Einüben der Sprachformen, das zweite dem Erlernen und Anwenden der Regeln der Syntax zu widmen. Wenn dabei mit Energie verfahren, alles überflüssige Beiwerk vermieden und die wöchentliche Stundenzahl für den Cursus hinlänglich gross bestimmt wird, reicht ein Zeitraum von zwei Jahren vollkommen hin, um zum Ziel zu gelangen; für Schüler, die schon im Sprachenlernen geübt sind, ist auch ein noch kürzerer Zeitraum ausreichend. Die successive Methode bietet in dieser Beziehung mancherlei Vortheile dar: sie überhebt den Schüler der Nothwendigkeit, sich zu gleicher Zeit mit dem grammatischen Studium von zwei Sprachen zu beschäftigen — welche Nothwendigkeit nach den jetzigen Gymnasialverhältnissen so oft eine Qual für die Schüler wird — und verstattet, da in eine Klasse immer nur der grammatische Cursus einer einzigen Sprache fällt, diesen, als Hauptgegenstand des Unterrichts, mit einer hinlänglichen Anzahl von wöchentlichen Lehrstunden zu bedenken. Ich bitte hierüber den am Ende befindlichen Lectionsplan zu vergleichen. Zwei Punkte dürfen während des grammatischen Cursus nie vernachlässigt werden. Der eine besteht darin, dass kein Paradigma erlernt, keine syntaktische Regel mitgetheilt werde, ohne dass nicht sogleich eine Anwendung derselben in der Sprache selbst erfolge. Diese Anwendung geschieht am zweckmässigsten durch einzelne schlagende Beispiele und zusammenhängende Lectüre eines leichten Schriftstellers, die aber jetzt nur rein grammatisch ist und daher auch nicht schnell vorwärts schreiten kann. Dabei rathe ich, nur Einen Schriftsteller zur Anfangslectüre zu benutzen. Werden derselben wöchentlich auch nur 4 Stunden gewidmet, so wird es nicht schwer fallen, dennoch innerhalb eines Jahres, z. B. beim lateinischen Sprachunterrichte, den ganzen Cornelius Nepos durchzuarbeiten. Der zweite Punkt ist, dass sogleich vom Anfange an auf eine möglichst grosse Vokabelkenntniss hingearbeitet werde. Ohne solche ist, selbst wenn man gute grammatische Kenntnisse hat, doch mit der Sprache nichts anzufangen. Mit welcher Leichtigkeit wird sich auch schon der Knabe nach seiner Weise in der Sprache bewegen, wenn er in seinem Gedächtnisse über einen Vorrath von mehreren tausend Wörtern zu gebieten hat. Ich möchte fast glauben, dass langsame Fortschritte in den Sprachstudien oft einen Hauptgrund darin haben, dass die Schüler nicht mit hinlänglicher Vokabelkenntniss versehen sind. Wie man dem Zöglinge zu derselben verhelfen soll, wird sich jeder denkende Lehrer selbst sagen können. Ich bin, wenigstens im ersten Jahre des grammatischen Cursus, nicht gegen das mechanische Auswendiglernen derselben. Nur benutze man zur Aufgabe der Vokabeln nicht die Reihenfolge der Wörterbücher; man schreibe etwa 10 Vokabeln täglich, gerade, wie sie der Unterricht an die Hand gibt, an die Wandtafel, lasse sie von den Schülern sorgfältig

in ein Buch eintragen und auswendig lernen. So können mit Leichtigkeit schon im ersten Jahre über 2000 Vokabeln dem Gedächtnisse eingeprägt werden. Der ganze Vokabelschatz muss von Zeit zu Zeit regelmässig in der Schule repetirt werden. Ohne diese Wiederholungen würden von vielen Schülern die meisten Wörter wieder vergessen werden: die auf das Erlernen derselben verwendete Muse würde eine vergebliche gewesen sein. Ein vortreffliches Mittel, Anfängern zur Vokabelkenntniss zu verhelfen, ist auch, sie die zu erlernende Sprache, so oft als möglich, natürlich anfangs nur in kurzen, leicht verständlichen Sätzen, sprechen hören zu lassen. Das Sprechenhören regt auch den Trieb zum eigenen Sprechen an, je früher dieses geübt wird, desto erfolgreicher wird der Sprachunterricht werden. Doch hierüber mich näher zu erklären, wird sich gleich Gelegenheit darbieten.

Nach Beendigung des grammatischen Cursus nimmt der Sprachunterricht eine ganz andere Gestalt an: das Ziel, welches man jetzt zu erreichen streben muss, ist, die Sprache richtig und mit Leichtigkeit sprechen zu lernen. Daher tritt nun allmälig das Studium der Grammatik zurück — denn durch die Grammatik allein lernt man keine Sprache sprechen — und aller Unterricht concentrirt sich in zwei Uebungen, welche fortwährend und mit Fleiss getrieben werden müssen: in der Lesung der Schriftsteller und in dem eigentlichen Sprechen. Soll der Sprachunterricht seinen Zweck nicht verfehlen, so muss durchaus Fertigkeit im Sprechen der erlernten Sprache als Zielpunkt gesetzt werden. Nur in der griechischen Sprache halte ich es nach den jetzigen Verhältnissen für überflüssig, bis zum fertigen Sprechen fortzustreben: ich habe mich schon oben über den Umfang erklärt, der dem griechischen Sprachunterrichte auf Gymnasien zu geben ist. Was nun aber das Lateinische, Französische und Englische betrifft, so wollen wir Umfrage auf den Gymnasien halten, ob denn ihre Zöglinge den eben gestellten Zielpunkt erreichen? Einzelne gute Köpfe mögen an denselben gelangen, aber die Mehrzahl unserer Gymnasiasten beginnt das Werk, bleibt aber weit entfernt von der Vollendung desselben, und im Laufe des spätern Lebens fällt der angefangene Bau wieder zusammen, ohne bleibende Wirkung auf Geist und Gemüth zu äussern. Wir bilden unsere Schüler zu sprachlichen Halbwissern, wir lassen sie die äussere Schale jahrelang benagen, führen sie aber nicht zum stärkenden Genuss des wohlschmeckenden Kerns, wir hoffen, dass das spätere Leben Das ergänzen und vervollständigen werde, was schon auf der Schule zur Vollständigkeit gebracht werden sollte. Diese Halbheit in den Sprachstudien muss aufhören; streben wir derselben nicht aus allen Kräften entgegen, so ist es unmöglich, den Vorwurf sinkender Wirksamkeit von unseren Gymnasien abzuwenden. —

Ich will es versuchen, den Weg kürzlich anzudeuten, der nach Beendigung des zweijährigen grammatischen Cursus betreten werden

muss, um glücklich an das Ziel zu gelangen. Zuerst spreche ich von der Lesung der Schriftsteller. Anfangs werden bei derselben noch hier und da die nöthigen grammatischen Bemerkungen hinzugefügt; hat aber der Schüler sich einen gewissen grammatischen Geist und Takt angeeignet, der es ihm möglich macht, durch eigene Kraft grammatische Schwierigkeiten — die ja so oft mehr in der Methode des Sprachunterrichts, d. h. in der vorliegenden Sprachlehre, als in der Sprache selbst liegen — zu überwinden, und dieser Fall tritt, wenn er nach einer Grammatik, wie ich sie wünsche, unterrichtet worden ist, gewiss bald ein; dann wird die Lectüre rein cursorisch, schnell fortschreitend, dabei aber Schönheit des Ausdrucks, Inhalt und Sachen berücksichtigend. Vorzüglich gelungene Stellen des Schriftstellers werden auswendig gelernt und dann mit Anstand und Würde recitirt. Die Schriftsteller werden nicht neben einander, sondern nach einander gelesen; womöglich muss jede angefangene Schrift ganz durchgelesen werden; man wähle daher solche, die keinen allzugrossen Umfang haben. Das Nebeneinanderlesen ist eben so zerstreuend und Zeit und Kraft zersplitternd, wie die ein- oder zweistündigen wöchentlichen Lectionen überhaupt. Liest z. B. ein Schüler Stellen aus Cicero, Livius und Horaz neben einander, so wird keiner dieser Autoren den rechten Eindruck auf ihn machen; er wird Inhalt und Spracheigenthümlichkeiten derselben mit einander verwechseln und nie zum klaren Anschauen der Classicität gelangen, die sich in ihnen ausspricht. Wäre wohl ein wahrer Vortheil zu erzielen, wenn wir drei deutsche Schriftsteller, einen Philosophen, Historiker und Dichter neben einander lesen wollten? Jeder würde, wenn wir es thäten, unser Verfahren verkehrt nennen. Die Lectüre eines und desselben Schriftstellers muss wenigstens ein halbes Jahr hindurch ununterbrochen fortgesetzt werden; zu oft mit den Autoren zu wechseln, ist nachtheilig, denn es zerstreut und führt zur Oberflächlichkeit; Dichter sind später als Prosaiker zu lesen. Ausserdem ist es sehr rathsam, vorzüglich solche Schriften zu lesen, deren Inhalt die Erreichung von Schulzwecken befördern kann. Das Sprachliche und Reale muss stets in einander greifen, mit sprachlichem Wissen muss zugleich auch reales erreicht werden. So kann die Lectüre manches latein. und griech. Classikers eine treffliche Vorbereitung auf das Studium der alten Geschichte gewähren, in der Lectüre in den neuern Sprachen kann der Unterricht in der Geographie, Naturgeschichte und neuern Geschichte zweckmässige Stützpunkte erhalten. Aber was liest man jetzt gewöhnlich? Wir wollen nur in Bezug' auf das Französische antworten: unmethodisch zusammengestellte Chrestomathien oder, wenn's hoch kommt, veraltete Schriftsteller, Florian's fade Erzählungen, Fenelon's langweiligen Télémaque, Corneille's und Molière's Steifheiten. Wie weit verirrt man sich hier von den Zwecken der Schule, wie macht man auf diese Art die Lectüre unwirksam für die Schule und für das Leben, da doch so Viel darauf ankommt, dass sie sich so nahe

als möglich an letzteres anschliesse. Der Lehrstoff muss daher aus den neuern französischen Schriftstellern gewählt werden: Delavigne, Lamartine, Leclercq und viele Andere werden Treffliches bieten; im Allgemeinen schreiben die Franzosen so correct Prosa, dass man getrost auch unberühmte Schriftsteller lesen kann. —

Ehe wir weiter gehen, muss ich noch einen Punkt besprechen. Er betrifft die Selbstthätigkeit der Schüler bei der Lectüre. Wird diese nicht von der Schule zweckmässig in Anspruch genommen, so wirkt die Lectüre wenig oder nichts. Diese Thätigkeit der Schüler zeigt sich aber vorzüglich in der tüchtigen Vorbereitung auf die zu lesenden Pensa; hat eine gute Vorbereitung stattgefunden, dann ergibt sich die Aufmerksamkeit während der Lehrstunde ganz von selbst. Nur bei Schülern, die sich schon hinlängliche Gewandtheit und Fertigkeit in einer Sprache erworben haben, mag der Fall eintreten, dass der Lehrer auch Prosa mit ihnen liest, auf die sie sich nicht vorbereitet haben, denn die Vorbereitung ist dann nicht mehr nöthig; auf allen tieferen Stufen des Sprachunterrichts halte ich sie aber für unerlässlich. Wie es mit derselben auf unseren Gymnasien stehe, wollen wir hier nicht untersuchen; dass sie aber jedes Gymnasium seinen Schülern zur strengsten Pflicht machen müsse, wenn seine Wirksamkeit nicht sinken soll, davon hat mich lange Erfahrung hinlänglich überzeugt. Die rechte Vorbereitung muss durch sorgfältigen Gebrauch der erlaubten literarischen Hülfsmittel schon so weit mit dem Sinne des Pensums und dem Geiste seines Verfassers bekannt machen, dass die Erklärung in der Lehrstunde selbst nur als nothwendige Berichtigung und Ergänzung der selbst erworbenen Erkenntniss erscheint. Denn so wie bei jedem andern Lehrgegenstande, so vermag auch hier die Schule uns den rechten Weg zu zeigen und vor Verirrungen und Fehltritten zu schützen, die Hauptsache bleibt das eigene rege Streben des studirenden Jünglings selbst. Wenn der Schüler blos die ihm unbekannten Vokabeln in sein Praeparationsbuch einträgt und hier und da die Grammatik wegen einer Regel zu Rathe zieht, so kann ich dieses — so viele Gymnasiallehrer auch damit zufrieden sein mögen — noch keine hinlängliche Vorbereitung nennen. Fortwährende Aufmerksamkeit auf den grammatischen und stilistischen Zusammenhang der Sätze und Perioden, Erweckung der nothwendigen Sachkenntnisse, fleissige Betrachtung der Grundbedeutungen der Wortstämme und der synonymischen Verwandtschaft derselben sind nothwendige Bedingungen einer guten Vorbereitung. Geübtere Schüler müssen bei der Vorbereitung auch Rücksicht auf die rhetorischen und ästhetischen Schönheiten des Schriftstellers nehmen. Dabei ist es sehr nützlich, jedes Pensum einige Male laut zu lesen und die vorläufige Uebersetzung desselben in die Muttersprache zu versuchen, denn diese Uebungen tragen sehr viel zur Befestigung der durch die eigentliche Praeparation erworbenen Kenntnisse bei und geben eine für die Lehrstunde vortheilhafte Sicherheit in der Wahl des Ausdrucks. Der fleissige

Schüler wird sich durch die scheinbaren Schwierigkeiten einer solchen Vorbereitung nicht abschrecken lassen, er wird sich in allen den Einzelheiten, welche zu derselben gehören, bald eine hinlängliche Uebung erwerben, und was ihm anfangs schwierig schien, wird bald seine liebste Arbeit werden, denn nichts ist geschickter, die Kräfte der Seele in ihrer Vielseitigkeit zu beschäftigen, als eine sorgfältige, gemüthliche Vorbereitung auf irgend ein sprachliches Pensum. Scheitert ja das rege Streben des jugendlichen Geistes an dieser oder jener schwierigen Stelle, der Schüler darf sich dadurch nicht stören lassen, der Lehrer wird die unwegsamen Stellen zu ebnen wissen. Dass auf allen Gymnasien diese Art der Vorbereitung auf die zu lesenden Pensa eingeführt werde, halte ich — wie schon gesagt — für unumgänglich nothwendig. Ohne sie ist in der Lehrstunde selbst an das intensive Eindringen in den Schriftsteller, an die Bewältigung des Sprachstoffs und an das schnelle Fortschreiten der Lectüre nicht zu denken. — Die Vorbereitung wird durch gute Hülfsmittel sehr erleichtert: an zweckmässig bearbeiteten Wörterbüchern ist kein Mangel, wohl aber an passenden Schulausgaben der Autoren, sowohl in den alten, als auch vorzüglich in den neuern Sprachen. Ausgaben, welche nichts weiter als den Text enthalten, sind unzweckmässig, da sie das Vorbeitungsgeschäft allzusehr erschweren; Ausgaben, welche unter dem Texte die Uebersetzung von allen, nur einigermassen verwickelten Stellen angeben, sind unzweckmässig, weil sie jenes Geschäft allzusehr erleichtern. Denn darin, dass der Schüler für die fliessende Uebersetzung in der Lehrstunde durch die Wahl des richtigsten Ausdrucks vorarbeite, besteht ja ein Haupttheil seiner selbstständigen Thätigkeit bei der Vorbereitung. Von einer guten Schulausgabe verlange ich nichts, als dass sie in kurzen, deutlichen Noten die Realien erläutere, und nur bei verwickelten Stellen den Sprachgebrauch erkläre und auf die Grammatik hindeute. Kritische, die varietas lectionum beleuchtende Noten nützen, so sehr sie auch den Scharfsinn ihrer Verfasser beurkunden, doch in den meisten Fällen für die Schule nichts und müssen daher wegbleiben. Ebenso halte ich es für nachtheilig, wenn der Lehrer bei der Lesung und Erklärung der alten Classiker sich zu oft mit emendirender Kritik beschäftigt. Tüchtigere Schüler mögen bisweilen ihre Combinationsgabe auf diese Art üben; im Allgemeinen gehören aber solche Studien für den eigentlichen Philologen und nicht für die Mehrzahl der Gymnasiasten. — Das Geschäft der Vorbereitung sich durch den Gebrauch von Uebersetzungen zu erleichtern, ist durchaus fehlerhaft: jedes Gymnasium, das sich die Wirksamkeit seines Sprachunterrichts sichern will, muss alle Uebersetzung mit unerbittlicher Strenge aus den Büchersammlungen seiner Zöglinge vertilgen: ein Schüler, der tüchtige Sprachen treiben will, darf gar nicht wissen, dass es andere Uebersetzungen gibt, als die er sich selbst verfertigt hat. Es ist unglaublich, wie viel Unheil in dieser Beziehung durch die Bemühungen derjenigen gestiftet wird, welche mit tadelnswerther

Bereitwilligkeit die ehrwürdigen Denkmäler griechischer und römischer Kunst und Gelehrsamkeit in ein flüchtig zusammengefügtes, die schöne Form des Originals nicht selten verhüllendes, deutsches Gewand zu kleiden und die erhabenen Geister des Alterthums, auf diese Weise aufgestutzt, in Duodez- und Sedezausgaben wohlfeilsten Kaufs der ganzen Welt, vorzüglich aber den arbeitsscheuen Schülern zugänglich zu machen suchen. Gerade von diesen werden sie auf das treulichste benutzt: was kann diesen erwünschter sein, als sich für den geringen Preis von wenigen Groschen Schriften zu verschaffen, die nach ihrer Ansicht jede Vorbereitung in reichem Maasse ersetzen? Auch bei der Vorbereitung auf die Schullectüre in den neueren Sprachen ist der Gebrauch von Uebersetzungen durchaus verwerflich. Wer solche Hülfsmittel gebraucht, begeht eine Betrügerei gegen sich selbst und gegen seinen Lehrer, und erstickt in sich alles Gefühl der Gründlichkeit, jeden wissenschaftlichen Sinn. Ja fürwahr, alle Uebersetzungen in den Händen der Schüler sind würdige Gegenstände für das Feuer; aus der Asche derselben wird, zum Heil und Frommen der Gymnasien, der Phönix eines neuen gründlichen Sprachstudiums ihrer Zöglinge emporsteigen. — Eine andere Frage ist, ob das Gymnasium verlangen soll, dass die Schüler selbst Versionen von den gelesenen Schriftstellern niederschreiben? Für die späteren Generationen der Schüler können aus den geschriebenen Uebersetzungen dieselben Nachtheile hervorgehen, wie aus den gedruckten, denn es ist nicht selten der Fall, dass solche geschriebene Versionen gleichsam als Inventarienstücke in der Klasse bleiben und von einem Schüler auf den andern forterben; dazu werden die Schüler, wenn die Schriftsteller cursorisch gelesen werden, durch das Niederschreiben der Version allzusehr belastet. Ich bin daher der Ansicht, dass blos während des grammatischen Cursus Versionen niederzuschreiben sind, hier gewähren sie auch bei der Wiederholung der gelesenen Prosa mannigfachen Nutzen und können ausserdem als Uebung im deutschen Stil gelten; geübtere Schüler brauchen keine Versionen weiter zu machen. Ausgenommen ist der Fall, dass diese ihre Kraft versuchen wollten, um mit Lust und Liebe ein fremdes Original in ein schönes deutsches Gewand zu kleiden, doch werden solche Uebungen mehr ein Geschäft des Privatfleisses, als der eigentlichen Schulthätigkeit sein können. Solche Uebersetzungen werden auch nicht leicht ein Gemeingut der Klassen werden, da Jeder, was er mit Aufwand von Kraft und Mühe gearbeitet, auch gern für sich behalten wird. — Die öffentliche Lesung der Schriftsteller muss durch Privatlectüre unterstützt werden. Sie tritt zum Theil als die öffentliche Lesung ergänzend, zum Theil aber auch ganz selbstständig auf. Je mehr die Schüler an eine gediegene Vorbereitung auf die öffentlich zu lesenden Schriftsteller gewöhnt sind, desto leichter wird ihnen die Privatlectüre werden. Ich halte sie für eben so nothwendig zum schnellen Fortschritt in der Sprachkenntniss, als angenehm für die Schüler selbst; Sprachstudien können nur da recht gedeihen, wo es

zum Geist und Ton der Schule geworden ist, auch privatim fleissig zu lesen. Forschen wir nach, auf welche Art viele berühmte Männer zu der umfassenden Sprachkenntniss gekommen sind, die wir an ihnen bewundern, so werden wir finden, dass sie gewohnt waren, die Privatlectüre in den alten und neuen Sprachen zur Palaestra ihrer geistigen Kräfte zu machen, dass sie schon als Knaben und Jünglinge durch stillen, häuslichen Fleiss die Schätze zu sammeln anfingen, welche die Zierde ihres ganzen spätern Lebens wurden. —

Wird Behufs des Sprachunterrichts die Lesung der Schriftsteller auf den Gymnasien nach den Andeutungen getrieben, die ich hier gegeben habe, so wird der Erfolg gewiss ein sehr erfreulicher sein. Es ist überraschend, wie viel auf diese Art und bei gewissenhafter Benutzung der Zeit gelesen werden kann. Ich führe einige Beispiele an. Die Odyssee enthält in ihren 24 Rhapsodien gegen 12,200 Verse. Werden nun innerhalb eines Semesters von 20 Schulwochen wöchentlich in 4 Stunden 400 Verse gelesen, so sind am Ende des Semesters 8000 Verse, also zwei Drittheile der ganzen Odyssee durchgelesen. Das übrig bleibende Dritttheil kann während desselben Semesters mit Leichtigkeit als Privatlectüre behandelt werden, zu welcher man am besten diejenigen Rhapsodien auswähle, die in sprachlicher Beziehung die leichtesten sind. Haben die Schüler die Odyssee gelesen, so wird es ihnen später ein Leichtes sein, in jeder Stunde 120 Verse der Iliade zu vollenden. So werden von den 16,000 Versen, welche diese enthält, in einem Semester 10,000 gelesen werden können, und die übrig bleibenden 6000 Verse fallen der Privatlectüre anheim. Auf diese Weise kann die Lesung der beiden Musterwerke epischer Poesie innerhalb zweier Semester vollendet werden, während es jetzt wohl kaum ein Gymnasium gibt, auf welchem jährlich mehr als 5 — 6 Rhapsodien homerischer Dichtung durchgelesen werden. — Die drei Bücher der Schrift Cicero's von den Pflichten enthalten 93 Capitel. Diese dürfen zu ihrer Lesung, wöchentlich 4stündig, kaum ein Vierteljahr wegnehmen: sie können mithin innerhalb eines Semesters, was wegen ihres Inhalts rathsam ist, ganz bequem zweimal durchgelesen werden. — Nur Uebung macht den Meister; nur durch Uebung ist Sprachfertigkeit zu erlangen. Der Lehrer lasse sich daher durch die anfänglichen Schwierigkeiten nicht abhalten, viel zu lesen. Wer beim Anfange des Semesters stümperhaft übersetzt, wird es am Ende desselben geläufig thun; wer dort noch mit den Wortformen zu kämpfen hatte, wird hier schon frei mit denselben schalten und walten können. Sprachübung kann nur sehr unvollkommen erreicht werden, wenn so langsam, nach der für die Lehrer bequemen statarischen Methode, gelesen wird, wie dies jetzt fast auf allen Gymnasien geschieht. Der Schüler, welcher sich mit der Odyssee, oder mit dem Telemaque, oder mit Wakefield's Vicar jahrelang herumschlagen muss, wird zuletzt allen Muth und alle Lust zum Weiterlesen verlieren. Man wende mir nicht ein, dass ein Viellesen, wie ich es will, in Gymnasialklassen

unausführbar sei. So gut einzelne Gymnasiasten innerhalb einer Woche ganze Rhapsodien aus dem Homer oder ganze Reden Cicero's niederschreiben, so gut können sie dieselben auch in der Klasse übersetzen. Alles kommt hier nur auf den guten Willen der Lehrer an, an den wir uns ja wohl mit dem vollsten Vertrauen wenden dürfen. Man wende mir auch nicht ein, dass ein solches Viellesen zur Oberflächlichkeit führe. Wer das sagen kann, dem spreche ich Erfahrung ab. Eine Redewendung z. B., welche beim langsamen Lesen innerhalb eines Jahres etwa nur drei- bis viermal vorkommt, wird beim Viellesen vielleicht 10- oder 20mal vorkommen, und muss daher dem Schüler geläufiger werden und sich dem Gedächtnisse tiefer einprägen, als wenn er sich nur einige Male an derselben übt. Dabei wird von denen, die nur der statarischen Lectüre huldigen, ein Hauptnutzen, den das schnelle, cursorische Lesen hat, ganz übersehen. Es ist nämlich ganz unmöglich, dass ein Schriftwerk, dessen Lesung durch mehrere Semester langsam hingeschleppt wird, den vollen, lebendigen Eindruck auf den Verstand und das Gefühl des Jünglings mache, den es zu machen im Stande ist, wenn es ununterbrochen und schnell, in möglichst kurzer Zeit gelesen wird. Man lese Goethe's Herrmann und Dorothea innerhalb 9 Tagen, an jedem Tage einen Gesang, und sehe zu, ob der Eindruck, den das herrliche Gedicht auf uns macht, so gross und so vollständig sei, als wenn man es innerhalb einer Stunde ganz durchliest. Und was ist es wohl, das die Schüler endlich als bleibendes Eigenthum von der Lesung der Schriftsteller behalten? Doch nichts Anderes, als der Eindruck, den diese auf ihre Seele gemacht haben und den sie oft noch im hohen Alter lebendig und frisch bewahren. Daher müssen wir alle Sorgfalt aufbieten, dass ihnen solche Eindrücke nicht verkümmert werden. Für ängstliche Gemüther, die da glauben, es sei Alles verloren, wenn die statarische Methode aufgegeben werde, findet sich noch ein Ausweg: sie mögen, wenn sie 4—5 Stunden cursorisch gelesen haben, eine Stunde, gleichsam als Repetition, der statarischen Erläuterung aller gerade vorkommenden Formen u. s. w. widmen. Ich habe aber den Muth, auch diese Repetitionsstunden wegzulassen und lebe der guten Hoffnung, dennoch beim Sprachunterrichte zu einem erfreulichen Ziele zu gelangen, denn ich unterstütze die Lesung noch mit einer zweiten, durchaus nothwendigen Uebung. —

Diese zweite Uebung, welche nach Vollendung des grammatischen Cursus die Thätigkeit des Lehrers und Schülers eben so sehr, wie das Lesen in Anspruch nehmen muss, ist das eigentliche Sprechen. Die einfachste und leichteste Methode, den Lehrling dahin zu bringen, dass er eine fremde Sprache in kurzer Zeit fertig und sicher sprechen lerne, besteht, wie ich schon angedeutet habe, darin, dass man ihn die fremde Sprache so oft, als nur immer möglich, sprechen hören lässt und ihn geradezu zwingt, in derselben zu antworten und Gespräche zu versuchen. Wir wissen ja, mit

welcher Leichtigkeit selbst kleine Kinder, die gerade keine glänzenden Anlagen haben, ohne allen grammatischen Unterricht zum Sprechen einer Sprache gebracht werden, wenn sie in Verhältnisse kommen, wo sie diese nun immer hören und sich veranlasst sehen, ihre Bedürfnisse in der fremden Sprache zu fordern. Um wie viel schneller und sicherer werden die Fortschritte im Sprechen sein müssen, wenn Schüler, die schon mit den Hauptregeln der Grammatik vertraut sind, auf diese Weise zu demselben geführt werden. Es kann zwar der Fall eintreten, dass gerade solche Zöglinge, weil sie mit den Schwierigkeiten der Grammatik bekannt sind, sich fürchten, beim Sprechen Fehler zu machen und sich daher ängstlicher benehmen, als das kleine, unerfahrne Kind, aber dann kommt es nur darauf an, diese Scheu vor dem Sprechen, welche, sobald nur einige Uebung da ist, von selbst wegfällt, auf eine zarte Weise zu behandeln und begangene Fehler nicht mit Strenge zu ahnden. Ist es doch in dieser Beziehung ganz vorzüglich wahr, dass kein Meister vom Himmel falle. — Wie die in einzelnen Fällen fast wunderbare Wirkung, welche für den Erfolg des Sprachenlernens solche fortwährende Auffassungen durch das Ohr und das Zwingen zum Selbstsprechen haben, bisher von den Gymnasien so wenig gewürdigt werden konnte, lässt sich schwer begreifen. Finden sich doch noch viele Gymnasiallehrer, die ganze Jahre hindurch beim Unterricht im Lateinischen ihre Zöglinge kein einziges selbstgesprochenes Wort in dieser Sprache hören lassen und noch viel weniger diese selbst auffordern, einen Versuch im Sprechen zu machen. Dass man im Griechischen auf das Sprechen hinarbeite, ist aus den schon früher angeführten Gründen unnöthig: ich verlange es daher nicht; dass aber im Lateinischen und in den neuen Sprachen keine Uebung unterlassen werde, welche zum sichern und leichten Sprechen führen kann, muss allen Gymnasien zum unerlässlichen Gesetz gemacht werden. Die Schwierigkeiten, die sich bei dem Festhalten an demselben darbieten werden, sind wenigstens nur scheinbar und lassen sich, auch wenn es wirkliche sein sollten, leicht beseitigen. Eine Hauptschwierigkeit, nämlich die, dass sich nicht überall Lehrer finden, welche die Sprachen, die sie lehren, auch sprechen können, kann am wenigsten anerkannt werden. Ich meine, dass der Lehrer, welcher eine Sprache nicht fertig sprechen kann, sie auch nicht erfolgreich, bis zum Sprechen lehren könne, und dass daher die Anstellung an Gymnasien als Sprachlehrer Allen zu verweigern sei, die ihre Tüchtigkeit in dieser Beziehung nicht darthun können. Unsere Schulamtscandidaten werden, wenn ihre Ansellung an diese Bedingung geknüpft ist, schon die geeigneten Schritte zur Erfüllung derselben zu thun wissen. Der Lehrer sei also wohlgeübt im Sprechen der Sprachen, die er lehrt, und dann lasse er sobald der grammatische Cursus vollendet ist, die Schüler in allen Sprachstunden kein anderes Wort hören, als in der Sprache, in der er eben unterrichtet. Man glaube ja nicht, dass dadurch die Wirk-

samkeit des Unterrichts gehemmt werde: anfangs wird der Schüler allerdings oft nur errathen können, was der Lehrer wolle; aber gewiss schon am Ende des ersten Halbjahrs wird er wirklich verstehen lernen, was gesprochen wird; im zweiten Halbjahre wird er schon anfangen, selbst mitzusprechen, und später wird es dem Lehrer ein wahres Vergnügen sein, mit seinen Schülern zu conversiren, ja diese werden es im Gefühle der gewonnenen Uebung als eine Lieblingsbeschäftigung betrachten, unter einander selbst zu sprechen, und auf diese Art mit Leichtigkeit und ohne grosse Anstrengung grössere und schnellere Fortschritte machen, als wenn sie täglich mehrere Stunden mit schriftlichen Sprachübungen, d. h. Uebersetzungen, Exercitien u. dgl. beschäftigt werden. Ich bin überzeugt, dass nur allein fleissiges, anhaltendes Sprechen, das durch vieles Sprechenhören vorbereitet worden, zum schnellen und sichern Besitz einer Sprache führt, und dabei zum grossen Vortheil der Lernenden bedeutende Ersparnisse von Zeit und geistiger und physischer Kraft verstattet. Es ist demnach ganz gewiss hohe Zeit, dass wir zu einer Methode zurückkehren, die schon vor Jahrhunderten von Einzelnen empfohlen, aber nur selten mit der Energie gehandhabt worden ist, welche ihr allein einen höchst wirksamen und überraschenden Erfolg zu sichern vermag. —

Wird das Lesen der Schriftsteller und das Sprechen recht getrieben, so wird sich das Schreiben der zu erlernenden Sprachen von selbst finden. Schreibübungen beim Sprachunterricht auf den Schulen werden aber immer in einer gewissen Beschränkung gehalten werden müssen, einmal deswegen, weil das Schreiben der erlernten Sprache erst im spätern Leben seine eigentliche Bedeutung findet, und dann, weil Schreibübungen als Sprachübungen, zu weit ausgedehnt, einen Aufwand von Zeit und Kraft erfordern, der besser zu anderen Zwecken benutzt wird und zum sichern Ergreifen der Sprache nicht einmal nöthig ist. Im Griechischen fallen sie natürlich ganz weg; im Lateinischen sind sie natürlich in noch engere Grenzen einzuschränken, als in den neueren Sprachen. Ein kurzes lateinisches Scriptum in jeder Woche ist hinreichend, um den Schüler eine Uebung zu verschaffen, die es ihm möglich macht, wenn er später lateinisch schreiben will, dieses mit hinlänglichem Erfolge zu thun. Um lateinische Bücher zu schreiben, lernt doch jetzt Niemand mehr lateinisch; selbst die Philologen geben nach und nach die alte Sitte auf, in den Noten zu den Classikern lateinisch zu commentiren und zu interpretiren. Auch sie legen ihr Pfund zu dem Gewichte, welches die Wagschale des Humanismus sinken macht; sie untergraben, ohne es zu wollen, die Säulen, auf welchen das Gebäude ihrer Gelehrsamkeit ruht. Das Lateinischschreiben unserer Gelehrten bezieht sich ja fast nur noch auf Schul- und Universitätsprogramme. — Was nun die Art, wie Schreibübungen zu treiben, betrifft, so sind nur für den Anfang sogenannte Exercitien, d. h. Uebersetzungen aus der Muttersprache in die fremde, zu gestatten; später müssen durchaus

freie Scripta, d. h. sogleich in der fremden Sprache concipirte Aufsätze folgen. Uebersetzungen aus der Muttersprache als Stilübungen für die fremde Sprache zu behandeln, ist unzweckmässig: wer aus dem Deutschen in das Lateinische, Französische, Englische übersetzt, bringt, wenn er sich auch noch so viel Mühe gibt, doch nur ein Deutschlatein, Deutschfranzösisch, Deutschenglisch hervor, und wird nie durch diese Uebung dahin gelangen, seinem Stile die rechte Färbung zu geben. Weit leichter wird ihm dieses bei freien Aufsätzen werden, daher auch nur diese als wirkliche Stilübungen zu betrachten sind. Wer im Stande ist, die Formen leicht zu behandeln, darf seine Kraft nicht mehr durch Uebungen aufreiben, bei denen er an einen deutschen Text — oft kann ihn selbst der Lehrer nicht übersetzen — gebunden, sich nicht frei bewegen kann und fortwährend ein Sklave der Muttersprache bleibt. Jeder Schüler muss sich frei und ungehindert seinen Stil selbst bilden; der Lehrer kann dabei nur verhütend, nicht aber den individuellen Charakter bildend zu Werke gehen. Allzu ängstliche Aufmerksamkeit auf die Reinheit und Vollkommenheit des Stils, wie sie jetzt besonders beim lateinischen Sprachunterricht auf vielen Gymnasien hervortritt, scheint mehr tadelns- als lobenswerth. Die Schüler werden dadurch selbst ängtlich und unsicher gemacht, aus lauter Sorgfalt, immer das rechte Wort zu wählen, immer alle Regeln zu beobachten, immer recht gut zu schreiben, wird ihr Ausdruck steif, unbeholfen, schwerfällig, anstatt eines guten Stils bekommen sie einen schlechten oder gar keinen. Selbst im goldenen Zeitalter der lateinischen Sprache gab es nur einen Cicero, nur einen Livius u. s. w.; die grosse Menge der Schreibenden konnte sich nicht auf die stilistische Höhe dieser Männer emporarbeiten: es ist daher auffallend, wenn unsere Gymnasiallehrer von ihren Schülern verlangen, dass sie jetzt in der todten Sprache, einer wie der andere, in Bezug' auf Ausdruck und Stil, Das leisten sollen, was damals in der lebenden nur wenige Sprachheroen leisteten, und demnach mit ängstlicher Genauigkeit jedes Wort streichen, das nicht ciceronianisch ist, jede Wendung verdammen, die ihnen nicht ein Wiederhall aus einem Classiker des goldenen Zeitalters zu sein scheint. Die formale Bildung auf einen solchen Höhepunkt zu treiben, kann nur etwa den wirklichen Philologen einigen Vortheil bringen; für die Lebenszwecke der grossen Menge unserer Gymnasiasten ist ein solches Verfahren nutzlos, denn es ist nur Wortkrämerei, und nimmt einen schönen Theil der Schulzeit in Anspruch, ohne die Schüler für das Leben zu bilden. — Die Schreibübungen in den neuen Sprachen sind mit weit weniger Schwierigkeiten verbunden, als die lateinischen. Wer einen französischen Schriftsteller fertig liest und dabei einen guten Anfang im Französischsprechen gemacht hat, wird auch mit Leichtigkeit in dieser Sprache schreiben. Doch wird es auch hier, so wie im Englischen, hinreichend sein, wenn der Schüler wöchentlich nur ein Scriptum bei dem Lehrer zur Correctur einreicht. — Einen beson-

dern Unterricht über den Stil behufs der Schreibübungen halte ich nicht für nöthig; die Schüler benutzen, um die Eigenthümlichkeiten des Stils kennen zu lernen, das sogleich zu erwähnende Hülfsbuch, auf dessen Paragraphen der Lehrer bei den Correcturen verweisen kann. —

Sollen sich unsere Gymnasiasten viel mit lateinischer und griechischer Metrik und mit Versemachen in diesen Sprachen beschäftigen? Ich möchte antworten: nein; erstens deswegen, weil wir durch solche Uebungen keine Dichter bilden — denn diese werden geboren — und daher bei der Mehrzahl der Schüler das Versemachen nur zu leerem Formenwesen herabsinkt; zweitens, weil das Lesen der besten lateinischen und griechischen Dichter ein weit zweckmässigeres Mittel ist, einen Jüngling zu einem Dichter zu bilden, als auf stümperhafte Art Verse in einer fremden Sprache, und zumal in einer alten zusammen zu setzen. Es ist daher schon hinreichend, wenn der Schüler mit den Regeln der Prosodie und Metrik nur so weit bekannt gemacht wird, als nöthig ist, um die Dichter richtig lesen und verstehen zu können: jeder weitere Fortschritt mag seinem eigenen Triebe überlassen bleiben; wohnt wahrer Dichtergeist in ihm, so wird sich dieser gewiss Bahn brechen und das Technische der Versekunst leicht bewältigen.

Um den Unterricht in den auf den Gymnasien zu treibenden Sprachen im Allgemeinen zu fördern und zu erleichtern, halte ich es für sehr zweckmässig, den Schülern eine Art von Hülfsbuch in die Hände zu geben, in welchem das Wichtigste über den Stil, den Charakter, die Geschichte und die Vorzüge dieser Sprachen, so wie über den Umfang ihrer Litteraturen enthalten ist. Vieles von diesen Dingen werden zwar die Schüler gelegentlich beim Unterricht erfahren; es dünkt mir aber vortheilhafter, wenn der Lernende durch eine zusammenhängende Darstellung des hierher Gehörigen schon dann, wenn er die Sprache zu treiben beginnt, sich über manche Dinge Aufklärung zu verschaffen vermag, über die in vielen Fällen selbst der Primaner zu seinem Nachtheil im Dunkeln bleibt. Nimmt ein solches Buch bezüglich der beiden alten Sprachen auch einige Rücksicht auf das Nothwendigste aus der Archäologie, so wird es einen besondern Unterricht in den sogenannten philologischen Hülfswissenschaften entbehrlich machen können.

Ehe ich in dieser Darstellung weiter gehe, halte ich in Bezug auf die lateinische Sprache noch eine Bemerkung für nothwendig. Wie jetzt die Sachen stehen, sind es eigentlich nur die Gymnasien, welche in dem die Fortschritte gründlicher Bildung wenig fördernden Kampfe zwischen Humanismus und Realismus zu Trägern des erstern berufen sind, und von deren Erhaltung als Gelehrtenschulen die Entscheidung der Frage abhängt, ob wir künftig bei der wissenschaftlichen Ausbildung des Kerns der deutschen Nationen auf dem alten festen Grund fortbauen, oder ob wir diesen mit Gewalt zerstörend einen neuen legen sollen, von dessen Sicherheit und Haltbarkeit wir

im Voraus nicht überzeugt sein können. Sind aber die Gymnasien die eigentlichen Träger des Humanismus, so ist es natürlich das ernste Studium der alten Sprachen und vorzüglich der lateinischen, das sie mit aller Anstrengung festhalten müssen, wenn sie sich auch fernerhin in dieser ihrer ehrenvollen Stellung behaupten wollen. Sie müssen daher die lateinische Sprache durchaus in solche Beziehungen zu bringen suchen, durch welche das Studium derselben auf der einen Seite als Grund und Vorbereitung des gesammten Sprachstudiums nothwendig erscheint, auf der andern aber zu einem gewissen Abschlusse kommt, ohne der spätern Nachhülfe zu bedürfen. Denn diese spätere Nachhülfe, welche sonst unsere Gymnasiasten im reichen Masse auf der Universität fanden, bleibt jetzt leider grösstentheils aus, und dies ist eben der Grund, warum wir uns veranlasst sehen, nur die Gymnasien als Träger des Humanismus zu betrachten. Sonst hatten alle Studirende, nicht allein die Theologen, sondern auch die den übrigen Facultätswissenschaften Ergebenen, auf der Universität hinlängliche Gelegenheit, nicht nur lateinisch sprechen zu hören, denn die meisten Collegia wurden lateinisch gelesen, sondern auch durch eigenes Sprechen sich zu guten Lateinern auszubilden. Daher trat damals öfters der Fall ein, dass selbst solche Studirende, welche, als sie auf die Universität kamen, nur eine sehr geringe Kenntniss der lateinischen Sprache besassen, doch nach einigen Jahren fertig lateinisch sprechen lernten. Jetzt wird dieser Fall aber kaum mehr eintreten können, denn die Universität thut in unsern Tagen wenig oder nichts mehr zur Erhaltung oder Erweiterung Desjenigen, was auf der Schule im Lateinischen gelernt worden. Wenn wir einige Collegia für die eigentlichen Philologen ausnehmen, wird jetzt für die übrigen Studirenden fast keine Vorlesung lateinisch gehalten: die ganze Uebung im Lateinischen, welche unsere Studirenden auf der Universität haben, beschränkt sich auf das Anhören einiger Disputationen und auf einige Examinatoria und Disputatoria, die meistens von jungen Privatdocenten gehalten werden, welche öfters im Lateinischsprechen nicht viel stärker sind, als die Studenten selbst. Und was noch nachtheiliger ist, dergleichen Uebungen werden gewöhnlich erst am Ende der Universitätsjahre angestellt, wenn nach einem Zeitraume von mehreren Jahren, in welchem nichts für das Lateinische gethan wurde, vielleicht schon die Hälfte von dem, was der vom Gymnasium abgehende Schüler an Sprachkenntniss und Sprachübung besass, wieder verloren gegangen ist. Ebenso wird das Lateinischschreiben, das doch auf der Universität gerade an seiner Stelle ist, von unseren Studirenden ganz vernachläsigt. Sie haben keine Veranlassung dazu, da es nicht einmal ein lateinisches Heft zu schreiben gibt: auch die Aufforderung dazu durch das Beispiel der akademischen Lehrer wird immer schwächer, da ja auch diese nur dann lateinisch schreiben, wenn sie sich, um alte gute akademische Observanzen nicht gerade zu umgehen, dazu gezwungen sehen. Bei der Darstellung

dieser Thatsachen ist nichts übertrieben worden, sie sind ganz aus dem Leben gegriffen. So viel geht — um alle anderen Folgerungen unerwähnt zu lassen — ganz gewiss aus derselben hervor, dass die Universitäten nicht mehr als Träger des Humanismus dastehen, dass sie sich nach und nach immer mehr von dem Principe, auf welchem früher Gymnasial- und Universitätswesen gemeinschaftlich ruhten, losmachen und dem Systeme des die classische Bildung für entbehrlich haltenden Realismus zu huldigen anfangen. Denn thäten sie dieses nicht, wie könnten sie die so ganz augenfällige Vernachlässigung der lateinischen Sprache verantworten? — Was sollen aber unsere Gymnasien bei diesem Stande der Sachen, wo sie sich in Beziehung auf classische Bildung des Stützpunktes, den sie früher an den Universitäten hatten, fast ganz beraubt sehen, thun? Sollen auch sie ihre Natur verläugnen und der modernen Richtung folgend, nur dem Realismus huldigen? Das Alte wegwerfen, ist leicht; aber an die Stelle des Alten ein Neues stellen, welches das Alte in jeder Beziehung ersetzt und entbehrlich macht, ist unendlich schwer. Ich glaube daher, dass unsere Gymnasien, wenn sie nicht Verrath begehen wollen an der Gediegenheit deutscher Bildung, im Allgemeinen an dem Systeme festhalten müssen, dem sie schon seit Jahrhunderten gefolgt sind. Auch ist, wenn sie sich nur in die Zeit zu schicken und die humanistischen Studien auch zur Grundlage der realistichen zu machen wissen, jetzt noch keineswegs die Nothwendigkeit vorhanden, dieses System aufzugeben — ob sich aber, wenn sie die humanistische Richtung nur einseitig zu verfolgen fortfahren, nicht vielleicht nach 50 Jahren die Verhältnisse anders gestaltet haben werden, können wir wenigstens heute noch nicht wissen. — Wollen sie aber als Träger des Humanismus ihre Stellung, den jetzigen Verhältnissen der Universitäten gegenüber, mit Würde behaupten und soll ihre Wirksamkeit nicht sinken, so thut es noth, dass sie, wie schon gesagt, das Studium der lateinischen Sprache, als Grundstudium aller Humanitätswissenschaften, so behandeln, dass es für alles übrige Sprachstudium nicht nur als ganz unbedingt nothwendig erscheint, sondern auch zu einem, dem Zwecke des Unterrichts entsprechenden Abschluss gebracht wird. Alle die Vorschläge, die bisher in dieser Abhandlung in Bezug' auf lateinischen Sprachunterricht gethan wurden, zwecken dahin ab, der lateinischen Sprache diese Bedeutung zu geben und für die Zukunft zu erhalten; deutlicher noch wird diese Stellung derselben aus dem beigefügten allgemeinen Lectionsverzeichniss erkannt werden können. Gewiss sind Viele mit mir der Ansicht, dass es hohe Zeit sei, auf diese Art Etwas zur Sicherstellung des Studiums der lateinischen Sprache auf den Gymnasien zu thun, und rathen auf das Dringendste, den bezeichneten Weg einzuschlagen. Gewiss werden dann auch Viele von Denen, die jetzt, in einer einseitigen Ansicht von dem Umfange realistischer Studien befangen, gegen das Lateinischlernen eifern, wenn sie zur Einsicht gelangen, zu welchen Zwecken das Gymnasium

diese Sprache zu benutzen wisse und welche überraschenden Folgen aus einer solchen Anwendung derselben hervorgehen, zum Schweigen gebracht werden; vielleicht, dass dann aus der gesicherten Stellung des Lateinischen und aus der sich aufdringenden Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, dasselbe auf den Gymnasien zu treiben, neue Liebe zu einem Lehrgegenstande hervorgehen werde, dessen fortwährende Behandlung doch ganz gewiss sehr viel dazu beigetragen hat, der wissenschaftlichen Bildung Deutschlands den Umfang und die Gediegenheit zu geben, deren sie sich erfreut. Aber freilich, alle Unwesentlichkeiten, alle grammatischen Uebertreibungen und — fast möchte man sagen — Spielereien müssen vermieden werden, wenn das Studium der lateinischen Sprache Das leisten soll, was hier von ihm erwartet wird. —

Es scheint hier der Ort zu sein, noch einige Worte über den Unterricht in der deutschen Sprache zu sagen. Man muss es der neuern Zeit Dank wissen, dass unsere Muttersprache in derselben zu einem wirklichen Lehrgegenstande auf den Gymnasien und anderen Schulen erhoben wurde — wie es noch vor 20 Jahren mit dem Unterrichte in derselben gehalten wurde, wird vielen Lesern nicht unbekannt sein — aber dass man jetzt auf den Gymnasien einen weitläufigen grammatischen Unterricht in der deutschen Sprache ertheilt, d. h. dass man Das noch ein Mal lehrt, was die Schüler schon beim Unterrichte im Lateinischen und in den anderen Sprachen lernen, halte ich für einen nutzlosen und zeitraubenden Fehlgriff. Die Gründe für diese Behauptung sind schon oben angegeben worden. Der Unterricht in der Muttersprache macht, damit er seinem Zwecke entspreche und dabei immer anziehend bleibe, einen andern Lehrgang nöthig; er darf die Grammatik nur berichtigend berühren. Der Zweck desselben ist kein anderer, als den Lehrling zu einem möglichst freien, richtigen und geschmackvollen Gebrauche der Muttersprache in Wort und Schrift zu führen; die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks bestehen in vielseitigen Lese-, Sprech- und Schreibübungen, welche durch einigen theoretischen Unterricht unterstützt werden. Ich halte folgenden Lehrgang für den einfachsten und zweckmässigsten: der Unterricht zerfällt in 4 Stufen; auf den 3 ersten ist er wöchentlich 4stündig, auf der vierten nur 2stündig. Auf der ersten, einen zweijährigen Cursus umfassenden Stufe machen Leseübungen die Hauptsache aus. Bei denselben ist die genaueste Rücksicht auf gute Aussprache und richtige Betonung zu nehmen. Wenn solche Uebungen schon an sich höchst nothwendig erscheinen, denn es finden sich auf unseren Gymnasien gar viele Jünglinge, die ihre Muttersprache nur sehr stümperhaft lesen, so sind sie auch eine gute Vorbereitung auf die stilistischen Uebungen und tragen viel dazu bei, den Geschmack zu bilden. Die zu lesenden Stücke sind natürlich aus guten Schriftstellern zu nehmen und müssen den Bildungsstufen der Schüler angemessen sein; das treffliche „deutsche Lesebuch für Gymnasien und Realschulen von Dr. Nicolaus Bach“

bietet sowohl für Poesie als Prosa eine reiche Auswahl dar. An die Leseübungen schliesst sich ein ausreichender Unterricht über Orthographie und Interpunction, bei welchem die gegebenen Regeln durch Dictata eingeübt werden. Am Ende des Cursus hebe man bei den Dictaten vorzugsweise diejenigen Punkte der Grammatik hervor, in welchen beim mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Sprache noch auffallende Fehler gemacht werden. Für diesen letzten Theil des Unterrichts auf der ersten Stufe können wir kein zweckmässigeres Lehrbuch empfehlen als „Hartung's Anleitung zum richtigen Gebrauche der deutschen Sprache in erläuternden Beispielen," welches in den ersten 13 kaum 150 Seiten umfassenden Kapiteln Alles enthält, was ein Gymnasiast von der deutschen Grammatik zu wissen nöthig hat und einen besondern Unterricht in derselben durchaus überflüssig macht. — Auf den nun folgenden drei Stufen machen schriftliche, d. h. Stilübungen und Sprechübungen, beide in einer ununterbrochenen Folge von den einfachsten Sätzen bis zur vollständigen, zusammenhängenden Rede fortschreitend, den Hauptgegenstand aus. Nur durch sie kann der angedeutete Zweck des Unterrichts in der deutschen Sprache auf eine wirklich bildende Art erreicht werden. Ich halte es für nöthig, über die Sprechübungen noch einige Bemerkungen hinzuzufügen, weil auf vielen Gymnasien die Wichtigkeit derselben, die sich in unseren Tagen immer mehr herausstellt, noch nicht vollständig erkannt zu werden scheint. Wir müssen unsere Schüler durchaus zu solcher Gewandtheit im Gebrauch der Muttersprache zu führen suchen, dass sie im Stande sind, nach kurzer Vorbereitung über einen gegebenen Gegenstand leicht in freier zusammenhängender Rede zu sprechen. Nicht Kunststücke der Improvisatoren verlangen wir von ihnen: sie sollen nur soweit redefertig sein, dass sie die Schätze ihres Verstandes und Herzens durch das lebendige Wort, gleich lieblichen Blüthen, darzulegen verstehen und demnach nicht in Verlegenheit kommen, wenn sie sich veranlasst sehen, dieses ohne lange Vorbereitung zu thun. Dass sie soweit gebracht werden, beginnen die Verhältnisse unseres politischen und gesellschaftlichen Lebens immer gebieterischer zu fordern; schon jetzt bedauern es viele ehrenwerthe und kenntnissreiche Männer, dass sie in ihrer Jugend nicht Gelegenheit hatten, sich in der Muttersprache eine hinlängliche Redefertigkeit anzubilden. Man stelle sich die Schwierigkeiten, unsere Gymnasiasten zu einer solchen Redefertigkeit zu führen, nicht zu gross vor. Zwar manche junge Leute, denen die Natur einen schnellen Verstand und eine leichte Rede versagt zu haben scheint, werden kaum das Ziel erreichen; dennoch werden ihnen die fortwährenden Sprechübungen, zu denen sie sich auf der Schule veranlasst sehen, unendlichen Vortheil bringen; auch in ihnen werden durch solche Uebungen Anlagen und Kräfte geweckt, die sonst in der Seele derselben begraben geblieben wären: aber bei den meisten Gymnasiasten wird die Schule, wenn sie den rechten Weg befolgt, die erfreulichsten Früchte ihrer Bemühungen

ernten. Der Anfang der Sprechübungen, welche sogleich beginnen, sobald der Schüler auf die zweite Unterrichtsstufe tritt, geschieht damit, dass man vorgesprochene Sätze und Perioden sogleich so genau als möglich nachsprechen lässt. Hierauf lässt man Das nachsprechen oder wenigstens dem Sinne nach so vollständig, als es geht, wiedergeben, was man eine oder mehrere Stunden vorher den Schülern mündlich mitgetheilt hat. Das Wiedererzählen geschichtlicher Notizen gewährt in dieser Beziehung eine vortreffliche Uebung; auf einer etwas höhern Stufe ist die Angabe des Inhalts der gelesenen Prosa aus den Classikern sehr bildend. Solche Uebungen, die von einem geschickten Lehrer sehr mannigfaltig und anziehend gemacht werden können, werden fortgesetzt, bis der Schüler im Stande ist, in freier Rede über einen gegebenen Gegenstand zu sprechen. Auch diese Uebungen in der freien Rede müssen mit ganz leichten Aufgaben, wie z. B. kurzen Beschreibungen, Schilderungen u. s. w. beginnen; nur ganz nach und nach geht man zu schwereren und längeren über, damit dem Schüler der Muth nicht sinke. Anfangs werden alle Uebungen der freien Rede nicht ohne Vorbereitung angestellt; später versucht es der Schüler, auch ohne diese über passende Gegenstände zu sprechen. Da natürlich der Stoff zu allen diesen Sprechübungen nur aus dem Bereiche solcher Kenntnisse genommen werden kann, über die der Schüler schon mit einer gewissen Sicherheit gebietet, so bieten sie auch eine treffliche Gelegenheit zu Repetitionen dar. — Auf allen Stufen werden Uebungen im Recitiren und Declamiren mit den eigentlichen Sprechübungen verbunden. Sie geben dem Körper Anstand, stärken das Gedächtniss und tragen wesentlich dazu bei, die Rede frei zu machen. Sollen sie aber ihren Zweck nicht verfehlen, so muss sorgfältig darauf gesehen werden, dass die vorzutragenden Stücke ganz gut memorirt sind und dass das Declamiren selbst nicht affectirt sei und in allzugrossen, leeren Pathos ausarte. — Der theoretische Unterricht umfasst auf der zweiten Stufe Stillehre und das Wichtigste aus der eigentlichen Rhetorik, auf der dritten Stufe das Wichtigste aus der Poetik und der Geschichte der deutschen Literatur, auf der vierten Stufe fällt der theoretische Unterricht ganz weg, hier geben Interpretationsübungen die beste Gelegenheit, die Hauptsachen des früher Gelernten im Gedächtnisse der Schüler zu erhalten. Beim theoretischen Unterrichte hüte man sich sorgfältig vor Weitläufigkeit: fast alle unsere Lehrbücher der Rhetorik und Poetik geben zu viel Stoff und leiden daher an dem Fehler, der schon oben überhaupt an den Lehrbüchern der Schulwissenschaften getadelt worden ist. Für die Stillehre ist das vollkommen ausreichend, was das 14. Kapitel der schon erwähnten Hartung'schen Anleitung zum richtigen Gebrauche der deutschen Sprache enthält. In Bezug' auf Rhetorik und Poëtik kenne ich wenigstens kein Lehrbuch, welches den angegebenen Forderungen ganz entspräche; für die Literatur-

geschichte ist der treffliche „Grundriss von Dr. Schaefer“ (Bremen, bei Geisler), fast schon zu ausführlich. —

Zu den Ursachen der sinkenden Wirksamkeit der Gymnasien rechne ich auch — der siebente Punkt, der besprochen werden muss — die Maturitätsprüfungen. Von diesen Prüfungen, die eben noch nicht vor langer Zeit an den deutschen Gymnasien gesetzlich eingeführt worden, versprach man sich für die gleichmässige Ausbildung und die wissenschaftlichen Fortschritte unserer studirenden Jünglinge mannigfaltige Vortheile; in Bezug' auf die erste dieser Voraussetzungen mögen sie auch wirklich Vortheile gewährt haben und noch gewähren, was aber die zweite, ungleich wichtigere betrifft, so sehe ich mich durch vielseitige Erfahrungen zu der Behauptung gezwungen, dass die Maturitätsprüfungen den durch wahre Liebe zu den Wissenschaften bedingten Fortschritten unserer Gymnasiasten in ihren Schulstudien auf verschiedene Art hinderlich werden und dass demnach die sinkende Wirksamkeit der Gymnasien zum Theil in ihnen begründet sei. Es sei mir erlaubt, meine Ansichten über diesen Gegenstand mitzutheilen. Sollen Maturitätsprüfungen über die Tüchtigkeit der Abiturienten zum Studiren überhaupt entscheiden — dass man die Entscheidung dieser Frage hier und da von denselben abhängig macht, beweist der Umstand, dass man Abiturienten nach bestandener Prüfung als untüchtig zum Studiren fortschickt — so halte ich sie für unnöthig und für höchst unbillig. Die Prima eines Gymnasiums muss schon an sich nur auserlesene Schüler enthalten, muss schon eine Selecta bilden. Der Fall, dass sich in dieser Klasse Schüler befinden, die geradezu zum Studiren untauglich sind, darf an keiner guten Schule — und so sollen sie doch alle sein — gar nicht eintreten, gar nicht einmal vorausgesetzt werden. Alle zum Studiren untauglichen Subjekte, deren Aufnahme in die unteren Klassen die Schule schon deswegen nicht immer vermeiden kann, weil man doch die jungen Leute erst genau kennen lernen muss, ehe man es wagen darf, ein Urtheil über sie zu fällen, muss die Schule in den früheren Klassen auch wieder abstreifen und von sich abthun; bis in die Prima darf kein solcher Mensch aufsteigen, ja billiger Weise nicht einmal nach Secunda. Ist der Klassenlehrer durch besondere Umstände behindert, sich seine Klasse rein zu erhalten, so mag das gesammte Lehrercollegium oder die Schulbehörde einschreiten und über die Versetzungen wachen: diese von besonderen Translocationsprüfungen abhängig zu machen, wie hier und da geschieht, rathe ich nicht, und zwar deswegen, weil dergleichen Prüfungen ihrem Zwecke nur in den wenigsten Fällen entsprechen. Auf jeden Fall handelt das Gymnasium besser, wenn es die Reinheit der obern Klassen selbst mit Strenge überwacht, als wenn es aus tadelnswerther Nachgiebigkeit untaugliche Schüler in derselben duldet. Diese Schwächlinge können den Stand ihrer Kenntnisse nicht beurtheilen, auch ihre Eltern vermögen dies in den meisten Fällen nicht; die Lehrer, welche um Rath gefragt

werden, wollen auch nicht mit der Sprache heraus: der Schüler ist in Prima, soll man die Untauglichkeit desselben zugestehend sich und der Schule Blössen geben, soll man die Zahl der Schüler vermindern? Schüler, Eltern und wohl auch der Lehrer hoffen, dass die Prüfung glücklich vorübergehen werde, weil sie es sämmtlich wünschen. So rückt der längstgefürchtete Tag heran und der beklagenswerthe Jüngling fällt durch. Er hat sich selbst getäuscht, er ist aber auch von Andern bitter getäuscht worden, sein ganzer Lebensplan ist vernichtet. Kann man es dann den Eltern verargen, wenn sie die Schule anklagen, die sich an ihnen selbst und an deren Söhnen eines solchen Verraths, einer solchen Ungerechtigkeit schuldig gemacht hat? Man glaube nicht, dass hier die Farben zu stark aufgetragen worden sind: es sind Fälle vorgekommen, wie von 10 Abiturienten 4 von der Prüfungscommission für untauglich zum Studiren erklärt wurden. —

Setzen wir also voraus, dass in der Prima eines Gymnasiums sich durchaus nur zum Studiren befähigte Schüler befinden, so bleibt durch die Maturitätsprüfung nur zu entscheiden übrig, ob der Schüler zum Abgang fertig sei, d. h. ob er den Cursus in Prima vollendet habe. Aber auch in dieser Beziehung ist eine solche Prüfung unnöthig, denn nur allein das Lehrercollegium kann hier die rechte Antwort geben, nur allein dieses kann demnach auch das Zeugniss ausstellen, dass Abiturient alle Vorstudien gemacht habe, von deren Vollendung die Gesetze die Erlaubniss, die Universität zu besuchen, abhängig machen.

Wenn nun schon von diesen Seiten her Maturitätsprüfungen als unnöthig erscheinen, so sind sie auch deswegen nicht zu empfehlen, weil das Resultat derselben nur unsicher sein kann. Wollte die Prüfungscommission ein möglichst allgemeines und sicheres Resultat gewinnen, so müsste sie die Prüfungen in einem viel grösseren Umfange anstellen, als gewöhnlich geschieht; sie müsste sich aber auch davon überzeugen, dass bei den schriftlichen Arbeiten kein Unterschleif geschehe und dass bei der mündlichen Prüfung keine zweckwidrigen Vorbereitungen von Seiten der Abiturienten stattgefunden haben. Fast keine Prüfungscommission wird in dem Gefühle, dass es sich hier um Lebensfragen der studirenden Jünglinge handele, so streng verfahren, dass sie in diesen Beziehungen jede Täuschung, jeden Irrthum unmöglich zu machen suchte. Will sie aber wirklich streng handeln und das Examen zu einem wahren Rigorosum machen, so tritt ein anderer Umstand ein, der fast noch mehr, als die eben erwähnten Verhältnisse, hindert, ein sicheres Resultat zu gewinnen. Je strenger nämlich die Prüfung ist, desto mehr tritt die natürliche Aengstlichkeit und Befangenheit der zu Prüfenden hervor, desto häufiger kommt es vor, dass der bescheidene kenntnissreiche Jüngling wegen seiner Schüchternheit gegen den im Nachtheil steht, welcher sich durch Anmaassung und Selbstvertrauen selbst bei geringen Kenntnissen glücklich durchhilft. Wo wäre der Examinator, der

nicht schon solche Erfahrungen gemacht hätte und der sich eben deswegen nicht veranlasst fühlen sollte, ein Verfahren für unzweckmässig zu erklären, bei welchem selbst bei gutem psychologischen Blicke und bei grosser Sorgfalt nicht immer Ungerechtigkeiten vermieden werden können.

Die Maturitätsprüfungen sind aber nicht allein unnöthig und zweckwidrig, sie sind auch die Wirksamkeit der Gymnasien auf verschiedene Art beengend und hindernd, und daher wirklich nachtheilig. Man darf annehmen, dass man von den Bestrebungen unserer Gymnasiasten recht erfreuliche Folgen nur dann erwarten könne, wenn man die Beweggründe ihres Fleisses und ihrer wissenschaftlichen Anstrengungen so viel als möglich zu veredeln suche. Nur von dem, welcher aus reiner Liebe zu den Wissenschaften studirt, lässt sich erwarten, dass er im Dienste derselben auch wirklich Etwas leisten werde. Nun kann man nicht in Abrede stellen, dass vor der Einführung der Maturitätsprüfungen dieses edle Motiv weit wirksamer auf den Gymnasien hervortrat, als jetzt, wo es durch ein anderes, unedleres in den Hintergrund gedrängt worden ist. Denn die jetzigen Gymnasiasten treiben ihre Schulstudien nicht mehr, wie es sein sollte, aus wirklicher Liebe zu der erhabenen wissenschaftlichen Weisheit: die Maturitätsprüfung ist es, nach der sie alle ihre Studien berechnen, die sie zum Fleiss treibt und deren Schrecken ihre Einbildungskraft bei Tag und bei Nacht beschäftigt. Wenn wir nun auch zugestehen müssen, dass sie nicht unklug handeln, wenn sie Alles darauf anlegen, dass sie ein gutes Examen machen, so müssen wir doch auch aufrichtig bedauern, dass, wie es bei dem Haschen und Jagen nach einem momentanen Effect nicht anders sein kann, der Geist der Oberflächlichkeit und Scheingelehrsamkeit an die Stelle der schönen Gediegenheit getreten sei, durch welche sich früher viele Gymnasiasten auszeichneten. Was sonst intensiv getrieben wurde, wird jetzt extensiv getrieben; früher war unseren Schülern das Studiren selbst Zweck, unbekümmert um die Zukunft lagen sie, oft auf geniale Weise, ihren Studien ob, und die Schulzeit wurde, eben der schönen Freiheit wegen, mit welcher sie ihre Studien verfolgen konnten, einer der Glanzpunkte ihres Lebens: jetzt ist die Maturitätsprüfung Zweck ihrer Studien geworden, die schöne Freiheit ist dahin, alle ihre Bestrebungen gehen darauf hinaus, sich eine Dressur zu erwerben, deren sie nicht entbehren können, um den Salto mortale der Maturitätsprüfung geschickt auszuführen. Ob bei diesen Verhältnissen die Wissenschaften auf den Gymnasien zu einer gedeihlichen Blüthe kommen können, oder nicht, lässt sich leicht entscheiden. — Ein anderer Nachtheil der Maturitätsprüfungen, der aus dem eben erwähnten zunächst mit hervorgeht, besteht darin, dass sie die Schüler zwingen, wissenschaftliche Lieblingsneigungen zu unterdrücken oder wenigstens zurückzudrängen, und dieselben eben dadurch hindern, schon auf der Schule den Grund zu wahrer wissenschaftlicher Grösse zu legen. Dass die neueste Zeit arm sei

an grossen Fachgelehrten, so wie an ausgezeichneten Dichtern und Rednern, die Wahrheit dieser Behauptung wird wohl so ziemlich überall anerkannt und wohl Mancher ist schon veranlasst worden, über den Grund des berührten Mangels nachzuforschen. Ich finde diesen Grund zum Theil in dem Zwange der Maturitätsprüfungen. Früher, als dieser Zwang die Studienfreiheit auf den Gymnasien noch nicht beengte, hatte jeder Schüler, der sich mit Vorliebe zu irgend einem Zweige der wissenschaftlichen Erkenntniss hingezogen fühlte, selbst oft bei weniger Gelegenheit doch hinlängliche Freiheit, sich seiner Lieblingsneigung hinzugeben, und sammelte sich so in stiller Zurückgezogenheit nicht selten in einem einzelnen Fache einen grossen Schatz von Kenntnissen. So legten Viele schon auf der Schule den Grund zu späterer wissenschaftlicher Grösse, und Entschlüsse, schon damals gefasst, Pläne, schon damals angelegt, entschieden über die Richtung ihres ganzen künftigen Lebens. Mannigfaltige Beispiele dieser Art würden, wenn es nöthig wäre, mit leichter Mühe angeführt werden können. Die Lehrer pflegten wohl auch mit Liebe die kräftigen Keime, die einst eine herrliche Frucht in Aussicht stellten, und wenn die Zeit zum Abgange auf die Universität herbeikam, wurde den jungen Leuten kein Hinderniss in den Weg gelegt, Das mit regem Eifer dort fortzusetzen, was sie hier schon mit so gutem Erfolge begonnen hatten. Dieses wirklich wissenschaftliche Leben auf den Gymnasien haben die Maturitätsprüfungen grösstentheils vernichtet. Die Lehrer dürfen jene köstlichen Keime nicht mehr pflegen, sie sehen sich vielmehr, weil ihre Schüler in allen Schulwissenschaften eine gleichmässige Ausbildung bewähren sollen, gesetzlich veranlasst, der Flachheit und Oberflächlichkeit das Wort zu reden und auf Scheingelehrsamkeit hinzuarbeiten. Die Schüler haben unter dem eisernen Drucke der Prüfung schon gar keine Zeit mehr, ihren Lieblingsneigungen nachzuhängen und kommen daher schon jetzt gar nicht mehr auf den Gedanken, sich in einem einzelnen Fache auszuzeichnen und gross zu werden. So steht der Abiturient, wenn es gut geht, in allen Fächern zwar so ziemlich fertig da, ausgezeichnet und gediegen ist er aber, nur seltene Fälle ausgenommen, in keinem. Dazu fühlt der angehende Studiosus keinen Trieb, sich auf der Universität in irgend einer Beziehung besonders hervorzuthun, denn die wissenschaftliche Lieblingsneigung, die er vielleicht früher hatte, ist schon auf der Schule unterdrückt worden, und wozu auf der Schule nicht der Grund gelegt worden, das kann auf der Universität auch nicht weiter ausgebaut werden. So finden wir in diesen Verhältnissen eine der vorzüglichsten Ursachen, warum unser universaler Bildung huldigendes und doch keine Universalgenies erziehendes Zeitalter immer mehr anfange, grosser und gediegener Fachgelehrsamkeit zu entbehren. — Als einen dritten Nachtheil der Maturitätsprüfungen muss ich auch die geistige Ueberspannung betrachten, die sie in den meisten Fällen veranlassen, und von deren verderblichen Folgen schon oben gesprochen

worden ist. Bei den gewissenhaften Schülern wirkt die Aussicht, eine Maturitätsprüfung bestehen zu müssen, oft schon mehrere Jahre vorher, ehe der gefürchtete Zeitpunkt da ist, auf eine eigenthümliche Art reizend und spannend, und lässt ihnen nicht die rechte Ruhe bei ihren Studien finden, vergällt ihnen wohl auch einen guten Theil der Freuden, die sie an den glücklichen Erfolgen ihrer Anstrengungen haben können. Bei andern, die nicht so früh die Zukunft überschauen und berechnen, führt die bevorstehende Prüfung wenigstens im letzten Schuljahre eine Geist und Körper schwächende Ueberspannung herbei. Da soll nun noch Alles gethan, Versäumtes nachgeholt, Neues hinzugelernt werden: man lässt sich kaum Zeit zu einiger Sammlung des Gemüths und einiger Erholung des Körpers. Es ist hier natürlich nur von guten, lernbegierigen Jünglingen die Rede, wie sich der Leichtsinn der nachlässigen in diesem Falle benimmt, braucht nicht dargestellt zu werden. Viele Lehrer und Eltern haben Freude an solcher Anspannung, loben die jungen Leute deshalb und fordern wohl auch noch zu grösserer Anstrengung auf. Ich bin anderer Meinung, ich glaube, dass jeder Ueberreiz nachtheilig auf Geist und Körper wirken, und eine Abspannung herbeiführen müsse, die mehr Schaden stiftet, als jener Nutzen brachte. Abspannung und Abstumpfung tritt gewöhnlich schon in der nächsten Zeit nach bestandener Prüfung ein: alle Lust und Liebe zu den Schulstudien ist mit dem äusseren Impuls zu denselben verschwunden, die Prüfung ist ja glücklich überstanden, ja selbst die Schulbücher haben kein Ansehen mehr und werden verkauft oder zurückgelassen, wenn man die Universität bezieht. Die Universität soll nun neue Antriebe zum Studiren geben, aber auch auf dieser spuken die leidigen Maturitätsprüfungen noch fort, bringen den Jüngling in neue Collisionen und hindern ihn oft, für seine ferneren Studien die wahre Richtung zu gewinnen. Es tritt nämlich sehr oft der Fall ein, dass diejenigen angehenden Studenten, welche in der Maturitätsprüfung eine gute Censur erhielten, sich eines gewissen wissenschaftlichen Dünkels nicht enthalten können; im Vertrauen auf die bisherigen Erfolge ihrer Studien glauben sie nun das Studiren auf der Universität leichter nehmen oder wohl gar unterlassen zu können; dazu halten sie nach den Anstrengungen auf der Schule Erholungen auf der Universität für ganz in der Ordnung. So verkümmern manche Jünglinge, die auf der Schule zu schönen Hoffnungen berechtigten, oder erringen sich erst nach Jahren die Energie wieder, die zum gedeihlichen Treiben der Universitätsstudien erforderlich ist. Diejenigen jungen Leute, welche als Abiturienten eine weniger günstige Censur erhielten, sind fast noch übler daran; niedergeschlagen darüber, dass sie durch redlichen Fleiss kein günstigeres Resultat ihrer Schulstudien gewinnen konnten, fühlen sie mehr oder weniger beim Anfange des Universitätslebens eine Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit, die gerade jetzt, wo es gilt, mit neuem Eifer eine neue Laufbahn zu beginnen, gar nicht an der Zeit

ist. Wie viel besser wäre es für solche Jünglinge, wenn sie nichts von der Censur wüssten, wohl aber mit dem durch keine niederdrückenden Gefühle getrübten Bewusstsein einer pflichtmässig verlebten Schulzeit vorwärts schreiten könnten auf dem Wege zu einem erhabenen Ziele, zu dessen Erreichung schon an und für sich ein frischer Lebensmuth erforderlich ist. Es ist eine sehr allgemeine Erfahrung, dass gerade diejenigen jungen Leute, die von der Natur nur mit mittelmässigen Fähigkeiten ausgestattet wurden, für die niederen Sphären des wissenschaftlichen Geschäftslebens die brauchbarsten Subjecte werden: es mag demnach auch billig erscheinen, ihnen wenigstens nicht gerade zu und auf diplomatische Art zu beweisen und zu sagen, was sie am besten selbst fühlen; besonders da solche Erklärungen, weit entfernt, ihnen zu nützen, nur dazu geeignet sind, ihnen die Erreichung des Ziels zu erschweren. — So viel über die Maturitätsprüfungen; ich glaube sagen zu dürfen, dass die Gymnasien nur in ihrem Interesse handeln, wenn sie sich von denselben frei zu machen suchen. —

Es ist nun Zeit, dass ich mich über eine achte und zwar sehr wichtige Ursache der sinkenden Wirksamkeit der Gymnasien ausspreche, nämlich über den auf denselben fast allgemein herrschenden Mangel einer wahrhaft religiösen Stimmung und Weihe. Wie sich dieser Mangel an unseren Gymnasiasten kundgebe, habe ich schon oben in den diese Prophylaxis einleitenden Sätzen anzudeuten gesucht. Wenn ich nun den Gymnasien das Nichtvorhandensein einer wahren, sowohl Lehrer als Schüler erwärmenden, Schulverhältnisse durchdringenden Frömmigkeit zum Vorwurfe mache, so berühre ich freilich ein Verbrechen, an dem unser ganzes Zeitalter und alle einzelnen Stände des gesellschaftlichen Verbandes leiden, halte es aber eben deshalb, den Grundsätzen eines in sich selbst versinkenden Pietismus eben so wenig, als einer einseitigen Verstandesreligion huldigend, für Pflicht, so viel ich kann, dahin zu wirken, dass gerade da, wo er sich am segensreichsten offenbaren kann, nämlich in den Schulen, der Geist wahrer Frömmigkeit wieder lebendig werde. Was hier unter Frömmigkeit zu verstehen sei, ist leicht zu sagen; sie ist der kindliche unerschütterliche Glaube an Gott, das fortwährende Gefühl der Abhängigkeit von Gott, als unserm liebenden Vater, so dass wir durchdrungen von inniger Liebe zum himmlischen Vater Alles, was wir thun, in Gott thun und nie von dessen Wegen abweichen; sie ist die Wurzel, aus der alle Tugenden kräftig emporwachsen, in deren Ausübung uns Christus, den wir als den trefflichsten Führer zum Vater verehren, das erhabenste Beispiel gegeben hat. Wie Gott in Kraft und Liebe allenthalben nahe ist in der Natur, so ist er auch nahe in der Seele des Frommen, aber nicht um deren Kraft zu lähmen und sie in eine mystische, thatenlose Beschaulichkeit einzuwiegen, nicht aber auch, um die Kräfte des Verstandes zu phantastischen Grübeleien anzuspornen, durch die der schwache Sterbliche an dem

ewigen Bau der Gotteserkenntniss zu rütteln wagt und Das zur Mythe herabzuwürdigen sucht, was nur als reine göttliche Wahrheit seine Kraft in den Seelen der Menschen zu bewähren vermag. Von beiden eben berührten Abwegen ist wahre Frömmigkeit gleichweit entfernt. Die Keime solcher Frömmigkeit zu pflegen, sind die Schulen vor allem berufen. Was aber von den Schulen im Allgemeinen erwartet wird, das erwartet man besonders von den Gymnasien, denn sie sind die Träger der Wissenschaften und versammeln in ihren Hörsälen die Blüthe der Völker. Frömmigkeit ist der rechte Hebel der geistigen Kraft, daher entbehrt alles wissenschaftliche Streben ohne religiöse Stimmung der rechten Innigkeit und Weihe. Frömmigkeit ist aber auch die Mutter der Sittlichkeit, daher können wir nur erst dann ein wahrhaft sittliches Betragen von unseren Gymnasiasten erwarten, wenn wir alle Mittel anwenden, in ihnen eine fromme, religiöse Stimmung herrschend zu machen. Ich will es versuchen, diese Mittel kürzlich zu bezeichnen. — Soll der Geist wahrer Frömmigkeit auf den Gymnasien lebendiger werden, als jetzt der Fall ist, so halte ich zuvörderst engeres Anschliessen derselben an die Kirche für nothwendig. Der Emancipation der Schule aus dem Bereiche der Kirche kann ich auf keine Weise das Wort reden. Ich mag schon den Ausdruck selbst nicht leiden, denn von einem Losgeben aus der Leibeigenschaft der Kirche kann doch nicht die Rede sein, und hat je eine geistliche Behörde die Schule als ihre Leibeigene behandelt, so ist dies ein arger Missbrauch gewesen und die Schule selbst hat einen niedrigen, knechtischen Sinn gehegt. Sind die Schulen Pflanzstätten des Geistes Gottes, sind sie Pflegerinnen der Frömmigkeit und Sittlichkeit, so stellt sich das Verhältniss derselben zur Kirche als ein so natürliches und wesentliches, als ein so liebevolles und inniges dar, dass an ein gespanntes, drückendes, ja wohl feindseliges Gegenüberstehen Beider gar nicht gedacht werden kann. Die Schulen sind nicht Dienerinnen der Kirche — dass der Lehrer, besonders an den niederen Schulen, noch öfters als Diener des Geistlichen erscheint, liegt in anderen Verhältnissen, geht daher auch der Schule nichts an, und wird, wenn diese beseitigt sind, von selbst aufhören — sie sind Mitarbeiterinnen mit derselben an dem grossen Werke der Menschenerziehung, ja sind eigentlich die Begründerinnen dessen, was die Kirche später nur ausbaut und erweitert. Soll aber, was den Grund legt, nicht eben so viel werth sein, als Das, was den spätern Ausbau hinzufügt und das Werk vollendet? Beides ist sich gleich und steht in der innigsten Verbindung. Die Schulen handeln demnach ganz gegen ihren Zweck und gegen ihren Vortheil, wenn sie sich von der Kirche losmachen wollen. Wie das Werk der Kirche nicht gedeihen kann ohne die Wirksamkeit der Schule, so sinkt auch das Werk der Schule in sich zusammen, ein Bau ohne schützende Mauern und ohne schirmendes Dach, wenn es einseitig dasteht. Vorzüglich handeln aber die Gymnasien gegen ihre heiligsten Interessen,

wenn sie sich der Obhut der Kirche zu entziehen suchen. Sie können die verschiedenartigen weltlichen Tendenzen, die schon an sich in ihnen als höhere Unterrichtsanstalten liegen und die des Jünglings Seele mächtiger nach Aussen ziehen, als die des Knaben, nicht hinlänglich bewältigen und in Schranken halten, wenn sie sich nicht so eng als möglich an die Kirche anschliessen. Wie soll aber dieses Anschliessen bewirkt werden? Zuerst möchte ich den Gymnasien solche Oberbehörden wünschen, in welchen das geistliche, d. h. das theologische Element die entscheidende Stimme hat. Der fromme und gelehrte, in den classischen Wissenschaften wohl durchgebildete Theolog ist am besten im Stande, die wahren Zwecke der Gymnasien zu würdigen und die Bedürfnisse derselben zu durchschauen; das Geistliche muss geistlich gerichtet werden. Daher haben sich auch immer die Gymnasien am besten befunden, wenn erleuchteten Theologen die Oberaufsicht über dieselben anvertraut war. Auch in Bezug' auf die äussere Verwaltung des Gymnasialwesens ist es von grossem Vortheil, wenn das geistliche Element in den Aufsichtsbehörden vorherrscht. Die Directoren der Gymnasien können dann hoffen, dass das juristisch-bureaukratische Verfahren, das ihnen jährlich eine Menge lästiger Berichte und Tabellen abfordert, und eine Menge neuer Gesetze und Einrichtungen bringt, deren genaue Beobachtung bei strengen Strafen befohlen wird, nach und nach abkommen werde. Es ist kaum anzunehmen, dass durch ein solches Verfahren das Gedeihen und die Wirksamkeit der Schulen befördert werde. Die Schulfamilie will durch das Wort der Liebe geleitet sein; der tüchtige Lehrer walte unter seinen Schülern, wie der gute Hausvater unter seinen Kindern; aller unnöthige Zwang von Aussen, alle beengende Strenge bleibe fern von unseren Schulen; die fromme und sittlich-reine Stimmung, die im Innern derselben wohnen und sich überall hin nach Aussen aussprechen muss, wird sie solchen Zwanges und solcher Strenge überheben; nur der Geist der Frömmigkeit und Liebe macht im schönsten Sinne des Worts lebendig. — Ein engeres Anschliessen der Gymnasien an die Kirche wird aber zweitens auch dadurch bewirkt werden können, dass man es zum Gesetz macht, dass alle Gymnasiallehrer ausser Philologie und Pädagogik auch Theologie studirt, wenigstens die theologischen Hauptcollegia gehört haben müssen. Für die Belebung einer religiösen und moralischen Stimmung auf den Gymnasien wird es von sehr grossem Vortheile sein, wenn der angehende Gymnasiallehrer theologische Gesinnungen mit in das Amt bringt. Leider hat sich mancher junge Theolog während eines wüsten Universitätslebens eben keine solchen Gesinnungen angeeignet, aber dergleichen Subjecte, die so ganz unsinnig in den Tag hineinlebten, weise man nur ohne Umstände bei einer Bewerbung um ein Kirchen- oder Schulamt ab; es wird dann bald mehr sittlicher Ernst in unsere jungen theologischen Generationen kommen. Bei der Mehrzahl der jungen theologischen Lehrer hat aber doch eine fromme Gesinnung schon Raum

gewonnen und wird, wenn sie sich im Lehren ausspricht und mit einem sittlichen Beispiele Hand in Hand geht, schöne Erfolge hoffen lassen. Selten hat sich ein junger Mann, der blos Philologie studirte, eine Frömmigkeit der Gesinnung bewahrt, die ihn von dieser Seite her geschickt macht, ein Gymnasialamt zu bekleiden. Es ist fast natürlich, dass bei dem einzigen ununterbrochenen Studium des classischen Alterthums, welches so viel Anziehendes für den jugendlichen Geist hat, das Leben des philologischen Schulamtscandidaten eine einseitige, der wahren Frömmigkeit nachtheilige Richtung annimmt. Der stete Umgang mit dem Profanen — wir brauchen dies Wort in guter Bedeutung, nur als Gegensatz des Theologischen und Kirchlichen — bringt doch endlich eine Gesinnung hervor, die zwar an sich edel sein kann, aber doch nach und nach so weit kommt, dass man Das, was im Christenthum als heilig erscheint, wenn auch nicht verachtet, doch nicht achtet. Was soll aus einer Schule werden, deren Lehrer nicht von einer solchen Gleichgültigkeit, von einem solchen todten Indifferentismus in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit freigesprochen werden können? Sie wird junge Heiden, aber keine frommen Christen ziehen; wir können solche Schulen nur als Uebelstände in christlichen Staaten betrachten. — Theologische Bildung und theologische Gesinnung der Gymnasiallehrer wird auch das wirksamste Mittel sein, der Verweltlichung derselben heilsame Grenzen zu setzen. Wie jetzt die Sachen stehen, so scheinen zwar viele Gymnasiallehrer die Verpflichtung anzuerkennen, gleich den eigentlichen Geistlichen auch durch ihr äusseres Leben der Welt und insbesondere ihren Schülern ein Beispiel der Frömmigkeit und Tugend zu geben. Viele halten sich aber auch nicht zurück von den rauschenden Freuden der Welt, lustige Brüder reichen ihnen in der Weinstube die Hand, Spielgenossen erwarten mit Ungeduld die Stunde, wenn es dem Lehrer verstattet ist, den Spieltisch mit dem Catheder zu vertauschen; in der Stille des Sonntags zieht man hinaus zur lustigen Jagd. Ich bin sehr weit entfernt zu verlangen, dass der Lehrer ein einsames, zurückgezogenes, klösterliches Leben führen solle, aber dergleichen Ueberbietungen in leeren weltlichen Genüssen, wie die oben erwähnten, dürfen doch gewiss unter den Lehrern nicht stattfinden. Ein solches Benehmen muss nothwendig in allen Beziehungen auf das Lehramt den nachtheiligsten Einfluss üben und viel, sehr viel dazu beitragen, dass die Wirksamkeit der Gymnasien immer mehr sinke. Giebt es doch für den Lehrer weit edlere Erholungen: im gemüthlichen Kreise der Familie, im Genusse der Natur, im traulichen Zusammenleben mit gleichgesinnten Freunden, bieten sich ihm die mannigfaltigsten Mittel dar, seinen Geist nach angestrengter Arbeit abzuspannen und zu neuen Uebungen geschickt zu machen. — Schliessen sich die Gymnasien auf diese Art enger an die Kirche an, so wird es ihnen auch möglich werden, die übrigen Mittel, um den Geist wahrer Frömmigkeit auf ihnen lebendiger zu machen, mit mehr Energie, als bisher,

der Fall war, durchzuführen. Diese Mittel bestehen überhaupt in den intensiveren Einwirkungen auf die Seelen der Gymnasiasten, um in ihnen eine religiöse Stimmung zu begründen und zu erhalten, und zerfallen insbesondere in den eigentlichen Religionsunterricht, in die sogenannten Erbauungsstunden und in die Sorge für die gewissenhafte Beobachtung der äusseren Religionsgebräuche. Je vielseitiger die zum Theil in dem Gymnasialwesen selbst liegenden Hindernisse sind, in dem jugendlichen Gemüthe den Geist wahrer Frömmigkeit lebendig zu erhalten, desto grösserer Umsicht, Gewandtheit und Ausdauer bedarf es von Seiten der Lehrer, hier das Rechte zu leisten und wahre Hirten der anvertrauten Heerde zu sein. Ich will die wahre Frömmigkeit hindernden Tendenzen, die sich von dem Gymnasialwesen nicht wohl trennen lassen, nur mit einigen Worten näher bezeichnen. Sie liegen zum Theil in dem classischen Unterrichte. Wie der nur philologisch-gebildete Lehrer, so bewegt sich auch der die classischen Studien liebgewinnende Schüler in einer Welt, deren Betrachtung alle Kräfte seines Geistes so vollständig beschäftigt, dass er keine Zeit gewinnen kann, an Religion und Gotteserkenntniss zu denken. So bewundert er wohl den Schönheitssinn der Griechen und die stoische Tugend der Römer, aber der Geist der Liebe, der jedem gemüthlichen Menschen im Christenthume entgegenwehet, kann sich seiner Theilnahme nicht erfreuen; nur die classische Bildung ist sein Kleinod, nur sie bringt Lob und Ehre, nur sie scheint seiner Zuneigung würdig. Eine andere, nach Aussen strebende Tendenz liegt in den Eigenthümlichkeiten des jugendlichen Charakters. Der Jüngling strebt vorwärts auf dem Markte des Lebens, keine Sorge trübt seine Tage, er umfasst die sichtbare Welt mit aller Stärke jugendlicher Empfindung: daher kann in der Seele des Jünglings jedes andere Gefühl leichter hervorgerufen werden, als gerade das religiöse. Ist es doch, als wenn der Jüngling mit Dingen, die über dieses Leben hinausgehen, sich nichts zu schaffen machen wolle, da ihn ja schon das jetzige so vielseitig anzieht und beschäftigt. Zu diesen verweltlichenden Tendenzen kommen noch andere Gebrechen und Uebelstände, deren nachtheilige Einwirkungen auf seine Zöglinge das Gymnasium nicht wohl verhindern kann. Ich meine die schon weiter oben erwähnte, besonders in den gebildeten Ständen sich fast allgemein kundgebende Nichtachtung des Heiligen und die Verläugnung des religiösen Sinnes, wenn diese auch nur mehr im Aeusseren bestehen, das Innere aber, den eigentlichen Kern des Lebens, bisher noch unangetastet gelassen haben sollte. Wie kann aber ein Jüngling auf der Schule religiösen Sinn und wahre Liebe zur Tugend zeigen, wenn er in einem Familienkreise lebt, in welchem es zu dem guten Tone gehört, nicht von Gott und Religion zu sprechen, und in welchem jede menschlich-fromme Rührung, hervorgerufen in reinen Gemüthern durch die Wechselfälle des Lebens, absichtlich zurückgehalten und unterdrückt wird? —

Diesen Hindernissen einer religiösen Stimmung der Schüler muss das Gymnasium zuvörderst durch gewissenhaftere und vollständigere Behandlung des Religionsunterrichts entgegentreten. Höchst niederschlagend sind die Klagen, die man von vielen Seiten her über die Vernachlässigung des Religionsunterrichts auf den Gymnasien vernimmt. Gerade der wichtigste Lehrgegenstand wird auf den meisten dieser Lehranstalten am seichtesten, am gewissenlosesten behandelt. Ob an diesem Uebelstande weltlicher Sinn und tadelnswerthe Connivenz der Schulbehörden, oder Indifferentismus der Schuldirectoren und Lehrer selbst grössere Schuld trage, kann hier nicht untersucht werden: es wird von beiden Seiten her gefehlt, nur an wenigen Orten finden sich rühmliche Ausnahmen. Wo nicht von Oben herab mit Ernst und Würde das Heilige bewahrt wird, da öffnen sich — wenn der philologische Sinn vorherrscht — für den Lehrer tausend Auswege, den Religionsunterricht auf das schmählichste herabzudrücken und zu vernachlässigen. Pflegte doch ein Rector in der zu demselben bestimmten Stunde mit den Worten: „Wir wollen etwas Gescheideres thun", eine philologische Lection dafür anzufangen. Wie kann bei einem solchen Verfahren religiöse Stimmung in die Gemüther der Schüler kommen? Wo nicht fromme Ueberzeugung aus dem Lehrer spricht, da kann der Unterricht in der Religion auch nicht auf die Schüler wirken, ja er wird dem Lehrer selbst zur Tortur; so kommt es, dass viele Gymnasiallehrer gar nichts mit demselben zu schaffen haben wollen und ihn entweder — was öfters zweckmässig ist — Geistlichen überlassen oder — was pflichtwidrig erscheint — gerade an die unmündigsten Collegen abgeben. — Durch die Vernachlässigung des Religionsunterrichts versündigt sich das Gymnasium nicht nur überhaupt an allen seinen Zöglingen, sondern auch an vielen einzelnen insbesondere. Während nämlich diejenigen Schüler, die sich dem Studium der Theologie widmen, später gleichsam ex officio ihre Religionserkenntnisse erweitern müssen und von einem oberflächlichen Religionsunterrichte auf dem Gymnasium mehr einen moralischen, als scientivischen Nachtheil haben — denn was sie hier nicht lernten, lernen sie wohl später auf der Universität noch nach — fällt für die künftigen Juristen, Mediciner und übrigen Fachgelehrten die Verpflichtung weg, auf der Universität ihre Religionserkenntniss zu erweitern, und sie leiden daher durch den oberflächlichen Unterricht auf der Schule nicht nur moralisch, sondern auch scientivisch. Schon um dieser Schüler willen, die hier für ihr ganzes Leben sammeln sollen, sollte es sich jedes Gymnasium angelegen sein lassen, für einen ausreichenden und recht zweckmässigen Religionsunterricht zu sorgen. Später denkt wohl selten Einer daran, Etwas für seine religiöse Ausbildung zu thun, und besucht er ja einmal den Gottesdienst, um einen ausgezeichneten Prediger zu hören, so huldigt er mehr der Sitte, als dass er ein lebhaftes Bedürfniss seines Geistes befriedigt. Hat der Nichttheolog nicht schon auf der Schule einen

hinlänglichen Schatz religiöser Kenntnisse eingesammelt, hat er nicht hier Liebe und innern Trieb für diesen wichtigsten Theil seiner geistigen Thätigkeit gewonnen, so bleibt er gewöhnlich sein ganzes Leben hindurch unempfänglich für die Stimme der Religion und kommt, des Nachtheils, der ihn selbst betrifft, gar nicht zu gedenken, leicht in Gefahr, durch Nichtachtung des Heiligen seinen Nebenmenschen ein böses Beispiel zu geben. Ob der Mangel einer wahrhaft frommen Stimmung des Gemüths, über den wir in unseren Tagen besonders in Bezug' auf den gelehrten Mittelstand so vielfach klagen hören, seinen Grund nicht zum Theil in dem oberflächlichen Religionsunterrichte auf den Gymnasien habe, lässt sich nicht ganz in Abrede stellen. Ich spreche bei dieser Gelegenheit den Wunsch aus, dass auch den Nichttheolgen auf der Universität ein ansprechender, ihren Bedürfnissen angemessener Religionsunterricht ertheilt und es ihnen zur Pflicht gemacht werde, denselben fleissig zu benutzen. Sonst galt auf mehreren Hochschulen das Gesetz, dass in der Stunde, in welcher der erste Professor der Theologie Dogmatik las, in keiner Facultät irgend ein Collegium gelesen werden durfte. Der Zweck dieser Bestimmung war, allen Studirenden Zeit und Gelegenheit zu geben, sich in ihren Religionskenntnissen zu vervollkommnen. Ich sollte meinen, es wäre gut, wenn christliche Universitäten auf diese Weise für die Verbreitung vollständigerer Religionskenntniss unter den Nichttheologen sorgten; ein sorgfältigerer Religionsunterricht auf dem Gymnasium und solche Vorlesungen auf der Universität würden diesen Zweck erreichen lassen. Werden doch für viele neue Lehrgegenstände Professoren bestellt, warum nicht auch für einen höheren allgemeinen Religionsunterricht, der, auf die rechte Weise ertheilt, gewiss gute Früchte tragen würde? —

Soll es mit dem Religionsunterrichte auf den Gymnasien besser werden, so muss der Umfang desselben erweitert und demselben mehr Zeit, als bisher, gewidmet werden. Nur hier tritt der Fall ein, dass ich einem Lehrgegenstande mehr Umfang wünschen muss, da ich fast bei allen übrigen diesen mehr beschränkt wissen will. Es gibt Gymnasien, an welchen der Unterricht in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre für Secundaner und Primaner wöchentlich in einer einzigen Stunde abgethan wird, die noch dazu öfters ausgesetzt werden muss. Fast kein Gymnasium widmet diesem Unterrichte für die genannten Klassen mehr als zwei wöchentliche Stunden; die Anstalten, die mehr als zwei Stunden wöchentlich für denselben ansetzen, gehören schon zu den seltneren Ausnahmen. In dieser Beschränkung kann Nichts geleistet werden. Ich schlage folgenden Lehrgang vor: Der Unterricht gehe durch alle vier Klassen des Gymnasiums und wird in den drei untersten wöchentlich in 4, in der obersten aber wöchentlich nur in 2 Stunden ertheilt. In der Quarta und Tertia beschränkt sich der Unterricht nur auf die Lesung der heiligen Schrift, und zwar mit der nöthigen

Auswahl und nach vorhergegangener zweckmässiger Einleitung in die Bibel überhaupt und in jedes einzelne Buch insbesondere. Zu dieser Lesung wird nur die lutherische Uebersetzung gebraucht; dunkele Stellen werden hinlänglich erläutert. Die Bibel in dem Grundtexte zu lesen, bleibt blos dem spätern Studium der Theologen überlassen; für den Religionsunterricht ist die Lesung des Grundtextes, weil sie nicht erbaulich genug gemacht werden kann, nicht erspriesslich. — Zuerst suche man die Schüler auf einen Standpunkt zu stellen, von welchem aus sie das grosse Zeit- und Sittengemälde, welches die Bibel unserem geistigen Auge zur Anschauung bringt, ruhig und sicher übersehen können. Diesen Standpunkt erreichen sie am besten durch die Lesung des geschichtlichen Theils der heiligen Schrift. Die Kenntniss der biblischen Geschichte ist durchaus nothwendig für die religiöse Ausbildung, weil ohne Bekanntschaft mit dem Grund und Boden, aus welchem die ersten religiösen Ideen hervorkeimten, ohne Vertrautheit mit den Sitten und Gebräuchen, in welchen sich diese Ideen bei den ältesten Völkern spiegelten, ohne das geistige Zusammenleben mit den Religionsstiftern selbst, kein tieferes Eindringen in die Wahrheiten der Religion möglich und denkbar ist. Sind die Schüler mit dem Inhalte des historischen Theils der Bibel hinlänglich vertraut, dann kann die Lesung der mehr dogmatischen und der poetisch-prophetischen Bücher folgen, deren Verständniss ihnen durch den historischen Grund, den sie gelegt haben, sehr erleichtert werden wird. Es scheint zweckmässig, diese Schullectüre so abzugrenzen, dass man in Quarta das alte und in Tertia das neue Testament behandelt. Es ist zu erwarten, dass durch sie in dem jugendlichen Gemüthe der Grund zu einer aufrichtigen Hochschätzung des Buches der Bücher gelegt werde, auf welche hinzuarbeiten für Jeden Pflicht ist, der es mit dem wahren Wohle der künftigen Generationen gut meint. Wie gut wäre es um viele der jetzigen Gelehrten und Staatsmänner bestellt, wenn sie auf diese Weise schon von Jugend auf mit dem Worte Gottes bekannt gemacht worden wären; ihr Urtheil über Sachen der Religion würde dann gewiss ein ganz anderes sein; sie würden in einem ganz anderen Sinne Christen sein wollen, als sie es jetzt zu sein pflegen, sie würden sich dann — wie Reinhard in einer seiner Predigten sagt — durch ihre menschliche Gelehrsamkeit nicht vom Evangelium abführen lassen oder wohl gar gleichgültig und feindselig gegen dasselbe werden. — Mit der Schullectüre der Bibel kann auf eine sehr bequeme Art das Auswendiglernen belehrender und kraftvoller Aussprüche derselben verbunden werden. So wie man bei der Lesung auf einen solchen Ausspruch stösst, wird er ausgezeichnet und zum Auswendiglernen aufgegeben. Zum Abhören und Wiederholen der gelernten Sprüche wird der Lehrer in den zum Bibellesen bestimmten Stunden leicht Zeit gewinnen. Auswendig gelernte Bibelsprüche tragen ungemein viel dazu bei, dem eigentlichen Religionsunterrichte mehr Kraft und Nachdruck zu geben — wir haben dann sogleich

eine gewichtvolle Autorität in Bereitschaft, mit der wir die oben erläuterte Wahrheit zusammenhalten können —; ihre erhebende, stärkende und tröstende Wirksamkeit zeigen sie aber vorzüglich erst im spätern Leben, selbst dann, wenn uns der theoretische Zusammenhang der Religionswahrheiten unter einander schon wieder verloren gegangen ist. — Das Lesen der Bibel ist die beste Vorbereitung auf den eigentlichen Unterricht über die Glaubens- und Pflichtenlehre, welcher nun in einem zweijährigen Cursus in Secunda folgt. Das Lehrbuch für diesen Unterricht sei so deutlich und einfach, als nur möglich; es enthalte kurze Sätze, die sich leicht dem Gedächtnisse einprägen lassen, denn wenn man auch nicht verlangt, dass diese der Schüler wirklich auswendig lerne, so liegt doch für die Wirksamkeit des Unterrichts schon in der Eigenschaft der Sätze, dass sie leicht lernbar sind, ein grosser Vortheil. Allzu grosse Massen des Lehrstoffs schaden auch hier, wie überall beim Unterrichte. — Ist der dogmatisch-moralische Cursus vollendet, dann folgt in Prima ein zweijähriger, wöchentlich zweistündiger Unterricht über Kirchen- und Dogmengeschichte. Der Schüler soll durch denselben eine Uebersicht von dem erhalten, was das Christenthum, das er aus der Bibel und aus der auf diese gegründeten Religionslehre kennen gelernt hat, im Laufe der Zeiten und unter den mannigfaltigsten Schicksalen auf Erden gewirkt hat, und wie die kirchlichen Dogmen die Gestalt und Färbung angenommen haben, die wir in unseren Tagen an denselben bemerken. Auf diesen Unterricht, dessen Schwierigkeiten sich nicht verkennen lassen — ein Lehrbuch zu demselben kann nicht angegeben werden, da keines vorhanden zu sein scheint, das diese Tendenzen in sich vereinigt — lege ich ein besonderes Gewicht; er eignet sich seines historisch-philosophischen Charakters wegen nur für erwachsenere, an das Denken gewöhnte Schüler und bildet demnach mit Recht den Schlussstein des gesammten Lehrgebäudes der Religionswissenschaft, so weit diese für Gymnasien gehört. Ich halte dafür, dass ein solcher Unterricht vorzüglich dazu geschickt sei, in der Seele des Jünglings die Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums für das ganze Leben zu befestigen, das Gemüth desselben zu wahrer Gottes- und Christusliebe zu erwärmen und ihn überhaupt zu der Erkenntniss zu bringen, dass unter allen Dingen, die der Mensch auf Erden erstrebt, doch nur eins sei, das wahrhaft noth thue und dessen segensreiche Wirksamkeit das ganze Sein des Menschen umfasse. —

Der Religionsunterricht muss aber nicht allein den rechten Umfang haben, auch auf die Art und Weise, wie er ertheilt wird, kommt sehr viel an, wenn er seinen Zweck nicht verfehlen soll. Es darf nicht unbemerkt bleiben, dass auch in dieser Beziehung vielseitig auf den Gymnasien gefehlt wird. Nur theologische Bildung und frommer Sinn werden den rechten Lehrton und die zweckmässigste Lehrweise treffen lassen; besitzt der Religionslehrer nicht diese beiden Eigenschaften zusammen, so wird sein Vortrag entweder zu

abstrakt und trocken werden, oder er wird in blosse Paraenesen ausarten und nicht eigentlicher Unterricht sein. Ein guter Religionsunterricht muss Verstand und Gemüth gleichmässig beschäftigen; der Lehrer muss es verstehen, die Religionsstunden auch zugleich zu Erbauungsstunden seiner Schüler zu machen, ohne doch dabei ihre Verstandesbildung zu vernachlässigen. Daher muss Alles vermieden werden, was die stille Andacht und den heiligen Ernst der Religionsstunden stören könnte: jede Unterbrechung der religiösen Stimmung, sei es von Seiten des Lehrers durch Gemeinheiten, strenge Verweise u. s. w., sei es von Seiten der Schüler durch leichtfertiges Benehmen, ist durchaus unstatthaft und muss, was die Schüler betrifft, nach der Stunde gehörig bestraft werden. Um die Schüler gleich beim Anfange der Stunden in die rechte Stimmung zu versetzen, halte ich es für sehr zweckmässig, den Unterricht mit Gesang und Gebet zu beginnen. Es ist überhaupt nicht unpassend, die Unterrichtsstunden am Morgen mit Gesang und Gebet zu eröffnen, wie es sonst fast allgemein Sitte war; jeder Lehrer wird sich leicht so viel Kenntnisse der Choräle aneignen können, als nöthig ist, um die Leitung des Gesanges, wenn sich unter den Schülern keine Vorsänger finden sollten, selbst zu übernehmen. Auf jeden Fall trägt der Gebrauch, die Lehrstunden so zu beginnen, dazu bei, das Gemüth zu sammeln und ist, was den Gesang betrifft, auch bildend für die Schüler. —

Ein gutes Gymnasium muss auch dafür Sorge tragen, dass die Gelegenheiten, auf eine religiöse Stimmung der Schüler hinzuarbeiten, die sich bei dem Gymnasialunterricht überhaupt darbieten, nicht unbenutzt bleiben. Der über die Frömmigkeit seiner Schüler wachende Lehrer wird vorzüglich bei dem Unterrichte in der Geschichte, in den Naturwissenschaften, in der Geographie vielfache Veranlassung finden, auf die Weisheit, Macht und Herrlichkeit Gottes hinzudeuten; er wird das Wirken des himmlischen Vaters, dem der gute Jüngling in kindlicher Liebe vertrauen lernen soll, in dem Gange der Weltbegebenheiten sowohl, als in den eben so einfachen, als bewunderungswürdigen Gesetzen der Natur hervorzuheben suchen; er wird seine Schüler das Wesen der Gottheit fühlen lassen in der Betrachtung des kleinsten Geschöpfes, wie in dem erhebenden Anblicke des gestirnten Himmels. Selbst durch das Studium der Classiker kann die Religionskenntniss und moralische Bildung der Schüler befördert werden, theils durch Vergleichung der Lehren des Christenthums mit den unvollkommenen Religionsbegriffen der heidnischen Welt, theils durch die Beherzigung so mancher grossartigen Tugend, durch deren Ausübung die Christen nicht selten von den Heiden beschämt werden. —

Ein anderes Mittel, intensiver, als bisher geschah, auf die Gemüther der Gymnasiasten einzuwirken, um in ihnen eine religiöse Stimmung zu begründen und zu erhalten, geben die sogenannten Erbauungsstunden an die Hand. Früher waren solche Bet-

stunden fast auf allen Gymnasien gewöhnlich; später veranlasste der weltlich-philologische Sinn der Lehrer, der sie nur als einen unnöthigen Zwang betrachtete und daher mit ihnen gewissenlos umging, an den meisten Anstalten die Abschaffung derselben; wo sie noch bestehen, wirken sie nur da, wo man sie mit Geist und Leben ihrem Zwecke gemäss behandelt; in der neuesten Zeit erst hat man hier und da von Seiten der Schulbehörden wieder angefangen, ihnen einige Aufmerksamkeit zu schenken. — Wenn diese Erbauungsstunden nicht zur Gewohnheit für die Schüler werden — man halte sie daher nicht in jeder Woche zu einer bestimmten Stunde, sondern nur dann, wenn die jugendlichen Gemüther durch besondere Ereignisse im Schul- und kirchlichen Leben, wie z. B. durch den Schluss der Schulen vor öffentlichen Prüfungen, durch den Jahresschluss, durch die Feier des heiligen Abendmahls, durch den Anfang eines neuen Schuljahres, durch die Einführung neuer Lehrer u. s. w., oder durch auffallende Naturbegebenheiten, wie z. B. durch heftige Gewitter, Ueberschwemmungen und dergleichen zur Aufnahme eines guten Samenkorns vorzüglich fähig geworden sind —, wenn ferner der Vortrag dem jugendlichen Geiste angemessen ist und der religiösen Weihe nicht entbehrt, wenn endlich die Andacht auch durch erhebenden Gesang ausgewählter Lieder befördert wird, dann sind sie ein sehr wirksames Mittel für den angegebenen Zweck und verdienen an allen Gymnasien eingeführt zu werden. Dahin darf es freilich der weltliche Sinn und die Indolenz der Lehrer nicht kommen lassen, dass die jungen Leute solche Erbauungstunden für Gelegenheiten halten, ihre muntere Laune durch allerlei übel angebrachten Witz zu zeigen und auf diese Art das Heilige herabwürdigen. Dass sich nach einer auffallenden Ironie im Leben Schüler gerade da am rücksichtslosesten benahmen, wo sie sich am gesammeltsten hätten zeigen sollen, liesse sich leicht durch Beispiele von solchen Anstalten belegen, in denen die Schulfamilie nicht durch die Bande der Liebe, Achtung und des Vertrauens gegenseitig gehalten und zu einem Ganzen vereinigt wird. —

Es bleibt noch ein drittes Mittel zu besprechen übrig, welches die Schule anwenden muss, um in ihren Zöglingen eine religiöse Stimmung zu begründen und zu erhalten: es besteht in der Sorge für die **gewissenhafte Beobachtung der äusseren Religionsgebräuche**. Ich rechne zu denselben vorzüglich den **Besuch des öffentlichen Gottesdienstes** und den **Genuss des heiligen Abendmahls**. — Wie es christliche Gymnasien geben könne, auf welchen von Seiten der Direction wenig oder gar nicht darauf gesehen wird, dass die Schüler den öffentlichen Gottesdienst besuchen, lässt sich eigentlich schwer begreifen, aber leider gibt es solche Gymnasien. — Es thut noth, auf das ernstlichste daran zu erinnern, dass man überall, wo man nicht den Kirchenbesuch der Gymnasiasten mit Sorgfalt überwacht, an dem Seelenheile der jungen Leute einen Verrath begehe. Sollen sich denn gerade diese

nicht wie andere Christen durch den feierlichen Klang der Glocken in die Kirche rufen lassen, um sich mit ihren Brüdern und Schwestern in der wahren, beseligenden Einheit des Glaubens zu erhalten und den Geist der rechten christlichen Liebe in sich lebendig zu machen, um ihre Gotteserkenntniss immer mehr zu befördern und sich auffordern zu lassen, in Demuth und Vertrauen dem Höchsten zu nahen? Sollen gerade diese sich nicht in der lieblichen Ruhe des Sonntags auf den Flügeln des frommen Gesanges zum Himmel erheben und das Irdische auf einige Augenblicke vergessen lernen? sollten sie nicht durch die Rede des begeisterten Predigers das Herz für die Tugend erwärmen und den Willen zur Ausübung ihrer Pflichten stärken lassen? sollen gerade die Gymnasiasten die hohe Bedeutung des christlichen Gottesdienstes nicht aus Erfahrung kennen lernen? Zwar ich will es nicht in Abrede stellen, es hat viel Anziehendes, den Vormittag des Sonntags in behaglicher Ruhe auf dem Zimmer zu verleben, auch bin ich nicht so hart, diesen Genuss fleissigen Schülern nicht bisweilen gönnen zu wollen, aber gleichwohl muss ein möglichst regelmässiger Besuch des Gottesdienstes unseren Gymnasiasten zum Gesetz gemacht werden. Wenn sie sich nicht in der Jugend an die Pflicht des Kirchenbesuchs gewöhnen, dann nehmen sie im spätern Alter, durch weltliche Geschäfte vielseitig zerstreut, etwa nur dann an dem öffentlichen Gottesdienste Antheil, wenn sie sich durch die Umstände dazu gezwungen sehen. Oder ist etwa der Fall so selten, dass Gelehrte oder Beamte während des Jahres kaum ein Mal in der Kirche erscheinen? — Man glaube doch ja nicht, dass es so schwer sei, Schüler zu einem regelmässigen Besuche des Gottesdienstes zu gewöhnen. Vor Allem müssen ihnen die Lehrer selbst mit einem guten Beispiele vorangehen. Aber freilich, in dieser Beziehung ist es hier und da mit den Lehrern noch trauriger bestellt, als mit den Schülern. Der Lehrer kann nie mit Ernst darauf dringen, dass der Schüler eine Pflicht erfülle, die er selbst nicht erfüllt. Demnach müssen auch hier die Lehrer den Anfang machen — thun sie es, so werden sie bald mit Freuden bemerken, dass sich ihre Schüler auch in der Kirche um sie versammeln. Ferner müssen die Lehrer darauf hinarbeiten, dass die Schüler den Besuch des Gottesdienstes nicht als einen Zwang betrachten, den ihnen Schulgesetze, oder Familiensitte oder andere Verhältnisse auflegen, sondern dass sie vielmehr aus höheren Rücksichten, in der edlen Absicht, sich zu erbauen und in ihrer Religionskenntniss zu wachsen, in die Kirche kommen. Sind diese reineren Beweggründe an die Stelle des Zwanges getreten, dann werden unsere Gymnasiasten auch durch ihr Benehmen während des Gottesdienstes zu erkennen geben, dass der Geist wahrer Andacht auf ihnen ruhe, dann werden sie nicht heimliche Neckereien treiben oder wohl gar durch Plaudern und andere Ungebührnisse die Heiligkeit des Ortes entweihen. — Vorzüglich bildend und dem Besuche der Kirche ein gewisses Interesse gebend, mithin auch zu

demselben antreibend ist die Einrichtung, dass die Schüler von dem Inhalte der gehörten Predigten Rechenschaft ablegen müssen. Zu dem Zwecke mögen sie nach Beendigung des Gottesdienstes nicht nur die Disposition, sondern auch die wichtigsten Sätze der Ausführung, wo möglich in der Form, in welcher sie gegeben wurden, niederschreiben. Hat sie eine Predigt wirklich angezogen, so werden sie eine ziemlich vollständige Skizze derselben liefern können. Solche Uebungen sind nicht allein für den künftigen Theologen nützlich; sie gewöhnen überhaupt, beim Anhören irgend eines Vortrags auf das Wichtigste zu merken und die Gedanken des Redners zusammenhängend und in geordneten Sätzen wiederzugeben. Das treue Auffassen der Vorträge akademischer Lehrer wird denen sehr erleichtert werden, welche auf diese Weise schon frühzeitig angefangen haben, ihr Auffassungsvermögen zu üben. Aber auch hier werde aller Zwang, so viel sich thun lässt, vermieden. Jede fromme Uebung muss aus Liebe hervorgehen und mit Liebe geleitet und überwacht werden. Es wird ja nur selten der Fall eintreten, dass es dem ermahnenden und überzeugenden Worte eines treuen Lehrers nicht gelingen sollte, seine Schüler für den fleissigen Besuch des Gottesdienstes zu gewinnen. Also ihr treuen Lehrer, lasset auch hier Euer Licht leuchten; durch die Anwendung der angegebenen und anderer geeigneter Mittel wird es bald dahin kommen, dass unsere studirenden Jünglinge eine Ehre darin suchen, fleissig beim öffentlichen Gottesdienste zu erscheinen. —

Für ein vorzüglich wirksames Mittel, dem Schulleben eine wahrhaft religiöse Stimmung zu geben, halte ich endlich auch noch die von Lehrern und Schülern gemeinschaftlich zu begehende Feier des heiligen Abendmahls. Dass auch dieses herrliche Erbauungsmittel nicht überall auf unseren Gymnasien seinem erhabenen Zwecke gemäss benutzt werde, ja dass es noch Gymnasien gebe, wo es gar nicht in Anwendung kommt und wo man nicht einmal darnach fragt, ob die Schüler zum Abendmahle gehen, muss für ein grosses Gebrechen unseres Gymnasialwesens erklärt werden. Es ist zu wünschen, dass jedes Gymnasium das Gedächtnissmahl des Todes Jesu wenigstens zwei Mal im Jahr begehe und dass es die Feier desselben recht eigentlich zu einem Glanzpunkt im religiösen Leben der ganzen Schulfamilie zu machen suche. Es lässt sich Manches thun, um die Abendmahlsfeier dem jugendlichen Gemüthe recht eindrücklich und erhebend zu machen. Sie finde Sonntags, öffentlich vor der Gemeine, statt, und auch die Angehörigen der Lehrer, so wie andere Personen mögen an derselben Theil nehmen. Schon in den letzten Wochen vor dem zu derselben bestimmten Sonntage möge die Aufmerksamkeit der Zöglinge auf Das, was sie vorhaben, hingelenkt werden; die Lehrer können dann öfters mit ihnen über die Bedeutung und Wichtigkeit des heiligen Abendmahls sprechen und ihnen die segensreichen Folgen, welche der Genuss desselben für jeden frommen Christen habe, auf eine einfache, aber

lebendige und feierliche Art darzustellen suchen; das ganze Schulleben wird dadurch in jenen Tagen eine gewisse Weihe erhalten, und wenn auf den Lehrern der Geist wahrer christlicher Frömmigkeit ruht, so werden die Schüler die feierliche Stimmung derselben so natürlich und zweckmässig finden, dass es keiner wagen wird, durch ein leichtsinniges oder weniger gesammeltes Benehmen dem heiligen Ernste zu widerstreben, der aus dem Munde der Lehrer zu ihnen spricht. Am Tage vor der Abendmahlsfeier ist eine Erbauungsstunde, an welcher auch die Lehrer Antheil nehmen, ganz an ihrer Stelle. Sind die Gemüther der Jünglinge durch den Gesang eines passenden Liedes — ein zweckmässiges Schulgesangbuch darf an keinem Gymnasium fehlen — in eine andächtige Stimmung versetzt worden, dann ist es Zeit, mit aller Wärme des Gemüths und mit der Theilnahme einer väterlichen Liebe zu ihnen zu sprechen, und die heilsame Wirkung einer solchen Ansprache an ihren Herzen wird nicht ausbleiben. So vorbereitet mögen sie zur Beichte gehen, so dem Tische des Herrn nahen. Sehr wünschenswerth ist es auch, dass die Prediger an solchen Tagen ihre Vorträge vorzugsweise an die jugendlichen Gemüther richten und über Gegenstände sprechen, die geeignet sind, einen guten Eindruck auf dieselben zu machen. — Der Tag der Communion muss von allen Schülern in stiller Andacht und Selbstbeschauung zugebracht werden: keiner darf es wagen, an demselben einen öffentlichen Ort zu besuchen. Auch möchte ich es als feste Regel aufstellen, dass an den Communiontagen auch der Nachmittagsgottesdienst besucht werde. — Man glaube ja nicht, dass hier zu Viel verlangt werde. Diejenigen sorgen weit besser für das wahre Wohl unserer studirenden Jünglinge, die sie mit liebevollem Ernste in einer gewissen religiösen Zucht erhalten, als die, welche der Sitte der Zeit huldigend, Uebungen der Frömmigkeit für Ueberbleibsel des kirchlichen Pedantismus der früheren Jahrhunderte erklären und mithin ihre Schüler auch von denselben freisprechen.

Gelingt es unseren Gymnasien, eine wahrhaft religiöse Stimmung in den Gemüthern ihrer Zöglinge lebendig zu machen, so können sie hoffen, dass diese sich auch durch sittliche Gesinnung und Handlungsweise auszuzeichnen suchen werden, denn Frömmigkeit ist die Mutter der Sittlichkeit. Das Wesen der rechten sittlichen Gesinnung, wie sie von einem studirenden Jünglinge verlangt werden muss, besteht darin, dass er seine Studien aus dem religiösen Gesichtspunkte betrachte und behandle. Nicht um irdischen Glanzes willen, nicht um auf der Leiter irdischer Ehre eine hohe Stufe zu erreichen, nicht um sich ein gemächliches, sorgenfreies Leben zu bereiten, soll sich der Jüngling den Wissenschaften zuwenden, sondern er soll sich als von Gott berufen betrachten, in dem Reiche der Wahrheit mit heiligem Eifer zu arbeiten und als ein treuer Diener dieser erhabenen Göttin mit aller Anstrengung dahin wirken, dass sich ihre Herrlichkeit immer mehr

und mehr auf Erden verbreite und die Menschen zu einer allgemeinen Glückseligkeit immer fähiger mache. Nicht soll er meinen, als wenn er zur Erreichung dieses hohen Zweckes schon an sich selbst Kraft genug habe und demnach der göttlichen Kraft, des Lichtes von Oben, nicht bedürfe. Wo sich die Strahlen des himmlischen Lichtes nicht herabsenken in das gläubige Gemüth und so die rechte Weisheit entzünden, da kann Kunst und Wissenschaft nicht fröhlich gedeihen, keine heitere Gestalt gewinnen, gleichwie uns Gottes Schöpfung nur erst dann recht freundlich entgegen lacht, wenn über der lieblichen Flur der blaue Himmel in seiner Milde ruht. Der Jüngling, den bei seinen Studien nicht Gottes Geist durchdringt, der baut zwar auch, aber was er baut, ist Menschenwerk und fällt gar bald wieder in das Nichts zusammen, aus dem es, wie ein Spiel des unmündigen Knaben, gebildet worden: an dem ewigen Gebäude der Wahrheit und Tugend vermag er nicht zu bauen. Wer aber an diesem Bau zu arbeiten sich berufen fühlt, der muss auch selbst rein und schuldlos sein, der muss sich stets eines sittlich guten Lebenswandels befleissigen. So fordert der Lebenszweck studirender Jünglinge mit gebieterischer Nothwendigkeit, dass sie sich von ganzer Seele der Tugend weihen, denn wie können sie sich sonst zu Vorbildern der Menschheit bilden, zu welcher hohen Würde sie durch das Streben nach Erkenntniss und Wahrheit berechtigt werden. Nicht Verstandesbildung allein, nicht Reichthum an den mannigfaltigsten Kenntnissen bringt sie an das hohe Ziel, nach dem sie streben: nein, ein edles Herz, ein Gemüth, erfüllt von den zarten Regungen der ewigen Liebe, ein fester Wille, stets auf das Gute gerichtet, muss in die innigste Verbindung mit einem gebildeten Verstande treten, wenn sich der studirende Jüngling seiner schönsten Zierden erfreuen soll. Es ist daher für ihn nicht hinreichend, dass er sich nur diejenigen allgemeinen Tugenden aneigne, ohne welche Niemand seine Menschenwürde behaupten und seinen guten Namen bewahren kann. Er muss sich vielmehr durch fortwährende Verfeinerung seiner sittlichen Gefühle, durch beständige Aufmerksamkeit auf die Stimme des Gewissens, durch sorgfältige Beobachtung alles Dessen, was schicklich ist, auf eine höhere Stufe moralischer Bildung zu stellen suchen. Kein Jüngling, der es gut mit sich selbst meint, darf sich erlauben, den Anstand zu verletzen, denn dieser ist die äussere Gestalt der Sittlichkeit, und der Schluss von dem Mangel desselben auf Mangel an innerer Tüchtigkeit liegt in der Natur der Sache. Das Festhalten an Dem, was schicklich ist, kann sogar in jugendlichen Gemüthern das sittliche Gefühl anregen und bilden, wenigstens drückt sich in der Beobachtung des Schicklichen schon dann eine Achtung des Sittlichen aus, wenn der Jüngling auch noch nicht gelernt hat, seine Begriffe von Recht und Unrecht auf Grundsätze zurückzuführen. So wird der fromme Jüngling keine Mühe scheuen, sein Leben in jeder Beziehung rein und frei von sittlichen Uebelständen zu erhalten, und wie angenehm ist

der Eindruck, den ein Jüngling auf uns macht, dessen Benehmen in allen Verhältnissen ein treues Abbild seiner gebildeten, reinen, schuldlosen Seele ist. — Leider wird sich das Gymnasium, selbst wenn es streng auf religiöse Bildung sieht, einer solchen sittlichen Grösse seiner Zöglinge nie recht erfreuen können, denn abgesehen davon, dass dieselbe nie ohne Beharrlichkeit und Selbstbeherrschung erreicht werden kann, so sind die schädlichen, das sittliche Gefühl und Leben störenden Einwirkungen von Aussen, mit denen die Schule und die Schüler zu kämpfen haben, so mannigfaltig und mächtig, dass man gewöhnlich schon zufrieden ist, wenn man, ohne wahre moralische Tüchtigkeit zu erlangen, nur den äusseren Schein derselben rettet. Nun ist es traurig, gestehen zu müssen, dass nicht selten diese schädlichen Einwirkungen von der Familie und dem väterlichen Hause der Zöglinge ausgehen, dass gerade die Eltern, selbst in der Ueberzeugung, das Beste ihres Kindes zu fördern, dem Willen desselben eine Richtung geben, die mit den Grundsätzen der wahren Sittlichkeit nicht zusammenstimmt. So sind die Zöglinge schon bei ihrer Aufnahme in das Gymnasium nicht unberührt von den Einflüssen des Lebens geblieben, und diese Einflüsse dauern während des Aufenthalts auf dem Gymnasium fort, denn dieses besitzt seine Schüler nie ganz, die Eltern üben in der Erziehung und durch diese auf den Unterricht eine Macht aus, welche den Einflüssen der Schule öfters widerstrebt, dieselben wenigstens selten unterstützt. So kommen gar oft Trägheit und Unaufmerksamkeit, Mangel an Gehorsam und Zucht, Verachtung der Lehrer und noch viele andere sittliche Uebelstände auf Rechnung solcher schädlichen Einwirkungen von Aussen, und jede Schule hat mit diesen, als mit ihren mächtigsten Widersachern, zu kämpfen. Am wenigsten sind die Eltern, ja selbst hier und da die Schulgesetzgeber geneigt, der Schule eine Gewalt über das Benehmen der Schüler ausserhalb der Schule zuzugestehen, und doch bedarf es keiner grossen Weisheit, um einzusehen, dass die Schule, wenn ihr mahnendes Wort und ihr strafender Arm nicht auch über die Schulwände hinaus Wirksamkeit haben soll, als Erziehungsanstalt wenig oder nichts werde ausrichten können.

Zwar wird sich nun wohl keine Schule finden, welche diese schädlichen Einwirkungen von Aussen nicht zu verhindern und zu unterdrücken suche, aber gerade in der Art und Weise, wie die meisten Gymnasien dieses zu bewerkstelligen pflegen, besonders aber in gewissen äusseren Verhältnissen, die es ihnen fast unmöglich machen, wirkliche Erziehungsanstalten zu sein, kann ich nicht umhin, eine neunte Ursache ihrer sinkenden Wirksamkeit zu finden.

So wie überhaupt der Geist, der auf einer Schule herrscht, ein erziehender, das heisst ein Sittlichkeit und Zucht fördernder sein soll, so sind es insbesondere die Schulgesetze, von welchen man in dieser Beziehung fast allein das Heil zu erwarten pflegt. Gesetze aber an sich helfen nichts, wenn sie nicht auf eine kluge und

wirksame Art gehandhabt werden; ich muss daher über die Handhabung der Schulgesetze auf den Gymnasien sprechen. Wo die Schulzucht zu schlaff ist und alle Vergehungen mit dem weiten Mantel der christlichen Liebe zugedeckt werden, wo es die Direction nicht wagt, nöthigenfalls streng aufzutreten — die verwöhnten jungen Leute möchten ja abgehen und ein anderes Gymnasium bevölkern — da herrscht der Geist der Ungebundenheit und des jugendlichen Uebermuths; selbst während des Unterrichts wird toller Spuk getrieben: der Ruf der Anstalt muss nothwendig sinken. Fast noch trauriger aber sieht es da aus, wo die Disciplin mit übermässiger, unerbittlicher Strenge gehandhabt wird: statt der Ungebundenheit herrscht hier der Geist der Heuchelei und niedrigen Schmeichelei, die ganze Anstalt ist einem übertünchten Grabe aller wissenschaftlichen Freiheit und edler Gesinnung zu vergleichen, in dessen Innerem nur Moder und Asche gefunden wird; der Servilismus desselben bringt grössere Gebrechen hervor, als der jugendliche Uebermuth, der sich offen zeigen darf. Das Rechte liegt offenbar auch hier in der Mitte. Diejenigen Gymnasien, auf welchen der von den Lehrern ausgehende Geist der Liebe Alles beherrscht und durchdringt, auf welchen über das geistige und leibliche Wohl der Schüler mit der treuen Sorgfalt des Vaterhauses gewacht wird, und auf welcher diese daher — weil sie überzeugt sind, dass man es gut mit ihnen meine — die wenigen nöthigen Schulgesetze auch gern befolgen, werden gewiss auch als Erziehungsanstalten die schönsten Früchte von ihren Bemühungen einernten. Gleichwohl können nicht alle Gymnasien in diesem Sinne und auf diese Weise Erziehungsanstalten sein. Die Ursache, warum sie es nicht sein können, liegt in gewissen äusseren Verhältnissen, deren Beseitigung man dringend wünschen muss.

Zuerst ist zu wünschen, dass die Gymnasien nicht in grossen Städten ihre Sitze haben. Aus dem Wesen und Leben grosser Städte geht für die Gymnasien als Erziehungsanstalten mehrfacher Nachtheil hervor. Je grösser und reicher die Städte, desto verschiedenartiger und stärker sind die schädlichen Einwirkungen derselben auf die Sittlichkeit der Schüler. Sollten selbst diese Einwirkungen nicht direct zur Verschlechterung des sittlichen Charakters derselben beitragen — was sich jedoch bezweifeln lässt, denn wer will dem Jünglinge eine sittliche Stärke zutrauen, die selbst der Mann in vielen Fällen nicht hat? — so bewirken sie doch gewiss eine Zerstreuung, die eben so nachtheilig für den Verstand, als für den Willen ist, und machen mit einer Menge von Bedürfnissen bekannt, die der Gymnasiast, der einfache, nüchterne Jüngling, dessen Ideal nur Wissenschaft und Tugend sein sollen, gar nicht kennen lernen darf, wenn er seinen Weg mit glücklichem Erfolge fortsetzen will. Sodann wird dem Gymnasium in grösseren Städten die Aufsicht über das Benehmen der Schüler ausserhalb der Schule, welche Aufsicht gerade hier besonders nöthig ist, über die Gebühr erschwert

und zum Theil ganz unmöglich gemacht. Denn wie soll in dem Treiben und Gewühl einer grossen, volkreichen Stadt, in welchem sich die wenigen Gymnasiasten so gut wie verlieren, jede einzelne Handlung derselben einer Controle unterworfen werden können, welche nur in kleineren Städten, wo sich die ganze Einwohnerschaft kennt, mit Erfolg ausgeführt werden kann? Wird auch zugegeben, dass es bei einer hinlänglichen sittlichen Tüchtigkeit der Gymnasiasten, die sich gleichwohl nur selten finden wird, einer solchen Controle des sittlichen Benehmens derselben nicht bedürfe, so möchte ich dennoch nicht dazu rathen, eine solche Beaufsichtigung zu unterlassen, da schon die Voraussetzung des Schülers, dass die Schule sich von jedem seiner Schritte unterrichten könne, für ihn ein hinlänglicher Antrieb sein wird, nicht von der Bahn der Tugend abzuweichen, gerade so wie die Ueberzeugung von der Allwissenheit Gottes in dem gläubigen Gemüthe sich zum Motiv eines untadelhaften Lebens gestaltet. — Auch für die Pflege der körperlichen Gesundheit der Gymnasiasten sind grosse Städte nicht förderlich. Wenigstens wird der Genuss der freien Natur, von dem — wie oben bemerkt — grosse Vortheile für die körperliche Kräftigung junger Leute zu erwarten sind, ihnen in Städten, wo sie lange gehen müssen, ehe sie sich aus der Menge der Häuser und Gärten herausarbeiten, gar sehr verkümmert; einen Spaziergang vor das Thor, auf welchem sie immer noch von dem Geräusch der Stadt umtönt werden, kann man nicht ein stilles, Körper und Geist stärkendes Naturleben nennen. — Die wissenschaftlichen Vortheile, welche der Aufenthalt in den meisten grösseren Städten gewährt, sind wenigstens für Gymnasiasten nicht so gross, dass durch sie diese Nachtheile überboten würden. Denn ein Gymnasium braucht zu seinem Gedeihen in dieser Beziehung Nichts weiter, als eine ausgewählte Bibliothek von einigen tausend Bänden, und hinlängliche naturhistorische und physikalische Sammlungen: Gegenstände, die sich auch in einer kleinen Stadt ohne grossen Kostenaufwand herstellen lassen. Ja ich glaube, dass die Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher Ideen, wie sie sich in grösseren Städten zusammendrängen, so wie das Anschauen umfassender Museen mehr hinderlich, als förderlich auf den stillen, einfachen Gang der Gymnasialstudien einwirken, denn der jugendliche Geist muss sich erst im Kleinen orientiren lernen, ehe er mit Nutzen zum Ergreifen des Grossen und Umfassenden geführt werden kann. Man hat in neuerer Zeit in mehreren Staaten angefangen, die Universitäten in die Hauptstädte zu verlegen. Wenn nun auch zugegeben wird, dass man für diese Institute den Gesichtskreis weiter ziehen muss, als für die Gymnasien, und dass man bei dieser Maxime auch andere, als wissenschaftliche Motive im Sinne hatte, so sind doch auch Viele geneigt zu glauben, dass sich die Universitäten als rein wissenschaftliche Anstalten in kleineren Städten besser befinden werden, als in dem vielbewegten Leben einer volkreichen Hauptstadt. — So halte ich denn kleine freundliche, in einer angenehmen

Gegend gelegene Landstädte, unter deren Bewohnern noch einfache Sitten und ein guter Ton herrschen, für die zweckmässigsten Sitze der Gymnasien. Je weniger hier die genannten Nachtheile hervortreten, desto leichter wird es den Gymnasien werden, das schöne Bild einer frommen und gesitteten Schulfamilie zu realisiren. Auch in ökonom. Rücksicht sind kleine Orte zu Gymnasialstädten zu empfehlen. So wie das Leben hier schon an sich weniger Bedürfnisse hat, so sind die nothwendigen Bedürfnisse desselben nicht nur mit wenigen Kosten, sondern auch leichter zu befriedigen, als in grösseren Städten. — Noch einen Schritt weiter zu gehen und das Gymnasialleben ganz zu isoliren, wie z. B. auf den sogenannten Klosterschulen geschieht, halte ich in verschiedener Beziehung nicht für rathsam. Die Schulfamilie darf, wenn sie sich sittlich bilden soll, nicht ganz von dem bürgerlichen Leben getrennt sein; nur erst dadurch kann bei dem Jünglinge eine gewisse moralische Tüchtigkeit bewirkt werden, dass er in den Conflicten, in die ihn Schulgesetze und Lebensverhältnisse gegenseitig zu bringen pflegen, das Rechte wählen und seinen Weg selbstständig verfolgen lernt. Auch ist es sehr oft der Fall, dass die vielseitigen Beschränkungen der Freiheit, welche auf den Klosterschulen nothwendig erscheinen, später auf der Universität in grosse Ungebundenheit ausarten und dass die erlangten Kenntnisse durch sittliche Opfer erkauft worden sind, die einen nachtheiligen Einfluss auf das ganze spätere Leben haben. —

Sollen die Gymnasien wirkliche Erziehungsanstalten sein können, so ist noch ein zweites Erforderniss wohl zu berücksichtigen: sie dürfen nicht zu gross und vielgliederig sein und nicht an Ueberzahl der Schüler leiden. Als in neuerer Zeit auf vielen Gymnasien die Frequenz sehr auffallend abnahm — aus ganz natürlichen, zum Theil vorübergehenden Ursachen, erstens weil durch den früheren Drang zu den gelehrten Studien ein Missverhältniss zwischen der Zahl der Candidaten und der mit ihnen zu besetzenden Stellen eingetreten war, und zweitens, weil viele junge Leute, die sonst, auch ohne sich den Facultätswissenschaften zu widmen, doch in der Absicht, sich vollkommnere Schulkenntnisse anzueignen, den Gymnasialcursus durchliefen, es jetzt vorziehen, eine für sie zweckmässige Ausbildung auf den neuerrichteten Realschulen zu suchen — da waren die Gegner des Humanismus sogleich geschäftig, auf die Aufhebung dieser alten, ehrwürdigen, ihr Dasein, wie es schien, jetzt nur mühsam fortschleppenden Anstalten anzutragen, und an einigen Orten fanden diese Anträge so weit Gehör, dass wirklich einige Gymnasien eingezogen wurden und andere noch nicht dafür sicher sind, der Vernichtung preisgegeben zu werden. Es ist meine vollste Ueberzeugung, wenn ich ein solches Beginnen unzweckmässig und aus einseitigen Ansichten hervorgehend nenne, und wenn ich behaupte, dass diejenigen Regierungen, welche dergleichen Vernichtungsurtheile aussprechen und aus mehreren kleinen Gymnasien ein grosses vielgliedriges zusammensetzen wollen, eben

dadurch die vielseitige Wirksamkeit des gelehrten Schulwesens hemmen und unterdrücken. In keinem Verhältnisse bringt die leidige Centralisationssucht unserer Tage mehr Nachtheil hervor, als im Schulwesen. Verlangt man zur Bestätigung dieser Behauptung Beweise, so kann uns diese das Schulwesen Frankreichs in grosser Anzahl liefern. Fast lächerlich zu sagen ist es, dass man dort, wie öffentliche Blätter erst neulich berichteten, wohl zufrieden war mit dem Gedeihen einer Militairunterrichtsanstalt, in welcher während eines Jahres aus einer grossen Anzahl von Schülern gegen 100 einen Anfang im Buchstabiren gemacht hatten. Vor solchen Früchten der Centralisation möge uns der liebe Himmel behüten. Es ist unschwer einzusehen, dass mehrere kleine Gymnasien, selbst wenn auch einzelne Lehrfächer an denselben nicht vollständig besetzt sein sollten, mehr zu leisten im Stande sind, als ein einziges grosses, natürlich, wenn sie diesem an treuer Liebe und Pflege von Seiten des Staats nicht nachgesetzt werden. Grosse Anstalten sind schon überhaupt schwerer zu überwachen, und wenn die zusammengesetzte Maschinerie derselben nicht mit steter Sorgfalt von tüchtiger Hand geleitet wird, so ist ihre Wirksamkeit gelähmt, ohne dass doch die Stellen, wo nachgeholfen werden muss, sogleich aufgefunden werden können. Ganz anders ist es in dieser Beziehung bei kleineren Schulen, hier zeigen sich die wunden Flecken sogleich dem Auge des Beschauers und lassen sich, eben weil sich ihre Einwirkungen nicht so weit erstrecken, natürlich auch leichter heilen. Zudem stehen bei einer grossen Anstalt viele Lehrer neben einander, welche, oft bei ganz verschiedenen Ansichten, schwer in Einigkeit zu erhalten sind, während an kleineren Gymnasien die geringere Zahl der Lehrer gewöhnlich in vertraulichen, collegialischen Verhältnissen lebt, ein Umstand, der für das Zusammenwirken zu einem Hauptzwecke von grosser Wichtigkeit ist. Noch deutlicher treten die Vorzüge kleinerer Gymnasien hervor, wenn wir in wissenschaftlicher Beziehung Das, was sie leisten können, mit Dem zusammenstellen, was man von grösseren, zahlreich besuchten Anstalten erwarten darf. Je geringer die Zahl der Schüler ist, auf die sich der Unterricht vertheilt, desto mehr wird er in der Regel wirken. Daher darf mit Sicherheit angenommen werden, dass bei gleichen Verhältnissen, besonders bei gleicher Energie der Lehrer, eine Klasse von 20 Schüler vollkommener und intensiver unterrichtet werde, als eine von 40 Schülern. Je mehr die Zahl der Schüler wächst, desto schwerer wird es dem Lehrer, die einzelnen im Auge zu behalten, und desto mehr muss sich seine Aufmerksamkeit während des Unterrichts theilen, wodurch derselbe natürlich an Wirksamkeit verliert. Dazu wird der Lehrer bei zahlreichen Klassen mit einer solchen Masse von häuslichen Arbeiten überschüttet, dass er dieselben entweder, wenn er sorgfältig corrigiren will, nicht fördern kann, oder, wenn er die Zeit der Rückgabe einhalten will, nur einer oberflächlichen Durchsicht zu unterwerfen sich gezwungen sieht. Beides ist für die

regelmässigen Fortschritte der Schüler nachtheilig. Liesse sich Intelligenz nach Pfunden abwägen, so würde sich gewiss immer ein bedeutendes Uebergewicht zu Gunsten weniger zahlreich besuchter Klassen herausstellen. Den Hauptvortheil gewähren aber kleinere Gymnasien dadurch, dass sie die sittliche Erziehung der Schüler ungemein erleichtern, ja in gewissen Beziehungen nur allein möglich machen. Jedes moralische Gebrechen, das unter einer grossen Anzahl von Schülern schon bei seiner Entstehung sich leicht verbirgt und in seinem Fortgange reichen Ansteckungsstoff findet, wird auf einem kleinen Gymnasium leicht entdeckt und eben so leicht unterdrückt werden können. Zudem ist eine grosse Anstalt weit öfter in Gefahr, schon bei der Aufnahme ihrer zahlreichen Zöglinge zugleich eine bedeutende Masse von Unsittlichkeit mit in ihren Schooss aufzunehmen, die dann, weil sie unter den schon vorhandenen Gymnasiasten nie ohne Wirkung bleiben wird, gleich einem giftigen Unkraute schnell fortwuchert und manchen Keim des ausgestreuten guten Samens unterdrücken wird. Am gefährlichsten für die Sittlichkeit werden aber zahlreich besuchte Gymnasien dadurch, dass sich in ihrer Mitte nur zu leicht ein gewisser böser Kastengeist bildet, der die Schüler mit seinen Fesseln umfangen hält und ihnen die Maximen ihres Handelns vorschreibt, ein Geist, welcher, besonders wenn er mit unmündigen politischen Ideen in Verbindung tritt, viel Unheil stiftet und oft so hartnäckig ist, dass er selbst den eifrigsten Bemühungen der tüchtigsten Erzieher Widerstand leistet und nur durch die Aufhebung der Anstalt selbst ausgerottet werden kann. Ich gebe gerne zu, dass sich dieser verderbliche Geist auf deutschen Gymnasien noch nie in seiner vollen Kraft gezeigt hat, wage aber gleichwohl nicht in Abrede zu stellen, dass sich die Keime und ursprünglichen Elemente desselben überall vorfinden oder sich bilden können, wo viele thatenlustige Jünglinge auf längere Zeit für gemeinschaftliche Zwecke zusammenleben.

Also vorzüglich um die Hindernisse zu beseitigen, welche grössere Anstalten einer durchgreifenden sittlichen Erziehung ihrer Zöglinge in den Weg legen, halte ich es für nothwendig, dass kein Gymnasium mehr als hundert Schüler zähle oder wenigstens diese Zahl nicht bedeutend überschreite. Wird zur Durchführung dieses Grundsatzes eine Vermehrung dieser Unterrichtsanstalten nothwendig, dann wird auch rücksichtlich der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung ein bedeutender Fortschritt stattfinden und manche deutsche Stadt wird sich glücklich schätzen, in ihre Mitte ein Institut aufzunehmen, das ja doch gewiss auf die scientivische und sittliche Bildung ihrer Bewohner nicht ohne segensreichen Einfluss bleiben kann. Auch mancher für das Wohl seiner Kinder besorgte Vater wird sich freuen, wenn er den Sohn nicht in die Tagereisen entfernte Gymnasialstadt zu senden braucht, sondern die wissenschaftliche Ausbildung desselben mehr in der Nähe beobachten kann. Doch woher soll der Staat die Kosten zur Errichtung

mehrerer Gymnasien nehmen? Werden alle Gymnasien auf jene Normalschülerzahl zurückgeführt, so wird der Fall öfters eintreten, dass der jetzige Kostenbedarf einer einzigen grossen Anstalt zur Erhaltung mehrerer kleinerer bequem ausreicht, ohne dass deshalb auch nur ein nothwendiges Bedürfniss derselben unbefriedigt bliebe. —

Was nun die Vermehrung der Gymnasien betrifft, so kann man sicher darauf rechnen, dass diese von gewissen Seiten her den lebhaftesten Widerspruch und vielseitige Hindernisse finden wird. Denn alle Diejenigen, welche dem Realismus im Gegensatze des Humanismus huldigen, werden diesen Vorschlag, als dem jetzigen Entwickelungsgange der deutschen Cultur entgegen und denselben hindernd, verwerfen und das Realisiren desselben als verkehrt und unzeitig verschreien. Nun bin aber auch ich der realistischen Seite deutscher Schulbildung gar nicht abhold und halte dieselbe für gewisse Berufsarten durchaus für unentbehrlich, ja glaube sogar, dass sie selbst denjenigen Ständen, die mehr an die humanistische Ausbildung gewiesen sind, in Zukunft in höherem Grade, als bisher geschah, zu Theil werden müsse: aber darin unterscheidet sich meine Ansicht von der Ansicht der meisten Verfechter des Realismus, *dass ich auch für diesen eine humanistische Grundlage verlange und dass ich die Ueberzeugung hege, dass aller Unterricht in den Realien, ebenso wie in den neuern Sprachen, nur erst dann recht wirksam werden und wahre Bildung gewähren könne, wenn er auf einer hinreichenden Kenntniss der alten, wenigstens der lateinischen Sprache ruht.* Die Gründe, auf welche sich diese Ansicht stützt, kann ich, dem Ende des gegenwärtigen Versuchs zueilend, hier nicht weitläufiger erörtern, für Diejenigen, welche sich mit diesen Ideen befreundet fühlen, möchte eine solche Erörterung auch nicht einmal nöthig sein: der Versuch aber, die Vertheidiger des Realismus mit dem Vorschlage, die Zahl der Gymnasien zu vermehren, auszusöhnen und dabei diese Lehranstalten zugleich noch auf einen Gegenstand aufmerksam zu machen, durch welchen die Wirksamkeit derselben gefährdet scheint, muss noch gewagt werden. Dazu mögen die nachfolgenden Bemerkungen den Weg bahnen.

Jede Schule muss, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen soll, stets im Fortschritte begriffen sein; sie muss, selbst angenommen, dass die Lehrgegenstände im Allgemeinen immer dieselben bleiben, doch dem Unterrichte in denselben gerade diejenige Richtung zu geben suchen, welche dem Entwickelungsgange der Volksbildung und den gleichzeitigen materiellen Interessen der Nationen entspricht, ohne doch dabei die absolute Bildung des menschlichen Geistes zu vernachlässigen. Sucht die Schule nicht auf diese Art mit den allgemeinen Tendenzen des Volks gleichen Schritt zu halten, so wird sie nicht im Stande sein, ihre Zöglinge für deren künftige Verhältnisse vollständig auszubilden, ihr Unterricht wird, wenn er auch an

sich nicht unwirksam ist, doch nicht Das wirken, was man gerade erwartet, sie wird hinter ihrer Zeit zurückbleiben.

Dass nun unsere Gymnasien in Bezug' auf den Realismus nicht im Fortschritte begriffen sind, lässt sich wohl kaum in Abrede stellen. Will es schon scheinen, dass viele ihrer neueren humanistischen Tendenzen nicht die richtigen sind, so muss dies noch mehr von den realistischen behauptet werden, in welchen sich noch immer Vernachlässigung nothwendiger Dinge kundgibt. Es ist leicht einzusehen, dass die natürliche Opposition, welche die Gymnasien als Vertreter des Humanismus gegen den Realismus bilden, bei der jetzigen Gährung dieser beiden Elemente, wenig dazu geeignet sein konnte, die realistischen Studien auf den gelehrten Schulen zu heben, dass sie vielmehr auf ihnen einen Stillstand derselben herbeiführen musste, der diesen Anstalten nur schädlich und nachtheilig sein kann. Je grösser aber der durch diesen Stillstand herbeigeführte Nachtheil ist, desto mehr sehe ich mich veranlasst, in demselben eine zehnte Ursache der sinkenden Wirksamkeit der Gymnasien zu erblicken. Wenigstens vermindert dieser Stillstand die allgemeine Achtung, in der sich die Gymnasien früher so gut zu behaupten wussten, und bringt sie in einen nothwendigen Conflict mit den Ansichten eines grossen Theils der Zeitgenossen; er versetzt sie in den Zustand einer gezwungenen Vertheidigung, bei welcher es sich um Lebensfragen handelt; er lässt sie nie der gemüthlichen Ruhe geniessen, deren Schulanstalten zu ihrem Gedeihen nicht entbehren können. Ich halte es daher für klug und zeitgemäss, wenn die Gymnasien eine für sie so gefährliche Opposition aufgeben, wenn sie die Elemente des Realismus in grösserem Umfange, als es bisher geschah, in sich aufnehmen, wenn sie sich so zu gestalten suchen, dass sie nicht nur als Repräsentanten des Humanismus dastehen, sondern dass sie auch Realgymnasien bilden, wenn sie es sich zur Aufgabe machen, beide sich bisher feindlich gegenüberstehende Elemente mit einander zu versöhnen und in einer Anstalt den Ansprüchen zu genügen, die man in unseren Tagen an alle die Schulen zu machen pflegt, die für die allgemeine Bildung des gelehrten, so wie des industriellen Mittelstandes zu sorgen bestimmt sind. Suchen unsere Gymnasien diesen Standpunkt einzunehmen, dann zeigen sie das redliche Bestreben, mit der Zeit auf eine kluge Weise fortzuschreiten, dann stellen sie sich an die Spitze der Bewegung und setzen sich durch diese geschickte Wendung eben so sehr in Vortheil, als sie im Nachtheil bleiben, wenn sie den Zeittendenzen nicht folgen. Beharren die Gymnasien auch fernerhin in dem Zustande der Opposition gegen den Realismus, geht der krafttödtende Stillstand in diesen doch gewiss auch humanen Studien nicht in einen fröhlichen, lebensstarken Fortschritt über, so kann aus diesem Systeme der Widersetzlichkeit gegen den Zug der Zeiten nur Unheil für diese uns so theuern

Institute hervorkeimen. Es lässt sich nicht annehmen, dass die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer verständigeren realen Schulbildung, selbst für diejenigen Jünglinge, welche durch ihren Lebenszweck mehr auf die humanistischen Studien hingewiesen werden, welche Ueberzeugung jetzt so allgemein ausgesprochen wird, von den späteren Generationen werde aufgenommen werden. Bei dem auffallenden Aufschwunge der materiellen Interessen, der sich seit einiger Zeit in Deutschland zeigt und wovon colossale technische Unternehmen den besten Beweis liefern, kann die Richtung, welche die höhere Schulbildung nach einigen Jahrzehenden nehmen werde, kaum sicher bezeichnet werden. Die Zeit schreitet schnell und vermag viel. Wer hätte vor zehn Jahren zu behaupten gewagt, dass innerhalb eines so kurzen Zeitraums zahlreiche Eisenbahnen Deutschland in allen Richtungen durchschneiden und eine Leichtigkeit der Verbindung herstellen würden, die man früher für rein unmöglich hielt? Beharren die Gymnasien in ihrer Opposition und halten einseitig nur an dem classischen Principe fest, wer kann dann die Besorgniss unterdrücken, dass die realistischen Tendenzen, in ihrer Reaction gegen den Humanismus nur noch mehr erstarkend, einen vollständigen Sieg davon tragen und dass eine Zeit kommen könne, in welcher die neueren Sprachen im Verein mit der Muttersprache das Studium der alten classischen verdrängen und an deren Stelle als das erste Mittel der formalen Bildung dastehen werden? Tritt aber ein solche Zeit ein, dann ist es um das humanistische Princip, vielleicht für immer, geschehen und alle die vortrefflichen Bildungsmittel, welche von demselben dargeboten werden, bleiben ungenützt, um die hereinbrechende Barbarei des Materialismus — freilich eine andere und feinere, als die scientivische des Mittelalters, aber immer noch mächtig genug, um Wissenschaft und schöne Künste für ihre heiligsten Interessen besorgt zu machen — abzuwenden und das Geistige im Menschen nur um des Geistes willen zu fördern und zu pflegen. —

Entbehren diese Vermuthungen über den künftigen Gang der höhern Schulbildung nicht aller Wahrscheinlichkeit und haben also die Gymnasien wirklich Ursache, für ihr ferneres Bestehen besorgt zu sein, so bleibt ihnen nichts übrig, als den Weg zu betreten, den ich ihnen zu bezeichnen suche. Sie erwerben sich dann das grosse Verdienst, als Vermittler alter und neuer Bildung aufzutreten, und machen sich eben dadurch, dass sie diese beiden heterogenen Elemente in sich verschmelzen und vereinigen, hochverdient um das Wohl der künftigen Generationen. Gelingt es ihnen, diesen chemischen Process mit Erfolg durchzuführen, wissen sie ihren Zöglingen durch das Princip des Humanismus eine durchgreifende formale Bildung zu geben und dem so gebildeten Geiste, je nach Bedürfniss, eine genügende Ausschmückung durch Realien zu gewähren: dann brauchen sie nicht ferner um ihre Existenz besorgt zu sein, dann werden sie siegreich aus dem Kampfe der Parteien hervorgehen und

sich auch dadurch den Dank der Regierungen erwerben, dass sie dem Staate alle die kostspieligen Opfer ersparen, welche durch die Errichtung vielseitiger realistischer Lehrinstitute nothwendig werden. Freilich so viel ist gewiss, dass das reinphilologische Princip, welches jetzt mehr oder weniger auf allen Gymnasien herrscht und nach den bestehenden Gesetzen für dieselben herrschen muss, nicht in seiner bisherigen vollen und übermässigen Wirksamkeit bleiben dürfe, wenn es den Gymnasien möglich werden soll, die neue Bahn zu betreten. Sie müssen sich in dieser Beziehung die Universitäten, welchen man zugestehen kann, dass sie in ihren Einrichtungen fast immer hinlängliche Rücksicht auf die in der Zeit sich gestaltenden Bedürfnisse der allgemeinen Bildung genommen haben, zum Muster stellen, dürfen aber nicht in den schon oben an den Hochschulen gerügten Fehler verfallen, dass sie nämlich die Uebung der lateinischen Sprache, deren Studium nach den hier erläuterten Ansichten die Grundlage aller Gymnasialbildung sein und bleiben muss, über die Gebühr vernachlässigen. —

Da ich schon oben an verschiedenen Stellen nachzuweisen versucht habe, wie das reinphilologische Princip in seinen jetzigen Ueberbietungen gehemmt und welche Richtung dem Studium der classischen Sprachen des Alterthums gegeben werden müsse, um den Gymnasien ihre vollständige Wirksamkeit zu sichern, so bleibt jetzt nur noch übrig, mit einigen Worten anzugeben, auf welche Art unsere Gymnasien die Anforderungen des Humanismus und Realismus zugleich zweckmässig befriedigen und in ihrem Organismus sowohl Sprachgymnasien als Realgymnasien in der innigsten Vereinigung darstellen können.

Die Realschulen bezwecken, so wie dieser an sich unbestimmte Name jetzt fast allgemein verstanden wird, im Gegensatze mit den Gymnasien, die höhere Ausbildung des ungelehrten Mittelstandes, der die körperlichen Arbeiten leitenden Industriellen, der ohne die an sich nothwendige oder alleinige Vermittelung der alten classischen Sprachen Gebildeten. Anders wird der Begriff der Gewerbsschulen genommen, welche auf einer niederen Stufe stehen und nur technische Berufsschulen sind, worin hauptsächlich Fertigkeiten erzielt werden, daher man sie auch besser Handwerksschulen nennen könnte. Die Realschulen beschäftigen sich hauptsächlich mit der Ausbildung der Oekonomen, Forstleute, Architekten, Pharmaceuten, Bergleute, Kaufleute u. s. w. Die Lehrgegenstände aber, in welchen die Realschulen ihre Schüler unterrichten, sind, mit Ausnahme des vollständigen und durchgehenden Unterrichts in den alten classischen Sprachen, ein und dieselben, welche Gymnasien behandeln, nur dass bei diesen Anstalten die Richtung des Unterrichts eine etwas andere ist und mehr formale Bildung bezweckt, während sie dort mehr auf die praktische Ausbildung geht. Bei einigen Lehrgegenständen, wie z. B. beim Religionsunterrichte, bei dem Unterrichte in der deutschen und anderen neueren Sprachen u. s. w. bedarf es nicht einmal

einer verschiedenen Richtung, um den Zwecken beider Arten von Schulen zu genügen. Daher sind alle unsere Gymnasien schon halbe Realschulen, und es wird für die Zwecke des ungelehrten Mittelstandes nur eine theilweise grössere Erweiterung der Realien auf den Gymnasien erfordert, um sie für die industriellen Schüler zu ganzen und vollständigen Realschulen zu machen. Da es nun, wie schon bemerkt worden, höchst wünschenswerth und nützlich ist, dass der Unterricht auch dieser Schüler auf einer humanistischen Grundlage ruhe, so treten Gymnasien und Realschulen noch in eine engere Verbindung zu einander; sie erscheinen nur als verschiedene Zweige eines Stammes, die nur erst dann recht fröhlich gedeihen können, wenn sie fest an dem gemeinsamen Stamme halten und durch die Säfte desselben gleichmässig genährt werden. Daher ist für beide Schulen auf den beiden ersten Unterrichtsstufen keine eigentliche Klassentrennung nöthig; ihre Lehrgegenstände sind hier, einige kleine Modificationen abgerechnet, ganz dieselben, und ihre Schüler leben in der innigsten Verbindung als Zöglinge einer Anstalt; selbst den Unterricht in den Anfängen der griechischen Sprache erhalten alle ohne Unterschied, weil es eine bekannte Sache ist, dass auch für das spätere Leben solcher Jünglinge, die eine realistische Schulbildung erhalten sollen, einige Kenntniss dieser Sprache von grossem Nutzen ist und die formale Bildung, die sie dadurch erwerben, nie ohne Vortheil bleiben wird. Nur erst auf der dritten und vierten Unterrichtsstufe treten die Verhältnisse etwas mehr auseinander; gerade so wie die oberen Zweige eines Baumes sich weiter von einander entfernen, als die unteren. Die auf diesen Stufen für die Realschüler hinzutretenden Lehrgegenstände sind aber nicht von dem Umfange, dass sie die Bildung besonderer Klassen nöthig machen. Jede Klasse zerfällt vielmehr jetzt nur in zwei Abtheilungen, in eine mehr humanistische und in eine mehr realistische, behält aber immer noch mehrere, beiden Abtheilungen gemeinschaftliche Lehrgegenstände bei. So wird ausser der schon bisher für ein Gymnasium erforderlichen Anzahl Lehrer höchstens noch die Anstellung von zwei neuen nöthig werden, um in demselben auch ein Realgymnasium zu gestalten. Alle näheren Bestimmungen suche ich in dem beigefügten allgemeinen Lectionsplane für ein so eingerichtetes Gymnasium zu geben; für jetzt genügt es schon, auf die Möglichkeit hingedeutet zu haben, unseren Gymnasien eine solche Einrichtung zu geben, dass sie den Ansprüchen der jetzigen Zeit entsprechen und demnach im Stande sind, ohne die humanistische Ausbildung ihrer Zöglinge zu vernachlässigen, auch einen vollständigen Unterricht in den Realien zu ertheilen. Je einfacher aber und natürlicher die Gliederung und die Klassenverbindung einer solchen Anstalt sein wird, desto freier und kräftiger wird sich auch die Wirksamkeit derselben nach allen Seiten hin entfalten.

Successiver Lehrplan für ein vereinigtes Sprach- und Realgymnasium.

Zur Erläuterung desselben sind folgende Bemerkungen nothwendig:

1) Die Anstalt besteht aus vier Klassen; jede Klasse hat im Allgemeinen einen zweijährigen Cursus.

2) Der grammatische Cursus in jeder Sprache umfasst einen Zeitraum von zwei Jahren: im ersten wird die Formenlehre, im zweiten die Syntax, jede in einer besondern Abtheilung eingeübt. Nur in der englischen Sprache umfasst das erste Jahr den vollständigen grammatischen Cursus.

3) Aufnahme neuer Zöglinge findet jährlich einmal statt; die aufzunehmenden Zöglinge stehen in der Regel auf der Altersstufe von 10—12 Jahren. Vorkenntnisse werden so viel verlangt, als sich der Zögling einer guten Mittelklasse der Bürgerschule erwerben kann.

4) Translocationen finden jährlich einmal statt. Wer nicht tüchtig zur Versetzung ist, wiederholt den Cursus oder muss nach Befinden aus der Anstalt ausscheiden.

5) In der Mathematik und Physik ist so viel als möglich darauf zu sehen, dass die besonderen Curse mit jedem Jahre abschliessen. Im zweiten Jahre wiederholen diejenigen Schüler, die schon ein Jahr sitzen, diese Curse.

6) Jede Klasse hat wöchentlich 34 Stunden Unterricht.

7) Der Privatfleiss ist so zu ordnen, dass die Schüler mit Einrechnung des öffentlichen Unterrichts in jeder Woche nicht länger bis 50 Stunden angestrengt beschäftigt sind. — Die Privatlectüre der erwachsenen Schüler wird nicht zu den 50 wöchentlichen Stunden angestrengter Beschäftigung gerechnet, der Umfang derselben bleibt aber dennoch einer zweckmässigen Aufsicht unterworfen.

8) Wird eine philosophische Propädeutik für nothwendig gehalten, so werden dem einjährigen Cursus für Fortbildung in der englischen Sprache durch Sprechen und Lectüre in der humanistischen Abtheilung wöchentlich 2 Stunden abgebrochen und zum Vortrag derselben verwendet.

9) Der Unterricht in der hebräischen Sprache wird den künftigen Theologen in besonderen Privatstunden ertheilt.

Quarta.

(Die Schüler werden in allen Lehrgegentsänden gemeinschaftlich unterrichtet.)

	Wöchentl. Lehrstunden.
Lateinische Sprache. Grammatischer Cursus: 1. Jahr. Formenlehre 14 Stunden; 2. Jahr. Syntax . 12 -	14 (12)
Deutsche Sprache. Leseübungen, Orthographie u. s. w.	4
Religion. Lesung des alten Testaments	4
Mathematik. a) Bürgerliches Rechnen 2 Stunden; b) Arithmetik . . . 2 -; c) Geometrie: im 1. Jahr . . . 2 -; im 2. Jahr . . . 4 -	6 (8)
Calligraphie	2
Zeichnen	2
Gesang	2
	34.

Tertia.

(Die Schüler werden in allen Lehrgegenständen gemeinschaftlich unterrichtet, nur in dem Stundenverhältniss treten für die Realschüler einige Veränderungen ein.)

	Wöchentl. Lehrstunden.
Griechische Sprache. Grammatischer Cursus: 1. Jahr. Formenlehre 8 Stunden; 2. Jahr. Syntax . . 8 -; für die Realschüler nur 4 -	8 (4)
Lateinische Sprache. Fortbildung durch Lectüre und Sprechen; wöchentlich 1 Scriptum für die Realschüler nur 6 Stunden.	8 (6)
Deutsche Sprache. Sprechübungen, Stillehre, allgem. Rhetorik	4
Religion. Lesung des neuen Testaments	4
Mathematik. a) Arithmetik . . . 2 Stunden; b) Geometrie . . . 2 -; c) Kaufmänn. Rechnen nur für die Realschüler . 2 -	4 (6)
Geographie . . . . Im 2. Jahre für die Realschüler besonders: Handelsgeographie 2 Stunden	4 (6)
Zeichnen . . . . Im 2. Jahr für die Realschüler 4 Stunden	2 (4)
	34.

Secunda.

(In Secunda und Prima werden die Schüler theils gemeinschaftlich, theils in besonderen Abtheilungen, in einer humanistischen und in einer realistischen, unterrichtet.)

	Wöchentl. Lehrstunden in beiden Abtheil. gemeinschaftlich.	der humanist. Abth.	der realist. Abth.
Französische Sprache. Grammat. Cursus: 1. Jahr. Formenlehre . . 8 Stunden; 2. Jahr. Syntax und Lectüre 8 -	8	—	—
Latein. Sprache. Fortbildung durch Lectüre und Sprechen; wöchentl. 1 Scriptum	—	8	—
Griech. Sprache. Fortbildung durch Lectüre	—	4	—
Deutsche Sprache. Freie Sprechübungen, allgem. Poetik, Literaturgeschichte	4	—	—
Religion. Glaubens- und Sittenlehre .	4	—	—
Mathematik. a) Arithmetik . 2 Stunden; b) Geometrie . 2 -	—	—	4
Naturgeschichte		—	—
Physik. a) allgemeine Experimentalphysik	2	—	—
b) besondere Erläuterung des allgemeinen Cursus	—	—	4
Zeichnen	—	—	4
		34.	

Prima.

	Wöchentl. Lehrstunden in beiden Abtheil. gemeinschaftlich.	der humanist. Abth.	der realist. Abth.
Englische Sprache. 1. Jahr grammatischer Cursus. Formenlehre und Syntax 8 Stunden; 2. Jahr. Fortbildung durch Sprechen und Lectüre; wöchentlich 1 Scriptum 8 -	8	—	—
Französ. Sprache. Fortbildung durch Lectüre und Sprechen; wöchentl. 1 Scriptum	6	—	—
Latein. Sprache. Fortbildung durch Lectüre und Sprechen; wöchentl. 1 Scriptum	—	6	—
Griech. Sprache. Fortbildung durch Lectüre	—	4	—
Deutsche Sprache. Interpretationen u. s. w.	2	—	—
Religion. Allgem. Kirchen- u. Dogmengesch.	2	—	—
Mathematik. a) Arithmetik 2 Stunden; b) Geometrie 2 -	—	—	4
Geschichte	6	—	—
Chemie	—	—	4
Zeichnen	—	—	2
		34.	

Uebersicht der Stundenzahl sämmtlicher Lehrgegenstände im vollständigen achtjährigen Cursus.

	Humanist. Abtheil.	Realist. Abtheil.
Lateinische Sprache	2800	1520
Griechische Sprache	1280	480
Deutsche Sprache	1120	1120
Französische Sprache	1120	1120
Englische Sprache	640	640
Religion	1120	1120
Mathematik	880	1680
Geographie	320	400
Naturgeschichte	320	320
Physik	160	480
Geschichte	480	480
Chemie	—	320
Zeichnen	320	880
Kalligraphie	160	160
Gesang	160	160
	10880.	10880.

Apollonios von Tyana.

Gelesen in der Philomathie den 6. April 1825.

Von

Prorector Dr. *A. Wellauer* zu Breslau.

So wie alle diejenigen Epochen, welche als Uebergangs- und Wendepunkte in der Geschichte der Menschheit betrachtet zu werden pflegen, dem aufmerksamen Beobachter und dem kundigen Forscher reichliche Gelegenheit darbieten, belehrende Blicke in die höhere Weltordnung zu werfen, und fruchtbare Betrachtungen über die Bestimmung des Menschengeschlechts und seine weise Führung im Wechsel der Begebenheiten anzustellen; so ist auch die Zeit, in welcher die Christusreligion entstand und mit unbesieglicher Schnelle durch das weite Römerreich sich verbreitete, nicht arm an einzelnen Momenten, welche bei näherer Beleuchtung Stoff gewähren zu den erhebendsten und belehrendsten Erörterungen. Mit Recht kann man zu ihnen den in seinen Einzelheiten fast noch zu wenig gekannten

Kampf des Christenthums mit dem Heidenthume in den ersten Jahrzehnten seiner Entstehung rechnen, welcher der Aufklärungen über die Menschennatur überhaupt und die Sinnesart der damals lebenden Menschheit insbesondere gar viele enthält. Vornehmlich drängt sich dem Beobachter desselben die Betrachtung auf, mit wie grosser Weisheit die Vorsehung den erhabenen Lehrer der neuen und einzig wahren Religion zu der Zeit auftreten liess, in welcher das Menschengeschlecht ihrer nicht nur ammeisten bedurfte, sondern zur Empfänglichkeit für dieselbe auch ammeisten vorbereitet war, eine Betrachtung, bei welcher der Zweck dieses Aufsatzes uns etwas länger zu verweilen vergönnt.

Die damalige Hauptstadt der Welt war versunken in die zügelloseste Schwelgerei und die ausschweifendste Sittenlosigkeit. Die unermesslichen Reichthümer, welche durch Plünderung eines grossen Theiles des Erdbodens in Rom zusammengehäuft waren, die Jagd nach Vergnügungen und Zerstreuungen aller Art, das unruhige Ringen nach immer grösserem Vermögen und das leichtsinnige Verschwenden des errungenen, alles dies beförderte das grosse Sittenverderben, welches schon in den Zeiten der Republik einzubrechen anfing und in der Hauptstadt zwar seinen Mittelpunkt hatte, aber mit schnellen Schritten sich auch über die Provinzen verbreitete. Dass dieses Sittenverderben auch für die Kultur des Geistes von den bedeutendsten Folgen war, ist nicht zu verwundern. Alles Dichten und Trachten ging nur auf kleinliche, nichtswürdige Dinge, und alles Sinnen und Streben nach edlen, grossartigen Zwecken war in dem Strudel unnatürlicher Lüste verschlungen. Die Abspannung, Erschlaffung und Schwäche der Körperkräfte so wie der Energie des Geistes wurde immer sichtbarer, immer ausgebreiteter und folgereicher; Rohheit und abergläubische Denkungsart nahmen immer mehr überhand.

Diese letztere vornehmlich offenbarte sich durch mehrere sprechende Zeichen der Zeit. Niemals zeigte sich ein stärkerer Hang, fremde Gottheiten aufzunehmen, ihnen Tempel zu erbauen und die Gebräuche ihres Dienstes einzuführen, nie waren Mysterien und religiöse Geheimnisskrämerei mehr im Schwange, und nichts war den Römern erwünschter als die Einführung des Isis- und Osirisdienstes, der mit reissender Schnelligkeit überhand nahm. Keine religiöse Sitte und Handlung war so unsinnig und thöricht, die nicht zur Schande des menschlichen Verstandes mit dem grössten Eifer ausgeübt worden wäre. Schon war man nicht mehr mit den einheimischen Traumdeutern und Wahrsagern zufrieden, Sterndeuter aus Chaldäa und Schicksalsdeuter aus Indien und Aegypten überschwemmten Rom und Italien, und ihre betrügerische Kunst fand die willigste Aufnahme. Bei dem gewöhnlichen Thun und Treiben fast aller Stände der Hauptstadt war das Gepräge der Natürlichkeit fast ganz verwischt, der gewöhnliche Naturgang etwas zu Gemeines und Alltägliches. Das Uebernatürliche und Widernatürliche, das Mystische und Geheimnissvolle, Zaubereien und magische Mittel fanden durch-

gehends Eingang und Reiz, und zu keiner Zeit wurden die Tempel fleissiger besucht, die Götter ceremoniöser verehrt, als jetzt, da die Sittenlosigkeit und Irreligiosität amgrössten war.

Denn neben allen diesen Verirrungen des Aberglaubens und der Schwärmerei herrschte mit scheinbarem Widerspruche die grösste Gleichgültigkeit gegen alle Religion, die aber ausser dem allgemeinen Sittenverderben noch einen andern, nicht minder natürlichen Grund hatte. Die griechische und römische Götterwelt hatte sich überlebt; ein so herrlicher Bau das Pandämonion der Hellenen gewesen war, so war er doch so schwach zusammenhängend, auf so seichtem Grunde errichtet, und durch die Länge der Zeit und die Sorglosigkeit der Aufseher so baufällig geworden, dass er vom ersten starken Stosse zusammenstürzen musste. So weise die ersten Gesetzgeber der Griechen die Volksreligion zur Grundlage der politischen Verfassung gemacht, und beide so stark als möglich in einander verwebt hatten, und so weise sie auch jedes sittliche Band das die Menschen einander nähern, sie von gewaltsamen Ausbrücher ihrer Leidenschaften zurückhalten, und an Geselligkeit, Zucht, häusliches Leben, Unterwerfung unter die Gesetze und Gehorsam gegei die Obrigkeit gewöhnen konnte, unter den unmittelbaren Schutz einer Gottheit gestellt hatten, welche die Verletzung desselben als eine ihr selbst zugefügte Beleidigung rächte, so war doch alles dies nur für den rohen Naturzustand und die ersten Bedürfnisse der Civilisation berechnet; und obgleich es nicht geläugnet werden kann, dass ein Volk, dessen Götter die Urheber, Vorsteher und Beschirmer der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung, der Gerechtigkeit und Weisheit, der Schönheit, Anmuth und Wohlanständigkeit, der Künste und Wissenschaften, der Beredtsamkeit und Musik sind, dass ein Volk, bei welchem Pallas Athene und Themis und Nemesis, und die Musen mit ihrem Führer Apollon, und die Charitinnen mit Eros und der himmlischen Aphrodite Tempel und Altäre haben, zu der edelsten Menschenrasse gehören, und durch eine solche Religion, so lange sie noch wirksam war, noch immer mehr veredelt werden musste, so genügte doch dies Alles nicht, den Anforderungen des erwachenden und untersuchenden Verstandes.

Ammeisten aber trugen zu dem Verfalle des Glaubens an die hellenischen Götter diejenigen bei, welche früher ammeisten zu ihrer Verherrlichung mitgewirkt hatten, die Erzeugnisse der griechischen Dichter, und noch mehr vielleicht die Meisterstücke eines Pheidias, Alkamenes, Skopas und Praxiteles. Denn obschon auch die Dichter den Göttern eine menschenähnliche Gestalt zu geben genöthigt waren, so behält doch die Einbildungskraft bei ihren Darstellungen noch einige Freiheit, da sie hingegen durch die genau bestimmten Götterbilder der Künstler gefesselt wurde, und daher mit der Zeit ganz natürlich erfolgen musste, dass der Gott oder die Göttin mit ihrem Marmorbilde, so zu sagen, ein Ding wurde, und indem man sich die Götter nie anders als unter diesen bestimmten Bildern dachte,

unvermerkt die Bilder selbst an die Stelle derselben traten. Als endlich durch den Wettstreit der Künstler und die unendliche Vervielfältigung der Götterbilder diese ein Gegenstand des Handels, des Geschmacks und des Luxus wurden, und einen Marktpreis bekamen, als die Reichen sich beeiferten, ihre Säle und Landhäuser mit Bildern von den berühmtesten Meistern zu zieren, und die Götter also eine Art von üppigem Hausrathe wurden, so machte man sich desto weniger aus ihnen, je theurer man ihre Bilder bezahlte. Was aber auch die Ursache davon gewesen sein mag, genug, sobald es einmal so weit gekommen war, dass Aristophanes einen der vornehmsten Götter mit den Sitten und der Sprache des liederlichsten Wüstlings auf die Bühne stellen durfte, dass die Athener, die für die religiösesten aller Hellenen gehalten sein wollten, einen Demetrios Poliorketes bei lebendigem Leibe unter ihre Götter aufnahmen und ihm einen eignen Priester bestellten, und die Thebaner den Namen einer seiner Beischläferinnen zu einem Beinamen der Aphrodite machten, indem sie der Aphrodite Lamia einen Tempel bauen liessen; sobald es mit dem Volksglauben und den Sitten so weit gekommen war, so konnte man nichts besseres erwarten, als dass sie durch ihren wechselseitigen Einfluss, der ehemals beiden so vortheilhaft war, einander künftig immer mehr verderben würden. Und dies geschah denn auch unter der kräftigen Mitwirkung der Philosophen, welche, jeder auf seine Weise, in ihrer Vernunft die Beruhigung suchten, welche die Hesiodischen Fabeln nicht geben konnten. Vielfach unter einander getheilt durch ihre selbstgeschaffenen Theorieen, kamen sie doch alle überein in der Verachtung der Volksreligion, deren Sätze und Gebräuche sie höchstens als symbolische Bezeichnung der Vernunftideen — weit entfernt vom Sinne der Priester — ehrten, aber gleichwohl der öffentlichen Ordnung wegen, im Aeusseren befolgten. Das Volk, unfähig die höheren Speculationen zu fassen, aber die Gleichgültigkeit seiner Weisen für den Landesglauben bemerkend, und zum Theil selbst durch aufgeregtes Nachdenken an seinen Göttern irre, wandte sich misstrauisch von den Altären, und durch alle Klassen der Gesellschaft drang die geheime Meinung von der Ohnmacht der Götter; sie wurde begierig aufgefasst von vielen, welche die beschwerliche Einschränkung der Sinnenlust und der bösen Triebe scheuten, von anderen mit trauriger Resignation angenommen, um nicht über unnützen Sorgen um die Zukunft auch die kurze Gegenwart einzubüssen. Aber dem Menschen ist nicht gegeben, ohne Religion zu sein. Dem Sinnenrausche folgt eine unausfüllbare Leere nach; in das Gemüth kehren die oft bekämpften Ahnungen mit immer neuer Macht zurück; ein inneres Bedürfniss, ein geheimnissvoller Zug lenkt unablässig den Geistesblick gen Himmel. Als die Götter Roms keinen Trost mehr gaben, da versuchten die edleren Seelen den Aufschwung zur erhabenen stoischen Lehre, gemeine Menschen wandten sich an fremde Götter, bis das helle Licht der neuen Christuslehre die verfinsterte Seele erleuchtete. Nun aber gewahrten die

heidnischen Priester die neue Gefahr, welche dem Ansehn ihrer Götter und somit ihrem eignen drohte, eine grössere, als bisher Gleichgültigkeit oder philosophische Verachtung hatte bringen können; nun musste Alles aufgeboten werden, um die Tempel, die schon zu veröden anfingen, wieder zu füllen, um die Orakel wieder in Ansehn zu bringen, die schon zu verstummen begannen. Dies konnte aber auf keine andere Weise geschehen, als durch neue Wunder, welche die Kraft der alten Götter bestätigten, und durch die heidnische Philosophie, das einzige, was sich dem Christenthume mit einigem Fug gegenüberstellen liess.

Unter allen philosophischen Systemen war aber keines den damaligen Zeitumständen angemessener als das pythagoreische, das daher auch nach langer Vergessenheit jetzt wieder zu grossem Ansehn gelangte. Die Strenge und Reinheit der Sitten, der religiöse Geist, welche in dem Leben des Pythagoras so ausgezeichnet hervorstechen, errregten neues Interesse für dieses sonderbaren Mannes Leben und Lehre, theils durch den Contrast mit dem allgemeinen Sittenverderben, theils durch nahe Berührung mit der damals herrschenden Denkart. Die strengere Sittsamkeit, welche Pythagoras befolgt und zur Norm seines Ordens gemacht hatte, verbunden mit der frugalen Lebensart, worauf jene zum Theil sich gründete, bot für jene Zeiten, wo Schwelgerei, Luxus und Niederträchtigkeit das menschliche Geschlecht grösstentheils verdorben hatten, das Bild einer vollkommeneren Menschheit dar, nach welcher sich die Edleren sehnten. Zwar stellte auch die Stoa ein Ideal dieser Art und zwar ein noch höheres dar, aber je erhabner es war, desto weniger konnte man hoffen, es zu erreichen. Welcher Mensch wagt es, ein vollkommener Weiser zu werden, der Gott in allen gleich sei, ausser in der Unendlichkeit der Existenz? und wie schwer ist nicht der Weg, der dahin führen sollte, völlige Leidenschaftlosigkeit und Verläugnung der sinnlichen Natur? Die pythagoreische Lebensweise machte keine so hohen Forderungen, nur Mässigung der Begierden und Leidenschaften zu Herstellung eines schönen Ebenmaasses im Innern des Menschen verlangte sie. Wenn die Einschränkung der Willkür und die Entsagung gewisser sinnlicher Genüsse diese Philosophie weniger geeignet zur Verbreitung machten, so erregte der religiöse Geist und die Auszeichnung in der äusseren Lebensart dagegen wieder bei manchen, welche derselben fähig waren, einen desto stärkeren Enthusiasmus. Dieser religiöse Geist war von ganz anderer Beschaffenheit, als in der stoischen Philosophie, lebendiger, der Sinnlichkeit angemessener, in grösserer Harmonie mit der Denkungsart des Volkes, daher selbst dem Aberglauben nicht entgegen, und was vorzüglich von Einfluss sein musste, den Glauben an Unsterblichkeit begünstigend. Für eine gewisse Klasse von Menschen musste aber das Leben des Pythagoras, sein Ansehn und sein folgereiches Wirken die grösste Anziehungskraft haben. Die vielfältig erdichteten Mährchen von seinen Wundergaben und Wunderwirkungen mussten in jenen

Zeiten, und zumal unter weniger gebildeten Völkern, um desto mehr Glauben finden, jemehr der Wunderglaube mit der Schwäche der Vernunft sich verbreitet hatte, und je schwieriger es war, die Ereignisse so entfernter Zeiten zu untersuchen; und das Beispiel des Pythagoras, der auf seine Zeitgenossen einen so grossen, vielleicht selbst auch übertriebenen Einfluss gehabt hatte, war zu verführerisch, um nicht zu ähnlichen Versuchen durch verborgene Kenntnisse und eine übernatürliche Verbindung mit göttlichen Wesen zu reizen.

Ein Theil der neuen Anhänger des Pythagoras ging also darauf aus, die Sitten zu reformiren, ein anderer der immer mehr zunehmenden Gleichgültigkeit gegen die herrschende Religion einen Damm entgegenzustellen, das Ansehn und den Glanz des Cultus wieder herzustellen. Dieses letzte war wohl nicht anders zu erreichen, als durch wundervolle Thaten, durch den Glauben an Offenbarung und unmittelbare Verbindung mit den Göttern; — welche Versuchung für ehrgeizige Menschen.

Unter allen neuen Pythagoreern hat keiner einen so grossen Ruhm und so grosses Ansehn erlangt, als Apollonios von Tyana, der durch den Ruf seiner wunderbaren Thaten noch in den spätesten Zeiten ein seltenes Aufsehen erregt, und das sonderbare Schicksal erfahren hat, von der Mit- und Nachwelt auf die allerwidersprechendste Art beurtheilt zu werden, indem er von einem Theile seiner Zeitgenossen für einen ausserordentlichen, mit den Göttern unmittelbar verkehrenden Menschen, von einem andern für einen Zauberer und Betrüger gehalten, und von der Nachwelt zuerst mit Christus verglichen, ja wohl gar über denselben gestellt, dann für ein Werkzeug des Teufels erklärt wurde, bis ihn endlich Wieland im Agathodämon wieder verherrlichte. Alles dies muss uns begierig machen nach einer nähern Bekanntschaft mit seinem Leben und seinen Thaten, wovon ich einen kurzen Abriss geben werde, um zu versuchen, ob sich daraus etwas Bestimmteres über seinen Charakter und die Zwecke seines Handelns ermitteln lasse. Die Hauptquelle, an welche ich mich durchgängig angeschlossen habe, ist seine von Philostratos verfasste Lebensbeschreibung, mit welcher an den betreffenden Stellen die bei den meisten der späteren Schriftsteller zerstreuten Erwähnungen einzelner Lebensumstände und Thaten des Apollonios zu vergleichen waren. Von dem, was Neuere über ihn geschrieben und geurtheilt haben, habe ich, was mir zugänglich war, benutzt, wobei ich aber gerade einige der wichtigsten ihn betreffenden Monographieen entbehren musste, namentlich eines ungenannten Franzosen „Histoire d'Apollone de Tyane convaincue de fausseté", des Schweizer Zimmermann pseudonyme Schrift „Phileleutheri Helvetii libellus de miraculis, quae Pythagorae, Apollonio Tyanensi, Francisco Assissio, Dominico et Ignatio Loyolae tribuuntur, mehrere Dissertationen über den Apollonios aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts von Klose, Herzog und Schröder, nebst mehreren unten zu nennenden Büchern.

Apollonios wurde, wahrscheinlich 4 Jahre vor der Geburt des Erlösers, zu Tyana, einer kleinen Stadt Kappadokiens, aus altem und reichem Geschlechte geboren, und wunderbare Vorzeichen verkündeten der Menschheit einen ausserordentlichen Ankömmling. Während der Schwangerschaft erschien seiner Mutter der ägyptische Proteus und entdeckte ihr, dass er es sei, den sie gebären werde, und kurz vor ihrer Niederkunft hatte sie einen Traum, in welchem sie auf einer reizenden Wiese mit ihrer Sklavin Blumen pflückte, dann einschlief und während des Schlafes den Gesang von Schwänen vernahm. Nach dem Erwachen erfolgte die Entbindung, und nachdem der Knabe sich dem Mutterschoosse entwunden, däuchte ihr, ein Blitzstrahl fahre neben ihr nieder, und entschwinde unschädlich wieder in die Höhe[1]). Den durch Verstandesschärfe, Gedächtnisskraft und körperliche Schönheit ausgezeichneten Knaben schickte sein Vater in seinem 14. Jahre nach Tarsos in Kilikien, um ihn den Unterricht des berühmten Rhetor Euthydemos geniessen zu lassen. Aber das Getümmel einer sehr volkreichen Handelsstadt und die üppige Lebensart ihrer wollüstigen Bewohner sagte dem Studium der Philosophie so wenig zu, dass die vorzüglichsten Lehrer derselben sich bewogen fanden, sich in die benachbarte Stadt Aegä zurückzuziehen, deren geringere Volksmenge und verhältnissmässige Stille den Geschäften der Musen günstiger schien, und Euthydemos folgte ihnen, vorzüglich auf Bitten des Apollonios, mit diesem nach. Er studirte dort die platonische, peripatetische und epikureische Philosophie, mit besonderer Vorliebe aber widmete er sich dem Studium der pythagoreischen Philosophie, und obgleich sein Lehrer in dieser, der Neupythagoreer Euxenos, ausser der pythagoreischen Tracht, einigen Kunstwörtern, die dieser Secte eigen sind, und den goldnen Sprüchen des grossen Meisters, die er auswendig wusste, nichts Pythagoreisches an sich hatte, als das vornehme, feierliche, Ehrfurcht gebietende Wesen, wodurch die Jünger des Weisen von Samos sich vor den anderen Secten auszuzeichnen pflegten, und eine höchst epikureische Lebensweise führte, so verlor doch Pythagoras selbst durch die Unwürdigkeit seines Stellvertreters so wenig in den Augen des Apollonios, dass er schon in seinem 16. Jahre ein völlig pythagoreisches Leben anfing[2]): er enthielt sich aller thierischen Nahrung und des Weines, ging unbeschuht in leinenem Gewande, mit langem Barte, und lebte in völliger Keuschheit[3]). Endlich brachte er seine ganze Zeit in einem zu Aegä gelegenen berühmten Tempel des Asklepios zu, wo er weise Gespräche mit den Priestern hielt und mit Asklepios selbst, der ihm bisweilen erschien, um sich mit ihm zu unterreden und ihm Geheimnisse zu entdecken. Schon jetzt fing sein Ruf an sich zu verbreiten, wahrscheinlich begünstigt von den Priestern des Asklepios, denen daran lag, das Orakel desselben zu neuer Berühmtheit zu erheben; schon jetzt strömten viele aus der

1) Philostr. I, 4. 5. 2) Phil. I, 7. 3) Phil. I, 10. VI, 42.

Umgegend in den Tempel, der sein Aufenthaltsort war, um den jungen Apollonios zu sehen, der keinen entliess, ohne ihn durch weise Belehrungen oder durch Proben seiner jetzt schon sich äussernden Weissagungsgabe bezaubert zu haben [1]). Nur ein Beispiel davon möge hier Platz finden. Ein Präfect Kilikiens, welcher den Ausschweifungen in der Liebe sehr ergeben war und von der Schönheit des Apollonios gehört hatte, gab vor krank zu sein und nach Aegä reisen zu müssen, um die Hülfe des Asklepios anzuflehen. Dort angekommen wandte er sich zuerst an Apollonios und bat ihn um seine Empfehlung bei dem Gotte, worauf jener ihn fragte, wozu er der Empfehlung bedürfe, wenn er tugendhaft sei, denn mit den Tugendhaften gingen die Götter auch ohne Empfehlung gern um. Weil dich, Apollonios, war die Antwort, der Gott zu seinem Gastfreunde gemacht hat, mich aber noch nicht. Auch mich, erwiderte Apollonios hat der Gott wegen der Tugend aufgenommen, und mit ihr diene ich dem Asklepios und bin sein Freund; lässt auch du sie dir angelegen sein, so gehe getrost zu dem Gotte und bitte ihn um was du willst. Vorher will ich dich um etwas bitten, entgegnete jener, und auf die Frage, um was denn? um was man die Schönen bitten muss, nämlich uns an ihrer Schönheit Theil nehmen zu lassen und uns den Genuss derselben nicht zu entziehen. Da jener hierbei durch wollüstige Augen, gierige Blicke und verführerische Reden seine Absicht nur zu deutlich verrieth, wies ihn Apollonios mit Verachtung zurück; als aber jener, hierüber erzürnt, ihm den Kopf abhauen zu lassen drohte, verlachte ihn Apollonios und sagte: o jener furchtbare Tag. Und in drei Tagen wurde jener auf Befehl der Römer getödtet, weil er mit dem Könige von Kappadokien, Archelaos, sich in eine Verschwörung eingelassen hatte.

Um diese Zeit rief die Nachricht von dem Tode seines Vaters und die Einladung zur Besitznahme seiner ansehnlichen Verlassenschaft den zwanzigjährigen Jüngling in seine Vaterstadt zurück. Er hatte dort noch einen Bruder, der sich unterdess einem ausschweifenden Leben ergeben hatte, und nachdem er diesen nicht ohne Erfolg zur Besserung seiner Sitten durch weise Vorstellungen zu bewegen versucht hatte, überliess er ihm den grössten Theil des väterlichen Erbes, weil jener viel, er selbst aber nichts bedurfte. Auch den Rest vertheilte er an Arme seiner Vaterstadt, indem er sie zu einem tugendhafteren, den Göttern gefälligeren Leben ermahnte [2]). Dann eilte er, als ächter Philosoph, von allem irdischen Besitz entäussert, in seinen geliebten Aufenthaltsort zurück, wo er fortfuhr, Kranke zu heilen, und die meisten unter bitteren Vorwürfen auf ihre Unsittlichkeit, als die Quelle ihrer Uebel, aufmerksam machte. Um aber den Vorschriften des Pythagoras gänzlich zu genügen, legte er sich jetzt ein fünfjähriges Stillschweigen auf, das er unverbrüchlich hielt, und während dessen er theils fortfuhr, in dem Tempel Kranken

1) Phil. I, 8. 12. 2) Phil. I, 13.

durch Winke und Geberden oder schriftlich Rath zu ertheilen, theils auf Wanderungen in Pamphylien und Kilikien sich aufhielt, und so gross war zu dieser Zeit schon sein Ansehn, dass er in Aspendos und mehreren der in diesen Provinzen gelegenen schwelgerischen Städten durch sein blosses stummes Erscheinen entstandene Aufrühre stillte und die Einwohner zur Regelung ihrer Lebensweise vermochte[1]).

Diese Wanderungen waren indess nur ein Vorspiel der grösseren Reise, die er bald darauf antrat; denn war es nun unbegrenzte Wissbegier, die ihn spornte, oder Sucht, seinem grossen Meister, dem Pythagoras, auch hierin nachzuahmen, von welchem die Sage meldet, dass er um der Weisheit willen die entferntesten Länder der Erde bereist habe, oder war es eitler Wahn von seiner Kunde, die er ausserhalb dem Vaterlande geltend machen wollte, damit der Glanz seines Ruhmes auf dieses zurückstrahle, genug er unternahm eine Reise durch das innere Asien nach Indien. Zu Ninive lernte er den Damis kennen, einen beschränkten, leichtgläubigen Barbaren, der von dem wunderbaren Aeusseren des Apollonios, von der tiefen Weisheit, die aus jeder seiner Aeusserungen hervorleuchtete, von seiner Versicherung, dass er die Sprachen aller Menschen kenne, ohne sie gelernt zu haben, und selbst wisse, was sie verschwiegen, so bezaubert wurde, dass er sich ihm freiwillig als Reisegefährte anschloss, und bald sein beständiger Begleiter, der eingeweihte Theilnehmer aller seiner Entwürfe und endlich sein Lebensbeschreiber wurde[2]). Auf der von hier weiter fortgesetzten Reise durch Asien liess Apollonios keine Gelegenheit unbenutzt, um Neues zu lernen und zu sehen. Von Arabern lernte er die Stimmen der Thiere verstehen[3]), und im Kaukasus besuchte er die Stelle, wo Prometheus angeschmiedet gewesen war, und sah noch die Ketten, in denen er gehangen hatte. Er gelangte nun an die Grenzen Babyloniens, wo der königl. Satrap durch seinen blossen Anblick und das Hören seines Namens von seiner Göttlichkeit überzeugt, ihm freien Einzug, Geld und Nahrungsmittel auf das bereitwilligste anbot[4]) und ihn nach Babylon beförderte, wo Apollonios mit den Magiern auf eine für beide Theile höchst belehrende Weise umging[5]), und von dem Partherkönig Bardanes auf das ehrenvollste empfangen wurde. Auch hier gab Apollonios die deutlichsten Beweise von Weisheit und Enthaltsamkeit, vor Allem von einem grossen, alles Irdische verachtenden Geiste. Denn da er bei seinem Abschiede sich 10 Geschenke ausbitten sollte, bat er für sich nichts, sondern nur um Freiheit für eine in der Nähe wohnende Kolonie von Eretriern[6]). Auf der Weiterreise kam er nach Taxila zu dem König von Indien, Phraotes, dem Nachfolger des Porus, in welchem er selbst einen Philosophen kennen lernte, dessen Grundsätze und Lebensweise der

1) Phil. I, 15. 2) Phil. I, 18. VI, 14. 3) Phil. I, 19. 4) Phil. I, 21. 5) Phil. I, 26. 6) Phil. I, 36.

seinigen höchst ähnlich waren und bei dem er daher die schmeichelhafteste Aufnahme fand [1]). Von ihm mit einem Empfehlungsschreiben versehen eilte er endlich an das Ziel seiner Reise, zu den indischen Brachmanen. Auf der Reise dahin musste er aber noch vielerlei Wunderbares sehen und erfahren. Er sah ein Weib, der Venus heilig, aber so selten als der ägyptische Apis, vom Kopf bis auf die Brust schwarz, von der Brust bis auf die Füsse weiss. Er wohnte einer Jagd auf Drachen bei, deren Augensterne und Schuppen wie Feuer leuchteten und welche nur durch Zauberbeschwörung zu erlegen waren; er sah ein Thier, Martichora, mit einem Menschenkopf und Löwenkörper, Quellen, aus denen goldenes Wasser sprudelte, Menschen, welche unter der Erde wohnten, Pygmäen, Greifen, den Vogel Phönix, den Edelstein Pantarbas, welcher Feuerstrahlen sprühte und durch innere Kraft alle anderen Edelsteine so an sich zog, dass sie sich gleich einem Bienenschwarme um ihn drängten [2]). Aber das Wunderbarste erwartete ihn bei seiner Ankunft bei den Brachmanen, die sich sogleich als Meister in geheimnissvoller Wunderthätigkeit zeigten. Ehe noch ihr Oberhaupt Iarchas den Empfehlungsbrief des Phraotes gesehen, sagte er dem Apollonios, dass ein Δ darin fehle, und es fehlte in der That in dem geöffneten Briefe. Er findet sie auf einem von Wolken umgebenen Hügel wohnend, durch welche sie sich nach ihrem Gefallen sichtbar und unsichtbar machen, er sieht bei ihnen zwei grosse Gefässe aus schwarzem Steine, aus deren einem sie Regen, aus dem andern dörrenden Wind über das Land verbreiten, und bei einem, einem indischen Fürsten zu Ehren gegebenen Mahle sieht er mit Speisen besetzte Tafeln, metallene Dreifüsse und aufwartende Diener sich aus dem Boden erheben, über welchem die indischen Weisen selbst, ohne ihn zu berühren, einige Fuss erhaben einherwandeln [3]). Bei ihnen findet er in vielfachen Unterredungen den Urquell aller pythagoreischen Weisheit; sie erklärten ihm, dass sie Alles wüssten, und dass sie sich für Götter hielten, weil sie gute Menschen wären, und sie enthüllten ihm ohne Rückhalt ihre Geheimnisse, vor allem die Sterndeuterkunst und die Kenntniss des Zukünftigen, als deren Hauptbedingung Sittenreinheit aufgestellt wird [4]). Uebrigens philosophirten sie wie ächte Pythagoreer, lebten nach ganz pythagoreischer Weise, und glaubten, wie Pythagoras, an Unsterblichkeit und Seelenwanderung. Hier entdeckte sich unter andern, dass Apollonios vor seiner Geburt in Aegypten gelebt und dort Steuermann gewesen ist, sammt Allem, was er als solcher gethan hat [5]).

Nach viermonatlichem Aufenthalte bei ihnen schifft sich Apollonios auf dem rothen Meere ein und kehrt mit sanftem, günstigem Winde, nicht ohne auch hier viel Wunderbares zu erleben, nach Babylon zurück, von wo er ohne Verzug seine Reise über Ninive,

1) Phil. II, 26—41. 2) Phil. III, 1—14. 3) Phil. III, 15 ff. 4) Phil. III, 42. 5) Phil. III, 23 f.

Antiocheia, Seleukia, Kypros und Paphos nach Ionien fortsetzt und überall mit grosser Ehrfurcht empfangen wird[1]) Am längsten verweilte er zu Ephesos, wohin von allen Seiten Neugierige zusammenströmten, da der Ruf seiner Weisheit sich immer mehr verbreitete, und selbst durch Orakelsprüche verherrlicht wurde; ja es kamen nicht nur Kranke auf Anrathen des Asklepios nach Ephesos, um bei Apollonios Heilung zu finden, sondern selbst Gesandtschaften ganzer Staaten suchten ihn dort auf, um in verwickelten Lagen seinen Rath sich zu erbitten[2]). Seine Hauptbeschäftigung aber bestand darin, in Tempeln und heiligen Hainen öffentliche Reden zu halten, welche den Zweck hatten, die Epheser von der weichlichen Lebensart, der sie sich ergeben hatten, abzumahnen, und statt Spiele und Tänze, zu ernsteren Beschäftigungen aufzufordern. Da sie aber auf seine Ermahnungen wenig hörten, so verliess er unter Androhung einer Pest die Stadt[3]), um in gleicher Absicht das übrige Ionien zu durchwandern, und verweilte zu Smyrna, wo er die Einwohner zur Beschäftigung mit den Wissenschaften aufforderte und durch weise Gespräche über Staatsverwaltung eine unter ihnen entstandene Zwietracht aufhob[4]). Hier trafen ihn Gesandte von Ephesos, welche abgeschickt waren, um Hülfe gegen die von ihm vorausgesagte und nun wirklich entstandene Pest anzuflehen. Er versetzte sich augenblicklich nach Ephesos, berief das Volk in das Theater, zeigte ihnen dort einen schmuzigen Bettler und befahl, denselben zu steinigen. Als dies geschehen war, liess er den Haufen Steine, womit er bedeckt worden war, wegräumen, und siehe da, statt des Bettlers, den man getödtet zu haben glaubte, fand sich ein grosser todter Hund, in welchen also ersichtlich der Dämon der Pest gefahren war, und nach dessen Hinwegräumung die Pest sogleich aufhörte[5]).

Von hier reiste Apollonios nach Griechenland; unterwegs heilte er zu Pergamon im Tempel des Asklepios viele Kranke, und begab sich dann nach Ilion, wo er nach Entfernung aller seiner Begleiter eine Nacht allein am Grabe des Achilleus zubrachte; auf der Rückreise erzählte er jedoch dem Damis, was ihm dort begegnet; er habe nämlich nach indischer Weise den Geist des Achilleus hervorgerufen und es sei ihm unter starkem Erdbeben ein Jüngling in thessalischer Chlamys von 5 Ellen Höhe erschienen, der nach und nach bis zu 12 Ellen angewachsen sei, während seine Schönheit in gleichem Grade zugenommen habe, die von Homer nicht würdig genug gepriesen worden sei. Achilleus bezeugte seine Freude, von einem Manne besucht zu werden, wie er ihn gerade brauche, denn die Thessalier hätten ihm schon sehr lange kein Todtenopfer gebracht, und er müsse eine Gesandtschaft an sie schicken, um sie zur Nachholung des Versäumten aufzufordern, wenn ihnen ihre Wohlfarth lieb sei, und dies Geschäft trug er dem Apollonios auf. Nachher

1) Phil. III, 50—58. 2) Phil. IV, 1. 3) Phil. IV, 2—4. 4) Phil. IV, 5—8. 5) Phil. IV, 10.

erlaubte er ihm, 5 Fragen an ihn zu thun, und diese Erlaubniss benutzte Apollonios, um ihn über die Art seiner Beerdigung, über das wahre Schicksal der Polyxena und der Helene, über die Menge der Helden, die vor Troja gefallen und über die Ursache des Stillschweigens Homer's über Palamedes zu befragen, worüber er befriedigende Auskunft erhielt. Beim Hahnengeschrei verschwand Achilleus unter einem Blitze[1]), und Apollonios segelte zuerst an die äolische Küste, um Lesbos gegenüber das Grabmal des Palamedes zu entdecken, dessen Stelle ihm Achilleus angegeben, um ihm eine daselbst gefundene Bildsäule zu errichten, dann über das euböische Meer, das bei seiner Ueberfahrt ruhiger war, als es bei dieser Jahreszeit zu sein pflegt, und in den Peiräeus, wo ihm eine grosse Menge athenischer Philosophen entgegenkamen und ihn auf höchst ehrenvolle Weise in die Stadt begleiteten[2]). Da gerade die Eleusinischen Mysterien gefeiert wurden, wollte er sich einweihen lassen, der Hierophant aber wies ihn als einen unreinen Zauberer zurück. Ohne sich dadurch irre machen zu lassen, erwiderte Apollonios: den grössten Vorwurf, den du mir machen konntest, hast du verschwiegen, dass ich nämlich mehr von den Mysterien weiss als du, und doch zu dir als zu einem Weiseren komme, um mich einweihen zu lassen; übrigens werde ich doch später eingeweiht werden, und zwar von dem Hierophanten, der in vier Jahren dieses Amt verwalten wird, eine Vorhersagung, welche in der That eintraf[3]).

Dessenungeachtet hielt er sich noch längere Zeit in Athen auf, verweilte nach seiner Gewohnheit in den Tempeln, wo er öffentliche Vorträge über die Opfer hielt, wie und zu welcher Zeit sie jedem Gotte dargebracht werden müssten, vertrieb einen Dämon aus einem besessenen Jünglinge, eiferte gegen die weichlichen Tänze an den Anthesterien und schaffte die Gladiatorspiele in dem Theater auf der Burg ab[4]). Hierauf besuchte er auf einer Reise nach Griechenland den dodonäischen und pythischen Tempel und den zu Abä, ging in die Höhle des Trophonios und den Musentempel auf dem Helikon, hielt überall in Begleitung der Priester und seiner Schüler Reden, veranlasste Verbesserungen des Gottesdienstes und gab mehrere Weissagungen, das eine Mal, das Meer werde Land gebären, und bald darauf entstand eine neue Insel im Archipelagus, ein anderes Mal, der Isthmus bei Korinth werde durchgegraben und nicht durchgegraben werden, was sich auf den bald wieder aufgegebenen Versuch des Nero bezog. Eines seiner berühmtesten Wunder aber verrichtete er zu Korinth; dort hatte sich einer seiner Schüler, Menippos, in ein Liebesverständniss mit einer reichen und schönen Ausländerin eingelassen, von welcher er so bezaubert war, dass er trotz der Warnungen des Apollonios, der ihm dieses Verhältniss ansah, nicht von ihr ablassen wollte. Als es endlich bis zur Vermählung gekommen war und Apollonios den dazu bestimmten Tag erfahren

1) Philostr. IV, 16. 2) IV, 17. 3) IV, 18. 4) IV, 19—22.

hatte, begab er sich an den Ort des Hochzeitfestes, wo er eine grosse Menge eingeladener Gäste und die Tafel mit den kostbarsten goldenen und silbernen Gefässen bedeckt fand. Der eintretende Apollonios erklärte aber alles dies für ein Blendwerk, und die Braut für eine Empusa oder Lamia; auf ein einziges Wort von ihm verschwanden nicht nur alle jene Reichthümer, sondern auch alles übrige Hausgeräth sammt dem Gastmahl, den Köchen und den Aufwärtern vor den Augen der erstaunten Gäste und des bestürzten Menippos, und die Braut wurde trotz ihrer Bitten gezwungen zu gestehen, dass sie eine Empuse sei und die Absicht gehabt habe, dem Menippos das Blut auszusaugen[1]).

Um diese Zeit kamen lakedämonische Gesandte zu ihm, welche ihn einluden, doch auch ihre Stadt zu besuchen, er gab ihnen aber blos einen Brief an die Ephoren mit, worin er ihnen mit lakonischer Kürze Vorwürfe über die Verweichlichung ihrer Sitten machte, und durch welchen er glücklich die alte strenge Zucht wiederherstellte[2]). Endlich beschloss er, nach Rom zu reisen, wurde aber durch einen Traum aufgefordert, erst nach Kreta zu gehen, wo er nach dem Beispiele des Pythagoras, die Heiligthümer auf dem Berge Ida besuchte. In Rom wurden die Philosophen von dem Kaiser Nero verfolgt, aber obgleich der fliehende Philosoph Philolaos dem Apollonios begegnete und ihn von der Reise nach Rom abmahnte, und aus Furcht von seinen 34 Schülern ihn alle bis auf 8 verliessen, liess er sich doch von seinem Entschlusse nicht abhalten. In Rom angekommen wurde er sogleich vor den Consul Telesinus geführt, der von seiner Weisheit so überrascht wurde, dass er ihm erlaubte, sich in den Tempeln Roms aufzuhalten, Dorthin lockte der Ruf seines Namens eine so grosse Menge Neugieriger, dass die Götter nie fleissiger besucht und verehrt wurden, als jetzt[3]). Hatte er gleich noch bisweilen Anfeindungen und Verfolgungen von Beauftragten des Kaisers oder Feinden der Philosophie zu erdulden, so wusste er durch überraschende Freimüthigkeit und ein an Uebermuth grenzendes Selbstvertrauen dieselben so zurückzuweisen, dass sie bald behutsamer gegen ihn verfuhren; ein auffallendes Beispiel hiervon gibt sein Gespräch mit dem Praef. praetorio Tigellinus[4]). Als dieser den Apollonios fragte, warum er den Nero nicht fürchte, antwortete er, weil der Gott, welcher jenem verliehen hat, furchtbar zu sein, auch mir furchtlos zu sein verlieh. Auf eine andre Frage, wie er vom Nero denke, war die Antwort: besser als ihr, denn ihr haltet ihn für würdig des Lügens, ich aber des Schweigens. Und als Tigellinus, von dieser Dreistigkeit bestürzt, ihm befahl, sich zu entfernen, nachdem er Bürgen für sich gestellt hätte, erwiderte Apollonios: wer wird sich für einen Körper verbürgen, den Niemand zu fesseln im Stande ist? Dazu kam, dass er bald durch allerlei Wunderbares, das er auch hier verrichtete, und wovon sich

1) Phil. IV, 25. 2) IV, 27. 3) IV, 37 sqq. 4) IV, 44.

das Gerücht natürlich schnell durch ganz Rom verbreitete, selbst bei den vornehmeren, vom Aberglauben damals mehr als je ergriffenen Römern eine gewisse Scheu vor seiner Person erregte. Die Tochter eines vornehmen Römers war plötzlich gestorben, auf die Bitte ihres Bräutigams begab sich Apollonios in das Trauerhaus und rief sie durch seine blosse Berührung in das Leben zurück[1]). Bald darauf weissagte er, dass eine Sonnenfinsterniss eintreten und nachher in Rom etwas Grosses geschehen und nicht geschehen werde; die erstere traf richtig ein und drei Tage nach derselben traf ein Blitzstrahl einen Becher, den Nero in der Hand hielt, ohne jedoch dem Kaiser zu schaden. So gross jedoch durch alles dieses sein Ansehn geworden war, so verweilte er doch nicht mehr lange in Rom, sondern da Nero, im Begriff nach Griechenland zu reisen, allen fremden Philosophen den Aufenthalt in Rom untersagte, wanderte Apollonios nach Gades und zeddelte in Spanien eine Verschwörung gegen den Nero an, oder beförderte sie wenigstens[2]). Von hier reiste er nach Afrika, Unteritalien und Sizilien, wo er die Nachricht vom Tode des Nero bekam und die Herrschaft des Galba, Otho und Vitellius vorhersagte[3]). Hierauf reisete er zum zweiten Male nach Athen, wo es ihm gelang, durch den vor drei Jahren vorhergenannten Hierophanten in die Eleusinischen Mysterien eingeweiht zu werden[4]). Nachdem er den Winter in allen Tempeln Griechenlands zugebracht hatte, reiste er nach Aegypten, wo die Alexandriner, zu denen sein Ruf schon gedrungen war, ihn voll Bewunderung und wie einen Gott empfingen[5]). Hier traf ihn auch Vespasianus, der so eben Kaiser geworden war, bei seiner Ankunft in Alexandrien sich nach Apollonios erkundigte, ihn in einem Tempel aufsuchte, wohin man ihn gewiesen hatte, und mit den Worten anredete: mache mich zum Kaiser, worauf Apollonios antwortete: ich habe es gethan, denn so eben erbat ich von den Göttern einen gerechten, edlen, verständigen, durch Greisenhaar geschmückten und wahrhaft väterlichen Kaiser, und damit habe ich dich erbeten. An diese Antwort des Apollonios knüpften sich lange und vielfache Gespräche über die Regierungskunst, an denen noch zwei andere Philosophen, Dion und Euphrates, Theil nahmen, und in welchen Apollonios dem Vespasianus weise Lehren gab[6]). Nachdem er hierauf Oberägypten und Aethiopien durchwanderte, alle Tempel besucht und die Wunder der Mammonssäule kennen gelernt hatte, kam er an das eigentliche Ziel dieser Reise, zu den ägyptischen Gymnosophisten, bei denen er zwar anfangs eine minder günstige Aufnahme fand, weil der obengenannte Euphrates, den er sich durch sein Benehmen bei Vespasian zum Feinde gemacht, ihn hier schon im Voraus verleumdet hatte; doch bald entfernte seine Weisheit die vorgefasste üble Meinung und zahlreiche philosophische Gespräche verkürzten seinen Aufenthalt bei

---

1) Phil. IV, 45. 2) IV. 47 sqq. 3) V, 1—13. 4) V, 19. 5) V, 24. 6) V, 27—36.

dieser Kolonie der indischen Weisen[1]). Er besuchte jetzt nur noch die Quellen des Nil und folgte dann einer Einladung des Titus nach Argos, dem er auf seine Bitte weise Rathschläge für seine künftige Regierung mittheilte und auf seine Frage weissagte, welche seine Feinde sein würden und an welcher Todesart er sterben würde[2]). Hierauf unternahm er noch viele minder bedeutende Reisen nach Unterägypten, Phönikien, Kilikien, Ionien, Achaia und Italien, wo er unter andern einen von einem tollen Hunde Gebissenen wunderbar heilte[3]).

Mit Domitian's Regierung beginnt ein neuer, wichtiger Abschnitt im Leben des Apollonios. Sein Hass gegen den Tyrannen war so gross, dass er öffentlich laut und furchtlos gegen ihn sprach, und besonders häufige Unterhaltungen mit Nerva und anderen vom Domitianus Verbannten hielt. Dies benutzten aber seine Feinde und namentlich der schon öfters genannte Euphrates, theils seine freimüthigen Aeusserungen dem Tyrannen zu hinterbringen, theils den Verdacht gegen ihn auszubreiten, dass er mit Nerva in eine Verschwörung gegen den Kaiser verwickelt sei. Der misstrauische Domitian befahl daher dem Proconsul von Asien, wo sich Apollonios gerade aufhielt, ihn zu ergreifen und nach Rom zu schicken. Apollonios aber, der dies schon vorher gewusst hatte, kam ihm zuvor, schiffte sich selbst freiwillig nach Italien ein, und wanderte nach Rom, trotz der Warnung seines Freundes, des Philosophen Demetrius, den er auf dem Wege dahin traf, und dem er offen erklärte, die Gesetze und die Lehren der Weisheit geböten, für die Freiheit, wenn es nöthig wäre, zu sterben[4]). Als er in Begleitung des Damis, den er nach Entlassung seiner übrigen Schüler allein bei sich behalten hatte, in Rom angelangt war, wurde er sogleich vor den Praef. praetorio Aelianus geführt, in welchem er einen in Aegypten erworbenen Freund fand. Dieser entdeckte ihm die gegen ihn gemachten Anklagen, damit er sich auf eine Vertheidigung vorbereiten könnte, musste ihn aber doch nach dem Befehl des Kaisers in ein Gefängniss setzen lassen, wo Apollonios sich damit beschäftigte, 50 Mitgefangene, welche er vorfand, durch weise Gespräche zu belehren und zu trösten[5]). Domitian, der ihn kennen zu lernen wünschte, liess ihn zu einer Privatunterredung zu sich kommen, und wurde durch sein ehrfurchtgebietendes Aeussere bestürzt, durch seine kecke Vertheidigung des Nerva aber so erbittert, dass er ihm Haare und Bart abscheeren liess, die grösste Schmach, die einem Philosophen widerfahren konnte, und ihn in einen Kerker unter die grössten Verbrecher werfen liess. Um den Damis, der ihm auch hierher gefolgt war, zu beruhigen und ihn von seiner Macht zu überzeugen, streifte er sich hier die Fesseln, mit denen er belastet war, von den Schenkeln und legte sich dann dieselben freiwillig wieder an, als aber der Tag

1) Phil. VI, 6—23. 2) VI, 30 sqq. 3) VI, 43. 4) VII, 4—14. 5) VII, 17—26.

des Gerichtes nahte, entfernte er auch den Damis von sich, und hiess ihn zur Insel Kalypso gehen, wo er ihm wieder erscheinen werde [1]).

An dem zur Fällung des Urtheils bestimmten Tage erschien Apollonios furchtlos vor dem Kaiser, und nachdem ihm dieser die Anklagepunkte vorgehalten, vertheidigte er sich nicht nur unerschrocken und mit kecker Verwegenheit gegen dieselben, sondern machte sogar dem Kaiser mit Bitterkeit Vorwürfe darüber, dass er solche Ankläger dulde und anhöre, schloss mit den Worten: schicke immerhin, wenn du willst, einen, der meinen Körper fange, denn meine Seele gefangen zu nehmen ist unmöglich; oder vielmehr wirst du auch meinen Körper nicht in deine Gewalt bekommen: Denn nicht wirst du mich tödten, nicht sterblich ja bin ich geboren; und verschwand endlich am Schluss seiner Apologie vor den Augen Domitians, der so bestürzt war, dass er nicht daran dachte, ihn weiter verfolgen zu lassen [2]). Zu derselben Zeit aber, als er zu Rom seinen Richtern entschwunden war, erschien er zu Puteoli am hellen Mittage seinen Jüngern, dem Damis und Demetrius, die der Botschaft von einem ganz anderen Schicksale ihres Meisters aus Rom ängstlich harrend und ungewiss, ob es nicht sein Geist sei, der ihnen erscheine, von seiner körperlichen Anwesenheit erst dann überzeugt wurden, als er ihnen die Hand reichte, sich von ihnen betasten liess, und ihnen zusprach. Bald aber verliess er nun in Damis Begleitung Italien, segelte in den Peloponnes und wandte sich nach Olympia, wo er sich lange Zeit im Tempel des Zeus aufhielt. Die sich schnell verbreitende Nachricht von dem Wiedererscheinen des Todtgeglaubten erhöhte und vermehrte natürlich seinen Ruhm, und von allen Seiten strömten Neugierige zu dem Tempel, wo er sich aufhielt, Elienser und Spartaner, Korinther und Athener [3]). Von da reiste er nach Lebadeia, um die Höhle des Trophonios zu besuchen; als aber die Priester ihm, als einem Zauberer, den Eingang in dieselbe verweigerten, drang er heimlich und ohne ihr Wissen hinein, hielt sich 7 Tage in derselben auf, kam dann an einem Orte heraus, wo noch keiner der Besuchenden einen Ausgang gefunden hatte und brachte eine Schrift mit, welche die Grundsätze der pythagogeischen Philosophie enthielt [4]). Nach zweijährigem Aufenthalte in Griechenland reiste Apollonios nach Ionien, hielt sich vorzüglich zu Smyrna und Ephesus auf, und verkündete den Bewohnern der letztgenannten Stadt die Ermordung des Domitianus in demselben Augenblicke, als sie zu Rom geschah [5]). Domitians Nachfolger Nerva liess den Apollonios einladen, wieder nach Rom zu kommen, er ertheilte ihm aber nur durch einen Brief Regierungsvorschriften, und schickte

1) Phil. VII., 32—41. 2) Phil. VIII., 5. Tzetz. Chil. I., 60. Cedren. p. 245. 3) Phil. VIII., 15. 4) VIII., 19. 5) VIII., 26. Tzetz. I., 60. Dio Cass. LXVII. fin.

mit diesem Briefe den Damis nach Rom, indem er wahrscheinlich dies als eine günstige Gelegenheit benutzte, den Damis von sich zu entfernen, damit er nicht Zeuge seines Todes würde, dessen Herannahen er fühlte. Und in der That muss Apollonios in dieser Zeit gestorben sein, denn hiermit schliesst nicht nur des Damis Lebensbeschreibung, sondern auch alle anderen Nachrichten schweigen von ferneren Thaten desselben. Der Chronicus Alexandrinus [1]) aber, der den Tod des Apollonios unter das Consulat des Apronianus und Poetinus setzt, also in das 7. Regierungsjahr Hadrians, ist ein zu unzuverlässiger Zeuge und giebt eine zu unwahrscheinliche Nachricht, als dass er in Betracht kommen könnte, und seine Behauptung scheint auf einem ähnlichen Grunde zu ruhen, als die Erwähnung eines jüngern Apollonios unter Hadrian bei Suidas.

Apollonios ist also wenigstens 100 Jahr alt geworden, wenn wir annehmen, dass er im ersten Regierungsjahre Nerva's gestorben sei; die Art seines Todes aber wird sehr verschieden angegeben und war schon dem Philostratos unbekannt; nach Einigen soll er zu Ephesos gestorben, nach Anderen zu Lindos im Tempel der Pallas verschwunden sein; noch Andere erzählen, er sei zu Kreta in den verschlossenen Tempel der Diktynna gedrungen, die Pforten haben sich hinter ihm wieder geschlossen, und es seien von innen Stimmen von Jungfrauen gehört worden, welche sangen: komme von der Erde, komme in den Himmel, beim Oeffnen des Tempels aber sei Apollonios nicht mehr gesehn worden [2]). Noch 10 Monate nach seinem Tode erschien er einem Jünglinge, der an der Unsterblichkeit seiner Seele zweifelte, und belehrte ihn darüber mit siegreichen Gründen [3]).

Dies ist das vielbewegte, wunderbare Leben des Tyaniers (mit diesem Namen hörte er selbst sich am liebsten nennen [4]), eines Mannes, der, so sonderbare Schicksale er während seines Lebens erfahren hatte, dazu bestimmt war, noch sonderbarere nach seinem Tode zu erleiden. Schon seine Zeitgenossen scheinen sehr verschiedenartig über ihn geurtheilt zu haben; denn so hoch auch bei Einigen die Bewunderung gegen ihn gestiegen war, so sahen doch Andere in ihm den blossen Gaukler und Zauberer, wie dies namentlich aus den oben erzählten Vorgängen mit dem Hierophanten zu Eleusis und den Priestern des Trophonios hervorleuchtet. Das geheimnissvolle Dunkel aber, das über seinem Ausscheiden aus dem Kreise der Lebenden waltete, erhöhte den durch seine Wunderthaten hervorgerufenen Glauben an die Göttlichkeit seiner Sendung, und so konnte es in jenem nach neuen Göttern so begierigen, und zu abergläubiger Verehrung wunderbarer Wesen so geneigten Zeitalter nicht fehlen, dass ihm nach dem Vorgange der Tyanenser zahlreiche Bildsäulen und Tempel in vielen Städten

1) Chronic. Alex. ad a. Chr. 123. 2) Phil. VIII., 30. 3) VIII., 31. 4) Phil. VII., 38.

Griechenlands und Kleinasiens errichtet wurden [1]), von denen die mehrsten den Vielgereisten selbst in ihren Mauern gesehn hatten, ja vielleicht sogar die wohlthuenden Folgen seiner Wunderkraft noch unter sich fortwährend fühlten. Ja selbst Münzen wurden ihm zu Ehren geprägt [2]), Codinus [3]) berichtet, dass seine Orakel zu Byzanz auf ehernen Säulen eingegraben waren, und selbst Kaiser Hadrian suchte mit leidenschaftlicher Emsigkeit sich die Schriften des Apollonios zu verschaffen, und verwahrte sie mit grosser Verehrung in seiner Bibliothek zu Antium [4]). Als aber im Laufe der Zeiten durch neue Erscheinungen sein Andenken verdunkelt zu werden begann (und in der That vergeht bis auf Lukianos und Apuleius ein ziemlich langer Zeitraum, während dessen kein Schriftsteller des Apollonios gedenkt), so wurde es durch den biographischen Panegyrikus des Philostratos so aufgefrischt, dass die späteren Jahrhunderte seinen Namen fast mit grösserer Verehrung vergötterten, als selbst seine Zeitgenossen. Nach dem Zeugniss des Dio Cassius vergötterte Antoninus Caracalla den Apollonios und errichtete ihm ein *ἡρῷον* [5]); dem Kaiser Aurelianus aber, welcher Tyana belagerte, und, ergrimmt über den gefundenen Widerstand, sich vorgenommen hatte, nach der Eroberung Alles, was Leben habe, niederzuhauen, und wie er sich ausdrückte, keinen Hund am Leben zu lassen, erschien, wie Vopiscus [6]) berichtet, in der Nacht vor der Ausführung dieses Planes Apollonios in derjenigen Gestalt, in welcher er in dem Tempel abgebildet zu werden pflegte, und rief ihm lateinisch zu: Aureliane, si vis vincere, nihil est, quod de civium meorum nece cogites! Aureliane, si vis imperare, a cruore innocentium abstine! Aureliane, clementer te age, si vis vincere, worüber der Kaiser so bestürzt wurde, dass er augenblicklich nicht nur seine Gesinnung gegen die belagerte Stadt änderte, sondern auch dem Apollonios Bildsäulen und Tempel gelobte. Dies habe ich, fährt Vopiscus nach Erzählung dieses Vorganges fort, von glaubwürdigen Männern gehört und in Büchern der Ulpischen Bibliothek wiederholt gelesen, noch mehr habe ich es aber in der Ueberzeugung von der Erhabenheit des Apollonios geglaubt; denn was ist je unter den Menschen heiliger, ehrwürdiger, göttlicher gewesen als dieser Mann? er hat Todten das Leben wieder gegeben, er hat vieles gethan und gesagt, was Menschenkräfte übersteigt; wer dies erfahren will, lese die griechischen Bücher, welche von seinem Leben handeln. Ich selbst aber will, wenn ich so lange lebe, und jener Mann selbst mir seine Gnade dazu schenkt, wenigstens kurz die Thaten dieses so grossen Mannes schriftlich aufzeichnen, nicht als bedürften sie des Geschenkes meiner Darstellung, sondern damit, was wunderbar ist, von Aller Munde gepriesen werde. So äussert

---

1) Phil. VIII., 31. I., 5. 2) Thes. epistol. Lacroz. II. p. 269 fin. 3) Codin. origg. Constant. p. 30. 4) Phil. VIII., 18. 5) Dio Cass. 77, 18. 6) Vopisc. vit. Aurel. c. 24.

sich Vopiscus, und dies ist Beweis genug, dass noch im dritten Jahrhundert ausschweifende Bewunderung des Apollonios selbst unter den gebildeteren Volksklassen allgemein war. Auch der Kaiser Alexander Severus, so erzählt Aelius Lampridius [1]), verehrte im innersten Heiligthume seines Palastes neben Christus, Orpheus, Abraham und Andern auch den Apollonios. Noch Lactantius sah die Ephesier eine Bildsäule desselben, jedoch unter dem Namen des Hercules verehren [2]), und Eunapius erklärt ihn für ein zwischen Göttern und Menschen in der Mitte stehendes Wesen [3]).

Zu diesen Verehrern des Apollonios gesellte sich bald eine andere Klasse von Menschen, die sein Andenken nicht untergehen liessen, nämlich die Feinde des Christenthums. Dem erhabenen Stifter der Religion, deren Widersacher sie waren, konnten sie nicht leicht einen Mann aus dem Heidenthum passender gegenüberstellen, als den Apollonios; in keinem vereinte sich unbescholtene Sittenreinheit und übermenschliche Wunderkraft, wie in ihm; keiner stand bei dem Volke in so frischem Andenken und so hoher Achtung, wie er; endlich boten sich in dem Leben des Apollonios so viele Aehnlichkeiten mit einzelnen Zügen in dem Leben des Erlösers dar, dass die Vergleichung zwischen beiden sehr nahe lag. Diese war denn auch nach dem Zeugniss des Augustinus [4]) schon früher von Anderen angestellt worden, am ausführlichsten aber geschah es von Hierokles, Richter zu Nikomedia in Bithynien und Zeitgenossen des Kaiser Diokletianus, einem heftigen Widersacher des Christenthums, welcher unter dem Titel λόγος φιλαλήθης ein Buch an die Christen schrieb, worin er zu beweisen suchte, dass Apollonios dasselbe oder noch Grösseres gethan, als Christus. Hiermit beginnt aber auch die Reihe derjenigen, welche ungünstige Urtheile über Apollonios fällten; denn wenn schon früher einzelne Stimmen laut geworden waren, welche den Glanz der Göttlichkeit dem Apollonios zu entziehen und ihn als blossen Zauberer darzustellen trachteten, wie dies Lukianos [5]) und Apuleius [6]) gethan hatten, und nach ihnen Julianus Chaldaeus und Manetho, welche bei Anastasius und Cedrenus die Wunder des Apollonios für natürlich und für gering gegen ihre eigenen Zauberkünste erklären, so musste diese Zusammenstellung desselben mit dem Erlöser alle eifrigen Vertheidiger des Christenthums zu seinen Feinden machen. Unter diesen trat zuerst der Bischof Eusebius von Cäsarea mit einer gegen Hierokles gerichteten Schrift auf, worin er die Widersprüche aufdeckt, die sich in dem Leben des Apollonios bei Philostratos finden, und die von ihm verrichteten Wunder für Zauberei erklärt. Jedoch lässt ihm Eusebius den Ruhm ausgezeichneter Weisheit [7]), so wie noch Sidonius Apol-

1) Lamprid. vit. Sever. c. 29. 2) Lactant. Instit. V., 3. 3) Eunap. praef. p. 11. 4) Augustin. Epist. V. p. 16. XLIX. p. 132. 5) Lucian. Pseudomant. T. I. p. 862. 6) Apulej. Apolog. p. 156. 7) Euseb. c. Hierocl. I., 5.

linaris seine Tugend bewundert [1]). Der Glaube an seine Göttlichkeit aber verschwindet von nun an, und es hat seit Hierokles wohl Niemand mehr versucht, Apollonios mit Christus zu vergleichen, ausser dem Engländer Blount, welcher seine englische Uebersetzung des Philostratus mit Anmerkungen begleitete, welche heftige Angriffe auf das Christenthum enthielten, dadurch aber das Verbot seines Buches herbeiführte und aus Verdruss darüber sich im Jahre 1693 entleibte [2]). Dagegen wurden die Urtheile über Apollonios seit Eusebius immer härter. Chrysostomus [3]) erklärt sein ganzes Leben für Lüge und Täuschung, Hieronymus und Augustinus ihn selbst für einen teuflischen Zauberer; ja der ehrliche Le Nain de Tillemont [4]) ging sogar so weit, zu behaupten, Apollonios sei eine Ausgeburt des Teufels gewesen, und von diesem absichtlich gerade zu der Zeit, da Christus geboren wurde, in die Welt geschickt worden, um das Werk des Erlösers zu zerstören oder zu hemmen. Die anderen Apologeten des Christenthums, von denen nicht leicht einer den Apollonios mit Stillschweigen übergeht, begnügten sich meist entweder ihm Zauberei schuld zu geben, oder seine Wunder für von Philostratos erdichtet zu halten, wie Naudé [5]), oder sie auf natürliche Weise zu erklären, wie der ungenannte Franzose in dem oben angeführten Buche; andere meinten gar, die ganze Geschichte des Apollonios sei von Philostratos ersonnen, wie La Croze in mehreren Briefen an Brucker und Mosheim; die mehrsten suchten nur darzuthun, wie weit Apollonios unter Christus stehe, vornehmlich Morus im Mysterium pietatis (IV, 2) und Lüderwald in einem mir nur dem Titel nach bekannten Buche Anti-Hierokles oder Jesus Christus und Apollonios von Tyana in ihrer grossen Ungleichheit. Eine richtigere Ansicht verbreitete zuerst Wieland, der in seinem Agathodämon auf eine romanhafte Weise den Apollonios als einen geheimnissvollen ausserordentlichen Menschen von ausgezeichneter Weisheit und Tugend, der übrigens keineswegs übermenschliche Kräfte besessen oder sich mit Zauberei beschäftigt habe, darstellt.

Wenn nun das wirkliche Dagewesensein eines zu seiner Zeit berühmten Philosophen Apollonios schon wegen der von vielen Schriftstellern erwähnten Tempel und Bildsäulen, welche ihm zu Ehren errichtet waren, auf keine Weise bezweifelt werden kann, und die Meinung, dass das Ganze eine Fiktion des Philostratos sei, durchaus von der Hand gewiesen werden muss, so wird es, wenn wir uns eine richtige Ansicht über den Wundermann bilden wollen, vor allem darauf ankommen, zu untersuchen, in wiefern Philostratos über sein Leben die Wahrheit habe erzählen können und erzählen wollen; über das Eine werden die Quellen entschei-

1) Sidon. Apollin. VIII. 3. 2) Hist. des ouvrages des Sav. 1693. p. 135. 3) Chrysost. Ind. hist. T. I. p. 418. 4) Tillemont hist. des Emper. II. p. 120. 5) Naudé apologie pour les grands hommes soupçonnis de Magie p. 139.

den, deren er sich bedient hat, über das Andere die Absicht, in welcher, und die Gesinnung gegen seinen Helden, mit welcher er dessen Lebensbeschreibung verfasst hat. Was die Ersteren betrifft, so äussert sich Philostratos selbst darüber ausführlich im Anfange seiner Erzählung [1]); er giebt als seine Quellen an die Tempel, welche Apollonios herstellte, die allgemeinen Erzählungen über ihn, die Briefe und das Testament des Apollonios, ein Buch des Maximos von Aegä, worin die Thaten des Apollonios zu Aegä beschrieben waren, vier Bücher des Moiragenes, die er aber nicht viel will benutzt haben können, und als Hauptquelle, der er durchgängig folgt, die durch Damis von Ninive verfasste Lebensbeschreibung des Apollonios, das Werk seines treuesten Schülers und immerwährenden Begleiters. Dieser Damis zeigt sich aber durchgängig als ein wahrer Barbar, als ein abergläubiger und leichtgläubiger Mensch von höchst beschränkter Fassungskraft, der, weit entfernt von dem Streben nach wahrer philosophischer Erkenntniss, nur durch den Wunderschein, den Apollonios um sich verbreitete, bewogen wurde, sich an ihn anzuschliessen, der daher auch stets in allen Thaten seines Meisters nur Wunder zu finden bemüht war, und auch das Glück hatte, immer, was er wollte, zu finden, den Apollonios selbst sehr häufig zum Gespött machte, und den er wahrscheinlich nur darum um sich duldete, weil er ihn als ein bequemes Werkzeug betrachtete, um dasjenige unter das Volk zu verbreiten, was er selbst ihm aufgebunden, oder was jener durch eigne, schlechte Beobachtung bemerkt zu haben glaubte. Ein wie unsicherer und trüglicher Gewährsmann dieser Biograph war, ergiebt sich hieraus von selbst, und doch war es die Schrift dieses Damis, welche die Kaiserin Julia Severa dem Philostratos in die Hände gab, mit dem Auftrage, das schlecht geschriebene Werk umzuarbeiten. Philostratos aber brachte zu dieser Arbeit eine unbeschränkte Bewunderung des Helden, dessen Leben er beschrieb, und das Streben mit, dasselbe so glänzend und wunderbar als möglich darzustellen, so dass er auch die trübe Quelle, welche ihm floss, nicht einmal treu benutzt zu haben scheint. Dies zeigt die rhetorische gekünstelte, lobrednerische, Alles zum Ausserordentlichen und Romantisch-wunderbaren erhöhende Manier im Geschmacke der Rhetoren und Sophisten des zweiten und dritten christlichen Jahrhunderts, die in Philostratos Biographie zu anstössig ist, als dass man ihn für einen unbefangenen treuen Berichter blos dessen, was er von andern irgend glaubhaften Gewährsmännern vernahm, halten möchte. Wie wenig überhaupt auf seine historische Glaubwürdigkeit zu bauen sei, ist schon von Eusebius und später noch ausführlicher von Andern dargethan, welche geschichtlich unwahre Beziehungen und grobe Anachronismen in dem Buche des Philostratos nachgewiesen haben, wie die Residenz des Königs der Parther Bardanes

1) Phil. I., 2. 3.

in Babylon, die Beschreibung von Babylon selbst, der König der Inder Phraotes als Nachfolger des Porus u. a. m. Dieselben haben auch überzeugend bewiesen, wie viele Widersprüche Philostratos sich in seiner Erzählung von Apollonios selbst zu Schulden kommen lässt, wie Apollonios, der alle Sprachen von Menschen und Thieren zu kennen vorgiebt, dennoch nicht nur von den Arabern die Sprache der Vögel sich lehren lässt, sondern auch in Indien sowohl als in Aegypten sich eines Dolmetschers bedient, wie er, der Andern das Zukünftige voraussagt, das meiste von dem, was ihn selbst betreffen soll, nicht vorausweiss, und mehreres dergl. Wie sehr aber dem Philostratos daran lag, seine Erzählung mit romanhaftem und wunderbarem Schmucke aufzustutzen, erhellt ammeisten aus den seltsamen Naturmerkwürdigkeiten, welche Apollonios im innern Asien, vornehmlich in Indien gesehn haben soll, wovon gewiss kein Wort in der Erzählung des Damis gestanden hat, sondern die Philostratos offenbar aus Ktesias, Agatharchidas, und andern fabelhaften Beschreibern Asiens zusammengesucht hat, um sein Werk damit auszuschmücken. Nach allem diesen lässt sich leicht begreifen, wie vieles von den Thaten des Apollonios auf dem langen Wege durch die Augen eines verblendeten und beschränkten Beobachters in die Feder eines wundersüchtigen Schriftstellers entstellt werden musste.

Ob Philostratos übrigens bei seiner Abfassung dieser Lebensgeschichte noch irgend eine Nebenabsicht gehabt, und namentlich, wie viele geglaubt haben, eine boshafte Parodie der Lebensgeschichte Christi bezweckt habe, ist schwer zu entscheiden. Allerdings bietet sie mehrere Umstände dar, die auf eine solche Vermuthung führen mögen, wie die Vorherverkündigung der Geburt des Apollonios an dessen Mutter durch den Proteus, und die Verheissung der Menschwerdung dieses ägyptischen Gottes in ihm; die ausserordentlichen Ereignisse bei seiner Geburt selbst; die Tendenz zu einer allgemeinen Weltreformation, die wunderthätige Heilung von Kranken, die Beschwörung und Austreibung von Dämonen, die Wiedererweckung von Todten, das Verschwinden vor gegenwärtigen Personen und Wiedererscheinen zu derselben Zeit an einem andern entfernten Orte, die Himmelfahrt des Apollonios u. a. m. Endlich scheint diesen Glauben auch dasjenige zu bestätigen, was ihm anfangs ammeisten zu widersprechen scheint, das gänzliche Stillschweigen, welches Philostratos in dem ganzen Buche über Christus beobachtet, und das fast absichtliche Vermeiden, den Apollonios irgendwo in Berührung mit Christen kommen zu lassen, die bei seinen vielfachen Reisen und der Aufmerksamkeit, die er überall auf religiöse Angelegenheiten wendete, gewiss öfter statt gefunden hat. Dies mag sein, wie es will, so viel ist gewiss, dass Philostratos durchgängig die Absicht hat, den Apollonios als ein göttliches Wesen darzustellen, und den Glauben, dass er ein Zauberer gewesen sei, zu entfernen. Er beginnt sogleich mit der Aeusse-

rung, die meisten Menschen kennten den Apollonios nicht in seiner wahren, sittlichen und philosophischen Vollkommenheit, sondern nur als Zauberer [1]), und bei den meisten Wundern kommt er auf die Behauptung zurück, sie seien nicht durch Zauberkünste, sondern durch göttliche Kraft vollbracht [2]). Dasselbe bestätigt sich durch mehrere andere Umstände: wenn er nämlich behauptet, er habe die Bücher des Moiragenes nicht benutzen können, so geschah dies aus keinem andern Grunde, als weil Moiragenes den Apollonios als Zauberer dargestellt hatte, wie uns Origenes (c. Celsum VI. p. 302) berichtet. Dieselbe Ursache mag ihn auch bewogen haben, mehrere Wunderthaten des Apollonios mit völligem Stillschweigen zu übergehen, die von Tzetzes (Chil. I, 60.), Cedren. (Chron. p. 197. 246.), Malala (p. 342. 59.) mit grosser Bewunderung hergezählt werden. Zu Antiochien und Byzanz soll nämlich Apollonios bewirkt haben, dass die Mücken nicht in die Stadt drangen, und als die Störche zu Byzanz todte Schlangen in die Cisternen geworfen hatten und dadurch die Trinkenden vergifteten, so machte Apollonios marmorne Störche und vertrieb dadurch die lebendigen. Alles dieses sah den Kunststücken der gewöhnlichen chaldäischen Gaukler zu ähnlich, als dass Philostratos es seiner Absicht hätte gemäss finden können, dergleichen anzuführen.

Doch kehren wir zu Apollonios selbst zurück, so geht aus dem bisher Gesagten zur Genüge hervor, dass wir ihn von vielerlei Schmuck und Schmutz entkleiden und reinigen müssen, womit die Nachwelt ihn überhäuft hat, ehe es uns gelingen kann, seine wahre Gestalt zu erkennen. Was sich aber durch den dichten Schleier, den theils ein Zeitraum von mehr denn einem Jahrtausend, theils der Unverstand und die Absichtlichkeit seiner Biographen um ihn gewoben hat, mit einiger Gewissheit erkennen lässt, ist ungefähr Folgendes. Apollonios war mit einem unbegränzten Ehrgeize geboren, und theils die frühzeitige Bekanntschaft mit der Philosophie, theils die erkannte Unmöglichkeit, das vorgesteckte Ziel auf einem anderen Wege zu erreichen, leitete diesen auf das Bestreben, das höchste Ideal menschlicher Vollkommenheit, welche das Heidenthum zu erreichen möglich machte, in sich zu verwirklichen, und dadurch der Gegenstand allgemeiner Bewunderung zu werden. Hiermit vereinte sich auf das natürlichste ein zweites Hauptstreben, die eigne Sittenreinheit auch unter dem übrigen verderbten Menschengeschlechte so allgemein als möglich zu verbreiten, die gesunkene Furcht vor den Göttern wieder zu heben, die leer gewordenen Tempel wieder zu füllen, die zu eitlem Gepräge herabgesunkenen Ceremonien der Priester wieder zu einem sinnvollen Gottesdienste zu veredeln. Daher dieses Auftreten als Reformator in allen Städten und Ländern, wohin der Fuss

1) Phil. I., 2. 2) Phil. V., 12. VII, 39.

des Reisenden sich wandte, daher überall dieses Dringen auf Verbesserung und neue Anordnung der religiösen Gebräuche, welches immer nothwendiger wurde, je weiter das Christenthum sich verbreitete, und wenigstens in der letzten Hälfte des Lebens gewiss unmittelbar gegen die immer gefährlicher werdende neue Religion gerichtet war.

Jene beiden Lebenszwecke aber konnte Apollonios nach dem oben geschilderten Geiste seiner Zeit nicht erreichen, ohne den Schein des Wunderbaren um sich zu verbreiten, und zu diesem Zwecke hatte die Natur ihn mit einer imponirenden, Ehrfurcht gebietenden Körpergestalt ausgestattet, hatte der Zufall ihm den Damis, als bereitwilligen Verbreiter des leicht Geglaubten zum Gefährten gegeben, hatte der nothwendige Gang der Dinge die Priester zu seinen natürlichen Bundesgenossen gemacht, welche mit der Bestätigung des Glaubens an ihn nur ihren eigenen Vortheil beförderten. Zu diesem Zwecke hüllte er sich in ein geheimnissvolles Dunkel, sprach in hochtönenden Worten von sich, und widersprach wenigstens nicht, wenn das leichtgläubige Volk bei seinen einfachsten Handlungen Mirakel schrie. Wenn wir nun dieses alles zusammenfassen, seinen scharfen Blick, der ihn überall Charactere und Verhältnisse der Menschen, mit denen er zu thun hatte, sogleich durchschauen liess, die reichen Erfahrungen und mannichfaltigen Kenntnisse, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte, und die ihm wohl manchen tiefen Blick in andere noch verschlossene Geheimnisse der Natur erlaubten, die vielfachen Bekanntschaften, die er in allen Ländern und unter allen Ständen der menschlichen Gesellschaft angeknüpft hatte, und durch die es ihm wohl möglich wurde, manche wichtige Begebenheit früher als alle anderen zu erfahren, sein überraschendes Aeussere und der ihm vorangehende, alle zu tiefer Ehrfurcht auffordernder Ruf, welche sogleich bei seinem Erscheinen jeden Anwesenden betäubten und ihm die Möglichkeit ruhiger und unbefangener Beobachtung abschnitten, endlich die abergläubische Neigung des dermaligen Menschengeschlechtes zu dem Glauben an alles Uebernatürliche und Ausserordentliche: fassen wir alles dieses zusammen, und rechnen wir von den dem Apollonios beigeschriebenen Wundern dasjenige ab, was durch Damis und Philostratos, wie wir oben gesehn haben, hinzugekommen ist, so sind alle seine Thaten so leicht auf das natürlichste zu erklären, und sind von vielen, namentlich von Wieland, auf so scharfsinnige Weise erklärt worden, dass wir weder nöthig haben, ihn für ein übermenschliches Wesen oder für einen Gaukler und Zauberer zu halten, noch die Anwendung des Magnetismus vorauszusetzen, was in neuerer Zeit wohl auch geschehn ist.

Nachdem dieser Hauptpunkt in Betreff der dem Apollonios zugeschriebenen Wunder beseitigt ist, wird es nicht schwer sein, uns darüber zu einigen, was sonst von Apollonios zu halten sei. Wenn wir ihn von dem Vorwurf der Schwärmerei nicht frei sprechen

können, wenn wir gestehn müssen, dass er, unfähig sich über seine Zeit zu erheben, dem Geiste derselben gehuldigt, oder ihn wenigstens zu seinen Zwecken benutzt hat, wenn wir sehen, dass er sein Herz den beseligenden Lehren der christlichen Religion nicht geöffnet, ja ihnen nach Möglichkeit entgegengearbeitet hat, so können wir ihn deshalb nicht verdammen, sondern wir müssen bedauern, dass er mit diesen Geisteskräften, mit dieser Stärke des Willens nicht zu einer anderen Zeit und unter anderen Verhältnissen geboren wurde. Wenn wir gleich nicht läugnen können, dass er die Leichtgläubigkeit des Volkes benutzt hat, um es zur Erreichung seines Zweckes zu täuschen, so war dieser Zweck doch ein edler, und er hat durch seine Täuschung niemals Schaden, vielmehr unendlich viel Gutes gestiftet. Seine Philosophie, welche wir zum Theil aus seinen Aeusserungen bei Philostratos, vornehmlich aber aus seinen uns erhaltenen Briefen kennen, zeichnet sich durch anständige, gesunde Grundsätze aus und nähert sich in vielen Punkten dem Spinozismus. Was ihn aber vorzüglich in unseren Augen höchst ehrenwerth machen muss, ist die sittliche Reinheit seines Characters, die er zu einer in der ärgsten Verderbniss liegenden Zeit so unbefleckt erhalten hat, dass seine erbittertsten Feinde ihm in dieser Hinsicht keinen Vorwurf zu machen wagen, und noch mehr das sehr oft vom glücklichsten Erfolge gekrönte Bestreben, diese Sittenreinheit, welche er überall predigte, wohin er kam, unter seinen verwilderten Zeitgenossen nach Kräften zu verbreiten, der Eifer, mit welchem er furchtlos und ohne Scheu gegen die herrschenden Laster der Zeit, wurden sie auch von den Mächtigsten geübt, sich erklärte, ein Eifer, der bei dem grossen Ansehn, dessen Apollonios genoss, in vielen Städten und bei vielen Individuen die wohlthätigsten Folgen hatte.

So steht er, der letzte des Alterthums, als vollendetes Ideal der sittlichen Vollkommenheit da, welche die heidnische Philosophie zu gewähren vermochte, freilich nicht in der reinen Glorie, in welcher etwa Sokrates von der Nachwelt bewundert wird, sondern in einem von den Verhältnissen seiner Zeit vielfach getrübten Scheine, aber doch so, dass er in vielen Rücksichten uns höchst ehrenwerth erscheint, in keiner unsere Verachtung verdient; und wenn dies nicht immer allgemein anerkannt war, so haben ihm bei der richtenden Nachwelt seine Freunde mehr geschadet, als seine Feinde.

Ueber den Chor im griechischen Drama.

(Gelesen in der Philomathie den 10. März 1830.)

Von

Prorector Dr. *A. Wellauer* zu Breslau.

So sehr auch die Anfänge der dramatischen Kunst bei den Griechen, wie die Anfänge aller Künste, im Dunkeln liegen, und die in thörichtem Eifer nie rastenden Versuche der Spätlinge, ihnen bis auf die letzten Gründe nachzuforschen, verspotten, so ist doch so viel gewiss, dass festliche Gesänge und Tänze, zu Ehren des Dionysos, namentlich zur Zeit der Weinlese, angestellt, den ersten Anstoss zu der Ausübung einer Kunst gegeben haben, die von den Griechen auf einen von keiner Nation je wieder erreichten Gipfel erhoben worden ist. Zuerst bildete wohl der zufällig versammelte Volkshaufe den Chor, der unter Reihentänzen Lieder zu Ehren des gefeierten Gottes absang, bald Bestimmte, die sich kunstmässig dazu eingeübt hatten. Wie und wann zu diesen rohen Anfängen ein mimisches Element trat, von wem zuerst Wechselreden zwischen die Gesänge des Chores eingeschoben wurden, ob den dithyrambischen oder den phallischen Chören die Tragödie oder die Komödie oder das Satyrspiel ihren Ursprung verdanken, und welchen Einfluss das in schwankenden Nachrichten erwähnte dorische Drama auf die Entstehung des attischen gehabt habe, ist hier nicht der Ort zu untersuchen, und wird wohl nie mit Gewissheit nachgewiesen werden können: so viel steht fest, dass aus jenen Anfängen die drei genannten Gattungen, in welche bei den Griechen die dramatische Poesie zerfiel, hervorgegangen sind, und sie tragen die Spuren dieses Ursprunges gerade in dem Chor, von welchem hier die Rede sein soll, unverkennbar an sich. Um seinetwillen musste also auch diese, wenn gleich nur höchst summarische und kaum andeutende Erwähnung der ersten Anfänge vorausgeschickt werden, und wenn dabei alles tiefere Eindringen, und alle, wenn auch noch so nahe liegende Polemik gegen die verschiedenen und sich oft völlig entgegengesetzten Meinungen der neueren Forscher bei Seite gelassen wurde, so geschah es in der Ueberzeugung, dass dies für unsern Zweck zu nichts führen würde, und dass das Gesagte vollkommen dazu hinreicht, eine Ueberzeugung, die sich vorzüglich dadurch bestätigt, dass selbst diejenigen, die am ausführlichsten und mit weit um sich greifender Kritik die Sache behandelt haben, dadurch nicht einmal zu klareren Begriffen über das Wesen des Chores gediehen sind. — Dass eine Menge stufenweiss sich vervollkommnender und durch eine Reihe von Modificationen sich allmälig zur Form von Kunstwerken veredelnder Versuche zwischen jenen ursprünglichen, rohen Gesängen

und den ersten uns erhaltenen dramatischen Schöpfungen, denen des Aeschylos, in der Mitte lagen, beweist die hohe Vollendung, in welcher diese uns plötzlich schon so glänzend vor die Augen treten, dass die Namen des Thespis, Phrynichos, Pratinas und Chörilos, welche als Vorgänger des Aeschylos genannt werden, kaum genügen. Aber es ist uns nicht mehr vergönnt, den Entwicklungsgang, durch welchen aus den einfachen Chorgesängen das vollendete Drama entstand, durch seine einzelnen Momente zu verfolgen, und wir können nur zuerst aus den Tragödien des Aeschylos abnehmen, welche Beschaffenheit und Bedeutung der Chor im attischen Drama gewonnen hatte; jedoch könnten wir uns, meine ich, leicht darüber trösten, dass uns keine vollständigeren Nachrichten über den Karren des Thespis zugekommen sind, der die unverdiente Ehre geniesst, seit Horaz das Schibolet der Dramaturgen zu sein, wäre uns statt dessen eine oder die andere Tragödie des Aeschylos oder Sophokles mehr erhalten worden.

Die ursprüngliche Bestimmung, die Feier der Dionysosfeste zu verherrlichen, verblieb auch den Tragödien, die nur an den Dionysien dargestellt wurden, und somit blieb auch der Chor, ohnedies durch die Gewohnheit geheiligt, als der eigentliche Träger der religiösen Handlung, unerlässlich, und so wie der ursprüngliche, so der Hauptbestandtheil der Tragödie, um den sich der Dialog zuerst nur als ausschmückendes Nebenwerk anreihte, ein Verhältniss, das erst allmälig sich umkehrte. Diesen Fortschritt der dramatischen Kunst können wir noch durch die uns erhaltenen Stücke verfolgen, ja zwischen den Tragödien des Aeschylos selbst ist in dieser Hinsicht ein Unterschied bemerkbar. Denn während in den älteren derselben, wie in den Schutzflehenden und den Persern, die Chorgesänge auch äusserlich als Haupttheil hervortreten, und die grössere Hälfte des Stückes ausmachen, treten sie in den später geschriebenen allmälig mehr gegen den Dialog zurück und werden seltener und kürzer, und dasselbe geschieht bei Sophokles und Euripides im zunehmenden Maasse. Diese allmälige Umkehrung des Verhältnisses zwischen Chorgesang und Dialog zeigt zur Genüge, dass die griechischen Tragiker selbst den Chor als eine Schranke betrachteten, welche der vollkommenen Entwicklung des Drama hemmend im Wege stand, und von welcher sich je mehr und mehr los zu machen sie für einen Fortschritt in der Kunst ansahen, die aber ganz zu beseitigen das religiöse Vorurtheil nicht erlaubte. Und in der That ist der Chor ein in der Idee des Drama selbst gar nicht begründeter und nur durch eine äussere Zufälligkeit aufgedrängter Bestandtheil der griechischen Tragödie, und wir müssen die Kunst bewundern, mit welcher die tragischen Dichter ihn so zu behandeln wussten, dass er uns fast als nothwendig und als der Glanzpunkt der Tragödie erscheint. Es springt hiernach in die Augen, wie thöricht das Bemühen der neueren Aesthetiker ist, sich

die innere Nothwendigkeit des Chores auf apriorischem Wege zu konstruiren, und mit weit hergeholten, sinnreich und philosophisch klingenden Gründen zu beweisen, dass und warum die Tragödie ohne den Chor gar nicht habe bestehn können, den sie doch nur den zufälligen Umständen ihres Ursprunges verdankt. Es wird wohl überhaupt durch nichts so oft und so sehr gegen das Alterthum und namentlich seine litterarischen Erzeugnisse gesündigt, als durch das Vorurtheil, mit dem man ihm gewöhnlich zu nahen pflegt, dass überall ein tiefer Sinn und eine wohlberechnete Absichtlichkeit zum Grunde liegen müsse, wo oft nur ein Spiel des Zufalles oder eine glückliche, bewusstlose Eingebung des Augenblickes thätig gewesen ist. Die einfachsten Motive und die natürlichsten Erklärungen sind uns für das Alterthum immer allzu einfach und allzu natürlich; alles muss auf die Spitze gestellt, die feinsten Fäden so lange gespalten werden, bis sie in ein nicht mehr zu fassendes Nichts zerstieben; über die vor den Augen liegenden Gründe hinweg wird nach fernen, wunderbar sinnigen, überraschend tiefen gespürt, und was man so emsig sucht, ist man gewöhnlich auch so glücklich zu finden, oder findet man es nicht, klug genug es selbst zu machen. So müssen die griechischen und römischen Schriftsteller sich unzähligemal Ansichten und Absichten unterschieben lassen, die sie nie gehabt, oder hatten sie sie, nie zum Bewusstsein gebracht haben, und die unschuldigsten Formen und Erscheinungen müssen es sich gefallen lassen, von tief berechneten, eine nie geahnte Einsicht verrathenden Gründen hergeleitet zu werden, wäre es auch nur darum zu thun, sich der Feinheit und des Scharfsinns zu freuen, mit dem man von Andern noch nicht Entdecktes aufgefunden, oder sich in schönklingenden Phrasen und tiefsinnigen Deduktionen hören zu lassen. So hört es sich allerdings recht schön an und gewährt den Schein philosophischer Ergründung, wenn man sagt, die Antithese der beiden Welten, die sich im Menschen vereinigen, und welche die alte Tragödie darstelle, müsse in ihr vollendet werden durch die Synthese derselben; zwischen dem Streite der Elemente hindurch müsse lyrisch die Saite der Vereinigung des Göttlichen mit der Natur und ihres Friedens in der irdischen Beschränktheit ertönen, und dazu diene der Chor und darum sei er ein integrirender Theil der Tragödie, er müsse die Seele auf den Fittigen der Liebe über die Herrschaft der Nothwendigkeit erheben, und ohne dieses lyrische Princip müsse die Tragödie ihres höchsten Zweckes verfehlen, wenn nur von allem dem etwas wahr, wenn es nur mehr als schöne Träume wären. Es soll nicht geläugnet werden, dass der Chor unter den Händen der grossen Geister, die ihn behandelten, dies theilweise geleistet habe, aber es war dies nicht der Grund, der sie zur Anwendung desselben bewogen hat und kann also auch nicht als Beweis für seine Nothwendigkeit angeführt werden. Es ist hiermit auch schon das Verdammungsurtheil ausgesprochen über den vielfach geäusser-

ten Wunsch und einigemal gemachten Versuch, den Chor in die neue Tragödie wieder einzuführen. Alle, welche diesen Wunsch aussprachen und diesen Versuch anstellten, begriffen nicht, dass sie damit freiwillig auf die Freiheit verzichteten, welche die tragische Kunst in der neuen Zeit durch veränderte Beschaffenheit des Völkerlebens und richtigere Einsicht gewonnen hatte, und dass, was sie thaten, nicht ein Fortschritt, sondern ein Rückschritt war, indem sie, von der glänzenden Wirkung des Chores in der alten Tragödie zu unüberlegter Nachahmung gereizt, eigenmächtig eine Schranke wieder aufrichteten, über deren Sinken sie sich hätten freien sollen. Ist eine Fessel auch von Gold und so glänzend, dass sie dem Auge des Unkundigen eher ein Schmuck als eine Fessel zu sein scheint, so handeln doch diejenigen thöricht, die freiwillig und ohne Noth sich dieselbe anlegen. Diese Nachahmer der antiken Form handelten aber um so thörichter, als bei ihnen nicht nur nicht die Nothwendigkeit stattfand, welche die alten Tragiker zur Anwendung des Chores zwang, sondern ihnen auch nicht einmal die äusseren Begünstigungen zu statten kamen, durch welche es jenen allein möglich wurde, durch jene Anwendung Bewunderung zu erregen. Was der Chor in der alten Tragödie geworden ist, das wurde weder bei seiner Einführung beabsichtigt, noch ist es der Grund seines Entstehens gewesen, sondern er ist es nur geworden durch den individuellen poetischen Geist der Dichter, die ihn behandelten, und durch die günstige Beschaffenheit der Umstände, unter denen sie dichteten. Und hiervon soll jetzt eben nach dieser Abschweifung die Rede sein.

Natürlich konnte der Chor seiner ursprünglichen Bestimmung, Loblieder zu Ehren des Dionysos zu singen, nicht mehr treu bleiben, sondern nachdem der Inhalt des Dialoges sich auf eine Fabel aus der Zeit des griechischen Heroenlebens bezog, mussten auch die Chorgesänge, um nicht allzu sehr den Schein einer völlig fremdartigen Beimischung zu haben, diesem Inhalt sich anschliessen, und die Mitglieder des Chores bestimmte Personen vorstellen, die mit jener Fabel sich irgend wie in Verbindung setzen liessen. Es kam hierbei den tragischen Dichtern die Beschaffenheit des Lebens, das auf der Bühne darzustellen war, zu Statten; denn da das Leben der Griechen grösstentheils ein öffentliches war, und sonach auch die auf der Bühne darzustellende Handlung stets unter freiem Himmel vorgieng, so wurde es dadurch möglich, dem ganzen Verlauf derselben eine Anzahl von Personen aus dem Volke beiwohnen zu lassen, was in jedem andren Falle an grosser Unwahrscheinlichkeit gelitten haben würde. Und so besteht in den meisten uns erhaltenen Tragödien der Chor aus dem an dem Orte der Handlung zufällig anwesenden Publikum; nur in wenigen sind es Personen, die in das Interesse der Handlung selbst verflochten sind, wie in den Schutzflehenden und Eumeniden des Aeschylos, und in den Schutzflehenden des Euripides, in welchen die Personen, die dem Stücke den Namen gegeben ha-

ben, den Chor ausmachen. Im Prometheus des Aeschylos sind es die Okeaniden, die den Prometheus besuchen kommen, in den Sieben gegen Theben thebanische Jungfrauen, die sich gerade auf dem Markte befinden, in den Persern persiche Greise, im Agamemnon alte Bürger von Argos, in den Choephoren die Dienerinnen des Königshauses. Sophokles lässt im Aias den Chor aus Matrosen des Helden bestehen, in der Elektra aus argeiischen Jungfrauen, im König Oedipus und der Antigone aus thebanischen, im Oedipus auf Kolonos aus attischen Greisen, in den Trachinierinnen aus trachinischen Jungfrauen, im Philoktetes aus Schiffern des Neoptolemos. Es würde weitläufig und ermüdend sein, auf gleiche Weise alle vorhandenen Tragödien des Euripides durchzugehen, auch in diesen bilden überall Jungfrauen oder Greise den Chor, deren Anwesenheit auf dem Platze, an welchen die Scene verlegt ist, durch die ihnen zugetheilte Rolle einige Wahrscheinlichkeit gewinnt.

Was nun den Inhalt der Gesänge betrifft, die diesem Chor in den Mund gelegt werden, so schliesst er sich, wenigstens bei Aeschylos und Sophokles (denn erst Euripides erlaubte sich bisweilen den Missbrauch, den Chor Lieder anstimmen zu lassen, die in gar keiner Beziehung zu der Fabel des Stückes stehen), immer an die unmittelbar vorhergehende Handlung des Stückes an, und enthält allgemeine Reflexionen, die sich als Resultat derselben dem Chor aufdrängen, Klagen über das Schicksal der handelnden Personen oder über die Unsicherheit des menschlichen Looses überhaupt, Ausbrüche der Freude über glückliche Ereignisse, allgemeine Betrachtungen über die menschliche Natur, ihre Tugenden und Fehler, Belehrungen und Warnungen vor dem Zorn und der stets waltenden Gerechtigkeit der Götter, Loblieder zu Ehren der Gottheiten, welche helfend einschreiten, Gebete, in welchen der Schutz derselben erfleht wird, und Aehnliches. Es könnte hiernach scheinen, als sei die Schwierigkeit, diesen an sich heterogenen Bestandtheil in das Drama aufzunehmen, eben nicht mit sonderlichem Glücke gelöst worden, als müsse die Anwesenheit von Personen, welche die Handlung nicht einen Augenblick fördern, sondern eher aufhalten, oder doch unnöthiger Weise unterbrechen, welche den Zuschauern die Betrachtungen, die diese weit besser selbst anstellen können, vorsingen, und die Empfindungen, welche das Schauspiel in diesen hervorbringen soll, eben dadurch schwächen, dass sie sie in Worten aussprechen, etwas höchst Widerwärtiges und Störendes gehört haben; aber abgesehen davon, dass das Undramatische des Chores, das einmal in seiner ganzen, durch eine äussere Nothwendigkeit gebotenen Erscheinung lag, sich nicht wegläugnen lässt, so hat die Kunst, mit welcher ihn die griechischen Tragiker zu idealisiren verstanden, ihm eine hohe Bedeutung gegeben. Bei Aeschylos, welcher der Zeit noch näher steht, wo sich aus dem Bakchischen Chorgesange die ganze Tragödie entwickelte, greift der Chor noch bisweilen mächtig in die Handlung

ein, wird selbst leidenschaftlich von derselben bewegt, und entbehrt der Milde und Ruhe, die eine versöhnende Kraft auszuüben geeignet ist. Und auch, wo er nur als Zuschauer der Handlung beiwohnt, hat er eine so übermenschliche, kühn erhabene, an die Kraft der Götter streifende Natur, dass er mehr zu erschrecken und zu erschüttern, als zu beruhigen und auszugleichen geeignet ist. Die beiden Welten, auf deren Konflikt die Tragödie beruht, stehn in so schroffen und starken Massen einander gegenüber, dass der Chor immer gewaltig tief fassen, und kühne Griffe thun muss, um die beiden Enden zu vereinigen. Seine Gesänge tönen wie aus den Fernen einer andern Welt und sind gleich Göttersprüchen voll von Ahnungen und geheimnissvollen Deutungen in eine dunkle Zukunft. Die Chorgesänge des Euripides sind zwar in sich schön, aber sie stehn mit den Tragödien selbst in zu geringem Zusammenhange und sind fast nur zufällige Blumen zum Putze. Bei Sophokles aber erscheint der Chor in seinem glänzendsten Lichte, in seiner höchsten Vollendung. Von ihm geht das innig stille Leben, der sanfte Hauch aus, der Anmuth und Milderung über die oft schauderhafte That weht. Mitten unter den Stürmen wallet Meeresstille in seinen Gesängen, er lebt durch Blicke der Ruhe auf friedliche Eilande, auf die Wonne der Liebe und die schönen Tage vergangener Zeiten, und indem er oft eine Blüthe entflohenen Glückes und heiterer Jugendjahre, des zärtlichsten Sehnens gerade vor den Augenblick der Entscheidung hinpflanzt, erregt er die heiligste Wehmuth. In ihm hallen immer die klarsten und feinsten Laute des Geistes wieder, welcher durch das Ganze weht. Es spiegeln sich in ihm die Wege des Schicksals, er setzt die um ihn her schwankende, mit sich selbst kämpfende Menschheit ins Gleichgewicht, lehrt Mässigkeit, Bescheidenheit und genügsame Hoffnungen, und zeigt, wie zwar nicht durch Fügung und Unterwerfung, aber durch besonnenes allmäliches Schaffen, durch Ausfüllen des gegenwärtigen Augenblickes die Freiheit in Frieden mit der Natur bestehen könne. In ihm schwebt die Harmonie der Menschheit, der Mittelzustand, den man erkennen und bedenken soll; auf beiden Seiten keimt Unheil, hier gewaltsame Zerstörung, dort Niedrigkeit und Verwerfung, in ihm bescheidne Grösse, Ruhe und Frieden. So erreicht er seinen Zweck als Vermittler aufzutreten zwischen dem Menschen und dem Schicksale; er beruhigt in dem Kampfe der Leidenschaften, er tröstet im Elende; er spricht Worte der Weisheit, wenn wilde Heftigkeit sich der Helden bemeistert; er schauet zurück in die Vergangenheit, wenn die Handelnden derselben vergessen; er thut weissagende Blicke in die Zukunft, wenn der Mensch sich allein der Gegenwart freut und in ihr sein dauerndes Glück zu finden glaubt; er erinnert an die Kürze des Lebens, an die Vergänglichkeit alles Irdischen, aber er trauert auch mit dem Betrübten, stimmt ein in die Freude des Fröhlichen, verherrlicht das Leben, das Glück, die Liebe, die Vaterstadt und ihre Bürger. Stets gegenwärtig auf

der Bühne ist er der stete Begleiter der Handelnden, aber hütet sich einzugreifen in die Handlung, gleich als verlöre er dadurch seine Würde und seine Bedeutung; er ist gewissermaassen der Repräsentant des Höchsten, was im Menschen ist, der Stellvertreter der gesammten Menschheit, der Worte wie aus einer anderen, besseren Welt spricht; ohne Parthei zu nehmen den Zwist des Gemüthes schlichtet, weise Mässigung lehrt, das Höchste, das Unendliche, die Götter den Handelnden stets vor Augen hält, bei grossen Unthaten, welche geschehen und oft ganze Geschlechter zu Boden reissen, nicht umhin kann zu klagen und das Loos der Menschheit zu bedauern, aber durch die Erinnerung an die göttliche Gerechtigkeit, die oft Sünden der Väter strafe und jeden Frevler einhole, wieder Einheit und Harmonie in das zerrissene Gemüth und in das zwieträchtige Leben der Menschen bringt. So steht er, der idealisirte Zuschauer, ausserhalb oder über der Handlung, welche auf der Bühne dargestellt wird, und erhebt sich auch in seinem Tone eben so über dieselbe, wie das Drama selbst über dem Kreise des gewöhnlichen Lebens steht. Ist dieses durch das iambische Metrum feierlicher und aus dem gemeinen Verkehr der Menschen heraustretend, so schwingt jener sich in freiem begeisternden Fluge über die Scene des Kampfes mit lyrischen Weisen, und so sind die uns erhaltenen Chorgesänge sowohl durch die Trefflichkeit ihres Inhaltes als durch die Vollendung der Form, namentlich bei der schonungslosen Vernichtung, welche die Zeit über die Schöpfungen der griechischen Lyrik verhängt hat, neben Pindars Siegesgesängen, mit denen sie auch durch den Gebrauch freierer, vielfach wechselnder Versmaasse vergleichbar sind, die unschätzbarsten Ueberreste der lyrischen Poesie der Griechen.

Wir kommen zu der äusseren Erscheinung des Chores in der griechischen Tragödie. Ueber die Anzahl der Personen, aus welchem er bestanden hat, sind die Meinungen lange sehr getheilt gewesen, und sind es auch wohl jetzt noch. Die Hauptstelle darüber ist bei Pollux, welcher berichtet, der tragische Chor habe Anfangs aus funfzig Personen bestanden, bis bei der Aufführung der Eumeniden des Aeschylos der Schreck über den Anblick einer so grossen Menge von Furien die unglaublichsten Wirkungen bei den Zuschauern hervorgebracht, und dadurch Veranlassung zu dem Gesetz gegeben habe, dass der Chor künftig nie mehr als funfzehn Personen enthalten solle, und diese Nachricht, zu welcher ein Grammatiker im Leben des Aeschylos noch hinzufügt, Kinder seien bei jener Aufführung vor Schreck im Theater gestorben, schwangere Weiber plötzlich entbunden worden, ist allgemein auf Treu und Glauben angenommen worden. Auf das Fabelhafte und Unglaubliche in der letzteren Erzählung von diesen Schreckenswirkungen, die eben so der äusseren Auctorität als der inneren Wahrscheinlichkeit ermangelt, hat zwar schon Böttiger in der Furienmaske aufmerksam gemacht, und mit Recht bemerkt,

dass sie wohl der absichtlichen Uebertreibung eines Komikers und Epigrammatikers ihren Ursprung verdanke, aber bei der Anzahl von funfzig Personen hat er, sowie alle die vor und nach ihm den Gegenstand untersucht haben, sich beruhigt, bis Hermann die Unhaltbarkeit auch dieser Angabe dargethan hat. Denn abgesehen davon, dass es unwahrscheinlich ist, dass die Feierlichkeit eines öffentlichen religiösen Aufzuges, die durch die grössere Anzahl der theilnehmenden Personen nur gewinnen konnte, durch die Beschränkung dieser Anzahl, die bei der Heiligkeit der Handlung gewiss durch das Herkommen geheiligt war, wegen des einzig möglichen Falles, in welchem bei dem Auftreten der Furien ihre Menge etwas Schreckbares haben konnte, für alle Tragödien gesetzlich vermindert worden sein sollte, so ist es gewiss, dass die Eumeniden mit den andern beiden zu derselben Trilogie gehörenden Stücken, dem Agamemnon und dem Choephoren zugleich aufgeführt worden sind, für den Agamemnon steht es aber sowohl durch ausdrückliches Zeugniss der Scholiasten als durch eine Stelle der Tragödie selbst, in welcher die Chorglieder einzeln nach einander redend eingeführt werden, fest, dass der Chor nur funfzehn Personen hat, folglich kann ein Gesetz, wodurch eine früher herkömmliche Zahl von funfzig Personen auf funfzehn herabgesetzt wurde, nicht erst nach der Aufführung der Orestia gegeben worden sein; und wenn sich hieraus schon für die Eumeniden die Wahrscheinlichkeit ergiebt, dass ihr Chor mit den zu derselben Trilogie gehörenden und an demselben Tage auf der Bühne erscheinenden Stücken eine gleiche Personenzahl gehabt habe, so wird diese Wahrscheinlichkeit dadurch zur Gewissheit, dass in den Eumeniden sogar zwei Chorgesänge vorkommen, in denen jede einzelne Person einen Vers zu singen hat, und an beiden Stellen ergeben sich bei richtiger Vertheilung funfzehn einzelne Verse. Daneben hat ungeachtet ihrer inneren Unwahrscheinlichkeit eine andere Erzählung Glauben gefunden, Sophokles habe die Zahl der Chorglieder von zwölf auf funfzehn Personen erhöht, oder, wie einige durch Aenderung der Stelle herausgebracht haben, von funfzehn auf zwölf herabgesetzt, das eine so unmöglich als das andere. Denn Sophokles hat keinen Chor von zwölf Personen vorgefunden, den er auf funfzehn hätte erhöhen können, da ja so eben schon für Aeschylos, wenigstens für den Agamemnon und die Eumeniden die Zahl funfzehn nachgewiesen worden ist, und eben so wenig hat er ihn auf zwölf Personen vermindern können. Denn erstens erlaubte die Feierlichkeit und Heiligkeit der Handlung wohl eher eine Vermehrung als eine Verminderung des äusseren Gepränges, und die letztere hätte gewiss dem zuschauenden Volke so wenig gefallen, dass sie das sicherste Mittel gewesen wäre, ihren Urheber des Sieges verlustig zu machen, und zweitens kommt auch in des Sophokles Oedipus auf Kolonos eine Stelle vor, wo die Chorglieder einzeln auftreten, und abermals in der Zahl funfzehn erscheinen. Endlich hat man auch aus der Beschaffenheit

des Chores in einzelnen Tragödien, wo die Sache selbst eine bestimmte Zahl von Personen vorzuschreiben schien, auf einen grossen Wechsel in diesem Punkte schliessen wollen. So soll in den Schutzflehenden des Euripides der Chor nur vierzehn Personen gezählt haben, weil er aus den Müttern der sieben vor Theben gefallenen Heerführer bestand, von denen jede eine Dienerin bei sich hatte, und in den Eumeniden, Kabeiren, Phorkiden, Heliaden des Aeschylos, wo die Personen, welche der Titel des Stückes besagt, den Chor bildeten, soll er gar nur aus drei Personen bestanden haben, weil die herkömmliche Vorstellung nur drei Eumeniden u. s. w. kannte, eine Meinung, die zuletzt noch Blomfield verfochten hat. Was die Schutzflehenden des Euripides betrifft, so hat die Zahl von vierzehn Chorgliedern zuerst Böckh für diese Tragödie nachweisen zu können geglaubt, und auch Hermann stimmt für diesen Fall seiner Ansicht bei. Und doch widerlegt sie sich schon durch die Bemerkung, dass der Chor, wie wir nachher sehen werden, immer nach Abzug des Chorführers in zwei gleiche Hälften theilbar sein musste, folglich die Zahl der Personen nie eine gerade sein konnte. Als völlig grundlos erscheint sie aber, wenn man bei genauerer Betrachtung entdeckt, dass selbst die Zahl von sieben Müttern, worauf die Annahme jener vierzehn beruht, in Nichts verschwindet. Iokaste, die Mutter des einen der gefallenen Heerführer, Polyneikes, hatte sich bekanntlich bereits vor dem Beginn des Feldzuges erhängt, und konnte also nicht unter den Mitgliedern des Chores erscheinen, Hypermnestra, die Mutter des Amphiaraos, der gar nicht einmal wirklich vor Theben gefallen war, konnte unmöglich als noch unter den Lebenden befindlich gedacht werden, Adrastos hatte gar nicht das Leben verloren; und wenn auch, um die Zahl sieben voll zu machen, Eteokles an seine Stelle gesetzt wurde, so hatte dieser doch eben wieder Iokaste zur Mutter; und so erhellet, dass historische Genauigkeit ohnedies bei der Bildung dieses Chores nicht beabsichtigt werden konnte, und er auch hier, wie sonst, nur eine repräsentative Bedeutung hatte, folglich ohne Schaden der herkömmlichen Zahl funfzehn treu bleiben durfte. Und dass dies geschehen ist, wird dadurch zur unumstösslichen Gewissheit, dass gerade auch in diesem Stücke ein Chorgesang vorkommt, dessen einzelne Strophen von den einzelnen Chorgliedern gesungen werden, und bei richtiger Abtheilung die Zahl funfzehn ergeben. Hiernach leuchtet wohl hinreichend ein, dass alle jene verschiedenen Annahmen auf irrigen Voraussetzungen beruhen, die zum Theil so eben nachgewiesen sind. Die Angabe von funfzehn Personen, welche oben erwähnt wurde, erklärt sich aus einer Verwechselung mit den dithyrambischen Chören, die aus einer solchen Anzahl zusammengesetzt waren, und von denen man voraussetzte, dass sie, so wie sie dem tragischen Chore sein Entstehen gegeben, so auch ihre Zahl ihm mitgetheilt hätten, oder sie ist aus solchen Tragödien abstrahirt, in welchen die Be-

schaffenheit der Sache die Zahl funfzig zu fordern scheint, wie in den Danaiden und Schutzflehenden des Aeschylos. Es darf also wohl als sicheres Resultat angenommen werden, dass der tragische Chor zu allen Zeiten und in allen Tragödien aus funfzehn Personen bestanden habe, und so wie eine gesetzliche Gleichmässigkeit in diesem Stücke schon darum wahrscheinlich ist, weil die Zusammensetzung des Chores nicht von der Willkür des Dichters abhängig war, sondern von Seiten des Staates bewerkstelligt wurde, so bestätigt sie sich durch die schon einigemal angedeutete Bemerkung, dass in allen denjenigen Stellen der uns erhaltenen Tragödien, wo die einzelnen Chorglieder einzeln redend oder singend eingeführt werden, jedesmal funfzehn einzelne Verse oder Strophen sich vorfinden. Denn es sind ausser den schon oben namhaft gemachten Stellen dieser Art noch mehrere ähnliche in verschiedenen Tragödien aller drei Tragiker, an denen allen diese Beobachtung sich bewährt, und es werden sich ihrer ohne Zweifel noch mehrere finden, wenn die Herausgeber noch mehr, als es bisher geschehen ist, auf diesen Punkt aufmerksam sein werden. Es bleibt nur noch die Frage zu beantworten, wie es den Dichtern möglich war, in allen Tragödien gerade die Zahl funfzehn für den Chor passend zu machen, wie sie z. B. in den Danaiden und Schutzflehenden des Aeschylos zulässig war, wo die Töchter des Danaos den Chor bildeten, deren die herkömmliche Sage doch funfzig angiebt, wie noch mehr Aeschylos es wagen durfte, funfzehn Furien auftreten zu lassen, während der religiöse Volksglaube ihrer nur drei kannte. Um dies zu erklären, muss die Bemerkung vorausgeschickt werden, dass es überhaupt Herkommen war, Frauen auf der Bühne nicht ohne Begleitung auftreten zu lassen, sondern dass jede immer eine oder mehrere Dienerinnen bei sich hatte, die entweder als wirkliche, redende oder stumme Personen auftraten, oder wenigstens in der Maske des Flötenspielers erschienen, der jedem Schauspieler beigegeben war, so wie auch dem Chor seine Flötenspieler nicht fehlten. Wenn wir also mit dem zuletzt erwähnten Falle den Anfang machen wollen, so waren ohne Zweifel die drei eigentlichen Furien die drei Koryphäen des Chores, von denen sogleich die Rede sein wird, ihnen waren aber der Sitte gemäss Dienerinnen beigegeben, in diesem Falle den Furien gleich gekleidet, durch welche zugleich die herkömmliche Zahl funfzehn vollgemacht wurde. Sie sind als untergeordnete Wesen zu betrachten, welche das Rachegeschäft der Furien vollstrecken halfen, und widersprechen keineswegs dem herrschenden Volksglauben, der die Zahl der Ἐρινvύες und Ἀραὶ in's Unendliche vervielfältigte, und, wie dies in den griechischen Tragödien häufig vorkommt, jeden ausgesprochenen Fluch verkörperte, so dass er als furienähnliches Wesen den Gegenstand seiner Rache und sein ganzes Haus bis auf die späteste Nachkommenschaft verfolgte. Diese Mehrzahl der Furien ist auch schon in den den Eumeniden vorangehenden Choephoren vorbereitet,

wo Orestes nach begangenem Muttermorde bei dem ersten Eintreten des Wahnsinns, der die Folge davon war, die Schreckbilder seines Gewissens und die Flüche der gemordeten Mutter sich als Erinnyen verkörpern, und ihre Schaar mit jedem Augenblicke wachsen sieht. Was ferner die Danaiden und Schutzflehenden anbetrifft, so erschienen von den 50 Töchtern des Danaos im Chore allerdings nur funfzehn, es war ihnen aber nach dem Herkommen ein ansehnliches, in diesem Falle stummes, Gefolge beigegeben, und dies ist nicht blosse Vermuthung, sondern es werden an einer Stelle der Schutzflehenden von dem Chore in der That Dienerinnen angeredet. So war also, diese mochten nun selbst die Flötenspieler vorstellen, oder solche noch ausserdem besonders vorhanden sein, dafür gesorgt, dass die Orchestra hinreichend gefüllt und die Anzahl der auftretenden Personen nicht zu gering erschien, wenn auch die Zahl 50 nicht wirklich buchstäblich erreicht wurde. Vielleicht liegt hierin der Grund, warum in den Schutzflehenden, wie es scheint absichtlich, vermieden wird, irgendwo die Zahl der Danaiden ausdrücklich zu erwähnen, obgleich die Gelegenheit dazu mehrmals nahe liegt. Es kam ja überhaupt auch nur darauf an, dass die Personen des Chores den Zuschauern repräsentirend andeuteten, was sie sich bei ihnen zu denken hatten. Wer irgend mit den Tragödien und Komödien der Griechen bekannt ist, weiss ja wohl, dass der Einbildungskraft der Zuschauer noch ganz andere Dinge zugemuthet wurden, als diese Kleinigkeit. Diese beiden Beispiele können hinreichen, um alle ähnlichen Fälle zu erklären.

Diese funfzehn Personen nun, von denen einer der Chorführer, χορηγός, ἡγεμὼν τοῦ χοροῦ war, zogen in feierlichem Aufzuge, gewöhnlich nachdem das Spiel auf der Bühne schon begonnen hatte, in das Theater und nahmen ihren Platz in der Orchestra ein. Nur in zweien der uns erhaltenen Stücke, in den Schutzflehenden und den Persern des Aeschylos, die auch hierdurch ihr höheres Alter bekunden, erscheint der Chor gleich vom Anfange und beginnt die Handlung, beidemal aber nicht mit einem lyrischen Gesange, sondern mit Anapästen; in allen übrigen Tragödien ist schon ein Monolog oder Dialog auf der Bühne vorhergegangen, bevor der Chor mit seinem ersten Gesange einzieht. Dieser Einzug geschah nun in einer bestimmten, sich stets gleich bleibenden Ordnung. Nur in einzelnen seltenen Fällen erschienen die Chorglieder bei ihrem ersten Auftreten einzeln, wie in den Eumeniden des Aeschylos, wo die Furien, wie sie nach einander erwachen, so auch einzeln und nach einander in die Orchestra stürmen, was die Grammatiker σποράδην nennen; sonst zog der Chor immer zusammen und in einer festgesetzten Ordnung ein. Verschieden nämlich von den dithyrambischen Chören, welche κύκλιοι waren, d. h. in Kreisform tanzten und sangen, waren die tragischen Chöre stets τετράγωνοι, d. i. in Colonnen, die ein Viereck bildeten, aufgestellt. Die funfzehn Mitglieder erschienen nämlich in drei neben einander gehenden Reihen, von denen

jede aus fünf hinter einander gehenden Personen bestand; eine solche Reihe hiess στοῖχος, und die fünf daraus entstehenden Glieder, von denen jedes drei neben einander gehende Personen enthielt, ζυγά, so dass sich der Chor, nach der Tiefe betrachtet κατὰ στοίχους zu fünf Mann, nach der Breite κατὰ ζυγά drei Mann hoch aufgestellt hat. Form und Namen war von dem Soldatenwesen entlehnt, und so wie dort die schlechtesten und schwächsten Soldaten in die Mitte gestellt zu werden pflegten, so bildeten auch hier die schlechtesten Tänzer den mittelsten στοῖχος. Nur in wenigen Tragödien, wie in den Schutzflehenden des Aeschylos und Euripides, war der Chor als aus der Fremde kommend zu betrachten, und zog daher nach der bekannten Einrichtung des griechischen Theaters durch den auf der linken Seite desselben befindlichen Eingang in die Orchestra, in den meisten Fällen war er an dem Orte der Handlung in seiner Heimath, und kam daher von der rechten Seite, so dass die linke Reihe den Zuschauern die nächste war, die rechte dem Proskenion. Deshalb galt die linke Reihe für die Hauptreihe, und der Chorführer nahm die mittelste, also dritte Stelle in derselben ein, so dass er der linke Flügelmann des dritten ζυγόν war, weshalb er auch μεσόχορος und ἀριστεροστάτης hiess. Dieser Platz war schon deswegen für ihn der passendste, weil hier der Chor sich theilte, wenn er in zwei Halbchöre zerfiel, und so der Chorführer sich am leichtesten von selbst in der Mitte aussonderte. Die Koryphäen der beiden Halbchöre nahmen die erste und letzte Stelle der linken Reihe ein. In der Orchestra war der Platz des Chores bei der Thymele, einer im Mittelpunkte des ganzen Theaters stehenden, altarähnlichen, viereckigen Erhöhung, von wo alle Radien ausliefen, die nach dem Halbkreise des Amphitheater gingen, so dass der Chor schon durch diese bedeutende Stellung sich als den Mittelpunkt der ganzen Handlung ankündigte. Auf dieser Thymele pflegte wohl der Chorführer zu stehen, wenn der Chor sich in zwei Halbchöre getheilt hatte, die dann, jeder aus sechs Mann bestehend, von seinem Koryphäos oder Vortänzer, als dem siebenten, angeführt wurden. Sonst stand der Chor auch bei der Thymele in der vorher beschriebenen Ordnung κατὰ στοίχους und κατὰ ζυγά, und es waren am Boden der Orchestra Linien gezogen, an welche die στοῖχοι sich stellten, um immer in gehöriger Ordnung zu bleiben. Mit dieser Stellung wechselten sie nun während des Singens ihrer Gesänge auf die mannigfaltigste Weise und in den künstlichsten Verschlingungen, worauf sich oft aus der Beschaffenheit der Chorgesänge selbst schliessen lässt, ein Umstand, auf welchen von den Herausgebern der Tragiker noch nicht überall hinreichend Rücksicht genommen ist. Von der Beschaffenheit des tragischen Chortanzes selbst haben wir keine deutliche Vorstellung mehr und nur sehr dürftige Nachrichten. Dass er stets von Flötenspiel begleitet war, ist gewiss; ob aber die Erfindung Sakadas, die Strophe in der dorischen Tonweise, die Antistrophe in der phrygischen, die Epodos in der lydischen zu singen und zu begleiten

nur für die dithyrambischen Chöre gegolten, oder auch auf die tragischen ihre Anwendung gefunden habe, ist sehr zweifelhaft. Man muss sich überhaupt hüten, Alles, was uns von Chören und ihren Tänzen berichtet wird, sogleich auf die tragischen zu beziehen, da es der Chöre so viele, verschiedene Arten gab, und in der That die meisten uns über sie erhaltenen Nachrichten auf die tragischen sehr wenig passen, eine Vorsicht, an der es besonders Genelli sehr hat fehlen lassen, der sehr viel von den tragischen Chortänzen zu erzählen weiss, wovon aber das meiste entweder nur von anderen Chören gilt oder reine Erfindung seiner Phantasie ist, so wie er überhaupt von der Aufstellung und Bewegung des Chores die verkehrtesten Begriffe hat, und schon in der Grundansicht irrt, indem er immer an Kreistänze denkt, die von dem tragischen Chore nie aufgeführt worden sind. Der allgemeine Name des tragischen Chortanzes, wodurch er von den Tänzen aller anderen Chöre unterschieden wird, ist Emmeleia, und daneben werden uns noch eine ziemliche Anzahl von Namen einzelner Unterarten oder bestimmter Bewegungen angegeben, deren eigentliche Beschaffenheit uns aber, wie gesagt, völlig unbekannt ist. Manche haben sogar die Frage aufgeworfen, wie es dem Chor möglich gewesen sei, während des Tanzes zu singen, und dies bei den oft ziemlich langen Gesängen geraume Zeit auszuhalten, ohne durch die Schnelligkeit oder Heftigkeit der Bewegung den Athem zu verlieren, und sind dadurch auf den Gedanken gekommen, Sänger und Tänzer seien verschiedene Personen gewesen. Aber natürlich ist bei der tragischen Emmeleia an keine hüpfende oder springende Bewegung zu denken, die uns von dem Begriffe des Tanzes unzertrennlich scheint, sondern sie war wohl nur ein taktmässiges, würdevolles Einherschreiten, das durch mannigfaltige, künstliche Schwenkungen und Verschlingungen der einzelnen *ζυγά* Abwechselung erhielt, und sich nach dem Sinne und dem Versmaasse des dabei zu singenden Liedes modificirte. Alles übrige wollen wir ebenso dahingestellt sein lassen, wie die Träumereien mystischer Grammatiker, welche in der Gestalt der Orchestra den Zodiakus wiederfinden, und in den Tänzen des Chors symbolische Nachahmungen der Bewegungen des Sonnensystems.

Das erste Erscheinen des Chores im Theater hiess *πάροδος*, und denselben Namen hatte auch der erste gemeinschaftliche Gesang des ganzen Chores, also nicht nothwendig überhaupt der erste Chorgesang in jeder Tragödie, da die Chorlieder zuerst auch einzeln oder in einzelnen Abtheilungen singen konnten, was dann nicht Parodos hiess. So ist in den Eumeniden des Aeschylos erst der dritte Chorgesang die Parodos. Jeder folgende Gesang des ganzen Chores hiess Stasimon. Alle diese Parodoi und Stasima waren antistrophisch, d. h. es folgten auf den ersten Gesang, die Strophe, ein zweiter genau in demselben Versmaasse gedichteter, die Antistrophe, oder wenn der Chorgesang länger war, auf jede von der vorigen im Versmaasse verschiedene Strophe eine mit ihr übereinstimmende

Gegenstrophe. Diese Lieder haben bisweilen auch einen Schlussgesang, Epodos, dem keine Gegenstrophe entspricht, und der bei dem Stasimon immer am Ende des ganzen Gesanges steht, bei der Parodos auch in der Mitte desselben stehen kann. Sie konnten entweder alle von dem ganzen Chore gesungen werden, oder Strophe und Gegenstrophe von den Halbchören, die Epodos vom ganzen Chore oder umgekehrt, und zwar mit abwechselnden Stellungen, Strophe und Gegenstrophe wahrscheinlich unter entgegengesetzten Bewegungen, wovon sie den Namen haben, Epodos unter Stillstehen in der Mitte der Orchestra. Hiervon verschieden sind diejenigen Gesänge, welche *κομμοί* oder *ἀπὸ σκηνῆς* genannt, und entweder von einzelnen Chorgliedern, oder abwechselnd von diesen und von Personen auf der Bühne, oder blos von den letzteren gesungen wurden. Diese Gesänge waren entweder *ἀπολελυμένα*, wo die Heftigkeit der Leidenschaft die Fesseln des in Gegenstrophen wiederkehrenden Versmaasses verschmähte, oder gleichfalls *ἀντιστροφικά*. In dem letztern Falle folgten aber in ihnen die sich entsprechenden Strophen und Gegenstrophen nicht regelmässig auf einander, sondern es fand sowohl in der Aufeinanderfolge der Strophen, als in dem Wechsel der singenden Personen die mannigfaltigste und künstlichste Verschlingung statt, doch so, dass immer die wunderbarste und sorgfältigste Symmetrie darin herrschte, indem Strophen- und Personenwechsel entweder in gleicher oder umgekehrter Wiederkehr, oder in noch künstlicheren aber immer symmetrischen Ordnungen sich entsprachen. Die tragischen Dichter verwandten hierauf eine so grosse Sorgfalt, dass bisweilen sogar in Stellung und Gleichklang der Worte eine Uebereinstimmung zwischen Strophe und Gegenstrophe bemerkbar ist, und wo in jener ein Personenwechsel eintritt, derselbe auch in dieser an derselben Stelle, ja in demselben Fusse desselben Verses stattfindet. Die unglaubliche, uns oft kleinlich erscheinende Genauigkeit, womit die Tragiker dieser Symmetrie nachstrebten, gibt auch dem Gesetze einige Wahrscheinlichkeit, welches Lachmann gefunden haben will, wonach alle Chorgesänge entweder aus sieben Versen, oder aus einer durch die Zahl 7 theilbaren Anzahl von Versen bestanden haben sollen. Ja wenn derselbe später noch weiter gegangen ist und behauptet hat, die Zahl der Chorgesänge in jeder Tragödie, die Zahl, welche angibt, wie oft jeder Schauspieler in jeder Tragödie zu sprechen hat, und die Summe der einzelnen Verse, welche jede Person spricht, alles dies seien Zahlen, welche durch sieben theilbar sind, so klingt es wunderlich, dass die Tragiker sich an ein so mechanisches Gesetz gebunden haben sollten, aber es lässt sich nicht läugnen, dass er es durch die Probe an allen auf uns gekommenen Tragödien bewiesen hat, und seine Behauptung hat mit Unrecht nur geringe Beachtung gefunden. — Während des Dialogs auf der Bühne stand der Chor ruhig in der Orchestra, und wo er in den Dialog eingriff, sprach nur der Chorführer in seinem Namen, ausser in wenigen Fällen, wo ausnahms-

weise jedes einzelne Chorglied zu sprechen hatte, wie in der schon öfter berührten Stelle des Agamemnon, wo es darauf ankam, dass jedes einzelne Mitglied seine Meinung abgab.

Ueber die Beschaffenheit und Bedeutung des Chores in den Satyrspielen haben wir weit weniger befriedigende Nachrichten, da uns von diesen nur ein einziges, der Kyklops des Euripides, erhalten ist. Dass die Zahl der Mitglieder dieses Chors der des tragischen gleich war, erfahren wir aus einer zufälligen Angabe des Tzetzes, und es liess sich schon vermuthen aus der Verbindung, in welcher die Satyrspiele mit den Tragödien als Theile einer Tetralogie standen. In dem auf uns gekommenen Stücke besteht der Chor aus Satyrn unter Anführung des Silenos, und aus diesen scheint er auch in allen Satyrspielen bestanden zu haben. Die Scene war immer auf freiem Felde, in Hainen und Wäldern, wo ja die Satyrn sich aufzuhalten pflegten, und es war die Sache des Dichters, sie auf irgend eine Weise mit den auf der Bühne erscheinenden Personen in Berührung zu bringen. In ihrer Gestalt und Bekleidung ahmten sie die herkömmliche Vorstellung von den Satyrn nach. Denn es wird nicht nur von Pollux ein Theil ihres Anzuges, eine anliegende Weste von braunem Leder, die eigentlich nur Maske des Nackten war, unter dem Namen Chortäos angegeben, und ihre dunkelbraune Gesichtsmaske mit schwarzem oder greisem Haar und Hörnern beschrieben, sondern es sind auch mehrere Abbildungen von Satyrn, namentlich auf irdenen Gefässen erhalten, in denen sie unläugbar in theatralischem Costüm dargestellt sind, und aus denen hervorgeht, dass sie auch enganliegende Beinkleider von braunem oder behaartem Leder trugen, und an einen gleichfalls behaarten Leibgurt den Schweif befestigt hatten. Nach einer unverbürgten Nachricht sollen sie auch kleine Stelzen unter die Füsse gebunden gehabt haben, die unten in eine gespaltene Klauenform ausgingen. Allerdings würden diese nur hüpfende Bewegungen zugelassen haben, und so wird auch der dem Satyrspiel eigenthümliche Tanz geschildert, welcher Sikinnis hiess. Wo mehrere Silene erwähnt werden, wie es häufig geschieht, scheinen ausser dem Chorführer auch die beiden Koryphäen Silene gewesen zu sein. Sie unterschieden sich von den Satyrn vornehmlich durch ein aus Blumen gewebtes Obergewand, das den Silenen eigenthümlich war, so wie die Satyrn ein Reh- oder Ziegenfell um die Schultern trugen. Die Gesänge dieses Chores sind, wie es bei Liedern, die von Satyrn gesungen werden, nicht anders sein kann, weit entfernt von der tragischen Würde, voll munterer Weinlaune und roher Scherze, oder beziehen sich wenigstens auf die niederen Beschäftigungen des gemeinen Lebens.

Auch die alte attische Komödie entbehrte nicht ihres Chores, den sowohl ihr mit der Tragödie gemeinschaftlicher Ursprung und der gleiche Zweck, zur Verherrlichung von Götterfesten zu dienen, nothwendig machte, als ihre Absicht, die Tragödie zu parodiren; und den sie noch weniger als diese entbehren konnte, da sie ganz

eigentlich das öffentliche Leben der Gegenwart zum Gegenstande ihrer Darstellung machte, und dieses ohne eine versammelte Menge nicht bestehen konnte. Offenbar aber musste der komische Chor von einer ganz andern Natur sein, als der tragische; er hat nichts von dem würdevollen Aeusseren dieses, beabsichtigt keinen von den ernsten Zwecken, die dieser erreicht, sondern wie die Komödie ganz dem Scherze huldigt, so ist auch er diesem gewidmet, und weit entfernt, ein idealisirtes Bild der Menschheit darzustellen, lebt er mitten in den Thorheiten und Gebrechen der Gegenwart, und trägt sie häufig genug offen zur Schau. Er ist noch weit weniger in die auf der Bühne vorgehende Handlung verwickelt, als der tragische Chor, sondern betrachtet sich ganz als blossen Zuschauer derselben und verfolgt sie mit Neugier und Leidenschaft; kaum aber haben die Schauspieler die Bühne verlassen, so vergisst er Alles, was daselbst verhandelt worden, und ist nur für sich da und betreibt seine eignen Angelegenheiten. Daher ist er auch noch weniger als der Chor in der Tragödie während des Spieles auf der Bühne thätig, und lässt seine Theilnahme daran nur selten in kurzen Gesängen laut werden. Seine eigentliche Thätigkeit beginnt, wenn mitten im Stücke die Bühne leer geworden ist und er sich nun in der Parabase an die Zuschauer wendet. Diese Parabase ist ein ganz eigenthümlicher Bestandtheil der attischen Komödie, der eigentliche Ueberrest von der ältesten Form derselben, in welcher der Chor noch allein mit seinen Gesängen und Anreden an die Zuschauer die ganze Handlung ausmachte. Daher ist sie auch von bedeutendem Umfange, obgleich sie durch die Fremdartigkeit ihres Inhalts die an sich lockere Handlung der Komödie mehr trennt als verbindet. Der Name bezeichnet eigentlich die Bewegung, mit welcher der Chor, der bis dahin den Zuschauern seine Flanke, den linken στοῖχος zugekehrt hatte, einschwenkt, um Fronte gegen sie zu machen, und ihnen die ζυγά zuzuwenden, weil jetzt seine Rede dem Publikum allein gilt. Diese selbst bestand regelmässig aus sieben Theilen, obgleich nicht in jeder Komödie alle sieben vollständig vorkommen mussten. Der erste ist das Kommation, ein kurzes Liedchen, das der Chor noch in seiner vorigen Stellung, halb den Zuschauern, halb der Bühne zugewendet, singt, und in welchem er gewöhnlich den abtretenden Schauspielern seine Wünsche nachschickt; es ist die Vorbereitung auf die Parabase, und dient dazu, diese an das eben auf der Bühne Vorgegangene anzuknüpfen. Hierauf beginnt die Schwenkung und somit die eigentliche Parabasis, welche gewöhnlich in Anapästen gesprochen wird, wenigstens haben alle uns erhaltenen Parabasen dieses Versmaass ausser der einen in den Wolken, die im Eupolideischen Metrum abgefasst ist. In ihr erklärt sich der Chor gegen die Zuschauer über sich selbst und seine Beschaffenheit, oder noch häufiger über den Dichter, seine Komödien und ihre Vorzüge und Zwecke. Sie schliesst mit einem kurzen, dem Inhalte nach mit ihr zusammenhängenden Liede, welches Makron oder Pni-

gos heisst, und in demselben Versmaasse, aber kürzeren Versen abgefasst ist, so dass, wenn die Parabase, wie gewöhnlich, aus achtfüssigen Anapästen besteht, das Makron in vierfüssigen einherschreitet. Hierauf setzt sich der Chor, der während des Makron still gestanden hatte, zu einer neuen Schwenkung in Bewegung, und stimmt ein lyrisches Lied an, das von jener Bewegung Strophe oder nach seinem Inhalte Ode heisst, denn es feiert in lyrischen Versmaassen gewöhnlich das Lob einer oder mehrerer Gottheiten. Ihm entspricht eine metrisch genau übereinstimmende Antistrophe oder Antode verwandten Inhalts, die aber nicht unmittelbar darauf folgt, sondern durch das Epirrhema von der Strophe getrennt ist. Dieses ist eine an die Zuhörer gerichtete trochäische Anrede, in welcher der Chor wieder seine eigenen Gesinnungen sich ganz frei aussprechen lässt, und mit grösserer Leidenschaftlichkeit als in der eigentlichen Parabase sich selbst und seine politischen Meinungen empfiehlt, einzelne bekannte Männer, die fehlerhaften Ansichten in der Staatsverwaltung huldigen, mit Spott verfolgt, und in Beziehung auf die neueste Tagesgeschichte seinen Mitbürgern patriotische Rathschläge ertheilt. Diesem entspricht ein in demselben Versmaasse und gleich viel Versen abgefasstes und denselben Inhalt fortsetzendes Antepirrhema, das auf die Antistrophe folgt und die ganze Parabase beschliesst.

Dies sind die einzelnen Theile dieser ganz eigenthümlichen Schöpfung der attischen Komödie, welche diese in so enge Verbindung mit dem freiesten öffentlichen Leben setzt, dass sie mit dem Aufhören desselben nothwendig auch verschwinden musste. Daher fehlt die Parabase schon in den letzten Komödien des Aristophanes, und ihr Verschwinden zieht nothwendig auch den Untergang des Chores selbst nach sich, der daher in der neuen, attischen Komödie und somit auch bei den römischen Nachahmern nicht mehr erscheint. Es folgt hieraus von selbst, dass es eben so, ja noch mehr unmöglich ist, den Chor in unsere neue Komödie, als in unser Trauerspiel einzuführen, denn auch hiervon einige Worte zu sagen, fordert schon die Gleichmässigkeit, da bei der Tragödie davon die Rede gewesen ist. So wie unser Lustspiel seinem inneren Wesen nach ein von der alten Komödie völlig verschiedenes geworden ist, so würde es am allerwenigsten einen dem attischen ähnlichen Chor vertragen, und so wenig jetzt ein Dichter sich versucht fühlen wird, einen unsrer vielen neuen Sokratesse, so überschwenglich sie sind, gleich jenem aristophanischen in die Wolken zu hängen, oder in ihre eigentliche Region, den Nebel, eben so wenig möchte er es mit einigem Glücke wagen, etwa in einer neuen Vögelkomödie die verschiedenfarbigen Adler, Falken und anderen Raubvögel, die an dem bewölkten Himmel unserer Fürstenhöfe herumflattern und in den Knopflöchern verdienstvoller Männer zu nisten pflegen, im Chore erscheinen und in einer Parabase ihr Glaubensbekenntniss ablegen zu lassen. Unser öffentliches Leben ist ein papiernes geworden, wir sind Amphibien,

die nur halb auf der Erde und halb in der Dinte, dem allmächtigen Elemente der neuern Zeit, sich aufhalten, ohne doch auch darin mit gleicher Freiheit, wie der Fisch im Wasser, uns bewegen zu können, und so sind es höchstens die Werke des Pressbengels, die Literatur, die ein allen gemeinsames Interesse hat, wovon aber doch immer die grosse Masse ausgeschlossen bleibt. Und dennoch sind in unseren Tagen weit glücklichere Versuche mit der Nachahmung der alten Komödie, als jemals mit der Wiedererweckung des tragischen Chores, gemacht worden. Es kann Niemandem entgehen, dass ich die dramatischen Dichtungen des Grafen Platen meine, der mit wahrhaft aristophanischem Geiste die Muse des Aristophanes wieder zu beleben versucht, und ihr nach der eben bezeichneten Nothwendigkeit statt des politischen Lebens das literärische zum Tummelplatze angewiesen hat, freilich nur für ein sehr geringes und nur für ein lesendes Publikum. Aber man liest fast mit gleicher Ergötzung, wie die aristophanischen Parabasen, die seinigen, die er, und hiermit lenken wir wieder zu unserem Gegenstande ein, sehr treffend in der verhängnissvollen Gabel bezeichnet, wenn er sagt:

Ist sie auch geschwätzig, lasst sie, denn es ist ein alter Brauch,
Gerne plaudern ja die Basen und die Parabasen auch.

Von der äusseren Erscheinung des Chores in der attischen Komödie gilt übrigens fast ganz dasselbe, was von dem tragischen Chore gesagt worden ist. Jedoch bestand der komische Chor regelmässig aus vierundzwanzig Personen, welche gleichfalls *κατὰ ζυγά* und *κατὰ στοίχους* geordnet auftraten, so dass sie *ἐν στοίχῳ* sechs Mann hintereinander, und *ἐν ζυγῷ* vier Mann hoch standen. Der eigenthümliche Tanz des komischen Chores war der Kordax, den einige in dem Saltarello der Italiener oder der Sarabanda der Spanier haben wiederfinden wollen; natürlich war auch er von der tragischen Emmeleia himmelweit verschieden, und haben wir gleich keine genaueren Nachrichten von seiner Beschaffenheit, so wird er doch überall, wo er erwähnt wird, als unzüchtig und mit obscönen Bewegungen verbunden geschildert, und es lässt sich auch nach dem ganzen Charakter der Komödie nicht anders erwarten. Uebrigens muss er vielfältige Modificationen zugelassen haben, denn da Aristophanes sehr verschiedenartige Wesen, Wolken, Vögel, Frösche, Wespen, den Chor bilden lässt, so müssen ihre Tänze die natürlichen Bewegungen dieser Geschöpfe wenigstens nachgeahmt haben, und in der That wird Skopias als der Name eines Tanzes erwähnt, in welchem das den Vögeln eigenthümliche Drehen und Wenden des Halses nachgemacht wurde.

Die Ausrüstung des Chores gehörte, da die Aufführung von Chören zugleich ein öffentlicher Gottesdienst und eine Volksbelustigung war, zu den Liturgien oder Staatsleistungen, welche den reicheren Bürgern zufielen. Die hier in Rede stehende hiess Choregie, und beschaffte alle Arten von Chören, nicht blos die tragischen,

komischen und satyrischen, sondern auch die lyrischen Chöre von Männern oder Knaben, von Pyrrhichisten, kyklischen Tänzern, Flötenspielern u. s. w., und der sie leistete, hiess Chorege. Vor dem Eintritte der zur Aufführung dramatischer Dichtungen bestimmten Dionysien mussten von den Stämmen, an denen die Reihe war, Choregen gestellt werden, und der Dichter, welcher eine Tragödie oder Komödie auf die Bühne bringen wollte, hatte sich an den Archon zu wenden, der ihm, wenn sein Stück bei der vorgängigen Prüfung eines χορηγός würdig befunden worden war, sowohl drei Schauspieler durch das Loos zutheilte, als auch einen Choregen. Dies hiess χορὸν διδόναι, und umgekehrt vom Dichter χορὸν λαβεῖν, so dass auch hier der Chor als die Hauptsache und erste Bedingung der Aufführung erschien. Der Chorege hatte nun die Verpflichtung, die Mitglieder des Chores zusammenzubringen, und ihnen einen χοροδιδάσκαλος zu halten, der ihnen die Gesänge und Tänze einübte. Sowohl dieser als jene mussten für ihre Mühe bezahlt, und nicht nur während der Zeit der Lehre unterhalten, sondern auch mit guten, die Stimme stärkenden Speisen und Getränken versorgt werden, so wie der Chorege auch für den Platz zum Unterrichte in seinem eignen oder einem fremden Hause sorgen musste. Für die Aufführung selbst gab er die oft kostbarste Kleidung für den Chorführer, der er in der Regel selbst war, und den übrigen Chor, goldene Kränze, wo dies nöthig war, die Chormasken und anderes der Art. Dass alles dies ordentlich geleistet wurde, dafür sorgten theils die Behörden, die den Säumigen dazu anhielten, theils war es Gegenstand wetteifernden Ehrgeizes, denn wessen Chor am besten gefallen hatte, der wurde als Sieger gekrönt. Und allerdings machte diese Ausrüstung nicht unbedeutende Kosten, die eines Tragödienchors grösser als die eines komischen, denn bei den letzteren wurde weniger Aufwand an Gold, Purpur u. dgl. gemacht. Es sind uns darüber einige bestimmte Angaben erhalten. Ein gewisser Aristophanes, für den Lysias eine Rede gehalten hat, wandte für zwei Choregien mit Tragödien, die er für sich und seinen Vater leistete, fünftausend Drachmen auf, und in einer andern Rede desselben Schriftstellers erzählt der Sprecher von sich, er habe für einen tragischen Chor dreitausend Drachmen ausgegeben und in einem späteren Jahre für einen Chor von Komöden, die Weihung des Geräthes eingerechnet, 1600 Drachmen verbraucht. Es betrugen also die Kosten für einen tragischen Chor im Durchschnitt etwa 650 Thlr., für einen komischen 360. Als nach dem peloponnesischen Kriege der Wohlstand der Athener einen empfindlichen Stoss erlitten hatte, fehlte es für die letzten Stücke des Aristophanes an Choregen, und bald wurde auch die Choregie durch das Verschwinden des Chores aus der Komödie überflüssig, für die Tragödie dauerte sie noch länger fort.

Es konnte erwartet werden, dass auch über das Costüm des tragischen Chores einige Worte gesagt werden würden, da sonst

alles Uebrige, was seine äussere Erscheinung betrifft, wenigstens berührt worden ist. Doch würde dies nicht ohne grosse Weitläuftigkeit möglich gewesen sein, und würde nothwendig zu Untersuchungen über das Costüm der griechischen Schauspieler überhaupt geführt haben. Denn es gab natürlich keine feststehende, sich immer gleichbleibende Maske und Kleidung für die Chorpersonen, sondern da diese in den verschiedenartigsten Rollen auftraten, so musste auch ihre äussere Ausstattung sich nach diesen richten und eine grosse Abwechselung zulassen. Der Chor bestand, wie wir gesehen haben, bald aus Männern, bald aus Frauen, bald waren es Bürger oder Landleute, bald Halbgöttinnen, Fürstenfrauen oder Dienerinnen, und es müsste also von allen diesen Charakteren nachgewiesen werden, in welchen Anzügen sie auf den griechischen Bühnen erschienen, was theils sehr schwierig und fast unmöglich wäre, theils für unsern Zweck zu weit führen würde. Aber als Probe mag es vergönnt sein, von einem Chore in dieser Hinsicht einige Worte zu sagen und dazu den Furienchor zu wählen, von welchem in dem Vorhergehenden schon viel die Rede gewesen ist. Wir werden uns dabei grösstentheils auf das Bestreben beschränken müssen, aus den einzelnen Andeutungen, die in der Tragödie selbst enthalten sind, uns ein Bild von der äusseren Gestalt der Furien zu entwerfen, weil theils sehr wenige anderweitige Nachrichten über das Aussehn der tragischen Furien erhalten sind, theils dieses Verfahren am sichersten vor Irrthümern bewahrt, während es höchst übereilt wäre, alle sonst darüber vorhandenen Angaben sogleich auf den Chor des Aeschylos beziehen zu wollen. Und doch kann uns sogleich schon der Name des Stücks zu der irrigen Meinung verleiten, Aeschylos habe die Furien, welche wenigstens auf dem Titel unter der freundlichen Bezeichnung von Eumeniden erscheinen, als wohlwollende Göttinnen in anmuthiger Gestaltung auftreten lassen. Aber solche werden sie erst am Schlusse der Tragödie, die es sich zu ihrer Hauptaufgabe macht, die Versöhnung der Furien durch die Göttin Athene darzustellen, wodurch sie aus furchtbaren Rächerinnen in wohlwollende Beschützerinnen verwandelt werden, als welche sie zu Athen verehrt wurden. Und hiervon ist der Titel des Stücks entlehnt, während in der Tragödie selbst durch offenbar absichtliche Vermeidung die Furien an keiner Stelle mit einem Namen benannt werden. Es folgt hieraus von selbst, dass sie im Verlauf der Handlung selbst noch nicht als Eumeniden erscheinen konnten, und viele einzelne Stellen beweisen, dass Aeschylos sie in der ganzen furchtbaren Gestalt, welche der Volksglaube ihnen beilegte, auf der Bühne auftreten liess. Dies findet seine Bestätigung auch in der schon oben erwähnten Erzählung von dem Schrecken, welchen die Aufführung der Eumeniden unter dem zuschauenden Publicum verbreitete. Denn wenn auch, wie wir gesehen haben, die einzeln angegebenen Wirkungen dieses Schreckens eine lächerliche Uebertreibung enthalten, so kann doch die Sache selbst nicht ganz aus der Luft

gegriffen sein, und lässt sich ein solches Erschrecken gleich aus der Neuheit der Erscheinung von Furien auf der Bühne, aus ihrer ungewöhnlich grossen Zahl und der Art ihres ersten Auftretens einzeln nach einander, wodurch diese Zahl in den Augen der Zuschauer noch zu wachsen scheinen musste, erklären, so muss doch ihr Aussehn das meiste dazu beigetragen haben. Dass dieses ein grausenerregendes war, lässt sich endlich auch daraus schliessen, dass der Dichter für nöthig gehalten hat, die Zuschauer, ehe er ihnen den Anblick selbst vorführt, zweimal darauf vorzubereiten. Dies geschieht zuerst am Schlusse der Choephoren, die unmittelbar vor den Eumeniden aufgeführt wurden. Orestes glaubt im beginnenden Wahnsinn die Verwünschungen der ermordeten Mutter in der Gestalt der Rachegöttinnen verkörpert sich erscheinen zu sehen, und sagt voll Angst zu dem Chor:

Weh, Weh,
O Mägde, seht doch jene dort, Gorgonen gleich — Schwarz angethan,
mit zahllos vielen Schlangen sind — Sie rings umwunden.
Nicht mehr harr' ich länger aus.

und da der Chor ihm tröstend zuruft, es sei eine blosse Täuschung der Furcht, was er zu sehen wähnt, erwidert er:

Nicht Täuschung ist's, nicht Schein von schwerem Ungemach —
Ich seh' der Mutter grimme Hunde deutlich dort,

und dann ferner

Apollon, Herrscher, ihre Zahl vermehrt sich schon — Und aus den
Augen träufelt ihnen scheusslich Blut.

Die zweite Stelle ist im Anfange der Eumeniden vor dem Auftreten des Chores. Die Pythia ist in den Tempel des Apollon hineingegangen, um dem Geschäft der Weissagung obzuliegen, und kommt sogleich voller Bestürzung und vor Schreck auf allen Vieren kriechend, wieder heraus, weil sie furchtbar aussehende Gestalten auf den Stufen des Altares schlafend gefunden hat, welche sie den Zuschauern so schildert:

Nicht Weiber nenn' ich, nein, Gorgonen nenn' ich sie,
Doch find' ich auch Gorgogestalten sie nicht gleich.
Ich sah gemalt auch jene Vögel schon, die einst
Das Mahl des Phineus raubten; aber flügellos
Sind diese hier, am ganzen Körper widrig schwarz;
Mit grässlich unnahbarem Schnauben schnarchen sie
Und aus den Augen träufelt ihnen scheusslich Nass.
Ihr ganzer Aufzug passt nicht um der Götter Heerd,
Nicht um der Menschen Wohnung sich zu nah'n.

Jede solche vorläufige Schilderung von etwas, das man später selbst sehen soll, muss den Eindruck des Anblicks schwächen, und der

Dichter würde durch ein solches Ungeschick sich selbst Schaden gethan haben, hätte er nicht gewusst, dass selbst die gereizte Phantasie seiner Zuschauer sich kein grausenderes Bild von den Furien entwerfen könnte, als der Chor bei seinem wirklichen Auftreten es darstellte. Die beiden angeführten Stellen geben uns auch schon einige Züge zur Herstellung des gesuchten Bildes. Beidemal werden die Furien den Gorgonen ähnlich gefunden, und für diese, welche die bildende Kunst des Alterthums vielfach dargestellt, und auch das Drama einige Male auf die Bühne gebracht hat, war eine unterscheidende Eigenthümlichkeit das Schlangenhaar, das ihre Häupter umgab. Es würde sich also schon hieraus schliessen lassen, dass auch die Aeschyleischen Furien Schlangen unter die Haare gemischt hatten, wenn diese auch nicht ausdrücklich in der zuerst angeführten Stelle erwähnt würden, und wenn auch nicht Pausanias berichtete, Aeschylos hätte zuerst den Furien Schlangen in das Haupthaar gegeben. Die Gorgonenhäupter zeichnen sich ausserdem, wo sie irgend abgebildet erscheinen, durch ein hässlich in die Breite gezogenes Gesicht und hervorhängende Zunge aus, und es lässt sich kaum bezweifeln, dass auch die Furienmaske dies mit ihnen gemein gehabt habe. Wenigstens werden die hässlichen, furchtbaren Angesichter der Furien an einer Stelle der Eumeniden erwähnt, und wenn sie mehrmals, den neueren Vampyrn gleich, als blutaussaugend geschildert werden, und der giftigen blutigen Tropfen gedacht wird, die ihnen entquellen, und wohin sie fallen, Unfruchtbarkeit und Pest verbreiten, so ergibt sich von selbst das Bild eines offenstehenden Rachens mit heraushängender Zunge, von der das eingesogene Blut wieder herabträufelt. Auch mit den Harpyien sahen wir oben die Furien verglichen, und es kann nicht schwer fallen, auch hier die Vergleichungspunkte herauszufinden, denn wenn unter die Eigenthümlichkeiten der Harpyien ein von ewigem Hunger gebleichtes Antlitz, wie Virgil sich ausdrückt, eine widrige Magerkeit und Dürrleibigkeit und zum Fange gespitzte Krallen gehören, so passt dies alles vollkommen auf die Furien, und die letzteren, die ihnen als den stets auf Fang ausgehenden Menschenjägerinnen gar wohl zukommen, liessen sich in der Maske sehr leicht durch eine besondere Einrichtung der Handschuhe darstellen, die ohnedies in der Tragödie, so wie falsche Ansätze und Ergänzungen fast aller Körpertheile getragen wurden, um mit dem durch den Kothurn erhöhten Körper auch die Verhältnisse der übrigen Theile in Uebereinstimmung zu bringen. Denn die Abwesenheit von Flügeln, durch die sie den Harpyien noch ähnlicher geworden wären, wird in der oben angeführten Stelle ausdrücklich erwähnt. Der Flügel aber bedurften sie nicht, sondern schritten, wie sie selbst in der Tragödie von sich sagen, auf Schwungsohlen über Land und Meer mit weitausschreitendem, ehernen Fusstritt.

Von vieler mannerschlaffender Ermüdung keucht
Die Brust; denn durchgesucht ward jeder Erdenfleck,

Und über's Meer mit flügellosem Fluge kam
In Eil' ich, that es Schiffen gleich an Schnelligkeit.

heisst es an einer Stelle, und an einer andern:

Und mit gewaltigerem Sprung
Stürz ich von hoch oben herab
Des schwer lastenden Fusses Gewicht
Auf den enteilenden Verbrecher
Zu unerträglicher Qual.

Und so beflügelte Aeschylos seine Furien mit dem dorisch-kretensischen und von da auch in Lakonien eingewanderten Jägerstiefel, in welchen die Füsse bis in die Mitte des Schienbeines fest hineingeschnürt waren, den einzig passenden für diejenigen, welche von sich selbst sagen:

Doch ich verfolge diesen Mann als Jägerin.

Und in der That finden sich die Furien meistentheils, und namentlich auf einem bald zu erwähnenden Bildwerke, das ganz besonders hierher gehört, mit den Stiefeln an den Füssen abgebildet. Nicht minder deutlich geht aus den zuerst angeführten Stellen hervor, dass die Furien in schwarze Gewänder gehüllt waren, und sie selbst singen von sich in den Eumeniden:

Von weissglänzender Kleider Schmuck bin ich ausgeschlossen.

Auch dies musste auf der Bühne einen gewaltigen Eindruck machen, da das Auge der Griechen nur an weisse oder rothe Gewänder gewöhnt war, und das Schwarz durchgängig nur als Trauerfarbe des Todes galt. Vor allem aber auf der Bühne glänzten der Chor und die Schauspieler in den reichsten und buntesten Gewändern, deren Form und Farbe Aeschylos, der Schöpfer des theatralischen Costüms, von den Festgewändern bei den Mysterien der Demeter entlehnt haben soll. Wenn daher hier der tragische Dichter seine Rachegöttinnen in schwarzen Gewändern auftreten liess, so musste dies nach den Begriffen seines Zeitalters diese Figuren noch weit grausender und zurückschreckender machen. Das Gewand selbst war, wie sich aus Zeugnissen anderer Schriftsteller mit Gewissheit schliessen liess, ein ziemlich enganschliessendes und bis auf die Knöchel herabgehendes Untergewand, und da dies nach damaliger Sitte Hals, Armen und Schultern fast ganz unbedeckt liess, so würde diese Nacktheit zu den übrigen abgestochen haben, wenn nicht auch jene Theile geschwärzt gewesen wären. Dies gebührte auch den Kindern der schwarzen Nacht, wie sie mehrmals heissen, sie sind oben als über den ganzen Körper schwarz geschildert worden, und auf einem Vasengemälde bei d'Hancarville steigt bei einem Altare, auf dem Orestes sitzt, eine ganz schwarze, in eine schwarze Tunica gehüllte Furie aus der Erde. So wurden sie

Die abscheuwürd'gen alten Jungfrauen, denen sich
Niemand vermischt, kein Gott, kein Mensch und selbst kein Thier.

wie Apollo in den Eumeniden von ihnen sagt. Ob das aus den Augen triefende Blut, das wir oben erwähnt gefunden haben, wirklich durch rothe Ränder um die Augenöffnungen angedeutet war, die durch den Abstich von der schwarzen Larve den Zuschauern wohl sichtbar werden konnten, mag dahingestellt bleiben. So viel lässt sich aus den Angaben in der Tragödie selbst schliessen; und dies bestätigen und ergänzen andere Quellen, die noch einen rothen Gürtel hinzufügen, der das Gewand um den Leib zusammenhielt, und für die Furien als Jägerriemen unerlässlich ist, und ihnen einen Stab in die Hand geben, der wahrscheinlich die Gestalt einer Schlange hatte, denn mit Schlangen in der Hand finden sich die Furien fast überall abgebildet. Es ist vielfach darüber gestritten worden, ob der äschylische Furienchor mit Fackeln in den Händen erschienen sei, oder nicht, und es hat noch zuletzt Böckh behauptet, dies habe bei der ersten Aufführung der Eumeniden stattgefunden, bei der zweiten aber seien die Fackeln weggelassen worden, obgleich schon Böttiger mit Recht bemerkt hatte, es sei den Furien unmöglich gewesen, mit einem Stabe in der einen und einer Fackel in der andern Hand sich zum Reihentanz anzufassen. Der ganze Glauben an die Fackeln der Furien gründet sich nur auf ein missverstandedenes Scholion zum Aristophanes, und die gewöhnliche Darstellung der Furien auf antiken Bildwerken, wo sie fast nie ohne Fackeln erscheinen. In den Eumeniden findet sich aber nirgend eine Andeutung von Fackeln, welche der Chor getragen, obgleich am Schlusse den Propompois, welche die versöhnten Furien in die ihnen zu Athen angewiesenen Wohnsitze begleiten, Fackeln in die Hände gegeben werden, und dieser letzte Umstand kann wohl Veranlassung gegeben haben, dass spätere Tragiker, welche die Furien wieder auf die Bühne brachten, sie mit Fackeln erscheinen liessen, was allerdings wahrscheinlich ist. So ergiebt sich uns aus diesen einzelnen Zügen ein Bild, höchst ähnlich demjenigen, welches Böttiger nach seiner Vorstellung hat zeichnen lassen, aber freilich himmelweit verschieden von den Furiendarstellungen, welche uns die alte Kunst auf vielen Bildwerken hinterlassen hat. Doch darf uns diese Verschiedenheit in unserer Vorstellung von dem Aeusseren der theatralischen Furien nicht irre machen, denn mit Recht hat schon Lessing gesagt: ich darf behaupten, dass die alten Künstler nie eine Furie gebildet haben, d. h. in der Gestalt, deren Vorstellung man gewöhnlich mit dem Namen einer Furie zu verbinden pflegt. Was Lessing zu einer Zeit, wo noch sehr wenig Furienbilder auf alten Denkmälern bekannt waren, blos aus richtigem Gefühl und scharfsinniger Beurtheilung der alten Kunst behauptete, hat sich seitdem durch eine Menge aufgefundener Darstellungen von Furien vollkommen bestätigt. Der feine Kunstsinn der griechischen Bildhauer und Maler sah sehr wohl ein, dass nicht Alles, was für die Bühne geeignet ist, darum auch schon ein Gegenstand der bildenden Kunst werden kann, deren höchstes Princip die Schönheit ist, und dass

die Hässlichkeit der Formen, deren sich der dramatische Dichter zur Erreichung des Schreckens wohl bedienen darf, und die durch die rasche Bewegung der Figuren in einer sich schnell entwickelnden, fortstürmenden Handlung alles Widerwärtige verliert, durch die bildende Kunst zum Stillstehen gebracht und auf immer festgehalten, nicht das Gefühl des Wohlgefallens erwecken kann, welches ihr Zweck ist. So oft daher auch die griechischen Künstler den von den Furien verfolgten Orest als einen Lieblingsgegenstand ihrer Kunstdarstellungen behandelten, so bildeten und malten sie doch nie eine Furie in allen den Schrecknissen, in welchen das Drama sie aufzustellen Fug und Recht hatte. Der feine Atticismus, den die weisen Schutzgenossen der Athene durch die mildernde Benennung der Eumeniden mit zarter Schonung in die Sprache des gemeinen Lebens übergehen liessen, ging für die idealisirenden Künstler nicht verloren. Sie liessen ihnen gerade nur so viel Ernst und gaben ihnen nur so viel bezeichnende Merkmale, als erforderlich war, um das Geschäft der ehrwürdigen Göttinnen kenntlich zu machen. So wurde aus dem hässlichen, mit der ursprünglichen Furienmaske so nahe verwandten Gorgonenkopfe nach und nach das vollendete Ideal der ernsteren weiblichen Schönheit, eine Strozzische Medusa, die sich, wie Herder so schön sagt, als Charis ansehen und physiognomisch malen lässt. Es mag von vielen vorhandenen Abbildungen nur eine näher erwähnt werden, die ganz eigentlich hierher gehört, weil sie sich auf unseren Furienchor bezieht. Es ist ein Relief auf einem Sarkophage in dem Museum Pio-Clementinum, dessen Gegenstand gerade ebenso auf Reliefs in der Villa Giustiniani, Borghese und Pincio und auf einem Cameo des kaiserlichen Kabinets zu Wien wieder vorkommt, so dass es wahrscheinlich ist, dass alle diese Darstellungen, in denen bei der Trefflichkeit der Erfindung die künstlerische Ausführung gerade nicht vorzüglich ist, Copien irgend eines älteren berühmten Kunstwerkes sind. Der Inhalt wurde zuerst von Winckelmann falsch gedeutet, bis fast gleichzeitig Heeren und Eckhel überzeugend darthaten, dass es zwei Scenen aus den Choephoren und Eumeniden des Aeschylos sind, in deren erster die Furien dem Orestes nach der Ermordung seiner Mutter erscheinen, in der zweiten Orestes im Tempel des Apollo den schlafenden Furien entschlüpft. Hier erscheinen erstens mehr als drei Furien, was für die oben ausgesprochene Meinung über die Anzahl des Furienchors volle Beweiskraft hat, sodann fehlen ihnen zwar nicht die Schlangen im Haar und in der Hand, das lang herabgehende Untergewand bei entblössten Armen, der kretensische Jägerstiefel, aber sie tragen Fackeln in den Händen und die Gesichter sind zwar ernst, jedoch jugendlich und keineswegs unschön, ein sprechender Beweis, wie auch an der grausenerregenden Furienmaske die sanft mildernde, stillbesänftigende Kunst der Griechen nach und nach ihre Kraft übte, und wie der verfeinerte Kunstsinn auch hier die Klippen der Hässlichkeit und Verzerrung glücklich zu vermeiden wusste.

Ueber die Verhältnisse der nichtstudirenden Gymnasiasten zu dem lateinischen Sprachunterrichte.

Von

Dr. *X. W. Miguel* zu Aurich.

[Fortsetzung der Bd. IX. Hft. 4. S. 626. abgebrochenen Abhandlung.]

Im Vorhergehenden prüften wir die Vortheile, welche aus der Methode der Formalisten beim Unterricht in den alten Sprachen für die nichtstudirenden Gymnasiasten entsprangen; werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Methode derjenigen, welche die Vortrefflichkeit des Unterrichts in den alten Sprachen für Gymnasien aus dem Inhalte deduciren. Es kann dies hier um so eher ein flüchtiger Blick sein, je seltener sich diese Methode in den unteren Classen findet, falls sie auch in den oberen befolgt wird. Denn weil aus einem Elementarbuche oder einigen Lebensbeschreibungen des Nepos, theils wegen der Beschaffenheit des Stoffes, theils wegen der geringen pensa, welche übersetzt zu werden pflegen, des Interessanten nicht viel gewonnen werden kann, so sieht man auf solchen Schulen diesen Unterricht in den unteren Classen als ein wegen des Verständnisses nothwendiges Uebel an; ja man pflegt wohl die Lehrer zu bedauern, die Jahr aus Jahr ein den Schülern mensa und amo beizubringen haben, und gegen diejenigen Schüler, welche um jene spätere Vergeltung durch die Härte des Schicksals betrogen werden, rechtfertigt man sich mit den Gründen der Formalisten. Man redet viel von Aufklärung des Bewusstseins und Schärfung des Denkvermögens, ohne sich das was? und wie? genau bewusst zu werden. Der oben bei den Formalisten gerügte Umstand, dass die Bildung bei den aus den unteren Classen eines Gymnasiums abgehenden Schülern zwar von vielen Seiten angefangen, aber von keiner so weit fortgeführt sei, dass sich herrschende Vorstellungsmassen bilden können, tritt hier um so mehr hervor, je mehr durch das Eilen zum Verständniss des Inhalts die Gründlichkeit des Verständnisses im Einzelnen beeinträchtigt wird.

Die berührten Uebelstände sind nun zwar schon oft und scharf gerügt worden, aber ohne die specielle Berücksichtigung desjenigen Schülertheils, welcher aus den untern Classen abgeht, und gerade in den unteren Classen finden sich diese Mängel, wie in einer sentina zusammen. Die geachtetsten pädagogischen Schriftsteller haben sich nun zwar entschieden gegen die Verbindung von Gymnasien und Bürgerschulen, gegen die gemischten Ehen in der Paedagogik, ausgesprochen; dennoch wird diese Trennung noch lange Zeit wenigstens an den meisten Orten ein pium desiderium bleiben, und in dieser Voraussetzung wünschen wir durch diese Zeilen die Augen der pä-

dagogischen Welt auf diesen eben so wichtigen als schwierigen Gegenstand zu lenken. Es fragt sich überhaupt, ob nicht die unteren Classen der Gymnasien und der Bürgerschulen ohne grossen Schaden zusammenfallen können, so dass erst in den mittlern Classen die Wege sich trennen. Bei vielen Schülern wird es a priori nicht zu bestimmen sein, welche Laufbahn sie später einschlagen sollen, und dann sind auch die grossen Uebelstände zu erwägen, welche aus dieser frühen Trennung der Erziehung noch tiefer entspringen müssen. Im Alterthume war der Jugendunterricht in den ersten Jahren für alle Stände gemeinschaftlich, und mit Recht dürfen wir schliessen, dass dies auf die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse höchst vortheilhaft eingewirkt habe.

Bislang waren nur Volks- und Gelehrtenschulen und auch diese an den meisten Orten nur per succession getrennt. Jetzt gehen Bürger- und Gelehrtenschüler gleich von vornherein einen verschiedenen Weg. Sollte es ohne Nachtheil des Staates und der Gesellschaft sein? Gerathen doch meistens diejenigen Kinder, welche ihre ersten Lebensjahre unter der Jugend des Dorfes oder Städtchens verleben, besser als die, welche stets nur mit anständiger Leute Kindern verkehren. Für die ersten Jahre sind Umfang und und Erfahrung die besten Lehrmeister der Kinder. Sie künstlich ersetzen zu wollen, hiesse Tageslicht mit Kerzenlicht vertauschen. Man muss erst die Gerste vom Hafer und den Sperling von der Nachtigall unterscheiden können, ehe es Zeit ist mensa und amo zu lernen.

Nehmen wir jedoch zuerst die Schwierigkeiten in Augenschein, die einer solchen Verschmelzung der Nichtstudirenden mit den Studirenden im Wege stehen. Die Vorzüglichsten, welche wir schon oben erwähnt haben, liegen darin, dass der aus IV abgehende Schüler allenthalben die Curse nur angefangen und keinen absolvirt hat. Für die folgenden psychologischen Erörterungen wollen wir die einer andern Psychologie zugethanen Leser an den Spruch erinnert haben, „veniam damus petimusque vicissim."

Die Vorstellungsreihen der nichtstudirenden Gymnasiasten sind unvollendet, aber nicht blos so, dass sie von der Reihe a, b, c, d, e, f . . . . vielleicht nur a, b, c, mitnehmen, sondern sie nehmen noch häufiger statt a, b, c, d, e nur a, c, e mit, wie z. B. im biographischen Unterricht der Geschichte stets der Fall sein muss; ebenso in der Grammatik, wo man oft b, e erst nehmen muss, um a und später d erzeugen zu können. Sucht der erfahrene Pädagog die Reihen aber so zu bilden, dass die gleichen Glieder sich verschmelzen, oder thut es bei späterem Unterrichte der psychische Mechanismus von selbst, dass z. B.

$$\begin{matrix} a, b, c, d, e \ldots . \\ \alpha, \beta, \gamma, \delta, \varepsilon \end{matrix} \quad \text{in } \beta \text{ und } \varepsilon \text{ verschmelzen,}$$

und so gleichsam mit Doppelhaken die beiden Glieder verschlungen sind, wie z. B. beim vergleichenden Sprachunterricht, beim Unterricht

in der Geschichte und Geographie desselben Landes, so wird dies bei den aus IV abgehenden nur selten der Fall sein können. Die Vorstellungen werden entweder als verbindungslose von den Neuen auf die Schwelle des Bewusstseins getrieben, und zwar auf die mechanische, oder sie gehen falsche Verbindungen ein, was für die geistige Entwickelung am gefährlichsten ist. Dadurch, dass die Vorstellungsreihen keine oder nur schwache Verbindungen eingehen, wird erzielt, dass keine vorherrschenden Vorstellungsmassen entstehen, durch welche die neu hinzukommenden beherrscht und appercipirt werden, und ohne welche weder ein geordnetes Denken, noch Bildung eines festen Charakters möglich ist. Falsche Verbindungen werden sich bei dem aus Quarta abgehenden Schüler in solcher Menge finden, dass nur dann Rettung für ihn zu hoffen ist, wenn das Leben ihn mit solcher Gewalt ergreift, dass das Meiste auf die Schwelle des Bewusstseins geworfen wird und der Rest mit den vom Leben gebotenen Vorstellungen verschmilzt. Die Hauptschwierigkeit läge also darin, dass eine Unterrichtsweise ausfindig gemacht würde, die den Schülern der untern Klassen, welche etwa aus IV abgehen, etwas Ganzes und Abgeschlossenes böte, ohne dadurch den die folgenden Klassen Besuchenden zu schaden; ein Gebäude, dessen Basis zwar breit genug wäre, um noch viele Stockwerke tragen zu können, aber auch ohne diese ein geordnetes Ganze wäre.

Man ist der Verwirklichung eines solchen Plans in der letzten Zeit dadurch näher getreten, dass man auf die Succession der Unterrichtsgegenstände aufmerksam gemacht hat (so auch in dieser Zeitschrift neunter Supplementband, viertes Heft, Jahrgang 1843, von Dr. Milhauser), eine pädagogische Wahrheit, die auch ohne Psychologie einleuchtet, die wir aber hier von dem Standpunkte unserer Psychologie näher begründen, und zugleich vor möglichen Verirrungen warnen wollen.

Der Unterricht bringt jede Stunde eine Menge von neuen Vorstellungen, die mit den im Bewusstsein schon vorhandenen entweder als nicht entgegengesetzte sich verbinden, oder als entgegengesetzte durch die alten Widerstand erleiden. Wir abstrahiren hier von der Hemmung, welche jede Vorstellung durch andere im Bewusstsein vorhandene erleidet; denn diese kommt, wenn auch sonst von der höchsten pädagogischen Wichtigkeit, hier nicht so sehr in Betracht, als jener eben berührte Unterschied zwischen entgegengesetzten und nicht entgegengesetzten Vorstellungen.

Die entgegengesetzten Vorstellungen verbinden sich zwar auch, aber nur in sofern, als die gegenseitige unvermeidliche Hemmung von ihnen übrig lässt. Als Complexion (Verbindung nicht entgegengesetzter) diene uns zum Beispiel das Wort, als Gedankenzeichen, woher der Irrthum, als dächte man durch die Worte. Als Verbindung entgegengesetzter nehmen wir zum Beispiel das Conjugiren.

Hieraus folgt die Unterscheidung des unmittelbaren Gedächt-

nisses von dem mittelbaren. Das erstere tritt dann ein, wenn eine ältere Vorstellung durch eine andere neue von gleicher oder ähnlicher Art von den andern hemmenden im Bewusstsein vorhandenen Vorstellungen befreit wird, dann erhebt sich die ältere Vorstellung durch eigene Kraft, indem sie gleichsam einen freien Raum bekommen hat. Das mittelbare Gedächtniss hat in den Verbindungen der Vorstellungen seinen Grund, und das wichtigste Gesetz für eine psychologische Pädagogik besteht darin, dass von einer in der Wahrnehmung gegebenen Reihe a, b, c, d. a mehr mit b als mit c, mehr mit c als mit d verschmolzen ist, und dass, wenn nun a sich wieder erhebt, es mehr mit b, minder mit c, minder mit d verknüpft ist, dass also a am stärksten auf b, langsamer auf c, am wenigsten auf d wirkt. Wird aber aus einer solchen Reihe c ursprünglich reproducirt, so werden die auf c folgenden Glieder auf der bei a beschriebenen Weise reproducirt, a und b dagegen werden durch die ganze Stärke des c gehoben, aber so, dass ein grösserer Theil von b als von a ins Bewusstsein tritt.

Wird z. B. aus der Mitte einer uns bekannten Reihe etwas in das Gedächtniss zurückgefürt, so erinnern wir uns des Vorhergehenden auf einmal in abgestufter Klarkeit, das Nachfolgende läuft in unsern Gedanken nach den Gesetzen der Reihefolge ab.

Die vorstehenden aus Herbart entlehnten psychologischen Gesetze sind abgerissen und ohne Beweis vorgelegt; sie enthalten nur die rohesten Umrisse und allgemeinsten Andeutungen einer auf Psychologie erbauten Pädagogik, und wohl wissen wir, dass den wenigsten Lesern mit obigen Sätzen gedient sein wird, da bis jetzt den wenigsten pädagogischen Schriftstellern eingefallen ist, sich genauer um die Anwendbarkeit der Herbartischen Psychologie auf Pädagogik zu bekümmern.

Aber es musste dennoch gewagt werden, um uns den Weg zum Folgenden zu bahnen.

Der Unterricht bringt eine Menge neuer Vorstellungen, welche um so rascher appercipirt, und um so fester behalten werden, je mehr gleichartige Vorstellungen schon im Bewusstsein waren, welche durch die neuen gehoben werden, und mit denen diese Verbindungen eingehen. Das erste Erforderniss eines pädagogischen Unterrichts würde also darin bestehen, ihn so einzurichten, dass die neuen Vorstellungen stets hinlängliche gleichartige im Bewusstsein vorfinden. Dahin strebt nun der successive Unterricht, indem er durch eine Menge Stunden das Bewusstsein in solcher Stärke durch die neuen Vorstellungen zu occupiren sucht, dass einestheils die Hemmung seitens der andern nicht gleichartigen Vorstellungen überwunden, anderntheils für die folgenden gleichartiger im Bewusstsein geschafft werden. Die neuen Vorstellungen, welche der Unterricht bringt, bilden eine Reihe, gleichsam einen langen dünnen Faden, welcher an und für sich zu schwach ist, dem Andrange der

alten Vorstellungen zu widerstehen. Der Faden zerreisst mit dem Glockenschlage; ist eine längere Zeit dazwischen verflossen, hält es schwer, ihn wieder zu finden.

Bei dem successiven Unterricht wird der Faden nicht so oft abgebrochen, er wird stärker, weil nicht so viele fremde Vorstellungsreihen eingeschoben, und die Reproduction schneller erfolgt. Erzähle ich z. B. einem Knaben die Geschichte der römischen Könige von Romulus bis Tarquinius, so wird sich finden, dass nach Verlauf mehrerer Tage und verschiedenartigen Unterrichts, die gelehrten historischen Namen theils gar nicht, theils in falscher Verbindung reproducirt werden, denn die Reihe war nicht stark genug, um sich gegen die mächtigern Vorstellungsreihen halten zu können, welche der nachfolgende Unterricht einschob. Denn erfolgte die Reproduction zu spät, um den gegebenen historischen Vorstellungen, die wir y benennen wollen, durch die Wiederholung derselben Vorstellungen, die x heisse, freien Raum verschaffen zu können, das heisst, das unmittelbare Gedächtniss stockt.

Wäre die Reproduction gleich oder bald nachher erfolgt, so würde sie leicht erfolgt sein, und nun würde aus den beiden Reihen eine Totalkraft erfolgt sein, welche den andern Vorstellungen um so besser widerstehen könnte, denn jede Wiederholung schafft eine neue Reihe, wenn gleich die nachfolgende Reproduction (Complexus aller vorhergehenden Reproductionen), einfach erscheint.

Der successive Unterricht bringt stets nur eine Wissenschaft vorzugsweise zum Unterricht. Die vielen Reihen, welche gebildet werden, schaffen bald für die folgenden hinlängliche Anknüpfungspunkte, die vielen einzelnen verschmelzen zu einer grossen Vorstellungsmasse, die das Bewusstsein dergestalt dominirt, dass alle neu hinzukommenden von derselben appercipirt oder zurückgedrückt werden. Das Interesse steigt, denn es tritt hier nicht die primitive Aufmerksamkeit ein, welche von der Stärke der Wahrnehmung abhängt, sondern die appercipirende, und dies ist vorzüglich bei den fremden Sprachen am schwersten zu erreichen, und deshalb für unsern jetzigen Zweck am wichtigsten. Fast alle Unterrichtsgegenstände lehnen sich an Erfahrung und Umgang; das appercipirende Merken, das unmittelbare Interesse tritt leicht ein. Bei dem Sprachunterricht dagegen fehlen jene Grundlagen, oder sind wenigstens sehr schwach.

Das primitive Merken tritt ein; der Knabe freut sich des Neuen, deshalb im Anfange ziemlich rasche Fortschritte, scheinbares Interesse; jedoch die Last des Neuen wächst, das Alte wird schnell vergessen, weil es nicht mit gleichartigen Vorstellungen verbunden war, und Ueberdruss entsteht an dem Unterricht, der keine gleichartigen oder verwandten Vorstellungen antrifft, die er heben, erweitern, verdichten könne. Der Lehrer wendet sich an das willkürliche Merken, welches vom Vorsatze abhängt. Belohnungen und Strafen werden so mit ihrem ganzen Tross von pädagogischen Kunstgriffen nur allzu häufig zum Verderben des Charakters angewendet. Je nach der Ei-

genthümlichkeit des Lehrers, der Disciplin, der häuslichen Einwirkung arbeitet sich ein Theil der Schüler so weit durch, dass eine hinlängliche Menge von Elementarkenntnissen geschafft wird, um eine appercipirende Vorstellungsmasse zu bilden. Die spätere Lectüre greift dann bei den meisten mit der appercipirenden Aufmerksamkeit, die aus dem Inhalt entspringt, helfend ein, bei den meisten sage ich; denn bei nicht wenigen wartet man vergeblich auf unmittelbares Interesse, zumal bei fortgesetzter, einseitiger grammatischen Methode. Die Ausbildung besorgen vielleicht andere Disciplinen mit ihrem unmittelbaren Interesse und treiben vielleicht den Schüler auch zu einem nothdürftigen Lernen der an der Schule so hoch geschäzten Sprachen, die aber mit dem Abgange zur Universität als unnützer Ballast über Bord geworfen werden, oder von selbst fallen, denn es war keine Verbindung mit andern Vorstellungsmassen; und der Schulzwang hielt die wankenden Vorstellungen, welche bei gegebener Freiheit von den andern Interessen gleich auf die Schwelle des Bewusstseins geworfen werden. Die grosse Zahl derer, die sich durch alle diese Hindernisse nicht hindurch kämpfen, sind wahrlich in einer bedauerlichen Lage, die Verstimmung des Misslingens trägt sich von der einen auf die andere Disciplin über; die Schule kann nicht leiden, dass der in einer bedeutenden Disciplin schwache Schüler versetzt werde; er fängt den Cursus von vorne an, und auch in den Disciplinen, in welchen er nicht zurückblieb. Sowohl die appercipirende als die primitive Aufmerksamkeit fehlen, man wendet sich stets an das willkürliche Merken, und einzelne kommen noch durch, wenn auch mit einigen Quetschungen des Charakters und um ein Guttheil Empfänglichkeit ärmer. Der Rest sind die Unglücklichen, welche von ihrem ersten Ausfluge in die geistige Welt gebrochen und gelähmt heimkehren, und weshalb? weil man ihnen zumuthete, etwas ganz Fremdes aufzufassen, wofür sie in ihrem Wissen keine Anknüpfungspuncte, also auch kein Interesse hatten.

Der successive Unterricht kommt, wie gesagt, über diese Uebelstände leichter hinweg, aber es droht ihm eine andere nicht minder gefährliche Klippe. Die Pädagogik verlangt nämlich, dass alle Seiten der geistigen Thätigkeit gleichmässig angeregt werden, dass alle Interessen mit möglichster Energie sich regen, denn ist es auch nicht wahrscheinlich, dass bei jedem Schüler alle verschiedenen Interessen zu gleicher Kraft sich heben, so ist es doch nie die Aufgabe der Schule, aus ihren Zöglingen Charaktere wie Alcibiades, Muster der vollendetsten Individualität, zu bilden, sondern die Schule soll stets alle Interessen gleichmässig pflegen, mag nun der eine Schüler mit seiner Individualität in diesem, der andere in jenem hauptsächlich wurzeln. Nun fragt es sich also, ob der successive Unterricht nicht gerade jene gerügte Einseitigkeit hervorrufe, indem er e i n e Wissenschaft jedesmal vorwalten lässt.

Schwerlich wird ihn vor diesem Vorwurfe die Ausrede schü-

tzen, dass die andern Wissenschaften doch nachher denselben Vorzug geniessen. Denn gerade darin liegt die grösste Wichtigkeit, dass alle Interessen gleichmässig angeregt werden. Nur dadurch wird er der Gefahr der Einseitigkeit entrinnen, wenn er einestheils eine sorgfältige Prüfung anstellt, wie die Reihenfolge der zu bevorzugenden Wissenschaften sein müsse, und anderntheils stets dahin strebt, dass auch durch die eine Wissenschaft alle Interessen gleichmässig angeregt werden. Und nur durch diese Betrachtungsweise werden wir eine Rettung finden können für das Erlernen der alten Sprachen seitens der nichtstudirenden Gymnasiasten. Denn nach der gewöhnlichen Behandlungsweise pflanzen diese Bäume, deren Früchte sie nie sehen werden; und glaube man ja nicht, dass es den andern Unterrichtsdisciplinen so sehr an erziehender Kraft mangele, dass sie den Ausfall der alten Sprachen für die nichtstudirenden Gymnasiasten nicht ersetzen könnten; wenn nicht von den alten Sprachen auf irgend eine Weise doppelte Frucht geerntet werden kann. Hierzu folgende Andeutungen. Wir denken uns einen Schüler, der, nachdem er fertig liest, schreibt, und die Anfangsgründe des Rechnens erlernt hat, mit seinem achten Jahre in die unterste Klasse des Gymnasiums eintritt. Er soll sechs Jahre die Anstalt besuchen, denn vor dem vierzehnten Jahre braucht er kein Gewerbe anzufangen, und in diesen sechs Jahren muss er die untern und mittlern Klassen des Gymnasiums absolviren können.

Jeder Unterricht, der nicht blos die Massen mittheilen oder Fertigkeiten verschaffen, sondern ein erziehender sein will, muss damit anfangen, Erfahrung und Umgang, die natürlichen Lehrer des Menschen, zu ergänzen und zu verbessern.

Denn gehen wir auf den Zustand der menschlichen Gesellschaft zurück, welcher aller künstlichen Erziehung entbehrt, und sehen uns dann nach den Bildungsmitteln der Menschen um, so werden wir leicht bemerken, dass Erfahrung und Umgang die Stelle des Erziehers in jenem Naturzustande ausfüllen, und dass dieselben, wenngleich streng genommen noch durch die verschiedenen Culturstufen von einander geschieden, sich doch so nahe stehen, dass wir sie für den denkenden Menschen ohne Schwierigkeit als verbunden betrachten können.

Wie verhält sich nun zu diesen natürlichen Erziehern der künstliche, welcher durch berechneten Unterricht s e i n e Absichten zu erreichen sucht, während jene, um die E r f o l g e unbekümmert, i h r e S c h ä t z e jedem, der sie sucht, darbieten.

Sehen wir zuerst auf den Ursprung der künstlichen Erziehung, so ergiebt sich beim ersten Nachdenken, dass dieselbe ein Erzeugniss des Bedürfnisses war. Als die Kenntnisse sich mehrten, die Völker höhere Bildungsstufen erstiegen, und dadurch alle Lebensverhältnisse verwickelter wurden, vermochten weder Erfahrung noch

Umgang das zur Erreichung jener Culturstufe nöthige Material herbeizuschaffen.

Zuerst war es blos das Unvermögen der früheren Erzieher, welches die neuen hervorrief, gleichwie die ἄγραφα νόμιμα von den geschriebenen verdrängt wurden. Bald kam aber noch der Uebelstand hinzu, dass die alten Erzieher oft gefährliche Werkzeuge wurden in den Händen der unbesonnenen Jugend.

Bei den verwickelten Verhältnissen, welche nothwendige Begleiter der höhern Culturstufen waren, konnten Erfahrung und Umgang nicht unbedingt der Jugend überlassen werden, sondern man musste auf ein Mittel sinnen, welches auf der einen Seite als Supplementband diente, auf der andern die Rolle des Correctors übernahm. Dieses Mittel war die Erziehung auf künstlichem Wege, die blos hinsichtlich der Mittel, nicht des Zweckes von der kunstlosen verschieden ist. Es liegt am Tage, dass der kunstlosen Erziehung sowohl der Vorrang als der Vortritt gebühre. Sie muss schon gewirkt haben, ehe für die künstliche Platz und Zeit gegeben ist. Fragt man nach den eigenthümlichen Vorzügen einer jeden, so lässt sich dies an diesem Orte nicht ohne den Vorwurf des Abschweifens entwickeln, und wir begnügen uns deshalb mit Andeutungen. Die kunstlose Erziehung hat den Vorzug der Stärke, der Intension, der Anwendung, die künstliche den der Extension, der Wahl und der Ordnung. Wie will der Unterricht die Kraft der Anschauung, die Fülle des individuellen Lebens verleihen, welche der Erfahrung zu Gebote stehen? wie soll er mit dem Umgang in der Uebung der Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere wetteifern können? Aber eben so wenig liegen die Schädlichkeiten des Umgangs und der Erfahrung in der Gewalt der kunstlosen Erziehung.

Betrachtet man einen ununterrichteten Knaben, auf den blos die künstliche Erziehung gewirkt hat, so wird man finden, dass ein Gedanke dem andern ohne Ordnung und Zwang folgt, wie es gerade der äussere Eindruck mit sich bringt. Seine Gedanken sind grösstentheils ein Product der jedesmaligen sinnlichen Empfindungen. Sie verstehen nicht zu warten, sondern kommen ungerufen. Es fehlt das den gebildeten Menschen charakterisirende Merkmal, dass sich eine oder mehrere herrschende Vorstellungsmassen gebildet haben, auf deren Fundamente der Charakter sicher ruhen, von wo aus er den Gang der Vorstellungen zügeln, lenken, biegen, umwenden könne. Bei dem ununterrichteten Menschen stehen die gesammelten Vorstellungen in keiner bestimmten Ordnung, es ist keine Klassification vorhanden, welche beim gebildeten Menschen dadurch entsteht, dass die Vorstellungen nach vorhergegangenem Kampfe sich nach ihrer Stärke und anderen Eigenschaften ablagern. Der Erzieher hat also zuerst das gegebene Material zu durchmustern, und zu sehen, welche Anknüpfungspuncte er für sein Material findet. Hier ist der Platz für den analytischen Unterricht, welcher die angehäuften Vorstellungen zerlegen und Klarheit und Sauberkeit schaffen soll.

Die Erfahrung gibt dem Menschen viel, die Natur ist ihm eine gütige Mutter, aber dennoch ist die Erfahrung sowohl nach Zeit als Raum beschränkt. Den Unterricht bindet keine Zeit, Jahrhunderte bieten ihm ihre Erlebnisse zur beliebigen Benutzung, er ist nicht auf den kleinen Raum der jedesmaligen Umgebung beschränkt, er kann die ganze Welt seinem Zöglinge erschliessen, und vor Allem, er darf wählen.

Der Umgang thut viel zur Bildung des jungen Menschen, aber er ist durch Zeit und Raum beschränkt. Der Unterricht ruft die ganze Geschichte der Menschheit zu Hülfe, er bringt seinen Zögling in die Gesellschaft der edelsten Männer aller Iahrhunderte, und er hat wiederum das Recht der Wahl, was dem Umgange versagt ist; des Lebens Sümpfe überfliegt er, und lebt nur auf den reinen Gebirgshöhen.

Hier ist die Stelle des ergänzenden, des synthetischen Unterrichts. Die Beantwortung des wie? wäre eine ganze Didaktik. Wir begnügen uns deshalb, weil wir uns von unserem eigentlichen Ziele schon zu weit entfernt haben, mit der allgemeinsten Angabe und und Begränzung der Curse, die den Gesetzen einer Pädagogik, welche auf Erfahrung und Psychologie erbaut ist, entsprechen, und und eine Vereinigung nichtstudirender und studirender Gymnasiasten möglich machen. [Beschluss folgt.]

Proben aus seiner Uebersetzung der lyrischen Gedichte des Q. Horatius Flakkus.

Von

H. K. F. Wolf,
Prediger zu Benthen im Grossherzogthum Mecklenburg-Schwerin.

An Melpomene.
III, 30.

Ich rief ein Denkmal dauernder in's Leben,
Als Erz, und stolz vor Pyramidenpracht,
Das weder Regenguss noch Stormesweben,
Zerstört, der Zeiten Flucht nicht hüllt in Nacht.
Nicht werd' ich ganz dem Tod dahingegeben;
Mein bess'res Selbst flieht Libitina's Macht;
Frisch blüht mein Ruhm, so lange noch mit Schweigen
Zum Kapitol die heil'gen Jungfrau'n steigen.

Einst wird die ferne Nachwelt von mir sagen,
Dass, wo der Aufidus mit Donnerklang
Die Fluthen wälzt, wo in der Vorzeit Tagen
Als Hirtenfürst den Scepter Daunus schwang,
Ich, — hell aus Dunkelheit emporgetragen, —
Zu Lesbos' Lied die Römerlaute zwang.
Nimm hin den Stolz, — ihn gab Verdienst, — und kröne
Mit Phöbus' Laub mich gütig, Melpomene!

An Antonius Iulus.
IV, 2.

Wer mit Pindar wagt zu ringen,
Müh't auf wachsgefügten Schwingen
Sich empor, gleich Dädalus,
Dass krystall'ner Fluth auf's Neue
Bald er einen Namen leihe.
Denn wie jach vom Berg' ein Fluss
Niederrollt, genährt vom Regen
Ueber's alte Bett hinaus,
Strudelt aus getiefter Mündung
Pindaros daher mit Braus:

Werth, dass ihn im Kampf der Töne
Stets Apollo's Lorbeer kröne,
Ob er dithyrambenkühn
Worte wälzt mit neuem Klange,
Und befreit vom Regelzwange,
Wogt im Strom der Harmonie'n;
Ob er Götter preis't, und Helden,
Deren Arm Centauren zwang
Wohlverdient, dem hin Chimära's
Flammenspei'ndes Schreckniss sank;

Ob, wen Elis' Palmenkrone
Heimwärts führt zu Himmelslohne,
Ob er Ross und Kämpfer singt,
Und mit Gaben ehrt, vor hundert
Siegesmälern hoch bewundert;
Ob er Brautwehklage bringt
Um des Jünglings Tod, und gold'ne
Jugendsitten, Muth und Kraft
Hoch zu Sternen trägt, und neidisch
Orkus' grauser Nacht entrafft.

Voller Hauch des Windes hebet
Dirce's Schwan, so oft er strebet
Ueber ferner Wolken Flucht;
Ich, dem Bienlein gleich an Weise,
Das in Müh' und Fleiss sich Speise
Aus Matinus' Blumen sucht,
Bild' auf Tibur's quellenreichen
Auen rings, in seiner Hain'
Anmuthvollen Näh', ein Kleiner,
Mühevolle Liedelein.

Tön', o du, dess kühn're Leier
Stärker hallt, Augustus' Feier,
Wenn nun durch die heil'gen Höh'n,
Mit verdientem Laub gezieret,
Er empor Sygambrer führet,
Die in Ketten stolz noch geh'n. —
Gröss'res nichts und Bess'res schenkte
Göttergunst der Erd', als ihn,
Schenkt nicht, ob in's gold'ne Alter
Auch zurück die Zeiten flieh'n.

Töne Roma's heit're Spiele,
Und wie kein Partheigewühle
Klagend auf das Forum dringt.
Dann, — verhallt's nicht in der Wonne, —
Jauchz' auch ich: „o schöne Sonne,
Sel'ge du, die Cäsarn bringt!"
Und wenn du, Io Triumph, nun
Schreitest vor, — lautjubelnd dann
Ruft das Volk: Io Triumph! und
Zündet Weihrauch dankend an.

Dich befrei'n der Opferthiere
Zweimal zehn, so Küh' als Stiere,
Mich ein zartes Kälbchen nur,
Das, umgrünt von reichem Futter,
Kräftig, nach verlass'ner Mutter,
Mir heranwächst auf der Flur.
An der Stirn' ist Luna's junge
Sichel nachgeahmt zu schau'n;
Schneeweiss, wo ein Mal es zeichnet,
Glänzet sonst es röthlichbraun.

An Melpomene.
IV, 3.

Wen du, als er ward geboren,
Einmal sah'st mit Weiheblick:
Nimmer ward er auserkoren
Für des Isthmos Siegerglück;

Nimmer auf Achäerwagen
Werden in des Kampfes Bahn
Sturmbeschwingte Ross' ihn tragen,
Elis' Palme zu empfah'n;

Nie auch zieht mit laubgeschmückter
Stirn zum Kapitol den Pfad
Er als Held, weil stolzberückter
Kön'ge Trotz er niedertrat.

Aber Tibur's Wellenklänge,
Seiner Haine Dämmerung,
Leih'n durch Aeolergesänge
Ihm — des Ruf's Verherrlichung!

Schon hat Roma's güt'ge Stimme
Mich den Sehern angereih't;
Und mit immer schwächerm Grimme
Nagt an mir der gift'ge Neid.

O, die gold'nem Saitenspiele
Wecket Harmonieenklang;
O, den Fischen, wenn's gefiele,
Leihen könnte Schwanensang:

Dass als Roma's Lautner Alle
Auf mich zeigen, — dies allein,
Göttin, und dass ich gefalle, —
Wenn ich ja gefall', — ist dein!

An Augustus.
IV, 5.

O Göttersposs! Schutzgeist dem Römerlande!
Warum so lange fern? durch welch Geschick?
Dem Väterrath gabst du dein Wort zum Pfande,
Früh' heimzukehren: o so komm zurück!
Gib wieder Licht dem Volk' im Gramgewande:
Denn hat ihm frühlingsgleich gelacht dein Blick,
Fliesst ihm der Tag dahin in höhrer Wonne,
Und reiner strahlet ihm der Glanz der Sonne.

Gleichwie den Sohn, — der, weil die Heimwärtsreise
Mit neid'schem Hauch des Südes Macht ihm wehrt,
Seit Jahresfrist schon fern vom trauten Kreise
Der Liebe weilt, vom süssen Heimathheerd, —
Wie ihn die Mutter ruft mit frommer Weise,
Und nie vom krummen Strand das Antlitz kehrt:
So auch, durchpocht von zärtlichem Verlangen,
Sucht, Cäsar, dich das Vaterland mit Bangen.

Denn sicher schweift der Stier nun durch die Auen;
Der Ceres Segen nährt die Flur auf's Neu;
Friedsel'ges Meer durchflieget ohne Grauen
Der Segler: vorwurfslos erscheint die Treu';
Entehrung fleckt nicht mehr den Ruf der Frauen,
Dies Laster floh vor Zucht und Ordnung scheu;
Die Mütter ehrt ein Spross, das Bild der Väter;
Die Strafe folget straks dem Frevelthäter.

Wen schreckt der Parther nun? der frost'ge Scythe?
Die Brut, die grass aufnährt Germania,
Da Cäsar lebt?! wer scheut, wie auch es wüthe
Im Schlachtenkampfe, nun Iberia?
Ein Jeder wirkt auf eig'nem Flurgebiete,
Vermählt dem Wittwerbaum die Reb' allda;
Froh kehrt zum Wein' er dann im Abendlichte,
Und ladet dich als Gott beim Schmauss der Früchte.

Ehrt dich mit Fleh'n, und stellt dich bei den Laren,
Des Opferweins dir sprengend, auf am Heerd:
Wie Graecia für Rettung aus Gefahren
Einst Herukules und Kastor dankbar ehrt'.
— Ach, mögst du lang' Hesperien bewahren
Die Segnungen! — wir rufen's, unbeschwert
Vom Wein, wann Sol uns weckt, wir rufen's trunken,
Wann er hinab zum Ocean gesunken.

ARCHIV

für

Philologie und Paedagogik.

Herausgegeben

von

M. *Johann Christian Jahn*

und

Prof. *Reinhold Klotz.*

Zehnter Band. Viertes Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1844.

Neue

JAHRBÜCHER

für

Philologie und Paedagogik,

oder

Kritische Bibliothek

für das

Schul- und Unterrichtswesen.



In Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten

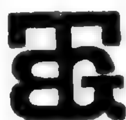
herausgegeben

von

M. *Johann Christian Jahn*

und

Prof. *Reinhold Klotz.*



Zehnter Supplementband. Viertes Heft.



Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1844.

Gregorae Philosophi Dialogus.

Graece.

ex Cod. Basil. F. VIII. 4.

(apud Haenel. Catal. Codd. MSS. p. 532.)

accuratissime descripsit et edidit

Albertus Jahnius,

Bernas Helvetius.

---

[1]) Τοῦ φιλοσόφου [2])νικηφόρου τοῦ Γρηγορᾶ διάλογοσ φλωρέντιος ἢ περὶ σοφίας. τὰ τοῦ διαλόγου πρόσωπα κριτόβουλος. φλωρέντιος. ξενοφάνησ. νικαγόρασ ξενοκράτησ: — [3]) (Fol. I, a.)

Πόθεν ἡμῖν ὁ καλὸς φλωρέντιος διὰ χρόνου καταίρει ἐσ τὸ τῶν κερκυραίων ἐπίνειον.

φλωρέντιος. τύχῃ ἀγαθῇ ὦ φίλε κριτόβουλε σαλαμινία καὶ πάραλος αἵ μάλιστα ἀθηναίων ταχυναυτοῦσαι τριήρεις, δεκαταίουσ ἡμᾶσ [4])ἀθήνηθεν ἥκουσιν ἄγουσαι πρέσβεις ἐσ τὴν τῶν κερκυραίων βουλὴν. ἀγγελοῦντασ ἅττα

---

1) Τοῦ φιλοσόφου — — ξενοκράτησ: —] Haec rubro colore scripta, ut interlocutorum nomina per totum dialogum.

2) νικηφόρου] Hoc rubris literis inscriptum nomini γρηγορᾶ atramento scripto. Supra lineam νικιφόρου a manu recentiore. Ante νικηφόρου rubris literis quaedam scripta, a K incipiunt, fortasse κυροῦ, quo etiam circumflexus supra lineam ruber ducit.

3) Post inscriptionem haec sunt scripta a manu Martini Crusii: „vide Niceph. Gregoram lib. 11. cap. 13. Historiae Byzant."

4) ἀθήνηθεν] Huc pertinent ista, in marg. a m. rec. atramento scripta: ἀθήνας ὀνομάζει τὸ βυζάντιον. νικαγόραν τὸν συγγραφέα καὶ πατέρα τοῦ διαλόγου. ξενοφάνην τὸν μοναχὸν βαρλαάμ. ξενοκράτην λατῖνον τινα ἐκ τῶν φρ[illegible] (sic) υἱὸν ναυτικοῦ τινὸς. μητρόδωρον τὸν μέγαν λογοθέτην τὸν μετοχέτην. κεκροπίδας τοὺς περὶ τὴν βασιλείαν ἀνδρονίκου τοῦ γηραίου βασιλέως. ἡρακλείδας τοὺς περὶ τὴν βασιλείαν ἀνδρονίκου τοῦ νέου βασιλέως. φλωρέντιον δὲ ἄνδρα τινα τῶν συμπαρόντων καὶ ἀκροωμένων ἐν τῇ διαλέξει [illegible] 9 : x (sic).

ἀκηκοὼς καὶ αὐτὸς, οὐκ ἂν, οἶμαι ἔχοισ ὅπως οὐχὶ θαυμάσαισ. κριτόβουλος. ἀλλ' ἄγε δὴ πρὸς φιλίου καθίσαι προθυμήθητι ξύν γε ἐμοὶ παρὰ τήνδε τὴν πρὸ τοῦ ἄστεος χλόην, ἥτις καὶ μει διῶσαν εἰπεῖν τὴν βαφὴν τῆς [1])χροιᾶς ὑπογρά φουσα, ῥαδίως [2]) τῶν παριόντων τὰσ ὄψεισ ἐφέλκεται: ἱκανὴ δὲ [3])καὶ ἡ τῶν δένδρων αὕτη σκιὰ, καὶ οἱ ἐπὶ ταυτησὶ τῆς λίμνης κάλαμοι τῷ ζε φύρῳ διαλεγόμενοι ὡς εἰπεῖν τοῖς λεπτοῖσ ἀπηχήμασι τῶν πρὸς ἀλλήλουσ ψόφων, ἡ δίω τὲ καταστῆσαι σοι ὄψιν καὶ ἀκοὴν. καὶ τὸν ἐκ τοῦ πλοῦ μόχθον ῥαδίως παρασκευάσαι ἀποτινάξασθαι. φλωρέντιος. εὖ λέγεις ὦ φίλε κριτόβουλε. κριτόβουλος. σὺ δ'εἰ βούλει φλω (Fol. 1, b.) ρέντιε σχολὴν ἄγων ἤδη, διήγησαί μοι ὅ τι βούλεται ἡ πρεσβεία δι' ἣν ἀφῖξαι ἐνταῦθα, καὶ ὅπως ἔχει τῶν ἀθηναίων ἡ πόλις τά τε πρὸς τοὺσ ἔξωθεν μεθ' ὅπλων ἀγῶνασ. καὶ αὖ πρὸς τοὺσ ἔνδον διὰ γλώττησ κατὰ τὸ εἰωθὸς μετὰ λόγου καὶ παιδείασ ἀεὶ γιγνομένουσ. συχνὸς γὰρ ἤδη χρόνος ἐξότου μαθεῖν ἡμῖν οὐ [4])γεγένηταί τι σαφὲσ ἐκεῖθεν, πλὴν ἢ ὅτι δυστυχοῦσιν ἀθῆναι, τῶν ἔξω χωρίων νοσούν των ἐπιεικῶς καὶ ὅσαι πόλεισ αὐτῇ ξυμμαχίδεσ εἰσί. φλωρέντιος. καὶ μάλαγε ὦ ἑταῖρε. οὕτω γὰρ ἀ σθενῶς ἔσχεν ἐκ πολλοῦ τὰ μέχρι τῆς ἀττικῆσ πάντα, ὥστ' οὐδ' ἐλπὶς σφίσιν ἐλλέλειπται, ἢ μόνη καθά πέρ τι σωτήριον φάρμακον ἐσ τὰσ τῶν κα μνόντων ἐπιχωριάζειν ἐθέλει ψυχὰς. πλὴν εἰ θεὸς διδόναι βούλοιτο δεξιὰν τοῖς πράγμασιν. ἐκ γὰρ μακεδονίας συνασπισμὸν ποιησά μενοι θετταλοί τε καὶ αἰτωλοὶ καὶ φθιῶται, συχνὰ τὴν ἑλλάδα κατατρέχουσι πάλαι πο λύν τινα χρόνον. κορίνθιοι δὲ καὶ τῶν πε λοποννησίων οἱ πλεῖστοι, δυσμενῶσ ἔχοντεσ. ἐκ πολλοῦ πρὸς ἀθηναίουσ, οὐδ' αὐτοί γε ἐν τούτοις τοῖς χρόνοις ἐθέλουσιν ἠρεμεῖν. ἀλλὰ τριήρεσι καὶ μονήρεσι παραπλέ οντεσ, πᾶσαν νέμονται τὴν ἀθηναίων συμμαχίδα παράλιον. καὶ συχνὰσ τὰσ ἀπο βάσεις ἐκεῖθεν ποιοῦνται. καὶ πολλὴν[5])

---

1) χροιᾶς] ς pene erasum.
2) τῶν] ω pene, ν totum erasum.
3) καὶ] Sup. lin. a manu 1, ut videtur.
4) γεγένηται] γε sup. lin. a m. rec. ut videtur.
5) Sequentia sex folia, in codice male transposita, numeros habent 104. 105. 106. 107. 108. 109. quae ego in suum ordinem, numeris non mutatis, redegi. Recte M. Crusius h. l. in marg.: „vide infra 104."

ἀδεῶς περιίασι τὴν μεσόγειαν ἐπὶ συχνὰς (Fol. 104, a.)
τὰσ ἡμέρασ προσμένοντεσ. καὶ νῦν πλὴν πο
λιχνίων ὀλίγων, ἔρημά τε καὶ ἀτριβῆ πεποιή
κεσαν ἅπαντα. ἐκ δελφῶν ἀρξάμενοι μέχρι κιθαι
ρῶνος καὶ ὅσα ἐσ μέγαρα καὶ ἀλίαρτον ἥκει. ἐ
κεῖθεν δ' αὖ ἐξ ἐρετρίασ καὶ χαλκίδος τὸν ἔκπλουν
ποιούμενοι καὶ οἱ εὐβοεῖς, πᾶσαν ἀεὶ καὶ αὐτοὶ
περιπλέουσι τὴν ἀττικὴν μηδενὸσ φειδόμενοι
θράσους, ὡς νῦν μήτ' αὐλίδα μήτ' ὀρωπὸν ἐπὶ τῶν
θεμελίων ἑςάναι τῶν ἑαυτῶν. πόλεις συμμα
χίδας ἀθηναίων ἐκ παλαιοῦ. καὶ μέγα ὄφελος
αὐτοῖς γιγνομένασ. ἐφθάρθαι γὰρ αὐτὰσ ταῖς
συνεχέσι τῶν εὐβοέων ἐκδρομαῖς. οὐ μόνον δὲ
ἀλλὰ καὶ ῥαμνούσιοι καὶ μαραθώνιοι δέει τοῦ
μὴ ἁλῶναι, τὰ τείχη καθελόντεσ, ᾤχοντο με
τοικήσαντεσ εἰς ἀθήνασ. καὶ νῦν ἐςὶ τὸ μέγα
μνημεῖον τῶν περσικῶν παθημάτων ἡ μα
ραθὼν δάκρυα προκαλουμένη τῶν παριόν
των. μουνυχία δὲ καὶ σούνιον ἄκρον, ὁρμητήρια
ταῦτα τοῖς εὐβοεῦσιν ἀσφαλῆ καθεςᾶσιν,
ἀφ' ὧν ἐξιόντεσ ἄχρι καὶ ἐς τὴν τῆς ἀττικῆς
μεσόγειαν, τραγικῶν συμφορῶν ἐκτελοῦσι δι
αύλουσ. ὡς οὐδ' εἰ πώποτε ἦν οἰκουμένη ῥάδιον
εὖναι διαγινώσκειν εἴ τινεσ εἶεν ἐξ ἀλλοδαπῆς
ἀθήναζε ἀφικνούμενοι. καὶ [1]) ἐπὶ τούτοις ἐπίδοξοι.
τοῖς ἀθηναίοις νύκτωρ καὶ μεθημέραν εἰσὶν [2]) πᾶσαν
[3]) ὁπόση ςρατεύσιμος εἴη παρ' αὐτοῖς [4]) ἡλικία συναγαγόντες, εἰσβαλεῖν
καὶ ἐσ τὸν πειραιᾶ καὶ αὐτὰ περιςρατοπεδεύειν (Fol. 104, b.)
τὰ τείχη τῶν ἀθηναίων. ὅθεν μεςαὶ μὲν ἀγυιαί.
μεςαὶ δὲ πλατεῖαι τῶν ἀθηνῶν πλήθουσ ἀγροικι
κοῦ. μεστὰ δ' ὅσα κενὰ τῶν ἐντὸσ τείχουσ ἐτύγχανε
πρότερον. οὕτω συχναῖσ καὶ ποικίλαις ταῖσ συμφο
ραῖς ἡ τῆς ἑλλάδος περιαντλεῖται μητρόπολις. διὰ δὴ
ταῦτα καὶ πρέσβεις ἡμᾶσ τήμερον κερκυραίοισ περὶ
βοηθείασ ἀπεςάλκασιν ἀθηναῖοι. τῶν τε ἄλλων ἀνα
μνήσοντασ, καὶ ὅσησ πάλαι τῆσ ὠφελείασ ἐκεῖθεν
ἀπολελαύκεσαν, ὁπότε κορινθίων ἡ ναυτικὴ δύ
ναμις πολλὴ κατὰ κερκυραίων ἔρρει. καὶ μάλα ἄμαχος
σφίσιν ἐδόκει. καὶ τὴν αὐτῶν [5]) ἔθραττε διάνοιαν. καὶ ὅτι
διὰ τὸ ἐκκεκροῦσθαι τότε κορινθίουσ τῆσ κατὰ κερ
κυραίων νίκησ, καὶ ἀνατετράφθαι κατ' αὐτῶν

---

1) ἐπὶ] Accentum m. rec. add.
2) πᾶσαν] In rasura, a m. rec.
3) ὁπόση — εἰσβαλεῖν] Haec omnia a m. rec.
4) ἡλικία] L. ἡλικίαν.
5) ἔθραττε] ͞α͞τ͞τ͞ε a m. rec. in ras.

τὰ τῆσ ἥττησ, ἀχθεσθῆναί τε ἀθηναίοισ καὶ ἀπελ
θόντας ἐκπολεμῶσαι κατὰ σφῶν λακεδαιμονίουσ.
ἀφ᾽ ὧν ὥςπερ ῥίζης τινὸς ἀρξάμενα τὰ δεινὰ, πολύ
χουν ἐβλάςησε τὸ γεώργιον. καὶ πολλοῦ τοῦ καπνοῦ
τὴν ἑλλάδα ἐμπέπληκε. χρεὼν οὖν εἶναι κερ
κυραίουσ ὥςπερ εὐτυχοῦσιν ἀθηναίοισ ἐχρῶντο
φίλοις, οὕτω καὶ νῦν κακῶς πράττουσιν: [1])ἄνθρωποσ μὲν
γὰρ οὐρανοῦ τε καὶ γῆσ ἐπόπτησ ἐςί. τῶν δ᾽ ἀνθρωπίνων ἔρ
γων ἐπόπται, γῆ τε καὶ οὐρανός. οὐ τοίνυν ἀγνωμοσύ
νης ἐπόπτασ καὶ μάρτυρασ οὐρανόν τε καὶ γῆν αὐτοὺσ
ἐθελῆσαι κτήσασθαι χρή. ἵνα μὴ μόνον τουτονὶ
κακίας ἀρχηγὸν διὰ πάσης γράψαντεσ γῆς,
(Fol. 105, a.) αὐτήκοοι γένωνται φήμησ οὐ μάλα τοι σφόδρα
χρηςῆς. κριτόβουλος φεῦ ὡς πολλῆς μου καὶ βαρείας
τῆς λύπης ἐμπέπληκασ τὴν ψυχὴν ὦ φίλε φλω
ρέντιε μεγάλων δακρύων ἄξια διεξελθὼν, εἰ
πόλις οὕτω μεγάλη καὶ [2])περιβόητος διὰ πάσησ ἐλη
λυθυῖα τῆσ οἰκουμένησ τῆ φήμη ἐπί τε σοφία καὶ
ὅπλοις, καὶ οὕτω θαλαττοκρατήσασα διὰ μακρῶν
τῶν χρόνων, ἔπειτα νῦν δυστυχεῖ. γῆσ καὶ θαλάττησ
ἀποκλεισθεῖσα. καὶ πάσησ δυνάμεως ναυτικῆσ τε
καὶ ἠπειρωτίδοσ ἄμοιρος οὕτως ἄρδην εἰπεῖν κα
ταςᾶσα. ἀλλά μοι ὦ ἑταῖρε διήγησαι καὶ περὶ τῆσ
ἐσ λόγουσ καὶ σοφίαν σχολῆσ καὶ διατριβῆσ, μῶν
ἀσθενῶσ κἀν τούτοισ ἡ πόλις ἔχει, ἢ ἔρρωται πρός γε
τὸ μέροσ τουτί. καὶ φωνήεντα πάλιν τὰ θέατρα.
καὶ ὁ σεμνὸσ περίπατος ἀνθεῖ. καὶ πανηγυρίζει
ςοά. καὶ τελεσιουργοὶ καθεςήκασι παναθηναίων
πενταετηρικαὶ περίοδοι. καὶ ἀνέωγε δικαςή
ρια καὶ περιπολοῦσιν ἀγορανόμοι τὰσ ἀγοράσ.
φλωρέντιος πρὸ ἐτῶν οὐ μάλα συχνῶν ὦ φίλε
[3])κριτόβουλε ἀπανθήσαντα καὶ οἷον εἰπεῖν νεκρω
θέντα, νῦν πάλιν ἀνθεῖ καὶ ἀναβιώσκει, καὶ ὑ
πισχνεῖται τὰ βελτίω, ἢν μή τι τῶν ἔξωθεν ἀνι
αρῶν προσπεσὸν καθάπέρ τι ῥόθιον ἐξ ἀντιπνοίας
τινὸς ἐγερθὲν, κλονήση καὶ συνταράξη τὸν δρόμον
ἐκεῖνον καὶ μεταςήση πρὸσ τοὐναντίον. κριτόβουλος
ἐβουλόμην ὦ ἑταῖρε πυθέσθαι σαφέςερον, τί
(Fol. 105, b) νά μοι λέγεις τὴν τῶν λόγων νέκρωσιν καὶ πα
ρευδοκίμησιν. καὶ αὖ τίνα τὴν ἀναβίωσιν. οὐ γὰρ
ἔχω ξυνιέναι ῥαδίως τῶν οὑτωσί πωσ ἐν κεφα
λαίω σοί γε λεχθέντων. εἰ οὖν σοι καὶ ἡμῶν μέλει
μὴ ἄχθεσθαι, ἀναλαβὼν αὖθις λεπτοτέραν ἡμῖν

---

1) ἄνθρωπος μὲν —] Ad haec margo ὡρ i. e. ὡραῖον.
2) περιβόητος] περι a m. rec. in ras.
3) κριτόβουλε] A m. rec. in ras.

τὴν τούτων προτίθει διήγησιν: φλωρέντιος οἶσθα τὴν πρὸ μακρῶν ἤδη γενομένην ἐνιαυτῶν ἐν ἀθήναισ σύγχυσιν τῆσ πολιτείασ καὶ τὸν τῶν φυλῶν κυκεῶνά τε καὶ θόρυβον ἐκεῖνον, καὶ ὅπωσ ἐςασίασαν κα τ' ἀλλήλων κεκροπίδαι καὶ ἡρακλεῖδαι κατὰ τὰσ ἀρχαιρεσίασ. καὶ ὅπωσ μετά τινα χρόνον ἡττήθησαν κεκροπίδαι; κριτόβουλος οἶδα ὦ φίλε φλωρέντιε. καὶ γὰρ τῆσ πατρίδος ἐκπλεύσασ ἱςορίασ ἕνεκα, ἔτυχον τότε διατρίβων ἐν πάτραις ταῖσ παλαιαῖσ, ὁπότε τὴν τῶν φυλῶν καὶ φυλάρχων ἔριν εἰσ φῶσ ἐν ἀθή ναις καὶ γένεσιν ἄρτι ξυνέβαινε γίνεσθαι. μετὰ δὲ τὰσ ἀρκτούρου ἐπιτολὰσ, ἄρασ ἐκεῖθεν κατέ πλευσα ἐσ λεχαῖον ὀλυμπιάδοσ ἤδη πεντεκαι δεκάτησ ἀρχομένης καὶ ἑκατοςῆσ. ἔνθα δὴ καὶ συχνόν τινα χρόνον ἐνδιατέτριφα. ἔαρος δ' ἀρ χομένου καὶ τῶν κορινθίων ἤδη τοὺσ ἰσθμικοὺσ δι- ατιθεμένων ἀγῶνασ, ἔδοξεν οὐ πόρρω κἀμοὶ τὰσ διατριβὰσ, ποιουμένῳ, παρελθόντι θεά σασθαι. καὶ παλαιὰν ἀκοὴν ἐπὶ καιροῦ νῦν ἀφοσι ώσασθαι. καὶ παρελθὼν, τούσ τε ἀγῶνασ ἐθεασάμην. καὶ τὴν φήμην ἐκείνην τῆς ἔριδος ὅτι βούλεται σαφέςερον ἐκεῖ μαθεῖν ἐξεγένετό μοι. πολλῶν (Fol. 106, a.) πολλαχόθεν ἐκεῖσε συρρεόντων καὶ σπου δὴν οὐ πάνυτοι ἐρραθυμημένην ποιούντων, τῶν μὲν, λέγειν ἡδέωσ τάγε τοιαῦτα. τῶν δ' ἀκούειν ἥδυτερον. καὶ ἐπεὶ δυοῖν τῶν ἡγεμο νικωτέρων οὐσῶν αἰσθήσεων ὄψεως καὶ ἀκο ῆσ, ἡ μὲν ἀκοὴ μείζων μὲν καὶ πλατυτέραν ἔχει τὴν χώραν ἔσ γε τὸ δύνασθαι τῇ ψυχῇ συγκομίζειν τά τ' ἐόντα τά τ' ἐσσόμενα πρό τ' ἐόντα, ἀμβλυ τέραν δὲ πρὸς ἀντίληψιν, ἡ δ' ὄψισ τῶν παρόντων μόνων ἀντιληπτικὴ τυγχάνουσα, ὅμως δραςικω τέραν τὴν τῶν αἰσθητῶν ποιεῖται ἀντίληψιν, οὐχ ἱ κανὸν ἡγησάμην [1]) μὴ ἐπιθεῖναι τῇ ἀκοῇ καὶ τὴν ὄψιν. ὅθεν καὶ τὸν ἰσθμὸν διαβὰσ, ἄσμενος ἀφικόμην ἀθήναζε. καὶ οἰόμενος ἢ δεκα φύλουσ εὑρεῖν ἀθηναίουσ κατὰ τὴν ἀρχαίαν τοῦ θησέωσ πολιτείαν ἐκείνην, ἢ τό γε δεύτερον τε τραφύλουσ κατὰ τὴν τοῦ κλεισθένουσ, ἐγὼ δὲ μόλις ἐσ δύο μεριζομένοις ἐνέτυχον τὰσ φυ λάσ. ἡγοῦμαι δ' [2]) ἀφοῦ πελοποννήσιοι κρατήσαντεσ ἀθηναίων τοὺσ τριάκοντα σφίσιν ἐπέςησαν καὶ πᾶσαν ἐκείνην τὴν πολιτείαν ἀνατετρόφασιν,

1) μὴ] Sup. lin. a m. 1 ut videtur.
2) ἀφοῦ] L. ἀφ' οὗ.

οὐδ' ὀψὲ τοῦ χρόνου λοιπὸν ἐσ τὴν ἀρχαίαν ἐπα
νελθεῖν εὐκληρίαν τὰ ἀθηναίων πράγματα.
ἀλλ' οὖν ἐπειδήπερ ὅλον ἐνιαυτὸν ἐνταῦθα διή
γαγον, πάντα ἐμεμαθήκειν ἐσ τ' ἀκριβὲσ, τὰσ τῆσ
(Fol. 106, b.) ἔριδος ἀφορμάς. τὴν γένεσιν τὴν ἀκμὴν, καὶ
ὅσα τοῖς τοιούτοις ἐφόδια ἦν. ἐξ ὧν ὅπη προχω
ρήσει συνῆκα τὸ τέλος. καὶ ὡς ἐπικρατέϛερα ἔϛαι
τὰ τῶν ἡρακλειδῶν. προιὼν δὲ καὶ τ' ἄλλα τῆς πόλεως
πάντα κατεθεώμην ἑξῆσ. ὅπλα μὲν πανταχῆ. ἱερῶν
δὲ πλῆθος καὶ κάλλος λόγου δύναμιν ὑπερβαῖνον.
καὶ τῆδε μὲν τὴν περικλέουσ ἀθηνᾶν ἔργον φειδίου
πάνυ τοι μέγα καὶ θαυμαϛὸν. τῆδε δὲ τὰσ ἀγορὰσ καὶ
τὰ δικαϛήρια καὶ τὰ θέατρα. καὶ ἀγάλματα παντο
δαπά. ἔργα δαιδάλου. τὰ δὲ καὶ πραξιτέλουσ. καὶ
τῆδε μὲν τὰσ ἀγορὰσ ἀγορανόμοι διεῖπον. τῆδε
δὲ τοὺσ δικαϛικοὺσ πίνακασ προυτίθεσαν
δικασπόλοι. καὶ ἐθαύμασα διὰ ταῦτα τὴν πο
λιτείαν ἐκείνην. ὅπως τὸ ζωτικὸν αὐτῆσ ὁ χρόνος
οὐκ ἀφήρηται πνεῦμα. ἐνέτυχον δὲ τηνικαῦτα
καὶ νικαγόρα τῷ ἡρακλεώτη. ἀνδρὶ, πολυ
ειδῆ σοφίαν ἐξησκημένω. καὶ πρός γε ἔτι, οὗ
κλέος ἐπὶ σοφία τότε μέγιϛον, μητροδώρω
τῷ ἑρμοκράτουσ. ὧν τῆ ξυντυχία τοσοῦτό γε
ἥσθην, ὥϛε καὶ πάντων ἡδέων ἀεὶ διατελῶ
προτιθεὶσ ὁποίων καὶ ὅσων ἀπολελαύκειν
ἐσ πάντα τὸν βίον. μετὰ δὲ τροπὰσ θερινὰσ
ὁλκάδι περιτυχὼν ναυϛολούση πρὸσ τὴν πε
λοποννησίαν· ἐπίδαυρον, δι' αὐτῆσ ἤδη καὶ τῆσ τῶν
ἐπιδαυρίων ἐπιμιξίασ ἀπολελαύκειν. ἐ
κεῖθεν πεζῆ τὴν λακωνικὴν περιελθὼν καὶ
(Fol. 107, a.) διαβὰσ καὶ ἱϛορήσας ὅσα ἐν μέσω, ἔμελλον ἀφι
κνεῖσθαι καὶ ὀλυμπιάζε. ἀλλὰ διέκοψεν ἡμῶν [1]) τὸν δρόμον
ὁ τηνικαῦτα τῶν ἠλείων πρὸς ἀρκάδασ πόλεμος.
οἱ γὰρ ἠλεῖοι τέγεαν πόλιν ἀρκαδικὴν περιϛρατο
πεδεύσαντεσ, ἐπολιόρκουν. καὶ ἦν ἐντεῦθεν οὐ μι
κρὸσ ἐν ἐκείνοις τοῖς τόποις ὁ θόρυβος. τῶν ἀϛυ
γειτόνων καὶ περιοίκων ταλαντευομένων ταῖς
γνώμαις τῆδε κἀκεῖσε. καὶ νῦν μὲν τούτων, νῦν
δ' ἐκείνων, φρουραῖς καὶ ἡμεροσκόποις τὰ ἔ
νεδρα καὶ τὰσ παρόδουσ κατέχειν ἐπειγομένων. ὅθεν
ἐν δεξιᾶ καταλιπὼν ἀλφειὸν ἀφικόμην ἐσ
πύλον πόλιν τῶν μεσηνίων παράλιον. καὶ ἐφε
ξῆς βραχὺ τῆ λευκτρικῆ ὁμιλήσασ ἔνθα ὁ θηβαῖος
ἐπαμεινώνδασ τὴν τῆσ σπάρτησ πᾶσαν ἔκειρεν

1) τὸν δρόμον] A m. rec.

ὁπλιτικὴν ἀκμὴν, διήειν ἐξ ἑτέρων ἕτερα περι
σκοπῶν. καὶ τὸ θέρος ἐν τούτοισ ἐτελεύτα. φθινο
πώρου δ' ἱςαμένου ἐκπλεύσασ ἐκεῖθεν, ἑβδο
μαῖος οἴκαδε ἀφικόμην. καὶ ὧν μὲν αὐτόπτησ
αὐτὸσ ἐγενόμην ἀθήνησιν ἐπιδεδημηκὼσ, ταῦ
τ' ἐςίν. [1])ἐπεὶ δ' ὁ μεταξὺ χρόνος πολλὴν τῆσ πολι
τείασ ἐκείνησ αὖθις πεποίηκε τὴν μεταβολήν,
ἐθέλω πυθέσθαι περὶ τοῖν σοφοῖν [2])ἐκείνοιν ἀν
δροῖν, ὅπώς ποτ' ἐν τούτοις ἔσχε τὰ κατ' ἐκείνουσ.
ἀεὶ γὰρ ἐξαρτᾶταί μου τῆσ μνήμησ ὁ ἐκείνων πόθοσ
καθάπερ γλώττησ ἐξαρτᾶται γλυκύτησ ἐπει
δάν τις γεύσηται μέλιτοσ. εἰ οὖν σοι ἀταλαίπωρον
εἴη, λέγοισ ἄν μοι ὦ βέλτιςε φλωρέντιε (Fol. 107,b.)
μάλα μᾶλλον ἐφιεμένω σοῦ γε τοιαῦτα διε
ξιόντοσ ἀκούειν, ἢ κροίσου τοῦ λυδοῦ μοι χρυσὸν
πολὺν προτιθέντος ὁρᾶν· φ λ ω ρ έ ν τ ι ο ς μητρόδωρος
μὲν ἐκεῖνος ὁ περιττὸσ τὴν σοφίαν ὦ φίλε κρι
τόβουλε, ἐπειδὴ τὰ τῆσ ἡγεμονίας ἐσ ἡρακλείδασ [3])μετα
κεκύβευται, δεδήμευται μὲν τὴν οὐσίαν πάνυ τοι
πλείςην οὖσαν. [4])αὐτός δ' ἐπὶ δυοῖν ἐξοςρακίζεται
τοῖν ἐνιαυτοῖν. ἔπειτα ἐπανελθὼν οἴκαδε καὶ
μικρὸν ἐπιβιοὺσ, ἐτελεύτησε, νόσοις βαρείαισ
τὸ σῶμα δαπανηθεὶσ. κ ρ ι τ ό β ο υ λ ο ς φεῦ. οἵαν μοι τὴν
ὀδύνην ἐν τοῖσ σπλάγχνοισ αὐτὸσ ἐξεπύρσευσασ.
οἷον μουσῶν ἑλικῶνα λέγεισ ἀπολωλέναι. περὶ
δὲ νικαγόρου τοῦ ἡρακλεώτου τί φής. μὴ καὶ αὐ
τὸσ ἐκείνου παραπολελαύκει τοῦ κλύδωνοσ;
φ λ ω ρ έ ν τ ι ο ς καὶ πῶσ γὰρ οὔ. πολλῆσ μὲν τῆσ τῶν κε
κροπιδῶν ἀπολαύων εὐμενείασ καὶ αὐτὸσ πρό
τερον, πολὺσ δὲ καὶ αὐτὸσ ἐκείνοις προσκείμενοσ
δεδήμευται μὲν οὖν καὶ αὐτὸσ τὴν οὐσίαν. οὐκ ἐξω
ςράκιςαι δὲ. μετριωτέρασ τῆσ τιμωρίασ αὐτῶ
καταψηφισθείσησ, τῶ γε μὴ ἐθέλειν τοῖσ πολι
τικοῖσ ὅπώς ποτε ἐνέχεσθαι πράγμασιν. ἀλλ' αἰ
εὶ τῆσ ἡσυχίασ εἶναι μάλα ἐραςὴσ. ἔνθέν
τοι καὶ αὐτὸσ ἔκ τε τῆς τῶν πραγμάτων μεταβο
λῆσ ἔκ τε τῆσ τῶν φίλων ἀποβολῆσ πλείςην
ἐν ἑαυτῶ τὴν λύπην ἀθροίσασ, αἱρεσιώτασ (Fol. 108,a.)
μὲν ἐκείνουσ καὶ φοιτητὰσ ἅπαντασ χαίρειν
εἰπὼν, ἐσ ἑκούσιον τοῦ λοιποῦ τὴν γλῶτταν κα
θῆκε δεσμὸν. νῦν ἐμοὶ φήσασ ἀνάγκη σιγᾶν, ὅτ'
ἀωρία μακρὰ τοῦ λέγειν ἐπιπολάζει καὶ ταχ' ἂν

1) ἐ π ε ὶ] M. rec. male ἐπεί.
2) ἐ κ ε ί ν ο ι ν] οι m. 2 sup. li.; m. 1 η.
3) μ ε τ α] M. 1. μετὰ: accentum m. 2 delevit.
4) α ὐ τ ό ς] L. αὐτὸς —.

ἐσ τέλος τὸν τοιοῦτον ἐτήρει τρόπον, εἰ μή τι καινό
τερον παρ' ἐλπίδα προσπεσὸν, τοὺσ ἡρακλείδασ
ἠνάγκασε, τοῦτον ἐσ τὰσ συνήθεις αὖθις ἀκαδημίας
καὶ περιπάτουσ καλεῖν καὶ μὴ πάνυ τοι θέλοντα: κριτόβουλος
[1])προςφιλίου φίλε φλωρέντιε μή με τῆσ λαμπρᾶσ
ταύτης ἀποβουκολήσησ ἐλπίδος. ἀλλὰ πάντα
μοι προθυμήθητι καθ' ἕκαςα ἀφηγήσασθαι. ἐθέλω
γάρ τί δήποτέ ἐςι πυθέσθαι τουτὶ τὸ [2])παρ'
ἐλπίδα καινότερον προςπεσὸν, ὃ καὶ
τὴν ἀνάγκην εἰσήνεγκε τοῖσ ἡρακλείδαισ
ζητῆσαι τὸν νικαγόραν, καὶ πεῖσαι τὴν σιωπὴν
ἀποσεισάμενον, ἐσ ἀκαδημίαν καὶ περιπάτουσ
αὖθις ἐπανιέναι: φλωρέντιος ἐκώμασέ τις ἐσ
τὴν ἑλλάδα ξενοφάνησ ὁ θρασυμάχου πολλὴν
τὴν σοφίασ ἐπίδειξιν ποιήσειν ἐπαγγελλό
μενος. καὶ πρῶτα μὲν, ἐσ καλυδῶνα πόλιν τῶν
αἰτωλῶν ἐπεδήμησε. κἀκεῖθεν εἰσ ἑτέραν πόλιν
μεγάλην καὶ οὐδεμιᾶ τῶν πρωτείων παρα
χωροῦσαν ἐσ λόγουσ, ὁπόσαι ἐξ αἰτωλῶν ἀρξά
μεναι, μέχρι καὶ ἐσ λοκροὺσ τοὺσ ὀζόλασ διή
κουσιν: κριτόβουλος πόθεν δ' ὁρμώμενος οὗτοσ ἦν ὁ
ἀνὴρ. καὶ ποίασ πατρίδος καὶ γένουσ. φλωρέντιος οἶσθα
(Fol. 108,b.) ὦ φίλε κριτόβουλε κόλπον τινὰ ταραντίνων
λεγόμενον, ςενόν τε καὶ ἐσ πολὺ παρατείνοντα
μῆκος, καὶ πόλιν μεγάλην πρὸς τὸ ἀρκτῷον κέρασ
κειμένην αὐτοῦ λακεδαιμονίων ἄποικον;
κριτόβουλος εἰ μὲν ἄλλην τινὰ φὴς οὐκ οἶδα φλωρέν
τιε. εἰ δὲ τὴν μετὰ τὸν ἰόνιον κόλπον, καὶ μάλαγε
οἶδα. φλωρέντιος οὗτος τοίνυν ταραντίνων ὁ κόλποσ
ὦ φίλε κριτόβουλε, πρὸσ μὲν δύσιν καὶ ζέφυρον
ἄνεμον, ἀφίησι τὴν δευτέραν καλουμένην ἑ
λλάδα τὴν τῆς πυθαγόρου σοφίασ πάλαι αἱρεσι
ῶτιν. πρὸς δ' ἕω τὴν καλαβρῶν ἐπαρχίαν, ἥ τις
ἐν δεξιᾶ ἰόντι ἐσ ἄκραν ἰαπυγίαν τῷ ἰονίῳ ξυ
νάπτει πελάγει. ἐξ ἧσ καὶ ὁ σοφὸς ἐκεῖνοσ
ὥρμηται ξενοφάνησ. διαλέκτῳ γε μὴν κέ
χρηται, φύσει μὲν τῇ λατίνων καὶ ἰταλῶν, βε
βιασμένως δὲ καὶ τῇ γε ἑλλάδι ταύτῃ καὶ ἐγ
χωρίων ἡμῖν. κριτόβουλος τεράςιον τί μοι λέγειν
δοκεῖς ὦ φίλε φλωρέντιε. καὶ οὐκ ἔχω σοι πεί
θεσθαι ῥαδίωσ, ἐπιχωριάζειν ἐσ τούσδε τοὺσ
τόπουσ σοφίαν φάσκοντι. πολλαὶ γὰρ μεταβο
λαὶ τοὺς χώρουσ ἐκείνουσ εἰλήφεσαν. καὶ οὐδὲν

---

1) προςφιλίου] Leg. πρὸς φ.
2) παῤ | ἐ.] M. 1 πα | ῥέ —.

ἔτι ἴχνος ἐλλέλειπται μὴ ὅτι γε μούσησ ἑλλη
νικῆσ, ἀλλ' οὐδὲ διαλέκτου κοινῆσ, ὁ
ποία κεχρῆσθαι περιγίνεται καὶ τοῖς ἑλλήνων
ἀγρόταις καὶ σκαπανεῦσιν. ἢν δὲ βούλη, μα
κρὸν ἐγώ σοι ἐρῶ λόγον καὶ ἀληθῆ περί γε τῶν
τῆσ γῆς ἐκείνησ μεταβολῶν ὁποῖαι καὶ ὅσαι (Fol. 109, a.)
κατ' ἄλλουσ ἄλλαι καιροὺς ἐγένοντο: φλωρέντιος
καὶ πάνυ γε ἐθέλω κριτόβουλε εἰ κοῦφόν σοι εἴη
καὶ ἥκιςα ἐπαχθὲσ κριτόβουλος ἄκουε δή. ῥωμαῖοι
τῆς ἰταλίασ πάσησ πάλαι κρατήσαντεσ, καὶ ὅρια
τῆς οἰκείασ ἀρχῆς ποιησάμενοι, πρὸσ μὲν ἕω, νεά
πολιν καὶ τὰ μικρόν τι ἐπέκεινα, πρὸς δ' ἑσπέραν
μασσαλίαν τὲ καὶ τὰσ ὑπερβολὰσ τῶν ἄλπεων,
αἰσχρὸν ἡγοῦντο καὶ τῆς σφῶν αὐτῶν μεγαλοψυ
χίας σφόδρα ἀνάξιον ἂν μὴ καὶ τάραντα δουλω
σάμενοι, μέχρι καὶ ἐσ τὴν τοῦ ἰονίου κόλπου
θάλατταν ἐκτείνωσιν τὴν πᾶσαν αὐτῶν ἐπι
κράτειαν. διὰ δὴ τοῦτο καὶ πολεμεῖν ἐβουλεύ
σαντο ταραντίνοις. ἐπεὶ δὲ τηνικαῦτα μακε
δονίασ ἦν ἀρχηγὸσ πύρρος ὁ δημητρίου τοῦ
πολιορκητοῦ διάδοχος, ἀνὴρ φύσει δεξιὸσ
καὶ δραςήριος καὶ τὰ πολέμια κράτιςος, καὶ
γέμων ἀθλητικῆσ ὁρμῆσ, ὁποίαν καὶ οἱ τῆσ
ἀλεξάνδρου παλαίςρας ἐκτήσαντο ἐσ τὰ μά
λιςα, πρεσβεύονται πρὸσ αὐτὸν οἱ ἐκ τάραντοσ.
σύμμαχον ἅμα καὶ ἀρχηγὸν αἱρούμενοι. ὁ δὲ τὴν
τῆσ ὅλησ ἰταλίασ εὐθὺς ὀνειροπολήσασ ἀρχὴν.
καὶ καιρὸν ἔχειν ἤδη ταύτη νομίσασ ἐπι
θέσθαι, [1]) μάλλα ἄσμενος τὴν πρεσβείαν ἐδέ
ξατο. καὶ εὐθὺς πολλὴν ἐκ μακεδονίασ διε
βίβαζε δύναμιν ὁπλιτικὴν διὰ τοῦ ἰονίου
ἐσ τὴν τάραντος ἐπαρχίαν. καὶ πρὸς τούτοις ἐ (Fol. 109, b.)
λέφαντας αἰγυπτίουσ ὁποίουσ καὶ ὅσούσ αὐτῷ δη
μήτριος καὶ ἀντίγονος ἐκ διαδοχῆσ παρέπεμψαν.
ἀλλ' ἵνα μὴ διατρίβωμεν, πύρρος ἐκεῖνος μετὰ
πολλῆσ τῆσ δυνάμεως ῥωμαίοις καὶ ἅπαξ καὶ
δὶς πολέμω ξυκβεβληκώς, ἐνενικήκει μὲν.
ἀπηγορεύκει δὲ. καὶ ἐσ τρίτην ἰέναι πεῖραν [2])οὐκ
ἐθάρρησε. διὰ τὸ ῥωμαίουσ μὲν ὥςπερ ἐξ ἀ
φθόνου πηγῆσ προσθήκην ἀεὶ ποιεῖσθαι τῷ
οὐκείω ςρατοπέδω μείζω τῶν ἀπολλυμένων.
αὐτὸν δὲ πόρρω μακεδονίασ ὄντα, τοῦτο μὴ
δύνασθαι. ταῦτ' ἄρα καὶ ῥωμαίοις μὲν δεξιὰν

1) μάλλα] M. rec. μάλα.
2) οὐκ] K a m. 1. initio sequentis lineae positum, m. 2. del. et hic adscripsit.

πεπομφὼσ, ταραντίνουσ δὲ χαίρειν εἰπὼν, ᾤχετο ἐσ μακεδονίαν αὖθισ μετὰ τῶν ἐκ μακε. δονίασ ὅπλων. καὶ οὕτω ῥωμαίοισ ὑποχείριοι [1]) ταραντῖνοι καὶ ἄκοντες ἤδη γεγένηνται. καὶ ἅμα ὅρια τῆσ ῥωμαίων ἡγεμονίασ ὁ ἰόνιος κόλποσ. τοσούτων γε μὴν περιϛάντων ταράντίνουσ θορύβων καὶ ϛρατοπέδων, νῦν μὲν ἐκ μακε δονίασ νῦν δ᾽ ἐξ ἰταλίασ, τά τε χρήματα ἐπιλέ λοιπε. καὶ οὔτε καλαβροῖς οὔτε θουρίοις εἶδοσ οὐδὲν ἔτι ἐλλέλειπται οὔτε σοφίασ οὔθ᾽ ὅπλων ἐπισκευῆσ. ἔπειτα οὐ πολλῶν μεταξὺ διαγενο μένων ἐνιαυτῶν, [2]) ἀννίβασ ὁ καρχηδόνιος. ὁ ἀμίλκου μὲν υἱὸς ἀσδρούβα δ᾽ αὐτάδελφος, τὰς ἡρακλείουσ διαπεραιωσάμενος ϛήλασ,
(Fol. 2, a.) καὶ τὴν κάτω ἰβηρίαν ἅπασαν δουλω σάμενος, ἐπεὶ καὶ τὴν τῶν ἄλπεων διαβὰσ δυσχέρειαν, νῦν μὲν αὐτὴν κατατρέχων ἐπόρθει τὲ καὶ ἔφλεγε τὴν ἰταλίαν, νῦν δὲ ῥωμαίοις πολέμῳ συμβάλλων εὐρώϛως κατετροποῦτο καὶ πρὸς τοὺς ἐσχάτουσ ἤλαυνε τὴν ῥώμην κιν δύνουσ, τότε δὴ τότε καὶ τάραντα εἷλε δόλῳ πα ρελθὼν. φυγάδων τινῶν καὶ νομάδων παρορμησάντων εἰς τοὔργον. καὶ καθάπερ κῦμα σφοδρὸν ἐξαίφνης δραμὸν, τάραν τά τε ἐπέκλυσε. καὶ τοὺσ περιοίκουσ κα λαβροὺς λείψανα εἶναι κατέλιπε συμφορῶν. καὶ μνημεῖα δυστυχημάτων. καὶ πρὶν ὅλον [3]) ἐξήκειν ἐνιαυτὸν ϛρατηγὸς αὐτοκράτωρ σκηπίων αὖθις ἐκ ῥωμαίων κεχειροτό νηται. καὶ τὸν ἀννιβικὸν ἀνεδέξατο πόλεμον. πολυτροπώτατος ἀνὴρ. καὶ συνέσει καὶ ἐμπειρίᾳ πολεμικῇ πάντων τῶν τότε προύχων. ὃς δὴ καὶ ταῖς τῶν ἔργων ἐπιβολαῖς μάλα σφοδρῶσ τὴν ἀννίβου συνέτριψε διάνοιαν. ἡ γὰρ τοῦ ἀνδρὸσ ὀξύτησ διὰ τῶν λογισμῶν ἐκείνου δραμοῦσα, ναρκᾶν ἐπεπράχει τὴν χεῖρα. καὶ τὸ πολέμιον ἐκεῖνο τῆς ἰταλίασ πῦρ, ἐσ τὴν ἀννίβου πατρίδα τὴν τῆσ ἀφρικῆς μητρόπολιν
(Fol. 2, b.) καρχηδόνα τάχιϛα περιέτρεψε. καὶ πάλιν ῥωμαίοις ὑποχείριον τάραντα ξυνεπεπτώκει γενέσθαι. καὶ ἐσ κακῶν πάλιν περιενεχθῆναι τοὺς περιοίκουσ ἐσχατιὰσ: φλωρέντιος σύ δ᾽

---

1) ταραντῖνοι] M. 2. add.
2) ἀννίβασ] Posterius ν m. d. sup. li. add.
3) ἐξήκειν] N. m. rec. sup. lin. inseruit.

ὦ φίλε κριτόβουλε μικρὸν ἐπισχὼν τὴν δι ήγησιν, διαποροῦντί μοι φράσον. τίνα τουτονὶ φὴς τὸν σκηπίωνα. πολλοὶ γὰρ ἐκ ῥώμης σκη πίωνεσ πάλαι ἐβλάςησαν. κ ρ ι τ ό β ο υ λ ο ς τὸν πο πλίου υἱέα φλωρέντιε τὸν καὶ ἀφρικανὸν ἐν ὑςέροις ἐπικληθέντα. φ λ ω ρ έ ν τ ι ο ς πῶς φὴσ. ἀπορίαν γὰρ ἔμοιγε περιήγαγεσ αὖθις ἑτέραν. ῥωμαῖος γὰρ ὢν ὁ σκηπίων, πόθεν ἀφρικανὸσ ἐπωνόμαςαι. κ ρ ι τ ό β ο υ λ ο ς οὐδὲν τοῦτο καινὸν ὦ φίλε φλωρέντιε. ὅτε γὰρ ὑπὸ ῥωμαίοισ ξυνέρρει τὰ πράγματα καὶ τὸ τῆσ ῥώμησ ὄνομα καὶ αὐτῶν εἰπεῖν τῶν οὐρανίων ἔψαυσεν ἀψίδων, ἐπειδὴ καὶ ὕπατοι τούτων καὶ αὐτοκράτορεσ ςρατηγοὶ, οἱ μὲν λιβύην καὶ ἀφρικὴν. οἱ δὲ γα λατίαν καὶ κελτικὴν ὑπηγάγοντο, οὐκέτι λοιπὸν σκηπίωνεσ καὶ βροῦτοι καὶ κάτωνες καὶ τάγε τοιαῦτα ἀκούειν ἐβούλοντο μᾶλλον ἢ κελτικοὶ τινεσ καὶ γαλατικοὶ καὶ ἀφρικανοὶ καὶ λιβυκοὶ. τὴν ἀπὸ τῆς ἀρετῆσ μᾶλλον τιμῶντες προσηγορίαν ἢ τὴν ὡς ἔτυχεν ἔχουσαν. καὶ ἦν τοῦτο πάνυ τοι δί καιον ἀμφοτέροις τοῖς τε ἀκούουσι τοῖς τε λα λοῦσι. καὶ τιμῆς τῆς ἱκανῆς ἀφοσίωσις καὶ ἢ δισχιλίουσ. ἔνθα συχνὸν περιμείνασ χρόνον, (Fol. 3, a.) ἐναργέστερα ἐσ τὸν τῆσ ἑλλάδοσ ἧκε φωνῆσ ἐ θισμὸν ὥςπερ δὲ τοῖς ἀσυνήθωσ ἔχουσι πρὸσ οἴνου πόσιν, ἐπειδὰν καὶ βραχέος αὐτοῦ γε μετάσχωσιν ἕπεται μεθύειν εὐθὺσ καὶ κορυβαντιᾶν καὶ μὴ τὰ ὄντα κατὰ φύσιν ὁρᾶν, ἀλλ' ἀνθ' ἑτέρων ἕτερα οἴεσθαι, κυματουμένης τῆς ὄψεως ὑπὸ τῆσ περὶ τὸν ἐγκέ φαλον ὑγρότητοσ, καὶ οἱονεὶ κολυμβώσησ ἐσ τὰ φαινόμενα πλημμελῶσ, οὕτω κἀκεῖνοσ διὰ τὴν τῆσ ἑλλάδος φωνῆσ μετάληψιν ἀναβὰσ εἰς ὀφρὺν, μέγαν μὲν ἑαυτὸν εἶναι ἐνόμισε καὶ σοφίασ ἁπάσησ ἐγκύμονα. τοὺσ δ' ἄλλουσ ὥςπερ ἀπὸ σκο πιᾶσ ἦν καθορῶν, εἰς φαῦλον τινὰ καὶ κάτω βίον καλινδουμένους. ἐπεὶ δὲ καὶ τὴν τῆσ σοφίασ ἁπάσησ μητρόπολιν, τὰς ἀθήνασ, ἀσθενῶσ τηνικαῦτα διακεῖσθαι περὶ τοὺσ λόγουσ ἀκήκοε διὰ τὸ συμβὰν περί τε μητρόδωρον καὶ νικαγόραν δυστύχημα. καὶ τὴν ὅπως ποτε κατασχοῦσαν αὐτοὺσ σιωπὴν, μᾶλλον ἐμεμήνει πρὸς τὸ παραβολώτερον τοῦ λογισμοῦ. καὶ καιρὸν ἔχειν ἐνόμισεν ἤδη, καὶ αὐτὸν ἀθήναζε μηδενὸσ τοῦ ἐναντιωσομένου τυγχάνοντοσ, ἀπελθόντα δόξης δημοτικῆσ κλη ροῦχον γενέσθαι. ταῦτ' ἄρα καὶ ὡς ἐπὶ σχε δίασ τινὸσ τῆσ τοιαύτησ ἐλπίδοσ φερόμενος, ἐκώμαζε πρὸς ἀθήνασ. οὐδὲν μέτριον οὐδ'

[1]) ἀγεννὲσ συνορᾶν δυνάμενος περὶ ἑαυτοῦ.[2]) (Fol. 3, b.) ἰόντιγε μὴν ὑπὸ μέλανι ὡς εἰρήκειμεν τῷ τρίβωνι, ἔργον εὐθὺσ ἐγεγόνει περιϊέναι τὰσ ἀγορὰσ καὶ τὰς πανηγύρεισ. καὶ ἐπάγγελλεσθαι μεγάλην τινὸσ σοφίασ ἐπίδειξιν καὶ εἴ τις βούλοιτο σοφὸσ κατ' ἐκεῖνον γενέσθαι, ῥάδιον εἶναι ποιεῖν αὐτὸν ἐν βραχεῖ μικρὸν ἀργύριον λαμβάνοντα. καὶ τῆσ ἀξίασ ἧττον γε πολλῶ. μὴ δὲ γὰρ εἶναι πρὸσ τῆσ ἀληθοῦσ σοφίασ ἀκριβολογεῖσθαι περὶ τὴν τῶν λημμάτων πρόσοδον καθάπερ ἀγορανόμοις καὶ ὀψωνόμοις ἐξείη περὶ τῶν ὄψων. ἀλλ' ὑφ' ὧν μὲν λαμβάνειν τὰσ τῶ δικαίω προσηκούσασ δραχμάσ. ἐνίοισ δὲ καὶ χαρίζεσθαι μάλα προθύμως τῶ λείποντι γνώμην ἀντιμετροῦντα φιλάνθρωπον:
Κριτόβουλος ἀτὰρ ὦ φίλε φλωρέντιε μεταξὺ βουλομένω μοι ἐπανέρεσθαι ἀναγκαίων εἵνεκα ἔστιν ὧν, οὐ μέμφεσθαι οὐδὲ δυσχεραίνειν χρεὼν σοι ἐςίν. πολλάκις γὰρ ὁρμήσασ ἐρέσθαι, πολλάκις ἐπέσχον ὑπὸ δειλίασ. σκωπτικὸς γὰρ εἶναί μοι δοκεῖς καὶ πρόχειροσ εἰς ὁρμὴν. καὶ ἐπιεικῶς ἄχθῃ, εἴ τις ἐπαναλαμβάνων ἐρωτᾶ διακόπτων τὸ τῆσ διηγήσεωσ συνεχὲσ. φέρειν δέ σε προσήκει, εἴ σοι μέλει μηδὲν τῶν λεγομένων διαδιδράσκειν ἡμᾶσ: **φλωρέντιος** προσήκοι γὰρ ἂν, ὦ φίλε κριτόβουλε. καὶ μὴ δειλία. ἀλλ' ἐρώτα, ὅ τι βούλοιο. **κριτόβουλος** ἀφικόμενος ὁ ξενοφάνης ὡς ἔφης ἀθήναζε, οὐκ ἐζή(Fol. 4, a.)τησε πρῶτον ἰδεῖν τοὺσ ἐκεῖ σοφιςὰσ καὶ ῥήτορασ; **φλωρέντιος** οὐδαμῶσ. τεμάχια γὰρ ἔκρινεν εἶναι τούτουσ σοφῶν, κατακερματίσαντασ τὴν σοφίαν. καὶ μέρος ἄλλον ἄλλό τι ἀπειληφότα τὸ πᾶν οἴεσθαι ἔχειν:
Κριτόβουλος ἔοικεν οὖν ὦ φλωρέντιε ἀσμένωσ ἐλθὼν θεάσασθαι μητρόδωρον γοῦν εἰ παρῆν ἀθήναζε καὶ ἅμα αὐτῶ νικαγόραν τὸν ἡρακλεώτην. χρῆναι γὰρ καὶ ὡς σοφὸν σοφοῖς συςῆναι. καὶ ὡσ οὐκ εὖ πράττουσι παρήγορον δεξιὸν. εἰ γὰρ μὴ συνήθησ, ἀλλ' οὖν φίλος ἔδοξεν ἂν διὰ τὸ συγγενὲσ τῆσ σοφίασ. **φλωρέντιος** πρὸ βραχέος ἔτυχε κατελθὼν καὶ μητρόδωροσ λυθέντοσ τοῦ ἐξοςρακισμοῦ. τῇ συνήθει κἀνταῦθα φιλανθρωπία τῶν ἡρακλειδῶν χρησαμένων.

---

1) ἀγεννὲσ] Posterius ν sup. lin. a m. 1 ut videtur.

2) In dextra parte folii infimi [symbol] scriptum, quod quid sibi velit nescio.

καὶ ἦσαν λοιπὸν ἀμφότεροι συνόντεσ
ἀλλήλοις μητρόδωρόσ τε καὶ νικαγόρασ.
φίλω γὰρ ἤϛην πάλαι πολὺν ἤδη χρόνον. καὶ
δύο σωμάτων μία τίς ἦν ψυχὴ τρόφιμοσ.
καὶ δέον καὶ αὐτὸν, ἐν τοιαύταισ τύχαισ ὄντασ
ἐκείνουσ, προσελθόντα θεάσασθαι ὁμι
λίας τὲ χάριν καὶ ἅμα παραμυθίας, ὁ δὲ
καὶ αὐτὸσ συνεπέθετο τῇ τῆσ τύχησ σκληρό
τητι. καὶ συμμάχω τῷ χρόνω χρησάμενοσ,
πολὺσ ἐρρύη κατὰ τῆς αὐτῶν λοιδορίασ.
καὶ σφόδρα ζηλοτύπως διετέθη καὶ ἐπι (Fol. 4, b.)
φθόνως, τὸ ἐκείνων ὄνομα βλέπων μετὰ
πολλῆσ τῆσ εὐκλείασ ἐν τοῖσ ἁπάντων
κείμενα ϛόμασι. καὶ ποῦ γῆς εἰσιν ἔ
λεγεν οἱ πλάνητεσ οὗτοι καὶ ψευδῶσ οὑτωσὶ
πωσ ὑμνούμενοι. παριόντεσ δεικνύτωσαν
τί παρὰ ἀριϛοτέλουσ ὤναντο. καὶ [1])τί περὶ δι
αιρετικῆσ καὶ ἀναλυτικῆσ ἴσασι τέχνησ.
καὶ τί περὶ συλλογισμῶν ἀποδεικτικῶν τε
καὶ διαλεκτικῶν. ὥςπερ ἐγὼ νῦν ἐνταυθοῖ
περιφανῶσ ἐπιδείξασθαι βουλομαί τι νεώ
τερον καὶ οὐ μάλα ἀθηναίοισ προσδό
κιμον. μνήμων δ' ἦν ὁ ἀνὴρ καὶ ὅσα ἦν προ
ανεγνωκὼσ, πάντα ἀποτάδην ἐκ ϛόματοσ
διεξήει καθάπερ ἀπὸ βιβλίου, καὶ μάλιϛα
πάντων τοὺσ τῶν ἀριϛοτελικῶν ἑρμηνέασ.
ὑποβαρβαρίζων δὲ τῇ τῶν λέξεων προ
όδω, κατάδηλοσ ἦν ὅτι λατῖνος εἴη.
καὶ δὴ τὸ πρόσωπον ἀνεσπακὼσ, τῆς μα
θηματοπωλικῆσ φησὶ τὸ μὲν περὶ ὅσα
τῶν ἄλλων τεχνῶν [2])ἐσὶ μαθήματα, λεγέτω
τίς ὅ τι βούλοιτο ὄνομα. τὸ δὲ περὶ ἀρετὴν
ἢ τὴν ψυχὴν κοσμεῖ, τεχνοπωλικὸν ἐγὼ
λέγω. καὶ ἵν' [3]) ἔπι πλέον τῇ διαιρετικῇ χρη
σώμεθα τῆσ μαχητικῆσ αὖ τὸ μὲν σώματι
πρὸσ σώματα γιγνόμενον, ὀνομαϛέον (Fol. 5, a.)
βιαϛικὸν. τὸ δὲ λόγοις πρὸσ λόγουσ, τοῦτο
δ' ἀμφισβητικὸν. καὶ οὕτω κατὰ τὸ συνεχὲσ
προϊούσησ τῆσ τέχνησ, τάχ' ἂν καθ' εἱρμὸν ἡ
διαιρετικὴ πορεύοιτο μέθοδος ἄχρι
τῶν ἀτόμων. τό γε μὴν τεχνοπωλικὸν,
ἀδιαίρετόν τε καὶ ἄσχιϛον, κατελίπομεν.
τοῦτο δ' ὀλίγαισ δραχμαῖσ ἁλώσιμον

1) τί] Sup. lin. a m. 1.
2) ἐσὶ] ῑ post ῑ insertum a m. rec.
3) ἔπι πλέον] L. ἐπιπλέον.

γένοιτ' ἂν τοῖς ὡσ ἐμὲ φοιτᾶν βουλο
μένοισ. οἷς δὴ καὶ ἀκούειν ἔξεςαι δικαιο
σύνης πέρι καὶ ἀνδρίασ, δυοῖν ὄντοιν εἰ
δῶν ψυχικῆσ ἀρετῆσ, ποτέρα βελτίων.
ἡ μὲν γὰρ περὶ πολέμουσ καὶ ἁρπαγὰσ ἡ ἀνδρία
φανήσεται οὖσα. ἡ δὲ πᾶν τοὐναντίον. τινόσ
δ' ἀντειπόντοσ ὡς τεράςιόν τι λέγειν
δοκεῖσ ὦ βέλτιςε ξενόφανεσ, ἀρετῆσ
ψυχικῆσ γὰρ εἶδος ἐν τῇ διαιρετικῇ σου
δείξασ διδασκαλίᾳ τὴν ἀνδρίαν, νῦν λέ
ληθασ τἀναντία ἐπαγγελόμενος δείξειν
κακίαν σωματικὴν, οὐδὲν αὐτὸσ ἀπεκρί
νατο πλέον ἢ ὅτι τὸ περὶ ὀνόματα καταγί
νεσθαι, τοῦτο δὲ τοῖσ γραμματιςαῖς
καὶ ῥήτορσιν ἐφεῖται, καὶ οὐχ ἡμῖν τοῖσ
τὰ ἀριςοτέλουσ φιλοσοφεῖν ἐρχομένοισ
δόγματα. ταῦτ' εἰπὼν, ᾤχετο ἐνίουσ ἐκ τῆσ
ἀγορᾶσ ἐφελκυσάμενος ἀκολούθουσ.
(Fol. 5. b.) οἳ δὴ καὶ τοῖσ αὐτῶν ἤθεσι προςφυῶσ
ἔχοντα ξυνενοηκότεσ τὸν ἄνδρα, συχνοῦ
τινος χρόνου συνδιημέρευον ἀσμένωσ
αὐτῷ καὶ συνδιητῶντο. καὶ ταῖσ τῆσ κενῆσ
δόξησ ἐλπίσιν ἐκούφιζον μέχρι καὶ ἐσ πο
λύν τινα χρόνον. ἐπεὶ δὲ τὰσ ἐλπίδασ χωρεῖν
κατὰ νοῦν οὐκ ἐνεχώρει, οὐδ' ἐσ τὸ πρόσω προ
κεκοφέναι τὰ τῆσ τύχησ συνέρρει, οὐδ' ἔν
σπονδοσ ἐδόκει τῇ τούτων ὁ χρόνος σπονδῇ,
ἤσχαλλόν τε καὶ ἠνιῶντο μάλα σφοδρῶσ. ἡ
γὰρ φήμη πάλαι ῥέουσα τοῦ νικαγόρου μετὰ
δόξησ ὅτι πλείςησ καὶ λαμπρᾶσ, μὴ ὅτι
διὰ τῆσ ἑλλάδοσ ὅπῃ πλεῖςος ἤνθει τῶν
ἐκείνου φοιτητῶν ὁ χορός, ἀλλὰ καὶ εἴ τινεσ
ὡς πορρωτάτω ταύτησ οἰκοῦντεσ τῆσ ἕ
λληνοσ εἶεν σοφίασ καὶ γλώττησ οὐκ ἀ
δαεῖσ, τὴν ξενοφάνουσ ἔθραυέ τε καὶ ἀφήρει
παρρησίαν. καὶ οὐ μόνον πρὸς τἀφανὲσ
τοὺσ τῶν ἀκολούθων ἐκείνου συνέκλειε κρότουσ
καὶ οἷον εἰπεῖν τῆσ ὀφρύοσ ἐκείνου τὰσ κέδρουσ
ἐδενδροτόμει, καὶ πρὸσ ἀδοξίαν ξυνώθει
μάλα περιφανῆ καὶ περίβλεπτον, ἀλλὰ
καὶ σφόδρα ναρκῶσαν τὴν ἀκοὴν ὑπάρχειν
τοὺσ ἀκούοντασ ἔπειθεν ἐσ τὴν τούτων φωνήν.
ὅθεν ἐνθύμιον γίνεται σφίσιν οὐ μάλα μὲν
ἀςεῖον. μάλα δ' ἀπὸ γνώμησ κακο
(Fol. 6, a.) τρόπου. χρῆναι γὰρ ἔφασαν ἐσκέφθαι
τίσι μηχανήμασι καὶ τίσιν ἑλεπόλεσι

την φήμην καθελοῦμεν τὴν τοῦ ἡρακλε
ώτου νικαγόρου, καθάπερ ἐξ ἀκροπόλεωσ
ὑψόθεν σοβοῦσαν καὶ ἐπισείουσαν ἡμῖν
τὴν αἰσχύνουσαν σιωπὴν. σύμμαχοσ
δ' ἐσ τὰ μάλισθ' ἡμῖν καὶ ὁ νῦν ἔϛαι καιρός.
οὔτε γάρ τισ αὐτῶ [1]) ῥοπὴ πρὸσ τῶν νῦν ἡγε
μόνων καὶ ϛρατηγῶν τῆσ ἑλλάδοσ. καὶ αὖ τὰ
τῆσ φιλοτιμίασ ἔσβη διὰ τὴν λύπην
αὐτῶ, ἣν τὲ αἵ τοῦ χρόνου κατ' αὐτοῦ συνή
λασαν τύχαι καὶ περιπέτειαι, καὶ ἣν
ἡ τοῦ μητροδώρου νόσος ἐπήνεγκεν. ἤδη
γὰρ καὶ μητρόδωροσ, ὁ πολὺσ τῶ τῆσ
ϛρατουργίασ νοσήματι κάτοχοσ μάλα γενό
μενος, καὶ ὅλη ῥύμη πρὸσ ἐσχάτην ἀπό
ϛασιν βίου δι' αὐτό γέ τοι τοῦτο συνελαυνό
μενος, [2]) ποικιλωτέραν τὴν λύπην
τῶ νικαγόρα καὶ δυσαπόνιπτον προξενεῖ:
τοιαῦτα τοίνυν τῆσ λύπης τὰ ῥεύματα
πλημμυρήσαντα νῦν κατὰ νικαγόρου,
καὶ οὕτω διελθόντα τοὺσ μυελοὺσ τῆς ψυχῆσ
καὶ τὰ βάθη τῆσ καρδίασ χειρωσάμενα,
καθάπερ ἀκρόπολιν ἢ ῥίζαν τινὰ καὶ σύν
δεσμον τῶν ζωτικῶν τῆσ ψυχῆσ δυνάμεων,
κάθηται ἀναπόσπαϛα ἐπιβοσκόμενα
τὴν ὥραν τῶν λογιϛμῶν καὶ συνθολοῦντα (Fol. 6, b.)
τὰσ περιόδουσ αὐτῶν. καὶ ἐμβριθὲσ ποιοῦντα
τὸ ἡγεμονικὸν. πολυπλασιάζεται δ' ἔτι τὸ τραῦμα
τῆς λύπης αὐτῶ, καὶ διὰ τὴν καταψηφισθεῖσαν
[3]) αὐτῶ πρὸς τῶν ἡρακλειδῶν λήθην καὶ σιωπὴν.
ὡσ γὰρ ἔλαιον καὶ κηρὸς καὶ καλάμη, πυρὸσ
ἐπεφύκει τροφὴ, οὕτω καὶ σιωπὴ περὶ τὴν
καρδίαν, τῆς λύπησ τοὺσ ἄνθρακας ἠθροισμένους
εὑροῦσα, καθάπερ ὕλην αὐτοῖς καὶ τροφὴν ἐ
αυτὴν χορηγεῖ. μηδαμῆ διὰ γλώττησ ἐξιέναι
διδοῦσα τὸν ἐγγινόμενον ἐκεῖθεν καπνὸν τῆ ψυχῆ.
ἐπεὶ δὲ καὶ οὔτ' αὐτὸς ἡρακλῆς, οὐθ' ἡμεῖσ ἀν
ταίου πίθηκοι, ἐὰν καὶ ἡμεῖς ἀρτίως οὕτωσ
ἔχοντι θρασυτέραν ποιησώμεθα τὴν ἐπίθεσιν
πρὸς διαλεκτικὰσ ἀπαντήσεισ προκαλού
μενοι, δυοῖν ἔϛαι θάτερον. ἢ γὰρ ἀπαντῆσαι
θελήσασ οὐχ ἕξει τὸ συγκεχωρηκὸς πρὸς τῶν
χιλιάρχων καὶ ϛρατηγῶν, ἢ πρὸς τὰς κεχυμένασ
ἐπ' αὐτὸν συμφορὰσ ἀπιδὼν, ἀπαγορεύσει

1) ῥοπὴ] Sic cod. correcto super η circumflexo.
2) ποικιλωτέρον — —] Ad haec margo: ὡρ. i. e. ὡραῖον.
3) αὐτῶ] M. rec. αὐτοῦ.

τὴν πρόκλησιν. ὃ δὴ τὴν τῆσ δειλίασ ὑπόληψιν γείτονα κεκτημένον, αὐτοῦ μὲν τὸ κλέος εὐθὺσ καθελεῖ. [1])σὲ δ' ἀνακηρύξει καὶ διαβόητον ποιήσει, καὶ γαῦρον σοι καὶ μετέωρον ἔϛαι τὸ φρόνημα. καθάπερ ἂν εἰ ἐν ὀλυμπία χρυσοῦς ὑπῆρχε ἱϛάμενος. [2])ὥϛπερ γὰρ ἐκ τῶν λαμ πρῶν τε καὶ λείων σωμάτων γίνεταί τις ἀν
(Fol. 7, a.) τίδοσις πρὸς τοὺσ πέλασ ἀνακλωμένη, οὕτω καὶ λαμπρῶν τῶν πολεμουμένων πο λλάκις ὄντων, μεταδίδοταί τις ἀπ' αὐτῶν αὐγὴ καὶ λαμπρότης ἐσ τοὺσ πολεμοῦντασ. καὶ πολλοὶ τῶν ἀφανῶν ἐδοξάσθησαν οὑτωσί πωσ. φέρε οὖν προθυμήθητι πρότερον ὑπὸ γραμμα τίϛαις ἡμῖν παιδαγωγηθῆναι τὴν τῶν ὀνομάτων ὀρθότητα. δέος γὰρ μὴ δεινὸσ ὢν ἐκεῖνος, ἀφεὶσ τὴν τῶν λεγομένων διάνοιαν [3])ἐπιρραπίση καὶ συνταράξη τὴν σὴν ἐπίδειξιν εὐθὺσ ἐκ πρώτησ ὅ φασι γραμμῆσ. καὶ ὡς ἀμύητον λόγου παρά παν ἐξελέγξη καὶ ἀποκρούσηται διὰ τὸν τῶν ὀνομάτων ἑλληνισμόν. ὁ δὲ ξενοφάνησ δυσ χεράνας πρὸς τὴν παραίνεσιν, χάριεν ἂν εἴη φησὶν εἰ τηλικόςδε ὢν καὶ οὕτως [4])ἀφῆλιξ γενό μενος, καὶ φιλοσοφίασ ὄνομα περιθέμενοσ, καρκίνου δίκην ὀπισθόπουσ αὖθις ἐσ τῶν παίδων ἀναδράμω τὴν ἄσκησιν. ὥϛπερ γὰρ οὐκ εἰσ τὴν τῶν παίδων [5]) ἀνεϛράφθαι με δυνατὸν ἡ λικίαν, οὕτως οὐδ' εἰς τὴν ἄσκησιν. αἰθίοπα γὰρ ἐπιχειρεῖν καθαίρειν δόξομεν. ἀλλ' ἄγε δὴ συ νάρασθαι μᾶλλον ὑμεῖς ἐμοὶ τοῦ σκέμματος προθυμήθητε. ἐγὼ μὲν ὡς ἐν κεφαλαίῳ προ θήσω ὑμῖν ὁπόσα ἐρεῖν εἰς ἀπάντησιν με μελέτηκα νικαγόρου. ὑμῖν δὲ γενέσθω κρά τιϛον σπούδασμα τῷ ὑμετέρῳ τῆσ γραμ
(Fol. 7, b.) ματικῆσ κανόνι καθάπερ τινὶ [6]) σπογγιᾶ δια λευκαίνειν αὐτὰ πρὸς τὸ ἀσφαλὲσ. οὗ γενομένου παρελθὼν ἐκεῖνος, συνέϛη τῷ τῶν ἀθηναίων δημαγωγῷ δημαράτῳ. ὁ γὰρ μέγιϛος τῶν δημαγωγῶν καὶ ϛρατηγῶν ἡγεμὼν, ἔκδημος ἦν τηνικαῦτα τοῖς ἐπιζεφυρίοις λοκροῖσ πολεμῶν καὶ νικῶν. τούτῳ τοίνυν τὸν σκοπὸν καὶ τὴν ζήτησιν ἐξειπὼν, σύμμαχον

---

1) σὲ] Sic σέ correctum, a m. 1, ut videtur

2) ὥϛπερ γὰρ — —] Ad haec margo ϛη' i. e. σημειωτέον.

3) ἐπιρραπίση] Sic m. 1: ἐπιρραπήσει eadem, ut videtur, scripsit.

4) ἀφῆλιξ] Sic m. 1: ή pro ῆ eadem, ut videtur.

5) ἀνεϛράφθαι] L. — φθαί —.

6) σπογγιᾶ] Sic m. 1, eadem, ut videtur, σπογγιᾶ.

ἕξειν ἐζήτει πρός γε τὸ σπουδαζόμενον. καὶ ἑξῆσ ἔρρει διὰ τῶν ἀγυιῶν ἡ τῆς ἀναιδείασ φήμη. δι ερχόμενα γὰρ τὰ μειράκια ἀνεκήρυττον ὡς ἀ θηναίων οὐδεὶσ ξενοφάνει πρὸς λόγων ἅμιλλάν τε καὶ ἐπίδειξιν προκαλουμένω τοὺσ βουλομένουσ, θαρρεῖ συνελθεῖν. καὶ πολλοὺσ τοιούτουσ ἐξήντλουν ῥημάτων ὄγκουσ, μηδενὸς ὁπόσα τῆσ ἀτόπου φάλαγγοσ ἦσαν φειδόμενα. τὴν δὴ τοιαύτην φή μην, ἄλλος ἐξ ἄλλου διαδεξάμενοι, δημόσιον ἐντρύφημα πεποιήκεσαν. σκυτάλη δ' οὐ κ ἦν οὐδενὶ τῶν ἐκεῖ σωφρονούντων καὶ πρὸσ τὸ παράλογον ἐκπληττομένων τοῦ πράγματοσ, καὶ ἀθυμούντων, οὐδέ τι σκῆπτρον, ὁποῖον περὶ τὰσ δίκασ φέρουσι δικασπόλοι ἵνα σωφρονί σωσι μαινόμενον δῆμον, ὥσπερ τὸν τοῦ ὁμήρου θερσίτην ὁ ἰθακήσιοσ ὀδυσσεύσ. οὐδ' αὖ κεραυ νοί τινεσ παιδευταὶ τῶν κακῶν, ὁποίους τῷ διῒ πάλαι δημιουργοῦντες ὑπῆρχον οἱ κύκλωπεσ ἵν' αὐθερίας πληγῆς πειραθέντεσ, διασκεδασθῶσι τῆς ἀληθείας οἱ δήμιοι: ὅθεν ἀπελθόντες ἱκέται παρὰ τὰσ νικαγόρου θύρασ ἐκάθηντο. τὸν δ' ἐλίσσοντο γέροντεσ ἀθηναίων πολλοί. καθάπερ τὸν ὁμηρικὸν ἐκεῖνον μελέαγρον αὐτωλοί, τὴν ταχίςην ἐξεληλυθότα βοηθεῖν. καὶ ἀποκρούεσθαι οὐ κουρῆτασ ἐκ καλυδῶνος, ἀλλ' αἶσχοσ καὶ ὕβριν ἐκ τῆσ εὐγενοῦσ τῶν ἀθηναίων σοφίασ, ἣν πονηροί τινεσ τελχῖνες καὶ μεμηνότα ἀνθρώπια κατὰ ταύτης ὁπλίζουσι. καὶ ὥσπερ τοὺσ χαλκοτύπουσ ὁρῶμεν πυρὶ καὶ σιδήρω κατειργασμένουσ τὸν σίδηρον, οὕτως ἄρα ἐπεχείρουν κἀκεῖνοι περι χυθέντες ἅπαντεσ μεταπείθειν αὐτὸν καὶ μαλάσσειν. (Fol. 8, a.) [1])ὁ δ' ἔμεινε τὸ παράπαν ἐκεῖνος αὐτὸς τῷ τῆσ γνώ μης μάλα ἐγκείμενοσ δόγματι, καὶ περιφρονῶν τὰ λεγόμενα, καθάπερ οἱ παρὰ τὰσ ὄχθασ κα θεύδοντεσ τὰ κάτωθεν ὑπηχοῦντα ποτάμια ῥεύματα: ἐπεὶ δὲ καὶ δημάρατοσ ὁ τότε δημαγω γὸσ καὶ χιλίαρχος ἐξοςρακίζειν ἠπείλει νικα γόραν εἰ μὴ διαναςὰσ ἀπαντήσειεν, ὀψὲ καὶ μόλις ὥςπερ ἀπὸ βαθέος ἀναλαβὼν ἑαυτὸν τοῦ τῆσ ἀθυμίασ χειμῶνοσ πρὸς ὃν αἱρηθεῖσαι τοῦ χρόνου ξυνώθησαν τύχαι καὶ περιπέτειαι, πεί θεται καὶ ἄκων. καὶ ἧκει παρὰ τὴν δημαράτου οἰκίαν περιφανῆ τινα καὶ μεγίςην οὖσαν καὶ τότε δὴ πλήθουσαν καὶ ςενοχωρουμένην τῷ τε δήμω καὶ ὅσοι παρὰ τὰσ ἀθήνασ ἦσαν σοφοί.

1) ὁ δ'] ὅδ' m. rec.

(Fol. 8, b.) περιέρρεον γὰρ ὁμοῦ πάντεσ. οἱ μὲν ἐφιέμενοι τῆσ ἐπιδείξεως ξενοφάνουσ ἀκοῦσαι. φιλεῖ γὰρ ἐπιρρεπῶσ ἔχειν ἐσ τὰ τῶν ἀκουσμάτων καὶ θεαμάτων καινότερα τὸ ἀνθρώπινον. οἱ δὲ τὴν τοῦ προστριβέντοσ ὀνείδουσ ἀπαλλαγὴν ἐκ τῶν ἀθηνῶν, ὥςπερ ἄγουσ πάλαι τοῦ κυλωνείου θεάσασθαι. καὶ δὴ προσελθὼν καὶ ἀσπασάμενοσ δημάρατόν τε τὸν χιλίαρχον καὶ τοὺσ παρόντασ ἀ θηναίων σοφοὺσ καὶ ὅσοι τοῦ δήμου προὔχοντες ἦσαν, εἶτα [1]) ἐκάθισε, καὶ τὴν αἰτίαν ἠξίου μανθάνειν τῆσ κλήσεως, καὶ ὅπως οὐκ εἴασαν αὐτὸν κατὰ χώραν μένοντα τῇ κληρωθείσῃ τύχῃ κεχρῆσθαι, ἀλλὰ καὶ ἄκοντα ἐπὶ δήμουσ αὖθις καὶ θέατρα εἵλκυσαν. πρὸς ὃν οἱ σοφοὶ λόγον ἀττικῆσ παρ ρησίασ μεςὸν ἀπεκρίναντο. πάλαι μὲν ἡ πα ροιμία γλαῦκα εἰς ἀθήνασ ἔφασκεν εἴ τισ ἀθή ναζε λόγουσ τινὰσ καὶ σοφίαν καινὴν ἐφιλοτι μεῖτο κομίζειν, καὶ πόρρω διός τε καὶ κεραυν ὁ τοιοῦτος ἀπεωθεῖτο ὅς τίς ποτε ἦν. νῦν δὲ ἐσ τοσοῦτον ἔρρει τὰ τῆσ σεμνότητοσ καὶ τῆσ εὐγενείασ ἐκείνησ, ὥςτ' εἰ θελήσειαν κολοι οἵ τε καὶ μηλολόνθαι παρελθόντες ἐπ' ὀνείδει τῶν ἀθηνῶν παρρησιάσασθαι, μὴ εἶναι ἀω ρίαν οὐδ' ἡντινοῦν. ἰδοὺ γὰρ καὶ ὁ παρὼν οὑτοσὶ ξενοφάνης ὁ θρασυμάχου προπετείᾳ καὶ ἀ ναιδείᾳ χρησάμενος, ἧκεν εἰς τὸ θέατρον τῶν (Fol. 9, a.) ἀθηναίων ξὺν οὐδενὶ κόσμῳ προκαλού μενος εἰς ἐπίδειξιν ὅςτις ἐρίζειν καὶ δια λέγεσθαι οὐκ ἄιδρις εἴη. ἡ δέ φήμη διὰ τῶν ἀγυιῶν καὶ αὐτὴ πλανωμένη. τοῦ δήμου τὰσ ἀκοὰσ οὑτωσί πως ἀνίςησι καὶ ἀτόπου τινὸσ ἐμπί πλησι τῆς ἐκπλήξεως, μὴ δὲ μιᾶς ἡγεμονε νούσης βασάνου καὶ κρίσεως. καὶ μέγας εὐθὺσ ἐν ταῖσ τοῦ δήμου γλώσσαισ ὁ νέηλυσ. [2]) φιλεῖ γὰρ εἰς ἀπόνοιαν καὶ ἀκοσμίαν, ῥᾷςα χωρεῖν τὸ ἀνθρώπινον ὁπότε μὴ λόγον ἡνίοχον ἔχοι ἐμμελῶσ ἀνα ςέλλειν δυνάμενον τὴν τῆσ τύχησ ἀςάθμητον περιπέτειαν. ἂν δὲ καὶ μειρακίων ἐσ μὸσ ἕπηται μάλα τρυφώντων καὶ ὅλουσ ἀποπτυόντων χαλινοὺσ εὐκοσμίας, καὶ πάσασ ἀκοὰσ ἀδίκου γλώσσης ἐμπι πλώντων, ποῦ οὐκ ἂν ἀτοπίασ ὁδεύσειε τὸ κακόν: διανάςηθι τοίνυν πρὸσ θεοῦ.

---

1) ἐκάθισε] Sic m. 2: ἐκάθησε m. 1.

2) φιλεῖ γὰρ —] Margo γν ωμ i. e. γνώμη.

ἔλεγξον ὄντα μηδέν. ῥάδιον μὲν γὰρ καὶ ἡ
μων ἑκάϛωγε ἦν ἐξελέγχειν αὐτόν. ἀλλὰ
τοὺσ σοὺσ λόγουσ δόγματά τινα οἴονται.
καὶ οἷον ἐκ δελφικοῦ τρίποδοσ ἐξενηνεγμένα.
καὶ ἅπερ αὐτὸσ δογματίσαισ περὶ τἀνθρώπου,
ϛέρξουσιν ἅπαντεσ. 1) χρεὼν τοιγαροῦν παρὸν
ἐκ τοῦ ῥάϛου τῆσ μελλούσησ βλαϛησ
ἐκτέμνειν τὰσ ῥίζασ ἐν τῶ παρόντι,
μὴ μέλλειν, μὴ δὲ περιμένειν ξύν γε (Fol. 9, b.)
πόνοις ἀμύνασθαι τῶν πονηρῶν ἔργων
τὸν δράσαντα. 2) ὁ γὰρ διὰ τὴν τῆσ ἡδονῆς ῥα
ϛώνην τοῦ πονεῖν ἀπεχόμενος, λέληθεν ἑκὼν
τῆς ἡδονῆς μαραίνων τὸ τερπνόν. ἀρδεία γὰρ αὐτῆς
οἱ πόνοι καθεϛᾶσιν: ὅ γε μὴν νικαγόρασ
σιωπὴν τῆ χειρὶ κατασείσασ, καινὸν φησὶν οὐδὲν
ὦ ἄνδρεσ ἀθηναῖοι οὔτ' ἐγὼ δυστυχῶν ἐπεπόνθειν
οὔθ' αἱ ἀθῆναι τοῦ ἐν λόγοις κλέουσ σβεσθέντος αὐταῖς. 3) οὐδὲν
γὰρ ἐν ἀνθρώποις ἀληθὲσ οὐδὲ βέβαιον, ἀλλ' ὥϛπερ ἐν
ἀδήλοις πελάγεσι κυκᾶται καὶ ναυαγεῖ τὰ ἀνθρώπινα.
καὶ βαθύσ 4) τι πλάνος καταχορεύει τῆσ ἀνθρωπίνησ
σπουδῆσ, ἄνω καὶ κάτω σοβῶν καὶ ταράττων πᾶσαν
βουλευτηρίων ἰσχύν. καὶ κύβων δίκην ἀνατρέπων
τὰ δόγμασιν ἰσχυροῖσ κυρούμενα σκέμματα.
καὶ νῦν μὲν τοῖς προσδοκωμένοισ ἀπροσδόκητον
φέρων τὸ τέλος. νῦν δὲ τοῖς ἀδοκήτοις εὐτυχῆ τινα
τὴν παλάμην. εἰ δέ τισ ἀντιτείνειν ἐθέλει καὶ
ἀντιπαλαμᾶσθαι πρὸς τοὺσ τοιούτουσ τῶν πραγ
μάτων κύβουσ, μάταιος ὁ τοιοῦτος ἔμοιγε φαίνεται
εἶναι καὶ διανοίας τινὸς χαμερποῦσ, ὁποίαν αἱ
χεῖρεσ τῆσ ἀλογωτέρασ φύσεως, ἐσ ὕλησ
τινὸς ἀχλυώδους ἀπολαβοῦσαι πυθμένας κατήνεγκαν, ὡς
μηδ' ἐννοεῖν ἔχειν ὅτι λόγοι προνοίας τὰ πραττόμενα καὶ γι
νόμενα περιτρέχουσιν ἑκάϛου τέλους ἔχοντεσ ἐνέχυρα
προκαταβληθείσασ αἰτίας. ἃσ ἡμεῖσ ἑκόντεσ
ἐπιλανθανόμεθα, τὸ ἐκεῖθεν ἀηδὲσ ὑπὸ (Fol. 10, a.)
φιλαυτίασ ἐκκλίνοντεσ. ἡ δὲ δίκη τῶ γραμμα
τείω ἑαυτῆσ ἐγχαράξασα, θέρουσ καὶ ἅλωνος
εἰπεῖν περιμένει καιρὸν. ἵν' ἐπάξια τῶν σπερ
μάτων τοῖς πράξασιν ἀποδῶ τὰ γεώργια. ἦ γὰρ
ἂν ἐξ αὐτῶν πᾶσ τις ἐδιδάσκετο τῶν πραγμάτων,

---

1) χρεὼν] χρεών male m. rec.

2) ὁ γὰρ —] Hisce in marg. adscriptum [monogram] i. e. γνώμη.

3) οὐδὲν γὰρ —] Hisce in marg. adscriptum [monogram] id est ὡραῖον.

4) τι] Leg. τις.

ὡς ὅσα μὴ συναιρομένην ἔχει τὴν ἄνωθεν δε
ξιάν, τούτοισ καὶ γῆ καὶ θάλασσα μάχεται καὶ ἀὴρ,
ὥςπέρ τινι δραπέτῃ θεοῦ καὶ τῆσ δίκησ ἀλάςορι
δραςηρίως ἐπιτεθέμενα. καὶ διδασκόμενοσ
ὅςτίς ποτε εἴη, ἑαυτῷ ἂν παρήνει μὴ ἀντιπαλα
μᾶσθαι πρὸς τὴν ἄνωθεν κυρωθεῖσαν ψῆφον
ὁποία ποτ' ἂν ᾖ, μὴ δὲ βίαιον πράττειν μηδέν.
ἀλλὰ μένοντα κατὰ χώραν ἡσυχῇ διαπεττεύειν
τὸν χρόνον. καὶ ςέργειν μᾶλλον τὴν σύνδρομον
τοῦ φέροντος ἀγωγὴν. καὶ εἰ μὴ καταγνώμην
φέροιτο, ἢ τὴν ἀντίδρομον. πολλῷ γὰρ δήπου
βέλτιον ἀπρακτοῦντα τῷ φέροντι συμφέ
ρεσθαι, ἢ πράττοντά τι, ὕλην χορηγεῖν τῇ καθ' ἑ
αυτοῦ φορᾷ τοῦ καιροῦ. ὅμοιον γὰρ ἂν εἴη τουτί.
ὥςπερ ἂν εἴ τισ ἀπαρκτίου σφοδροῦ καταρρέ
οντοσ ἄνωθεν καὶ δεινὰ πρὸς τὸ κάταντεσ ἐπαν
τλοῦντοσ ἄλλα ἐπ' ἄλλοισ τὰ κύματα, ὅδ' ἀκα
τίῳ τινὶ πρὸσ ἀνάρρουν ἐθελοντὴσ ἐπεχείρει ποι
εῖσθαι τὸν πλοῦν. εἶναι γὰρ τουτὶ τῶν οὐ πάνυ τοι
μειδιῶσαν ὁμοῦ καὶ φιλάνθρωπον τὴν ὄψιν παρεχο
μένων τοῖς βουλομένοις. ἀλλὰ τούτων
(Fol. 10, b.) ἕν, ὁπόσα πολέμιον ἀνατείνει χεῖρα. κἀκ τοῦ
σύνεγγυσ μακρὸν ἐπιφέρει τὸν ὄλεθρον. ἐγὼ δὲ
καὶ τουτονὶ τὸν σοφὸν ξενοφάνην θαυμάζω, πῶς
ἐν ἀδήλοις καὶ ἀβεβαίοισ πράγμασι, βεβαίασ ἔρ
χεται φέρων ἐλπίδασ αὐτόσ. καὶ οἴεται νικᾶν παν
ταχῇ. ἴσμεν γὰρ ὡσ τῆσ ἄνωθεν μὴ συναιρομένησ
προνοίασ τοῖσ τῶν ἀνθρώπων βουλεύμασί τε καὶ πράγ
μασι, πονηρὸν αὐτοῖσ ἀπαντᾷ τὸ τέλοσ καὶ
σφόδρα ἐναντιώτατον. οὔτε γὰρ βουληφόροσ
ὁ βουληφόροσ, οὔτ' ἀνδρεῖοσ ὁ ἀνδρεῖοσ. ἀλλὰ τά τε
σοφὰ βουλεύματα πρὸσ ἄσοφον τελευτῶσι πέρασ,
καὶ τὰ γενναῖα καὶ ἀνδρικὰ κινήματα, ἄνανδρόν τε,
καὶ μάλα αἰσχρὰν τὴν ἧτταν καρποῦνται: ξενοφάνης:
πρὸς ταῦτα ὁ ξενοφάνησ θρασύτερόν τι διατεθείσ,
μὴ θαύμαζε ἔφη σοφὲ νικαγόρα. λεληθέναι
γάρ σε δοκῶ μοι περιφανῶσ ὡσ τῷ ἐφ' ἡμῖν —
ἐςιν ἱκανοὺσ ἐσ τὸ νικᾶν καὶ μὴ νικᾶν καθίςασθαι.
ὁρᾷσ γὰρ ὡς [1] καὶ αὐτὸσ τῇ ἐμῇ τῶν λόγων δυνάμει τεθαρ
ρηκὼσ πάρειμι τήν τ' ἐμὴν σοφίαν ἐπιδειξόμενοσ
καὶ ὅσον τῶν ἐνθάδε σοφῶν ὑπερέχω. καὶ πρόσ γε
σοῦ τοῦ θαυμασίου. ὃσ αὐτοῖσ δοκεῖσ κανὼν ἐν λόγοις
ζῶν καὶ χρησμῳδῶν ἀπόλλων. νικαγόρας πρὸσ
ταῦτα βραχὺ μειδιάσασ ὁ νικαγόρασ, ἄγε δὴ οὖν
βέλτιςε ξενόφανεσ φησὶ φράζε ἡμῖν τίνα

1) καὶ] A m. 1. sup. lin.

ποτε καὶ ὁποδαπὴν τὴν σοφίαν ἔχων ἥκεισ ἐπιδειξόμενοσ: ξ ε ν ο φ ά ν η ς παντοδαπὴν καὶ ποι κίλην ὦ νικαγόρα. καὶ πρὸσ πάντα ἀρκέσουσαν. (Fol. 11, a.) ὁπόσα καὶ οἷα τίς ἂν ἐρωτᾶν βούλοιτο. ἠδ᾽ ἄγε μὴν πείρησαι ἵνα γνώωσι καὶ οἶδε σὺν σοὶ καὶ σὺν τοῖσ δε σύ. ὁ μέντοι νικαγόρασ τοῦ μεγέθουσ καταγνοὺσ τῆσ ἐπαγγελίασ τοῦ ξενοφάνουσ δεξιῶσ πωσ ἐπιρραπίζειν αὐτοῦ τὴν ὀφρὺν ἐγκεχείρηκεν ἐκ τῆσ ἀϛρονομικῆσ ἐπιϛήμησ ἀρξάμενος: καὶ δὴ λοιπὸν τὰσ τῶν ἀϛρονομικῶν ὑποθέσεων μείζους καὶ ὧν λόγοι ποικίλοι τὰσ ἀποδείξεισ ἰχνηλατοῦσι πάσασ ἀφεὶσ καὶ παραδραμὼν, διὰ τῶν σμι κροτέρων ἔκρινε δεῖν ἐξελέγχειν αὐτὸν, ἵνα μάλα μᾶλλον, αἰσχύνοιτο. τὰσ γὰρ ἐν τοῖσ μεγίϛοισ ἀγῶσιν ἀμηχανίασ, ουκ ἄκρατον οὐδ᾽ ἐμφανῆ τὴν χλεύην ἐπισύρεσθαι. ἀλλὰ μικράν τινα καὶ ὡσ εἰπεῖν ὀ φθαλμιῶσαν καὶ ὁμιχλώδη. καὶ κατὰ τὰσ ἡφαίϛου πορείασ, καὶ ταύτην ὡς τὰ πολλὰ χωλεύουσάν τε καὶ ἐπαμφοτερίζουσαν. τὰσ δ᾽ ἐν τοῖσ ἥττοσι καὶ προ χείροις, ταύτασ δ᾽ ἔλεγχον γίνεσθαι τῆσ τῶν θρα συτέρων ἀμαθίασ μάλα σαφῆ. καὶ μεσημ βρινῆσ ἀκτῖνος περιφανέϛερον. καὶ ὡσ ἡδὺσ εἶ καὶ μακάριοσ ὦ ξενόφανεσ ἔφησεν οὕτω περὶ πάσης σοφίας ἐπίδειξιν ἱκανὸσ εἶναι ἐπαγγε λλόμενος. (Fol. 11, b.) φέρε τοίνυν τὸν ὡροσκόπον ἐκεῖνον δεξάμενος ϛῆθι παρὰ τὴν ἡλίου ἀκτῖνα, καὶ τὴν ὥραν ἥ τίς ποτε εἴη ἔν γε τῷ παρόντι δίδαξον. ἵνα ὡς ἐξ ὁρμητηρίου τινὸσ ἀληθοῦσ ἀφικόμενοσ ἐσ τὴν εὕρεσιν τοῦ τε ἡλίου καὶ τῶν ἄλλων ἀϛέρων ὅπη τοῦ ζωδιακοῦ τυγχάνουσιν ὄντεσ ἕκαϛοσ, ἔχησ σαφεῖσ καὶ ἀναντιρρήτουσ τὰσ ἀποδείξεισ ποιεῖσθαι τῶν ἐμπεριειλημμένων ταῖς τούτων κινήσεσι λόγων. τὸ δὴ τοιοῦτον ῥάδιον καὶ τοῖσ ἀρτιμαθέσι παιδίοισ τυγχάνον ἀποκρίνεσθαι, οὕτω τοι φορτικώτατον ἔδοξεν ξενοφάνει, ὥσπερ ἂν εἴ τισ λίθον πολυτελῆ κατὰ μεγάλησ θαλάττης ἀφεὶσ, εἶτα ἐπέταττεν οὗ τῆσ ἀβύσσου καὶ τῶν θα λαττίων πυθμένων ἐκεῖνος κεῖται ῥιφεὶσ κατα δύντα ζητεῖν. ὅθεν καὶ πρῶτα μὲν, ἄφωνος ἔϛη διαπορούμενος, καὶ ἰλιγγιῶν. καὶ ϛρεφόμενοσ ἄνω καὶ κάτω. ἔπειτα ἀπεκρίνατο λόγον πολλοῦ — — τινος ἀπόζοντα τοῦ θυμοῦ, καὶ τῆσ ἀμαθίασ. καὶ τί ταῦτ᾽ ἐρωτᾶσ ὦ νικαγόρα φησὶ, τοῖσ ἀνθρώποισ. ἄληπτα τὸ παράπαν τυγχάνοντα. τίσ γὰρ ἄνθρωποσ ὢν γηγενὴσ ἀνέλθοι ἐσ οὐρανὸν πώποτε, ἵνα θεα σάμενοσ καὶ κατειληφὼσ δρόμουσ ἀϛέρων καὶ διαϛάσεισ καὶ ἀντιφράξεισ αὐτῶν, σαφέσ τι

ἀγγέλλειν ἔχοι τοῖσ ἄλλοισ. τούτου γὰρ οὐ δυνατοῦ τυγχάνοντος, οὐκ ἴσμεν ἐκεῖθεν οὐδέν. οὔθ' ὅπη ζόφος οὔθ' ὅπη ἠώσ. οὔθ' ὅπη ἠέλιοσ φαεσίμβροτοσ εἶσ' ὑπὸ γαῖαν. οὐδ' ὅπη ἀνεῖται. τούτων αὐτήκοοι γεγονότεσ ὁ δῆμος, ἄλλοι ἐξ ἄλλων γεγόνασιν ἅ παντεσ. οὐ γὰρ ποτ' ᾠήθησαν ἀπορήσειν αὐτὸν πρὸς οὐδὲν τῶν ἁπάντων ὅσα γῆ τε αὕτη καὶ οὐρανὸσ (Fol. 12, a.) ἐκεῖνος προβάλλει μυςήρια. ὅθεν ἐξαίφνησ ἰδόντες ἅπερ οὐκ ἤλπισαν, μεταβαλόντες ἐγέλων ἀκάθεκτα καὶ ὑπεσύριττον. καὶ θόρυβοσ ἤρθη πολὺσ. καὶ οὐδὲν αὐτὸν ἁλιέων καὶ σκαπανέων διαφέροντα εἶναι ἐνόμισαν τοῦ λοιποῦ πρός γε σοφίαν, οἱ πλέον ἴσασιν οὐδέν, ἢ χθόνα ταράσσειν καὶ πόντον ἰχνηλατεῖν. καὶ ὁ μὲν τὰσ ἡλιακὰσ ἐκλείψεισ καὶ σεληνιακὰσ αὐτῷ προύφερεν ἃσ ὑφ' ἅπασι μάρτυσιν ἀςρονομία προαγορεύει μὴ διαπίπτουσα. ὁ δὲ τὰσ τῶν ἄλλων ἀςέρων φάσεις καὶ κρύψεισ. ὃδ' ἀπέσκωπτεν εἴ τις πειρῷτο πείθειν ὃν πείθειν οὐ δύναται τὰ ἐν θεάτρῳ τῆσ οἰκουμένησ ἀεὶ γινόμενα. μάταιον γὰρ εἶναι καὶ πάντων φορτικώτατον σύνεσιν ἐντιθέναι τοῖσ πάνυ σκληροῖσ ἐγχειροῦντα. νικαγόρας ὁ δὲ νικαγόρασ ἐπιςραφεὶσ καὶ σιωπὴν ἐπιτάξασ τῷ δήμῳ, τὸ πρὸς γέλωτα τῶν πολλῶν ἐμέμφετο ἀκρατὲσ καὶ οὐ πάνθ' ἅμα [1])πᾶσιν ἔφασκε δίδοσθαι πρὸς θεοῦ. ἀλλ' ἄλλῳ μὲν ἄλλο. ἄλλῳ δ' ἄλλο καὶ τὸ μὲν δῶκε θεὸς τόδ' ἀνένευσε. καὶ τῶν τῆσ σοφίασ αὖθις εἰδῶν πολλῶν ὄντων, ἄλλῳ μὲν ἅπαντα μετιέναι δίδωσι χρόνος καὶ φύσις καὶ σπουδή. ἄλλῳ δ' ἔνια. καὶ ἄλλῳ μὲν ἧττω, ἄλλῳ δὲ πλείω. ὥςπερ κἀν ταῖσ πρακτικαῖσ ἀσχολίαισ, ἡ μὲν μικρὰ φροντὶσ, καὶ μικρὰν τοῖσ ἀνθρώποισ χαρίζεται[2]) πεῖραν. ἡ δὲ μείζων, μείζω. κακεῖνον φαμὲν ςρατηγήσειν καλῶσ, ὃς πρότερον ὑπὸ (Fol. 12, b.) ςρατηγῷ ἐγεγόνει. καὶ τακτικῶν τῶν καθέκαςα πεῖραν εἰλήφει. κἀκεῖνον ἀθλοθετήσειν ὀρθῶσ καὶ ἀδέκαςον ἑλλανοδίκην ἔσεσθαι, ὃσ ὀλυμπιάδασ καὶ πυθιάδασ μακρὰσ, τὰσ μὲν ἐνενικήκει, τὰσ δὲ καὶ νενίκηται. καὶ ὃς παγκράτιον καὶ πένταθλον ἠγωνίσατο. καὶ πὺξ τὸν ἀντίπαλον ἔπαισε. καὶ δίφρον καὶ τέθριππον ἤλασε καὶ τῇ ἡνιοχεία δεόντως ἐχρήσατο. ὅς δ' ἐν ἀγροῖσ τὸν ἅπαντα διατέτριφε βίον, μήτ' ἐλπιζέτω πυθιονίκησ ἄνευ τῆσ πείρασ καὶ τῆσ ἀσκήσεως, μητ' ὀλυμπιονίκησ, ἔσεσθαί ποτε. τί τοίνυν καινὸν ἢ γέλωτοσ ἄξιον

1) πᾶσιν] ν a m. rec.
2) πεῖραν] Ipsa, ut videtur, manus 1. πείραν in πεῖραν mutavit.

εἰ καὶ ὁ σοφὸσ οὑτοσὶ ξενοφάνησ ὁ θρασυμάχου ἐν λατίνοις καὶ φὺσ καὶ τραφεὶσ, παρ' οἶσ οὔτ' ἀςρονομία, οὔθ' ὅσα πλεῖςα παρ' ἕλλησιν ἤνθησεν εἴδη σοφίασ οὐδὲν ἐκεῖ πολιτεύεται, τῶν τοιούτων ἄμοιρος ἔμεινε καὶ αὐτός. φανήσεται γὰρ ἐν ἄλλοισ εἴδεσι δόκιμος ἴσως εἶναι: ξενοφάνης ὁ δὲ ξενοφάνης ὑπὸ τοιούτων λόγων ἀναθαρρήσασ, εὖ λέγεις ὦ νικαγόρα φησὶ, πλὴν γὰρ ἀςρονομίας καὶ ὅσα ταύτῃ τῶν μαθημάτων ἑπόμενα, τἄλλα πάντα σοφίασ εἴδη, αὐτόσ τὲ ἐξέμαθον, καὶ ἄλλους πάντωσ ἱκανόσ ειμι ἐκδιδάσκειν. τούτων δὲ τῶν γελώντων, οὐδὲ μικρὰ φροντίζω. ῷ γὰρ οὐ διαλέγομαι, οὐδ' ἀποκρίνομαι. τούτοισ δ' οὐ διαλέγομαι, οὐδ' ἀποκρίνομαι ἄρα. ταῦτα αὐτοῦ μεγαλαυχουμένου καὶ ἐπιδεικνυμένου μετά τινος γαύρου καὶ χλιδῶντος τοῦ ἤθουσ καὶ τοῦ φρονήματος, κατεδύοντο οἱ αὐτοῦ γε ἑταῖροι. (Fol. 13, a.)
νικαγόρασ ὁ γε μὴν νικαγόρασ πράως πωσ καὶ ἀλύπωσ ἀναλαμβάνων τὸν λόγον, ἐπειδή φησιν ὦ ξενόφανες πάντα μὲν εἰδέναι διατεινόμενοσ πρότερον, ἔπειτα ἐξηλέγχθησ μήτ' ἀςρονομίαν μήθ' ὅσα τῆσ μαθηματικῆσ ἐςὶν ἐπιςήμησ εἰσαγωγαὶ τὸ παράπαν εἰδέναι, δέδια μὴ καὶ ἃ νῦν φὴσ εἰδέναι, καὶ τούτων ἰδιώτης ἦσ, κἄπειτα βαρύν τινα τὸν καταγέλων καὶ αὐτοὶ ἑαυτοῖσ προς τριψώμεθα, μάτην σπουδάζοντεσ, καὶ ὡς πάντα εἰδόσι, τοῖσ οὐδὲν εἰδόσι διαλεγόμενοι. μιμήσασθαι οὖν βούλομαι τοὺσ ἀργυρογνώμονάσ τε καὶ χρυσογνώμονασ. οἷς ὑπὸ βασάνῳ τῇ λίθῳ, τό τε κίβδηλον καὶ μὴ, δοκιμάζεται. ἐπεὶ τοίνυν ἀπὸ τῶν μετεωροτέρων ἀρξάμενός σοι διαλέγεσθαι μαθημάτων, ὅμοιόν σοι ποιεῖν ἔδοξα, ὥςπερ ἂν εἰ πέτεσθαί σε ἠνάγκαζον, πρᾶγμα τῇ σῇ μηδαμῇ συγχωρούμενον φύσει, φέρε σοι διὰ τῶν χαμαιζήλων καὶ ὅσα τοὺσ παῖδασ ἐν ἀρχαῖσ διδάσκουσιν οἱ γραμματιςαὶ τὴν διάλεξιν ποιησώμεθα. καθάπερ ἐπὶ κλίμακος βαθμίδασ τινὰσ τὰ εἴδη παραλλάττοντεσ τῆσ σοφίασ. καὶ οὕτως ἀμοιβαδὸν ἐσ τὰ ἐντελέςερα τῆσ σοφίασ ἰόντεσ. ἐρήσομαι τοίνυν σε πρῶτον γραμματικῆς πέρι, εἰ μὴ καὶ ταύτησ ἰδιώτησ εἶ, πόθεν καὶ ὅπωσ αὐτὴν ἠκριβώσω. ξενοφάνης πρὸς ταῦτα ὁ ξενοφάνης πλήρης θυμοῦ κατας ὰσ, 1) εὐφήμει 2) φησὶν ὦ νικαγόρα. καὶ μή μοι πρόφερε τέχνην ἀνδραποδώδη (Fol. 13, b.)

1) εὐφήμει] εὐφήμη m. 1.
2) φησὶν] ν a m. 2.

καὶ δούλην. μία μὲν γὰρ οὐδεμία φιλοσόφοισ ἀνδράσιν αὐτῆσ, εἴη ἂν χρεία. νικαγόρας καὶ μήν [1])φησι νικαγόρασ ἀριςοτέλουσ καὶ πλάτωνοσ καὶ [2])θαλοῦ καὶ πυθαγόρου καὶ τῶν ἄλλων φιλοσόφων αἱ γλῶσσαι μέχρις ἡμῶν οὐκ ἄλλως ἂν ἐπεδήμουν, εἰ μὴ ὡς διαπορθμείου τινὸς δι' αὐτῆσ. αὕτη γὰρ ὁπλίζει τὴν γλῶτταν καὶ ἄρρενα πρὸς τὸ λέγειν καὶ γράφειν ποιεῖ. καὶ ταύτησ ἄνευ, νοῦσ ἀνεκλάλητος ἡ σοφία. διὸ καὶ τῆσ ἐκείνων σοφίασ. καὶ γλώττησ αὕτη τὰσ βίβλουσ ἐμπιπλῶσα, διαπερᾶν ποιεῖ τὸν αἰῶνα μετὰ τῆσ μνήμησ αὐτῶν. τί δὲ ῥητορικῆς πέρι. μῶν καὶ ταύτησ ἀμαθὴσ εἶ; ξενοφάνης μάταιος ἂν ἦν φησιν εἰ φιλοσοφίαν ἀφεὶσ, ἐσ τὰ μηδενὸσ ἄξια ἐμαυτὸν ἀπησχόλουν. νικαγόρας καὶ μὴν φησὶν νικαγόρασ κἀν τοῖσ βουλευτηρίοις. κἀν τοῖσ δικαςηρίοις. κἀν τοῖσ ἐγκωμίοις. κἀν τοῖσ ψόγοισ κἀν τῷ βίῳ παντὶ, μέγιςόν τι χρῆμα ῥητορικὴ καὶ ἀναγκαιότατον. ἔπειτα γοργίασ καὶ δημοσθένησ καὶ θουκυδίδης καὶ πλάτων ἡ μεγίςη γλῶσσα τῶν ἑλληνίδων καὶ ὅσοι ῥητορικῆσ ἀσκηταὶ μόνησ. καὶ ὅσοι φιλοσοφίας ξύν γε ῥητορικῇ, τοῦ μηδενὸς εἶναι δοκοῦσιν ἄξιοι; ξενοφάνης πάνυ γε τοῦ μηδενὸς ἄξιος πᾶσ τις εἶναι μοι
(Fol. 14, a.) δοκεῖ, ὅςτις γλῶτταν ἐθέλοι. καὶ γραφὴν ὁπλίζειν. ἡ γὰρ περὶ τὰ τοιαῦτα ἀσχολία, κοσμεῖν οὐκ ἐᾷ τὴν ψυχὴν. ὅπερ καὶ αὐτὸσ ἔμελλον [3])ἂν πείσεσθαι. εἰ μὴ πάσης ἀσχολίασ ὑπέρτερον ποιησάμενος πρᾶγμα τὴν ψυχὴν, οὕτω κοσμῶν διετέλεσα ταύτην τε καὶ ὅλον ἐμαυτὸν ἀεὶ. πρὸς ταῦτα θορυβήσαντες αὖθις ὁ δῆμος καὶ μέγα ἀνακαγχάσαντεσ, ὡς οὐδὲν εἰδότα διέσυρον. καὶ πρὸς ἀλλήλουσ ὑποψιθυρίζοντεσ χλεύης καὶ μυκτῆρος γέμοντασ ἐρρίπτουν λόγους: ἐπὶ τούτοις ὁ ξενοφάνησ τοὺσ ἑταίρουσ καταδυομένουσ τὲ καὶ ἐρυθριῶντας ἰδὼν, καὶ ἑαυτὸν πολὺ κατόπιν χωρήσαντα τῶν ἐλπίδων, καὶ τῶν γαύρων ἐκείνων καὶ θαυμαςῶν ὑποσχέσεων, ἄπυρόν τινα καὶ συνεχῆ ςροφὴν, συνέςρεφεν ἑαυτὸν, ὥςπερ ἐν σαγήνῃ συνειλημμένοσ ἰχθύσ. καὶ τέλοσ ἀπηγορευκὼσ, πέπραχέ τι ἐνθουσιῶδεσ καὶ μανικὸν καθ' ἑαυτοῦ οἷόν ποτὲ κατὰ τοῦ πενθέως αἱ βάκχαι. ῥίψασ γὰρ τήν τε ἐπὶ κεφαλῆσ καλύπτραν. καὶ ἅμα αὐτῇ τὴν

1) φησι] ν m. 2 add.
2) θαλοῦ] θαλλοῦ m. 2.
3) ἂν] A m. rec., ut videtur.

ἐσθῆτα, ᾤχετο φεύγων καὶ ὑβριοπαθῶν.
καὶ τάχ' ἂν ἀπήει λιπὼν ἀτελεῖσ καὶ ἀπράκτουσ
τὰσ γενναίασ ἐκείνασ καὶ παλαμναιοτάτασ
ὑποσχέσεις, εἰ μὴ τῆς γερουσίασ τινὲσ περισχόντες
κατὰ χώραν μένειν παρήνουν, μεμψάμενοι
τῆσ μικροψυχίασ τὸν ἄνδρα. γενόμενον τοίνυν
αὖθις ἐπὶ τοῦ σχήματος τῆς καθέδρασ, ἦν ἰδεῖν (Fol. 14, b.)
ἀχθόμενον λίαν. καὶ πολλὰσ καὶ ἀτόπουσ τὰσ
λοιδορίασ ἐξαντλοῦντα κατὰ τοῦ νικαγόρου.
καὶ τὰσ ἐκ τοῦ γένουσ καὶ τῆσ συγγενοῦσ ὀφρύοσ
μαχαίρασ ἐπαπειλοῦντα, ὅτι φησὶ πανούργως
ἐσ τὰσ διαλέξεις χωροίη νικαγόρασ. καὶ πάν
θ' ὅσ ἂν εἰδείη εἰδότα με. ταῦθ' ἑκὼν παρατρέχοι.
ὧν δ' ἔξαρνον εἶναι γνοίη καὶ ἀμαθῆ, ταῦτ' εἰσ
μέσον μάλα ἄσμενος ἄγοι. γλῶτταν μὲν καὶ σχῆμα
πλαττόμενος μηδὲν περινενοημένον ἔχουσαι.
τῇ δ' ἀληθεία μεςὴν εἰρωνείασ καὶ χλεύησ:
ν ι κ α γ ό ρ α ς πρὸς ταῦθ' ὑπομειδιάσασ ὁ νικα
γόρας, ἀδικεῖς φησιν ὦ ξενόφανεσ λοιδορῶν
ἀναίδην οὑτωσὶ καὶ διαβάλλων με ὡς πανούρ
γως σοι δῆθεν διαλέγεσθαι. θέλοντα. τοῦτο
γὰρ ἰδιωτικὸν καὶ φαῦλον. καὶ πόρρω που διαι
τώμενον σοφῶν εὐκοσμίας. ἢν γὰρ ἐθέλης ἀνα
δραμεῖν καὶ μνησθῆναι τῶν σῶν ὑποσχέσεων,
ὄψει μηδὲν ἀδικοῦντας ἡμᾶσ, καὶ θαυμάσεις
ὅπως μακροθύμως καὶ ἀςείως φέρομεν τὰσ
τῶν σῶν λοιδοριῶν τρικυμίασ μηδὲν ὀργι
ζόμενοι. μέμνησαι γὰρ ὡς πάσησ σοφίασ πλήρης
εἶναι φάσκων, ἐπίδειξιν ἐπηγγείλω ποιή
σεσθαι ἐφ' ἡμῶν, οὐχ' οἵαν χθὲς καὶ πρότερον
ἐν ταῖς ἀγοραῖς φαύλην τινὰ καὶ κατακερματι
ζομένην, εἰς μέρη καὶ ἄτομα, ἀλλὰ καθο
λικὴν καὶ περὶ πᾶσαν καὶ παντοίαν ἐπιςήμην ὁδέ (Fol. 15, a.)
νουσαν, καὶ οἵαν σοφωτάτω πάντων ἀνθρώπων ἁρ
μόττοι ἂν ἐπιδείκνυσθαι. καὶ πολὺσ ἦσθα προ
τρεπόμενος ἐρωτᾶν σε ὅ, τι ἂν βούλοιτο ἕκαςος,
ὦ μέτεςι τῆσ ἐν ἡτινιοῦν σοφία διατριβῆσ.
ἐλπίζοντεσ τοίνυν μεγάλων αὐτίκα καὶ γενναίων
ἀκούσεσθαι λόγων, οὐκ ἀπὸ τῶν χαμαιζήλων
εἰδῶν. τῆσ σοφίασ ἐκρίναμεν δεῖν πειρᾶσθαι το
σούτου ἀνδρός, ἀλλ' ἀπὸ τῶν τιμιωτέρων τὲ καὶ
ὑψηλοτέρων. εἶτα ἐξελεγχθεὶσ καὶ ὡμολογηκὼς
ἰδιώτησ εἶναι τῶν τοιούτων καθάπαξ τῆσ μαθη
ματικῆσ ἐπιςήμησ εἰδῶν, ἔρριψας ἐξαίφνησ.
ἡμᾶς ὡς [1]) ἀποδίφρου τινὸσ τῶν πλουσίων ἐκείνων

---

1) ἀ π ι δ ί φ ρ ο υ] Leg. ἀπὸ δ.

καὶ μεγάλων ἐλπίδων, ὁποίασ καὶ ὅσασ ἐν ταῖσ ἡμετέραισ ἐγέννησάν τε καὶ ἔθρεψαν ψυχαῖς, αἱ σαὶ θαυμάσιαί τε καὶ μεγάλαι ἐπαγγελίαι. ἀλλ' ἡ μεῖς γε φιλανθρωπότερον αὖθισ διατεθέντες πρὸς σὲ, καὶ μέλλοντά σε βαπτίζεσθαι ὑπ' αἰ σχύνης ὥς γε εἰκὸσ ἦν, οὐκ ἐσ κόρακάσ που ἀπε σοβήσαμεν. ἀλλ' ἀνελάβομεν καὶ ἀνεκουφίσαμεν. καὶ ῥάονα πεποιήκαμεν. καὶ ἀπὸ τῶν ςοιχειωδε ςέρων εἰδῶν τῆσ σοφίασ ἀρξάμενοι, τὰσ ἀφορμὰσ ὑπεβάλλομέν σοι τῆσ ἐπιδείξεωσ. γραμματι κῆς μὲν πρῶτον καὶ ποιητικῆσ. καὶ λόγων ἐργασίας. εἶτα καὶ ῥητορικῆσ. σὺ δ' ἐσ τοσοῦτον ὡμολόγηκασ ἀκοινώνητος εἶναι τούτων, ὥς καὶ ἀπεχθά
(Fol. 15, b.) νεσθαι εἴ τις εἰδείη τὰ τοιαῦτα, ἴσα καὶ ἰοβόλοισ θηρίοις. εἶτα θεασάμενος τοὺσ μὲν σοὺσ. [1]) ἑταίρουσ καταδυομένουσ τὲ καὶ ἐρυθριῶντασ, τοὺσ δ' ἄλλουσ οὐ δυναμένουσ κατέχειν τὸν γέλωτα, τοὺσ κορυ βαντιῶντας καὶ [2]) μαινομένουσ καὶ τῶν οἰκείων σαρκῶν γενομένουσ, οὐκ οἶδ' ὅπως ἐμιμήσω. καὶ πέ πραχασ μὲν ἅττα οὐκ ἄξια κατὰ σαυτοῦ. ἠπεί ληκασ δ' [3]) ἡ μ ῖ ν κ α ὶ λελοιδόρηκασ ὅσα οὐδὲ μεμνῆ σθαι χρεὼν. νῦν δ' ἔτι καὶ ἀπαγκωνιζόμενον βλέπων καὶ γυμνοῦντα χεῖρασ καὶ καρποὺσ ἄχρι βραχιό νων, καθάπερ οἱ ἐσ πυγμὴν παρασκευαζό μενοι, οὐκ ἔχω ὅ τι φῶ. οἶμαι δ' ὅτι δάκνει σε τὰ τῶν ὑποσχέσεων. καὶ πρὸς ἑτέραν ἐπίδειξιν αὖθισ παρασκευάζεισ σαυτὸν, ἵν' ὀψὲ γοῦν ὅπώς ποτε δείξειασ τελεσιουργοὺσ τὰσ ἐπαγγελίασ καὶ ἀνακαλέσῃ τὴν ἧτταν. σκέψαι τοίνυν ἐπὶ σαυτοῦ. καὶ οὗπερ ἐπιςήμων εἶ, τοῦτο μόνον πρόβαλε πρὸσ ἐπίδειξιν διαλέξεως. εἰ δὲ πάσησ ἐπιςήμης ἄμοιρον οἶσθα σαυτὸν, ἀπαγόρευσον. καὶ μήτε σαυτὸν ἐπιπλέον ὑποτίθει τῇ χλεύῃ, μάταιον γάρ, μήθ' [4]) ἡμᾶσ ἐξαπατᾶν βούλου. ἐπίψογον γάρ. ξ ε ν ο φ ά ν η ς ἡσθεὶς οὖν ὁ ξενοφάνησ τοῖσ οὕτω λείως παρὰ νικαγόρου λεχθεῖσιν, εὖ λέγεισ ὦ νικαγόρα φησίν. ἦν γοῦν [5]) ἐθέλης ἐν τῷ παρόντι γνῶναι τὸ ἐμὸν περὶ πᾶσαν τὴν ἀριςοτέλουσ σοφίαν εὔςροφον τῆσ τε διανοίασ καὶ γλώττης,
(Fol. 16, a.) πάντα χαίρειν εἰπὼν ὅσά τε μετ' αὐτὴν καὶ ὅσα πρὸ ταύτης πεφύκασι μαθήματα, ἐνταῦ θά μοι τὰς ἐρωτήσεις πρόβαλλε. ἀριςοτέλησ

1) ἑ τ α ί ρ ο υ σ] Sic m. 2 pro ἑτέρουσ manus primae.
2) μ α ι ν ο μ.] Sic m. 2 pro μενομ. manus primae.
3) ἡ μ ῖ ν κ α ὶ] Sic m. 2 pro stribligine quae legi nequit.
4) ἡ μ ᾶ ς] Sic m. 2 pro ὑμᾶς m. 1ae.
5) ἐ θ έ λ η ς] Sic m. 2 pro ἠθέλης m. 1ae.

γὰρ, οὔτε γραμματικῆσ οὔτε ῥητορικῆς τὸ πα ράπαν ἅψασθαι κέκρικε δεῖν. ἀνδραποδώδη γὰρ ταῦτα καὶ ψευδουργά. μόνην δὲ τὴν τῆσ φύ σεως θεωρίαν· ἐσκέψατο. καὶ ταύτῃ μόνῃ τὸ πᾶν τῆσ σχολῆσ ἐδεδώκει, ἅτε ἀληθὲσ καὶ βέβαιον ἐ χούσῃ τὸ ὑποκείμενον. νικαγόρας ἀλλ᾽ ὅρα ξε νόφανεσ φησὶ, μὴ κἀνταῦθα ἐλθὼν, καὶ τὰσ ἐσ ἀριςοτέλην ἀπολέσῃς ἐλπίδασ. ἔοικασ γὰρ καὶ τῶν ἀριςοτέλουσ ἀμύητοσ εἶναι βιβλίων. καὶ εἰ μὴ πάντων, ἀλλ᾽ οὖν τῶν γε πλειόνων. γραμ ματικῆσ γὰρ καὶ ποιητικῆσ καὶ ῥητορικῆσ τοσοῦτον ἐμέλησεν ἐκείνῳ τἀνδρὶ μὴ μόνον ἀκροατὴν ἀλλὰ καὶ διδάσκαλον ἄλλοις [1])τούτων γενέσθαι, ὥςτε καὶ βιβλία τῆσ τούτων διδασκαλίασ ἀφῆκε [2])τοῖς ἔπειτ᾽ ἀνθρώποισ. καὶ νῦν εἰσὶ παρὰ τοῖσ τὰ ἐκείνου περὶ πλείςου ποιοῦσι [3])μετάγε τῶν ἄλλων αὐτοῦ φυ σικῶν, πολλὴν ἀεὶ τὴν ὠφέλειαν τοῖσ χρω μένοισ παρέχοντα. ἄλλως τε καὶ ὁ τῶν τοιούτων ἀδαὴσ, πῶσ ἂν διαιρεῖν δυνηθείη φωνὴν. καὶ ὄνομα. καὶ σημαινόμενα. καὶ [4]) ἑξῆσ καθ᾽ ὧν τὰ ση μαινόμενα κατηγορεῖται πραγμάτων. πλείονα γὰρ ὁ τοιοῦτοσ σολοικιεῖ ἢ φθέγξεται. ὄργανον γάρ τι διδασκαλικόν ἐςι τοὔνομα καὶ τῆσ ὑπο κειμένης οὐσίας δηλωτικόν. καὶ δι᾽ αὐτοῦ καθάπερ (Fol. διὰ χειρὸσ ὁ νοῦσ τῶν πραγμάτων ἐφάπτεται καὶ 16, b.) ἀντιλαμβάνεται. καὶ δεῖ τοῖς διαλέγεσθαι βουλο μένοις καὶ διὰ τούτων χωρεῖν ἀσφαλῶσ ἐσ τὰσ ἀπο δείξεισ, ἐμπείρουσ τὲ εἶναι τούτων. καὶ τῇ τούτων ἀκριβείᾳ καὶ ὀρθότητι χρῆσθαι, ὅσον ἐφικτὸν, καθάπερ κανόνι καὶ ςάθμῃ. εἰ δὲ μὴ, μάταια ὅ τε ἀκούων ἀ κούσεται καὶ ὁ φθεγγόμενος φθέγξεται. καὶ περιπλα νήσονται ἄμφω, καὶ οὐδαμῇ ποθ᾽ ἐξήξουσι: ξενοφάνης σύγγνωθι νικαγόρα, γραμματικῆσ γὰρ πέρι καὶ ποιη τικῆσ βιβλία, καὶ ἔτι ῥητορικῆς, οὐ μέμνημαι οὔτ᾽ ἰ δὼν ὄντ᾽ ἀριςοτέλουσ, οὔτ᾽ ἀκηκοὼσ. ἔχω δ᾽ ἄλλως ἔγωγ᾽ ἐπὶ σοῦ ποιήσασθαι τὴν ἐπίδειξιν ἐπιςημο νικῶσ. διὰ συλλογισμῶν διαλεκτικῶν τε καὶ ἀποδεικτικῶν συμπεραίνων ἕκαςα τῶν φυσικῶσ ἐν τοῖσ πράγμασιν ὑπ᾽ ἀριςοτέλουσ ἀποφανθέντων. νικαγόρας ἀλλὰ ταῦτα μὲν νι καγόρασ φησὶ τὰ τῶν συλλογισμῶν δηλαδὴ, χα μερποῦσ διανοίας ἐπίκτητα ἐπεφύκει, καὶ νόθα

---

1) τούτων] Sic m. 2 pro τοῦτον 1ae.
2) τοῖς] Articulum m. 2 add. in marg.
3) μετάγε] Leg. μετά γε
4) ἑξῆς] Sic m. 2: ἐξῆς m. 1.

ἐγκαλλωπίσματα. ὄργανα γάρ τινα ταῦτα πε φύκασιν ἄλλου χάριν οἰκονομούμενα. οἱ δ᾽ ἴτα λοὶ καὶ ὅσοι κατ᾽ ἐκείνουσ τῶν τῆσ παιδείασ προ θύρων ἄκρω δακτύλω γενόμενοι. καὶ μηδόλωσ ἐπὶ νοῦν ἀναβιβασάμενοι ὅτου χάριν τὰ τῆσ τέχνησ προπαιδεύεσθαι χρὴ, τούτοισ μόνοισ ἐνέμειναν, οἰηθέντες ἐντεῦθεν ἔχειν τὸ πᾶν. ὥςπερ ἂν εἴ τις
(Fol. ἐνόμιζεν ἄριςος εἶναι νεὼς κυβερνήτησ,
17, a.) ὅτι πηδάλιον οἴκοι ἐκτήσατο, ἢ ὅτι πλῆκτρον μουσικὸς. [1])οἱ γὰρ πάλαι φιλοσοφίασ καὶ· λογικῆσ ἐπιςήμησ ἐφευρεταὶ, τῇ τοῦ νοῦ κατακολουθήσαντες ἡγεμονίᾳ καὶ ἴχνος ἄνω [2])που θέντεσ τῆς θεωρίας, καὶ συνεθισμὸν καὶ πίςιν ἀσώματον ἠθροικότεσ ἐκεῖθεν, εἶτα ἐπὶ τὰ τῇ φύσει κεχωρήκασιν ὕ ςερα, λέγω δὴ τὴν δι᾽ αἰσθήσεων ἕξιν τοῦ λόγου καὶ δύναμιν, ἵνα μὴ χωλεύῃ τὸ πρᾶγμα μὴ δὲ καθ᾽ ὁπότερον ἄκρον. ἀλλ᾽ εἴη καὶ τοῦτο τὴν προ σήκουσαν τὸ μέρος ἔχον ἀρχὴν. διὰ τοῦτ᾽ ἀσθε νεςέρουσ. ἣν. ὥςπέρ τινα κλίμακα δίδωσι τούτοισ ἐκεῖθεν ὁ νοῦσ, γνώσεωσ εἵνεκα τῆσ αὐτῷ προση κούσησ. ὅσ τισ οὖν μὴ δυνάμενοσ ἐκ τῆσ ἄνωθεν ἀρχῆσ καὶ κατὰ φύσιν τὰ τῆσ ἐπιςήμησ ποι εῖσθαι προοίμια, ἀλλ᾽ ἀχορήγητοσ ὢν ἔτι τοιούτων πτερῶν, δεῖται τῆσ κάτωθεν ἀγωγῆσ, ἐὰν μὲν ἀρ ξάμενος ὅλην ἀνέλθῃ τὴν οἱονεὶ διὰ κλίμακοσ ἄγουσαν, καὶ πρὸσ τὸ τῆσ ἀληθευούσησ γνώσεωσ ἀναλύσῃ πεδίον, ἔπαινον μὲν προσάγεσθαι δίκαιοσ. θαῦμα δ᾽ οὔ. τοῦ γε ὀφειλομένου καὶ ὅσον εἰκὸσ ἀρρωςούσῃ φύσει φανεὶσ αὐτουργόσ.
ὅσ τις δ᾽ ἐρρωμένως καὶ κατὰ φύσιν [3])ἅπτοιτο τῆς σοφίασ, ἔπειτα φιλοτιμίασ περιουσίᾳ καὶ τῶν δευ τέρων ἐφίεται κατιὼν ἐκ τοῦ φύσει ἑνὸσ, καὶ σκιδνάμενος καθ᾽ ὁπόσα αἰσθήσει ὑπόκειται,
(Fol. καὶ βλέπων ὡς ἀπὸ ῥίζησ τὴν τοῦ ἑνὸς πρὸς τὰ
17, b.) πλείω διαίρεσιν, ἵν᾽ αὖθισ συνηθροικὼσ καὶ μίαν πλοκὴν διὰ πάντων ποικίλην πεποιηκὼς ὡς ἓν ὁρᾷ τὸ πᾶν, οὗτος ἐμοὶ τῆσ εὐφυΐασ μάλα θαυμάζεσθαι δίκαιοσ. δεικνὺσ ἐναργῶσ, ὁπόσα τῆσ τέχνης, τῆσ φύσεως δεύτερα. τοῦτο δὴ συνιδὼν καὶ ἀριςοτέλησ, μεθόδουσ ἐξεῦρεν ἐνδόξουσ τινὰσ καὶ ἀπατηλὰσ. ἵνα καθάπερ οἱ ποιηταὶ διὰ τῶν μύθων ἰνδάλματα τῆσ ἀληθείασ τοῖσ ἀμυήτοισ

---

1) ὡρ/ i. e. ὡραῖον hisce in margine adscriptum.
2) π ο υ θ έ ν τ ε σ] ποθοῦντες m. 1.
3) ἅ π τ ο ι τ ο] ἁπτ. m. 2.

προφαίνουσιν, οὕτω καὶ οὗτοσ τοὺσ ἀμυήτουσ διὰ τῶν τοιούτων γυμνάζων, ῥᾶον πρὸσ τὴν ἐνίων ἀλήθειαν ἄγη καθόσον χρεὼν. διὰ γὰρ τοῦτο καὶ ἴδοι τις ἂν αὐτὸν, ἄλλα μὲν ἀλλαχοῦ τῶν αὐτοῦ διεξιόντα βιβλίων. ἄλλα δ' ἐν ἄλλοισ καὶ ἐναντιούμενον, νῦν μὲν τῇ τῶν ὄντων ἐναργεία νῦν δὲ αὐτὸν ἀναιροῦντα καὶ πολλοῖς τῶν πάλαι σοφῶν κατὰ τὸ λεληθὸσ ὁμολογοῦντα μὲν καὶ αὐτὸν ἀκατάληπτα εἶναι τὰ πλείω τῶν ὄντων, λανθάνειν δ' ὅμως πειρώμενον δόξησ εἵνεκα κενῆσ: ξ ε ν ο φ ά ν η ς ἀλλ' οὐκ ἂν ἔχοισ οὐδαμῇ ξενοφάνησ δεῖξαι φησὶ τὸν ἀριϛοτέλην, οὔθ' ἑαυτὸν ἀναιροῦντα, οὔτε τὰ τῆσ φύσεως τῶν ὄντων μαχόμενον ἐναργεία· ν ι κ α γ ό ρ α ς καὶ μὴν φησὶ νικαγόρας εὐθὺσ ἐν τῷ πρώτῳ τῆσ ἀποδεικτικῆσ, δεί κνυσι. μὴ εἶναι τὸν διαλεκτικὸν συλλογισμὸν ἐπιϛήμην, ἅτε ἐνδόξουσ καὶ ἀμφιβόλουσ ἔχοντα τὰσ προτάσεις καὶ οὐκ ἀφωρισμένως περὶ ἕν τι καταγινόμενον γένος. πῶσ γὰρ ἂν καὶ εἴη ἐπιϛήμη ἡ ἐφ' ἑκάτερα ἴσην τὴν ἰσχὺν ἔχουσα, πρός τε τὴν τῆσ ἀληθείασ καὶ τοῦ ψεύδουσ ἀνατροπὴν. ὡς νῦν γε καὶ σοὶ κατ' ἐπιϛήμην ἀπαιτουμένῳ ποιεῖν τὴν ἐπίδειξιν, οὐκ ἂν εἴη σοι χρήσιμος ὁ τοιοῦτος συλλογισμὸς. ὅ γε μὴν ἀποδεικτικὸσ συλλογισμὸς, ἀλλ' οὐδ' αὐτῷ θαρρούντωσ χρῆσθαι δίδωσιν. ἀρχὰσ γὰρ αὐτοῦ μὴ εἶναι φησὶν ἀποδεικτικὰσ, ἀλλ' ἐπαγωγικοῖσ τισι κόμμασι, τῆσ αἰσθήσεωσ προβαλλούσησ τῷ νῷ τὰ μερικὰ καὶ καθέκαϛα, γίνεσθαι πεῖραν καὶ ἐμπειρίαν. καὶ καθόλου συναθροισμὸν εἰσ εἴδη τινά. νοητὰ καὶ ὑπὲρ τὴν αἴσθησιν, καὶ ταῦτ' εἶναι συλλογισμῶν ἀποδεικτικῶν καὶ ἐπιϛήμησ ἀρχὴν. εἶτ' ἐλθὼν ἐν τοῖς ἠθικοῖς, ἕτερα ἀνθ' ἑτέρων διέξεισι. τὸ γὰρ καθόλου φησὶν, ἐπισκέψασθαι καὶ διαπορῆσαι χρὴ, πῶσ λέγεται παρ' ἐνίων. καίπερ προσάντουσ τῆσ τοιαύτησ ζητήσεωσ γινομένησ διὰ τὸ φίλουσ ἄνδρασ εἰσαγαγεῖν τὰ εἴδη. δόξειε δ' ἂν ἴσωσ βέλτιον εἶναι καὶ δεῖν ἐπὶ σωτηρία τῆσ ἀληθείασ καὶ τὰ οἰκεῖα ἀναιρεῖν. ἄλλως τε καὶ φιλοσόφουσ ὄντας. ἀμφοῖν γὰρ ὄντοιν φίλοιν, ὅσιον προτιμᾶν τὴν ἀλήθειαν. ὅρα ξενόφανεσ ὅπωσ ἐνταῦθα καὶ τὸ καθόλον λαμπρῶσ ἀπαναίνεται. καὶ ἅμα δίκαιον εἶναι φησὶ, μὴ μόνον τἀλλότρια, ἀλλὰ καὶ τὰ οἰκεῖα σωτηρίας εἵνεκα τῆς ἀληθείας ἀνατρέπειν. (Fol. 18, a.) κἀν τῷ πρώτῳ δὲ τῆσ ἀποδεικτικῆσ χαίρειν τὰ εἴδη φησὶν. ἅτε ὄντα τερετίσματα. καὶ μὴ δυνάμενα εἶναι καθ' αὐτὰ μὴ δ' ὑφίϛασθαι ἄνευ τῶν μερικῶν (Fol. 18, b.)

καὶ καθέκαςα. ἀλλ᾽ ὅρα καὶ πῶσ οἴκοθεν ἔχει φα νερὰν ὁ λόγος τὴν ἀνατροπὴν ἑκατέρωθεν. πῶσ γὰρ ἂν ἐκ τῶν καθέκαςα αἰσθητῶν ὁ νοῦσ τὰσ ἀρχὰσ τῆσ ἐπιςήμης δύναιτο ποιεῖν. εἰ γὰρ ὁμοίω τὸ [1]) ὅμοιον γίνεται γνώριμον, καὶ τοῦ ὁμοίου ἐςὶν ἀντι ληπτικὸν ἕκαςον. πῶσ ἂν ἄϋλος ὢν αὐτὸσ, τὴν ὕλην περιοδεύσειε καὶ περισφίγξειεν. εἰ μὲν γὰρ εἴδουσ ἄνευ τὰ σωματικὰ ταῦτα καὶ ὑλικὰ πράγματα κατειληφέναι ἐπείγοιτο, οὐκ ἂν δεξιὸσ φανείη. τὸ γὰρ μὴ μένον ὅλωσ ἀλλ᾽ ἀεὶ ῥέον, πῶσ ἂν κατα λάβοι. ἔχων γὰρ οὐχ ἕξει. εἰ δ᾽ οὖν, συγκαταρρεύσει καὶ συνοιχήσεται τούτοισ καὶ αὐτὸσ παραπλησίωσ ὥςπερ τοῖς ποταμίοισ ῥεύμασιν, ὁπόσα τὰ [2]) πί πτοντα φύλλα τῶν παρὰ τὰσ ὄχθασ φυτῶν. ὅπερ ἄτοπον. εἰ δὲ τὰ περὶ τὰ ὑλικὰ πράγ ματα εἴδη μεγέθη δηλαδὴ καὶ σχήματα καὶ χρώ ματα. καὶ ὁπόσα συμπέφυκεν ἕτερα, ἀεὶ περι πλανήσεται. καὶ ῥᾶςα διολισθήσει πρὸσ ἕτερον εἶδος ἐξ ἑτέρου. τοῦτο δ᾽ ἐπιςήμης ἀλλότριον. ἄλλο γὰρ ἐφ᾽ ἑκάςου τὸ εἶδος εὐθὺσ γενομένου, καὶ ἄλλο ἀεὶ αὐξομένου. καὶ ἀεὶ πάντωσ ἕτερον. ὄντων γὰρ εἰκόνεσ ταυτὶ καὶ εἴδωλα ὥςπερ ἐκδρα μόντα καὶ εἰσ ὕλην ἐλθόντα. καὶ οὐδαμῇ ποτε (Fol. 19, a.) ὄντα. ἡ δ᾽ ἐπιςήμη περὶ βέβαιόν τι καὶ ἑςὼσ συμπεραίνεσθαι τὸν ἀποδεικτικὸν ζητεῖ συλλο γισμόν. **ξενοκράτης** ἐπὶ τούτοισ ἀνίςαταί τισ τῶν ξενοφάνουσ ἑταίρων, ξενοκράτησ ὁ ναυσι κλέουσ. ὅς δὴ καὶ τὸν λόγον διαδεξάμενοσ, εἰ βούλει φησιν ὦ νικαγόρα ταῦτα παραδραμόντεσ, βραχέα σκεψώμεθα ὧν περὶ τῶν ὑπὸ φύσεωσ διοικουμένων πραγμάτων ἀριςοτέλησ ἀπε φήνατο. τούτοις γὰρ οὐκ ἂν ἀντιλέγειν ἔχοις οὐδ᾽ αὐτός. ὥςπερ οὐδ᾽ ἄλλος οὐδεὶσ ἐξ ἐκείνου μέχρι καὶ τή μερον: **νικαγόρας** οὐχ ὅτι μὴ ἐδύναντο ἀντειπεῖν ὦ ξενόκρατεσ οἱ ἐκεῖθεν σοφοὶ, σιγῇ τὸν πάντα παρέδραμον χρόνον. ἀλλ᾽ [3]) ἰδόντεσ τὰ μὲν ὑπ᾽ αὐτῆς ἐξελεγχόμενα τῆς τῶν πραγμάτων ἐναργείας, τά δ᾽ ὑπ᾽ αὐτοῦ γε τοῦ λέξαντοσ λαμπρῶσ αὖθισ ἀνατρεπόμενα, καὶ [4]) ξυννενοηκότεσ ἐντεῦθεν τὴν ἀ ριςοτέλουσ διάνοιαν ὡσ κἀκεῖνοσ κατὰ τὸ λελη θὸσ ὑπεμφαίνει τῶν προκειμένων τὸ ἀκατά ληπτον, περιττὸν ἐξῆσ ἡγήσαντο καὶ ἀνόνητον, οὕτως εἰκῇ τὴν ἑαυτῶν ἀναλίσκειν γλῶσσαν, ἔφημεν γὰρ

1) ὅμοιον] Sic cod.
2) πίπτοντα] Sic cod.
3) ἰδόντεσ] ν sup. a m. rec.
4) ξυννενοηκότεσ] ν post ξυν m. 1, ut videtur, in contextu add.

καὶ ἀνωτέρω, ὡσ ἐν τοῖσ μὴ μένουσιν ὅλωσ ἀλλ' ἀεὶ ῥέουσιν, οὐχ ἕξει χώραν ἐπιϛημονικὸσ, καὶ ἀπο φαντικὸσ λόγοσ οὐδεὶσ. ὅμωσ ἐπειδή σε μάλα τοι προθυμούμενον πρὸς τὸ λέγειν ὁρῶ. καὶ σφόδρα τὰσ ἐν τοῖς τοιούτοις ἐπιδείξεις ὠδίνοντα, φέρε πρόβαλε ὅ τι βούλοιο. ἵνα μὴ λυπούμενοσ εἴησ ϛερισκόμενος καὶ σὺ τῆσ ἐφέσεωσ. οὕτω γὰρ ἂν οἶμαι καὶ αὐτὸσ μάθοισ ἔργοισ αὐτοῖσ ὡσ λόγοι προνοίας ἀπόρρητοι τὰ παρόντα περιτρέ χουσι πράγματα, βραχέα μὲν ἑαυτοὺσ ἐνίοισ παρα γυμνοῦντα, τὰ δὲ πλεῖϛα σιδηραῖς καὶ ἀδαμαν τίνοισ εἰπεῖν φρουραῖς ταμιεύοντα, ἵνα μήτε γλώσσαισ καὶ ἀκοαῖσ ἀνοσίοις προκείμενα κιβδη λεύωνται, μήτε περιφρονῶνται διὰ τὸ τῆσ χορη γίας ἄπονόν τε καὶ πρόχειρον: ξενοκράτης οἰκειοτέρα μὲν οὖν ἀρχὴ γένοιτο τῇ παρούσῃ χρεία ὦ νικαγόρα, ξενό κράτης φησὶν, ἡ ἐξ αὐτῶν γε δὴ τῶν ϛοιχείων. καὶ τούτων μάλιϛα τοῦ τε ὕδατοσ καὶ τοῦ ἀέρος, ὃσ ἡμῖν πολύσ τε καὶ ἄφθονος ἐπικέχυται. ἵν' ἐκ τοῦ προχείρου καὶ τὴν αἴσθησιν αὐτὴν ἀναμφισβήτητον διδάσκαλον ἔχωμεν. νικαγόρας. καὶ μάλα γε ὡς [1]) ἐγῶμαι ξενόκρατες ξενοκράτης ἴθι δὴ οὖν ἀπόκριναι. ποτέρω σοι δοκεῖ βέλτιον ἀποδιδόναι τὴν ὑγροῦ φύσιν, ὕδατι μᾶλλον ἢ ἀέρι καὶ περὶ τοῦ θερμοῦ καὶ ψυχροῦ τὸν ὅμοιον τρόπον. οἶσθα γὰρ ὡς ἀριϛοτέλησ μὲν καὶ ὅσοι τῆσ περιπατητικῆσ αἱρέσεως, ἀέρι μὲν, ἰδιαίτατα τὴν ὑγροῦ φύσιν ἀπένειμαν. ἑπομένωσ δὲ καὶ κατὰ μέθεξιν τοῦ γείτονοσ πυρὸσ τὸ θερμὸν, ὕδατι δ' αὖ ἰδιαίτατα μὲν τὴν ψυχροῦ φύσιν, κατὰ δὲ μέθεξιν τοῦ ἀέροσ, τὸ ὑγρὸν. νικαγόρας ἐρήσομαί σε πρότερον ἔγωγε ὦ ξενόκρατες [2]) βραχέαττα, ἔπειτά σοι αὐτὸσ ἄσμενοσ ἀποκρινοῦμαι [3]) περι ὧν ἤρου με. οἶσθ' ὅτι τῶν ὄντων οὐδὲν τὴν φυσικὴν καὶ συϛατικὴν τῆσ οὐσίασ ἀποβαλὸν ἰδιότητα, ὅπερ ἦν ἔτι δύ ναται εἶναι; ξενοκράτης καὶ γὰρ οἶδα. νικαγόρας ἀποβληθέντος γὰρ τοῦ λογικοῦ, [4]) μὴ δ' ἄνθρωπον εἶναι ἕπεται. μὴ δ' ὅσα λογικά. ξενοκράτης εὖ λέγεις. νικαγόρας καὶ θερμότητος ἀναι ρεθείσης, οὐδὲ πῦρ ἂν εἴη. ξενοκράτης οὐγαροῦν. νικαγόρας ἔδει τοίνυν καὶ τὸν ἀέρα, τῆς ὑγρότητος ἀναι ρεθείσησ, εἴπερ ἦν αὐτοῦ φυσικὸν ἴδιον αὕτη, μηκέτι εἶναι ἀέρα ξενοκράτης φημὶ κἀγὼ. νικαγόρας

(Fol. 19, b.)

(Fol. 20, a.)

---

1) ἐγῶμαι] leg. ἐγῷμαι.
2) βραχέαττα] Sic cod. Leg. βραχέ' ἄττα.
3) περι] Sic. Leg. περὶ —.
4) μὴ δ'] Sic cod. uti etiam statim post. Leg. μηδ' —.

ἀλλὰ μὴν μετὰ θερινὰσ τοῦ ἡλίου τροπὰσ
ὅτε μάλιϛα φλέγων ὁ τῆσ αἰθερίασ λαμπάδος
ταμίασ ἥλιος ἀκμαιοτέρουσ ἀνάπτει τῆς
θερινῆσ ὥρασ τοὺσ ἄνθρακασ, ὁρῶμεν οὕτω
ξηρὸν καὶ ἄνικμον τὸν ἀέρα γινόμενον, καὶ μάλιϛα
κατὰ τὴν αἰθιοπίαν, ὡς δύνασθαι καὶ πρὸς
ἕτερα σώματα δρᾶν. καὶ μὴ μόνον ξηραίνειν
ἀλλὰ καὶ μελαίνειν. ὃ τοῖς καιομένοις ἕπεται.
μένοντα δ' ὅμως αὖθις ἀέρα. τὸ δ' αὖ ὕδωρ
μηκέτ' αὖθις ὕδωρ ὂν ἀποβαλὸν τὴν ὑγρό
τητα ξενοκράτης ὁρῶ μὲν γὰρ νικαγόρας τοῦ ὕδατος ἄρα συ
ϛατικὴ ποιότησ καὶ ἰδιαίτατα τὸ ὑγρὸν καὶ
οὐ τοῦ γε ἀέρος ξενοκράτης φαίνεται μέν. ἀλλ' οὖν ἀριϛο
τέλησ τῷ οἰκείῳ δυσοριϛότερον ὅρῳ
οἰόμενος τὸν ἀέρα τοῦ ὕδατος,
(Fol. 20, b.) ὑγρότερον αὐτὸν διὰ τοῦτο ὡρί
σατο. νικαγόρας ὥστε λέληθεν ὦ ξε
νόκρατεσ περιπετὴς κἀνταῦθα τοῖσ
ἑαυτοῦ γινόμενος λόγοις. ὑγρὸν μὲν
γὰρ οὐδαμῆ τὸν ἀέρα εὑρίσκεται ὀνο
μάζων. τὸ δ' ὕδωρ καὶ μάλα τοι
σφόδρα πανταχῆ, ὡς [1]) προϊόντεσ σοι
δείξομεν εἴγε βούλοιο. εἰ δ' ὁμώνυμον
[2]) ἥγηται τὴν ὑγροῦ φωνὴν, [3]) ἐχρῆν αὐτῷ
διελεῖν εἰς τὰ σημαινόμενα πρότερον
καὶ προσαποδεῖξαι τίνασ ὕδατός τε
καὶ ἀέροσ ὅρουσ εἶναι [4]) φησὶν, εἶτα τὸν
ὅρον τοῦ τοιούτου ἐπενεγκεῖν ὑγροῦ. νῦν
δὲ σαθρὸν τὸν θεμέλιον ὑποθεὶσ τῷ
ὁρισμῷ, ἕξειν οὐδένα μοι φαίνεται
χλεύης καὶ γέλωτος ἄνευ ἀκροατὴν. φή
σειε γὰρ ἄν τις ἐρίζων οὑτωσί πως καὶ τὸν
αἰθέρα δυσοριϛότερον τοῦ ἀέροσ. καὶ
[5]) διατοῦθ' ὑγρότερον, κατὰ τὰσ τοιαύτασ
ἀτόπουσ τῶν θέσεων. ξενοκράτησ εὖ λέγειν δοκεῖς
ὦ νικαγόρα. λείπεται δ' ἔτι καὶ ἕτερον
τί σου πυθέσθαι. καί μου λέγοντοσ
καὶ ἐρωτῶντος ἄλλα ἐπ' ἄλλοις, ἀ
νέχου πρὸσ θεοῦ. καὶ εἰ φορτικός σοι
δοκῶ. ὁ γὰρ ἀριϛοτέλησ ἁρμονίαν
τινὰ συνέχειν τὸ πὰν λογισάμενοσ

---

1) προϊόντεσ] Sic cod.
2) ἥγηται] Sic cod. Leg. ἡγεῖται.
3) ἐχρῆν] Cod. ἐχρὴν ex quo m. rec. ἐχρὴν i. e. ἐχρῆν effecit.
4) φησὶν] m. rec. φησίν scripsit.
5) διατοῦθ'] Leg. διὰ τοῦθ'.

ἀναλόγως ἑκάϛω ϛοιχείω. τὸ εἰκὸσ (Fol. 21, a.)
ἀποδέδωκεν. ἀρξάμενοσ ἄνωθεν ἐξ αἰ
θέρος νικαγόρας καὶ μὴν ὦ ξενόκρατεσ ἄλλοι τε πλεῖϛοι
σοφοὶ καὶ ὅσοι ἐκ τῆσ ϛοᾶσ, τὴν ἔριν μᾶλλον ἔ
φασκον καὶ τὸ νεῖκοσ οὐρανῷ τε καὶ γῇ καὶ τοῖσ
ἐν γῇ μεσιτεύοντα πράγμασιν ἔρεισμα τῆσ
τῶν ὅλων συϛάσεώς τε καὶ ἁρμονίασ καθί
ϛασθαι. [1]) εἶναι γὰρ τὴν ἁρμονίαν διαφόρων
ξυνωμοσίαν πραγμάτων ἐσ ὁμόνοιαν καὶ ξυ
ναλλαγὴν, ἣν ὥς ἐκεῖνοι φασὶν ὁ τῆς ἔριδοσ
μῖτοσ ὑφαίνει. ξενοκράτης εἶθ᾽ αὕτως ἐναντιώ
σονται μηδενὸσ τοῦ μεταξὺ τυγχάνοντοσ οὐ
κοινωνήσαιεν ἀλλήλοις τὰ ϛοιχεῖα; νικαγόρας
μὴ σύ γε ὦ ξενόκρατεσ. οὕτωσ ἀφελῶσ
τὰ λεγόμενα δέχου. εἶναι γὰρ βαρύτητα καὶ κου
φότητα συνάπτουσαν ταῦτα πρὸσ ἕνωσιν
ἔμμουσόν τε καὶ ἐναρμόνιον. κι
νήσει γὰρ καὶ ϛάσει, ἃσ τά τ᾽ αἰθέρια
καὶ ἐπίγεια πρώτως διέλαχον,
τίνοσ ἂν μᾶλλον γένοιτο χρεία. ἢ κουφό
τητος καὶ βαρύτητος. κουφότατον μὲν
γὰρ αἰθὴρ. ἧττον δὲ κοῦφον ἐφεξῆσ ἀὴρ.
καὶ αὖ ἧττον μὲν βαρὺ γῆ βαρύτατον δ᾽ αὖ
ὕδωρ. καὶ δι᾽ αὐτό γε τουτὶ, καὶ κα
τώτερον τῇ θέσει τῶν ἄλλων ἐϛὶ ϛοι
χείων καὶ μέσον τοῦ κόσμου παντὸς
κατ᾽ αὐτό γε τὸ κέντρον αὐτοῦ, ὡς δειχθή (Fol. 21, b.)
σεται προιοῦσιν ἡμῖν ἐναργέϛερον. καὶ αὖ ξηρό
τατον μὲν ἄνω τὸ οὐράνιον πῦρ καὶ ἀεὶ πολέ
μιόν τε καὶ ἀκοινώνητον τῆσ ὑγρᾶσ οὐσίασ.
κάτω δ᾽ ἐκ διαμέτρου τὸ ὕδωρ, ὑγρότατον.
καὶ καθάπαξ ἀξύμβατον τῇ φύσει τοῦ πυρὸσ.
καὶ τοῦτ᾽ ἔχον οὐσίαν ἑαυτοῦ τὴν τοῦ πυρὸς φθο
ράν. οὕτω τοίνυν ἀντικειμένων πυρός τε καὶ ὕ
δατος οὐ μόνον κατὰ διάϛασιν τοπικὴν. ἀλλὰ
καὶ κατ᾽ ἐκείνασ τὰσ δύο συζυγίασ βαρύτητα φημὶ
καὶ κουφότητα, καὶ αὖ ὑγρότητά τε καὶ ξηρότητα,
γῆ καὶ ἀὴρ μεσιτεύοντα, πρός γε τὸ κοινωτικώ
τερον καὶ φιλανθρωπότερον ἄγουσι τὰσ ἑκατέρων ἀ
κρότητασ, καθ᾽ οὓσ φαμὲν λογουσ καὶ φθόγγουσ
ἁρμονικοὺσ. κἀκεῖ γὰρ νήτη μὲν φθόγγος ὀξύ
τατοσ. παρανήτη δ᾽ ἧττον ὀξὺσ. καὶ ὑπάτη
μὲν βαρύτατος. παρυπάτη δ᾽ ἧττον βαρὺσ. καὶ
οὕτως ἐξ ἀντιφώνων καὶ συμφώνων εἰπεῖν,

1) εἶναι γὰρ —] Hisce in marg. rubris litteris adscriptum ϛ i. e. σημείωσαι.

μία τίς ἔμμουσός τε καὶ ἐναρμόνιος τελεῖται πανήγυρίς τε καὶ σύνταξισ, ὥςπερ λύρασ οὕτω δὴ καὶ κόσμου παντὸσ. ξενοκράτης ὀρθότατά μοι δοκεῖσ ὦ νικαγόρα. εἰρηκέναι. καὶ ὡσ ἂν πᾶσ τισ ἀκούσασ ἡδέωσ δέξαιτο. νικαγόρας. ὅτι δ' οὐδὲ θερμὸσ ὦ ξε νόκρατεσ ὁ ἀὴρ, δῆλον. ἀπόκριναι γάρ μοι τινά ποτε λέγεις εἶναι τῇ φύσει τὸν σίδηρον.

(Fol. 22, a.) ψυχρὸν ἢ θερμόν. ξενοκράτης οὐκ ἀλλὰ ψυχρόν. νικαγόρας οὐ μὴν δ' ὅτι ὑπ' ἐνίων ἐνίοτε ἐκπυ ρούμενος ἀνθρακώδησ γίνεται, θερμὸς ἂν ποτε εἶναι λεχθείη τὴν φύσιν. ἀφεθεὶσ γὰρ ἀνακάμπτει πάλιν εἰσ τὸ φύσει ψυχρόν. ξενοκράτης ἀληθῆ λέγεισ. νικαγόρας τὸν αὐτὸν δή μοι τρόπον σκόπει καὶ ἀέρος πέρι. θερμὸσ γὰρ καὶ αὐτὸσ ὑπὸ τοῦ ἡλίου κατὰ τὴν θερινὴν γίνεται ὥραν ὥσπερ σίδηρος ὑπὸ πυρὸς. ἀφεθεὶσ δ' ἀνακάμπτει πρὸς τὸ ψυχρὸν. ὃ δὴ καὶ μάλισθ' ἡμῖν τοῖς βορειοτέροισ φανε ρώτερον γίνεται. εἴη δ' ἂν καὶ νύκτωρ καὶ μεθη μέραν ὁρῶσι τοῖς ὅλοισ μαρτυρεῖν καὶ κυροῦν τὰ λεγόμενα. ἡμέρασ μὲν γὰρ ὁρᾶται θερμότεροσ ὑφ' ἡλίου γι νόμενος ὁ ὑπὲρ κεφαλῆσ ἀήρ. νυ κτὸσ δ' ἀφεθεὶσ, ἀνακάμπτει πρὸς τὸ ψυχρόν. ἐναργέςερον δὲ κἀκ τῆς αἰσθήσε ωσ γίγνοιτ' ἄν. εἰ γὰρ ὕδατι μὲν δοίημεν τὴν ψυχρότητα, ἀέρι δ' αὖ τὴν θερμότητα, ἀπαιτήσαιμεν ἂν μὴ ἐπιπόλαιον ταῖσ λίμναισ καὶ θαλάσσαισ τὸν κρύςαλον γίνεσθαι πώποτε. ἐμποδίζεσθαι γὰρ ἂν ὑπὸ τῆσ τοῦ ἀέροσ συναφῆσ θερμῆσ κατὰ σὲ συγχανούσησ, ἀλλ' ἐκ βάθουσ ὅθεν ἡ γῆ. νῦν δὲ τὴν τοῦ ὕδατος ἐπι

(Fol. 22, b.) φάνειαν πηγνυμένην μᾶλλον ὁρῶμεν εἰς κρύςαλλον· ὥςπερ καὶ τὰσ ψεκάδασ εἰς χιόνα μεταβαλλομένασ ὑπὸ ψύχουσ ἀφ' ὑψηλοῦ τοῦ ἀέρος. καὶ πολλὰ δὲ τῶν ζώων ὁρῶμεν ὑπὸ τῆς τοῦ ἀέροσ ψυχρότητος θνή σκοντα. ὁμολογεῖ μέντοι καὶ ἀριςοτέλησ αὐτὸς τοῖσ τοιούτοισ καὶ ἀλλαχοῦ πολλαχοῶ. οὐχ ἧ ττον δὲ κἀν τῷ περὶ γήρως καὶ νεότητοσ. τὰ γὰρ τὸν ἀέρα φησὶν ἀναπνέοντα ζῶα, φθείρονται εὐθὺσ ςερηθέντα τῆσ τοῦ ἀέροσ καταψύξεωσ. ὁρᾷσ ὅπως ἀναγκαίαν ἀπένειμε τῷ ἀέρι τὴν ψύξιν; ξυνῆκε γὰρ καὶ αὐτὸσ ἀναγκαῖον εἶναι τῇ φύσει, μὴ μόνον φιλίαν παρεῖναι τοῖς οὖσιν,

ἀλλὰ καὶ ἀντίθεσιν τοιαύτην τινά· διά τε [1])το οὑτωσί πωσ ἡρμόσθαι τὰ ἡρμοσμένα καὶ ἵνα μὴ ὁ τῆσ αἰθερίασ φλογὸσ πρύτανισ ἥλιος τῆσ τῶν ὅλων δυναςείασ τὰ σκῆπτρα περιζωσάμενος ὅλην ἐξαναλώσῃ τὴν φύσιν. σὺ δὲ τί σιγᾶσ ὦ ξενόκρατεσ. ἔχεισ εἰπεῖν ὑφ' ὅτου ψυχρὸσ ὁ ἀὴρ καθάπερ ὑφ' ἡλίου θερμόσ; ξενοκράτης δῆλον ὡς ὑπό γε τῆσ ἀπουσίασ καὶ ςερήσεωσ ὦ νικαγόρα, τῆσ τοῦ ἡλίου. νικαγόρας εἶθ' οὕτω λέληθασ ἀγνοῶν ὡς οὐδὲν ἐκ τοῦ μηδαμῆ μηδαμῶσ ὄντος γίνεται; ξενοκράτης πῶσ λέγεισ ὦ νικαγόρα. οὐκ οἶσθ' ὅτι γε αἱ ςερήσεισ φύσεων εἰσὶν ἀναιρέσεισ καὶ οἷον ἐκςάσεις τινὲς καὶ ἀποφάσεις ὄντων. οἱ δὲ λόγοι καὶ ὁρισμοὶ περὶ ὄντα γίνονται ὅτι τὴν οὐσίαν ἕκαςον δηλοῦντεσ καὶ οὐδαμῆ ποτε περί γε οὐκ ὄντα; ξενοκράτης οἶδ' ὅτι περὶ τὰ ὄντα. νικαγόρας πᾶν δὲ τὸ ποιούμενον ὑπό τινος γίνεται ποιοῦντοσ; ξενοκράτης ναί. νικαγόρας τὸ δὲ ποιοῦν ὄν ἐςι καὶ αἴτιον τοῦ ποιουμένου; ξενοκράτης πάνυ γε. νικαγόρας ἀδύνατον ἄρ' ἐςὶν ὃ σὺ φὴσ ὑπὸ ςερήσεωσ λέγων γίνεσθαι ψυχρὸν τὸν ἀέρα, καὶ μὴ ὑπ' οὐδενὸσ ἑτέρου. ξενοκράτης ἀπορεῖν μὲν ἔοικα νῦν πρὸσ τὴν τῶν εἰρημένων λύσιν ὦ νικαγόρα. οὐ μὴν ἀπορήσειν ἐσ τέλος δοκῶ μοι. ἐκεῖνο δέ μοι ἀπόκριναι πρὸς θεοῦ σαφέςερον. λέγων γὰρ σὺ καὶ ἀποδεικνὺσ τὸ ὕδωρ ὑγρὸν μᾶλλον ἢ τὸν ἀέρα, δοκεῖσ μέν μοι οὐκ οἶδ' ὅπωσ εὖ λέγειν. ὅτι δ' οὐκ ἔχεισ ὁμολογοῦντα μηδένα τῶν πάλαι σοφῶν. τοῦτο δέ μου ταράττει καὶ θορυβεῖ τὴν διάνοιαν. καὶ οὐκ ἔχω σοι ῥαδίωσ πείθεσθαι. νικαγόρασ καὶ μὴν ἀριςοτέλην αὐτίκα σοι ἔγωγε παρασχήσομαι μάρτυρα ὦ ξενόκρατεσ ὃν μάλιςα πάντων αὐτὸσ εἰδέναι ἰσχυριζόμενος. ἔπειτα νῦν καὶ πρότερον ἀγνοῶν ἐφάνησ, ὥςπερ οἱ [2])μὴ δ' εἰσ ὄψιν ἐλθόντεσ ἐκείνου. ἵνα γὰρ τὰ πλεῖςα σιωπήσω παραδραμὼν, ἐν τῷ περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶσ δευτέρῳ βιβλίῳ (Fol. 23, a.) διέξεισι τά τε ἄλλα, καὶ ὡς εἰ τῆσ γῆσ ἐξαιρεθείη τὸ ὑγρὸν, εὔθρυπτος καταλειφθεῖσα καὶ ἀσύςατος, διαπίπτοι ἂν ὡς κονιορτώδησ. (Fol. 23, b.) τὸ γὰρ ὕδωρ εἶναι φησὶ τὸ συνέχον ταύτην οἷα κόλλα καὶ δεσμός. ὁρᾶσ ὅπως τῷ ὕδατι νέμει

---

1) το] Leg. τὸ —.
2) μὴ δ'] Sic cod. Leg. μηδ' —.

τὸ ὑγρὸν ἐσ τὰ μάλιϛα; καὶ αὖθις ἐν τοῖσ μετε
ωρολογικοῖς φησὶ τὴν χώραν τῶν αἰγυπτίων λι
μναζομένην πρότερον θαλάσση ξηρανθῆναι ταῖσ
τοῦ ποταμοῦ προςχώσεσιν, ὕϛερον ἀπολι
πόντοσ τοῦ ὑγροῦ. καὶ πάλιν ἐν τῶ [1])περι ζώων γε
νέσεωσ δευτέρω βιβλίω, φησί που. ὡσ τὸ τοῦ
ζώου σπέρμα ὑγρόν ἐϛι τῆ φύσει ὅτι ἐξ ὕδατος.
καὶ μυρία τοιαῦτα παρά γε ἀριϛοτέλει ζητῶν εὕ
ρήσειεν ἄν τισ: ἀλλὰ καὶ ὁ σοφώτατοσ ἱππο
κράτησ ἐν τοῖσ περὶ πνευμάτων βιβλίοισ
τάδε φησίν: τὰ μὲν ἐκ θαλάσσησ πνεύματα
ἐσ τὰσ χώρασ ἐσπίπτοντα, ὑγρότερά πωσ ἐϛί.
τὰ δ' ἀπὸ χιόνοσ ἢ πάγων ἢ λιμνέων ἢ πο
ταμῶν, ταῦτα δὲ καὶ ὑγραίνει καὶ ψύχει, καὶ
τὰ φυτὰ καὶ τὰ ζῶα. ὁκόσα δὲ τῶν πνευ
μάτων κατὰ γῆν παραγίνεται, ἀνάγκη ξηρό
τερα εἶναι. οὐκ ἔχοντα γὰρ ὁκόθεν σπάσηται
τροφὴν τὰ πνεύματα, ἀπὸ τῶν ζώντων ἕλ
κει τὸ ὑγρὸν. διὸ καὶ βλάπτει καὶ φυτὰ καὶ ζῶα
πάντα. ὁρᾶσ μαρτυρίασ ἀπαρεγγράπτουσ ἀποδι
δούσασ φυσικῶσ τῶ μὲν ὕδατι τὸ ὑγρὸν, τῶ δ' ἀ
έρι μηδαμῆ μηδαμῶς; [2]) ξενοφάνης ὁρῶ. νικαγόρας: ἀλλ
ἐπιλίποι ἄν με ὁ
(Fol. 24, a.) χρόνος κομίζειν ἐθέλοντα μαρτυρίασ τοι
αύτασ ἐκ πάντων σοφῶν παλαιῶν τε καὶ νέων.
φλωρέντιος ἐγὼ δὲ ὦ φίλε κριτόβουλε κάμνω
πρὸς τὸ μῆκοσ ἀποβλέπων τῆσ [3])ἐξῆσ διηγήσεωσ.
τῶν γὰρ ἐκεῖ λαληθέντων. πολλοϛημόριόν τι διε
ξήλθομεν. δέδοικα δὲ μὴ καὶ τῆσ ὥρασ ἐλθούσησ
ἐν ᾗ δεῖ τοὺσ τῶν κερκυραίων βουλευτάσ τε καὶ ἄρ
χοντασ ἐπὶ τὸ βῆμα καὶ τὸ ϛρατήγιον παρελθόντασ
περὶ τριηραρχιῶν τε καὶ ἀρχαιρεσιῶν συνδια
σκέπτεσθαι, ἔγωγε διὰ ῥαθυμίαν ἀπολειφθῶ
καὶ τῶν ἐλπίδων τὸ σκάφοσ δι' ἃσ τοσοῦτον
ἤνυσα πλοῦν, ἐντὸσ λιμένων καταβαπτίσω:
κριτόβουλος μηδαμῶσ ὦ φίλε φλωρέντιε μὴ
τοιαῦτα λογίζου. τῶν βουλευτῶν γὰρ εἷσ ὢν καὶ
αὐτὸσ, οἶδα τὸν τῆσ συνόδου χρόνον. οὗ γε ἀφι
κομένου, τῆσ δεξιᾶσ σου λαβόμενοσ ἔγωγε, ἅμα
ἀφίξομαι σοὶ παρὰ τὸ βῆμα καὶ τὸ ϛρατήγιον ἄσ
μενος. ἀναλαβὼν οὖν τὴν διήγησιν λέγε πρὸσ
θεοῦ. καὶ μὴ οὕτω προφανῶσ τοσαύτην ἡμᾶσ ζημιοῦν
ὄνησίν τε καὶ εὐφροσύνην ἐθελήσησ: φλωρέντιος

1) περι] Sic cod. (ῖ ut semper).
2) ξενοφάνης] Hoc nomen uti insequens νικαγόρας, atramento scriptum et sub linea insertum.
3) ἐξῆς] m. 2 lenem in asperum commutavit.

ἄκουε δὴ λοιπὸν καὶ αὐτὸσ ὅσαπερ ἡ ἐμὴ διασώζει μνήμη. τὰ γὰρ πλείω λήθησ παρέσυρε ῥόθιον. μέμνημαι τοίνυν. ὅτι μὴ δυνάμενος ἀντιλέγειν τῷ νικαγόρα κατὰ τὸ εὔλογον ὁ ξενοκράτησ, ἕτερα ἐφ' ἑτέροισ προὔφερεν. ὧν ἓν καὶ τὸ περὶ τῶν μεγίςων ἦν ποταμῶν πρόβλημα: ἔφασκε γὰρ ὡς ἀριςοτέλησ ἐν τοῖσ μετεωρολογικοῖσ ἐναντιούμενος πλάτωνι, ἐκ πολλῶν νοτίδων φησὶ μερικῶν συνιουσῶν ὡς ἐν σπόγγῳ τοῖσ ὑψηλοτέροισ τόποισ τῆσ γῆσ, πηγὰσ ἀναδίδοσθαι καὶ οὕτω καταφέρεσθαι τοὺσ μεγίςουσ ἐκεῖθεν ποταμούσ. πλάτωνα γὰρ ἐν τῷ μέσῳ τῆσ γῆσ τὴν ἀρχὴν τῶν ὑδάτων λέγειν εἶναι. καὶ πάσησ ὑγρᾶσ οὐσίας. (Fol. 24, b.) νικαγόρας πρὸσ ἅπερ ὁ νικαγόρασ ἀποκρινόμενος, ὁ μὲν ἀριςοτέλησ ὦ φίλε φησὶ ξενόκρατεσ ὁπότε καὶ καθ' [1])αὑτὸν ἀγωνίζοιτο, περιτρέπεται καὶ περιπετὴσ γίνεται. ποτὲ μὲν ἑαυτῷ. ποτὲ δὲ τῇ ἀληθείᾳ. ὁπότε δὲ πρὸσ πλάτωνα μάχοιτο τότε μᾶλλον ἁμαρτάνειν δοκεῖ διὰ τὴν πρὸσ τὸν διδάσκαλον ἀγνωμοσύνην. πόσαι γὰρ νοτίδεσ καὶ πόθεν καὶ διὰ πόσου τοῦ χρόνου συνέλθοιεν ἂν εἰσ ταυτὸν, ἵν' ἕνα γοῦν τινα ποταμὸν ἐξεργάσωνται τῶν μεγίςων τε καὶ ἀεὶ ῥεόντων, μικροῦ τυγχανόντων ἀπείρων. τοῦτο γὰρ καὶ πᾶσ ἂν ἐξελέγξειεν ὃσ ἂν αἰσθήσει χρῷτο. εἰ δ' ἄτοποί σοι δοκοῦμεν ἄνδρα παλαιὸν καὶ πολλὴν καρπωσάμενον ἐκ τοῦ χρόνου τὴν δόξαν ἐξονειδίζοντεσ, οὐκ ἔξω ψόγου κἀκεῖνοσ ἂν εἴη, πολλοῖσ καὶ παλαιοτέροισ καὶ πολλὴν εἰληφόσι τὴν εὔκλειαν ἔκ τε τοῦ χρόνου καὶ τοῦ πρὸσ πάντων ἐφεξῆσ τῶν σοφῶν συγκεχωρηκότοσ ἐναντιούμενος: πλάτων μὲν γὰρ ἡ μεγάλη τῆσ ἑλλάδοσ φωνὴ καὶ οἴκοθεν ἔχων τὸ ἀξιόπιςον, ὅμως παράγει καὶ ὅμηρον συμφωνοῦντα ξύν γε πλείςοις ἄλλοις. (Fol. 25, a.) κἀν τῷ φαίδωνι φησὶ διάτρητον εἶναι τὴν γῆν. κἀν τῷ μέσῳ ταύτης πάντας συρρεῖν ποταμοὺσ καὶ θαλάσσασ καθάπερ εἰσ κέντρον τὸν τάρταρον καλούμενον. καὶ τοῦτον εἶναι τόπον τοῦ ὕδατοσ μάλιςα. κἀκεῖθεν ἀναδίδοσθαι. καὶ πρὸσ πάντασ μερίζεσθαι ποταμοὺσ καὶ θαλάσσασ, ὥςπερ ἐκ πρώτης ἀρχῆσ καὶ πηγαίασ αἰτίασ. καὶ τοῦτο γίνεσθαι διηνεκῶσ καθάπερ εἰσπνοῆσ γινομένησ [2])καὶ ἐκπνοῆς. [3])συμφωνεῖ δ' αὐτῷ καὶ τῶν πάλαι θεολόγων ὁ κράτιςος

---

1) αὐτὸν] m. m. 2 ν i. e. ' ex ' effecit.
2) καὶ ἐκπνοῆς] Haec a m. rec. in rasura.
3) συμφωνεῖ] συμ m. rec. add.

ἑρμῆς ὁ τρισμέγιςος, φάσκων [1]...... πηγὴν [2])ἀναβαίνουσαν ἐκ [3])γῆσ, [4])ποτίζειν πᾶν τὸ πρόσωπον αὐτῆσ. τὴν τῶν ποταμῶν ἐκ τοῦ κέντρου τῆσ γῆσ δηλῶν ἐσ τὴν ἐπιφάνειαν αὐτῆσ διέξοδον καὶ ἀνάβασιν καὶ ἀρδείαν. συμφωνεῖ δ' ὁμοίωσ αὐτοῖσ καὶ τῶν ἀσκληπιαδῶν ὁ κράτιςος ἱπποκράτησ: ποταμίων λέγων ὑδάτων μιμήματα, φλέβεσ τὲ καὶ τὸ ἐν ταῖσ φλεψὶν αἷμα. ὃ δὴ καὶ γαληνὸσ ὁ πολὺσ ἐν ὑςέροισ φησὶν ἑρμηνεύων, ὅτι ὥσπερ οἱ ποταμοὶ τὴν πᾶσαν γῆν ἑλικοειδῶσ διατρέχοντεσ ὑγραίνουσί τε καὶ νεαροποιοῦσι καὶ τρέφουσι ταύτην, οὕτω δὴ καὶ αἱ φλέβεσ κείμεναι ἑλικοειδῶσ, δι' ὅλου τοῦ σώματος διατρέχουσι τὴν ὑγρασίαν αὐτῷ καὶ τὴν θρέψιν παρέχουσαι: τὸ δὲ τὰσ φλέβασ
(Fol. 25, a.) ὡς ἐκ πηγῆσ τῆς καρδίας λαμβανούσασ τὸ αἷμα διαυλωνιζειν πρὸς τὰ τοῦ σώματος πέρατα, τοῦτο δ' ὡς ἅπασι δῆλον ἐῶ. οὐ γὰρ μόνον οὐδεὶσ ἀσκληπιαδῶν ἔξαρνος τοῦ λεχθέντος ἐςὶν· ἀλλὰ καὶ ἀριςοτέλησ ὁμόλογα φθέγγεται σφίσι ὡς γίνεσθαι δῆλον κἀκ τούτων ἐκ μέσησ εἰπεῖν τῆσ καρδίασ τῆσ γῆσ προιέναι τοὺσ ποταμοὺσ. συνωδὰ δὲ τούτοισ καὶ ὁ εὐδαίμων μεταγενέςερος ὢν ἀριςείδης ἐν τῷ πρὸς δία λόγω φησὶν. ὡσ ἐκ γῆσ εἰς [5]) θάλατταν ῥέοντες οἱ ποταμοὶ, πάλιν ἐκ θαλάττησ κατ' ἄλλουσ ἀφανεῖσ τόπουσ εἰσ τὴν γῆν ὑπορρέουσι. ἀλλὰ καὶ οἱ βεβηκέναι φάσκοντες ἐφ' ὑδάτων τὴν γῆν, ἐπειδὴ κατώτερον εἶναι τοῦ κέντρου τόπον ξυνῆκαν οὐδένα τῶν πάντων ἕτερον, ἐνταῦθα καὶ αὐτοὶ τὴν ἕδραν τῇ γῇ καὶ τὴν συνδυτικὴν ὑπέςρωσαν βάσιν αὐτῆσ. κἀκ τῆσ αἰσθήσεωσ δ' αὐτῆσ, δῆλον ἂν εἴη. τὸ γὰρ ὕδωρ βαρύτατον ὂν μόνησ τῆσ γῆσ καθ' αὑτὸ, καὶ πρὸσ τὴν κάτω χώραν τρέχειν εἰκὸσ. ᾧ δὴ καὶ αὐτὸσ ἀριςοτέλησ οἱονεί πωσ λαθὼν ἑαυτὸν συμφωνεῖ. φάσκων ἐν τῷ δευτέρω βιβλίω τῶν περὶ οὐρανοῦ ὅτι πέφυκε τὸ ὕδωρ ἀεὶ συρρεῖν εἰς τὸ κοιλότερον ὡς τόπον αὐτοῦ γε οἰκειότερον. κοιλότερον δ' εἶναι φησὶ τὸ τοῦ κέντρου ἐγγύτερον τοῦ πάντη κατωτάτου. οὐκ ἄρα ἐκ πολλῶν ἀθροιζομένων νοτίδων, οἱ μέγιςοι γίνονται ποταμοί. φέρε
(Fol. 26, b.) τοίνυν ὦ ξενόκρατεσ εἴ τι ἔχεισ ἰσχυρότερον λέγειν,

1) ......] Hic erasa nonnulla.
2) ἀναβαίνουσαν] ουσαν in rasura.
3) γῆσ] m. rec. τ in γ mut.
4) ποτίζ.] Ante ποτ. deleta γῆς καὶ —: ειν in rasura.
5) θάλατταν] ττ in eraso σσ, ut videtur.

ἀριϛοτέλει συμμάχησον. μυρία γὰρ εὕροι τισ
ἂν τῶν ἐκείνου συμμαχίασ τοιαύτησ δεόμενα.
ξενοκράτης μὰ δί᾽ οὐκ ἔγωγε πλὴν μόνων τῶν εἰρημένων
οὐ μέντ᾽ ἄν ποτε οὐχ᾽ ὁμολογήσαιμι οὐδενὶ τῶν ἁ
πάντων ἑτέρω δόγματι σαθρῶσ ὑπ᾽ ἀριϛοτέλουσ
εἰρῆσθαι, ὥϛτε καὶ συμμαχίασ δεῖσθαι τινόσ. εἰ δ᾽ οὖν
λεγέτω μοι τίσ παρελθὼν εἰ ἐπίϛαιτο βέλτιον.
νικαγόρας καὶ μάλα γε εἴ σοι βουλομένω ἐϛὶν ὦ
ξενόκρατεσ ἀνεπίφθονον παρέχειν τοῖσ λεγο
μένοις τὴν ἀκοήν. οἶσθα γὰρ ὅπωσ ἐν τοῖσ περὶ οὐρανοῦ
λεγομένοις αὐτῶ πεπερασμένον εἶναι λέγων
σῶμα τὸν οὐρανὸν τὲ καὶ τὰ ἕτερα τέσσαρα ϛοιχεῖα,
πεπερασμένα ἐξ ἀνάγκησ εἶναι λέγει καὶ πάντα
[1])ἐξ αὐτῶν σύνθετα. ἐπεὶ γάρ φησι τὰ σύνθετα ἐκ τῶν
ἁπλῶν συντίθεται, εἰ ἄρα τὰ ἁπλᾶ καὶ πρῶτα σώ
ματα πεπερασμένα τῶ μεγέθει τὲ καὶ ἀριθμῶ πε
φύκασι, πέντε γὰρ εἶναι ἐδείχθη, ἔϛαι ἄρα φησὶ
πεπερασμένα καὶ τὰ ἐξ αὐτῶν συντιθέμενα. εἶτα
προϊὼν δείκνυσι πάντα μὲν ἐν τόπω εἶναι τὰ σώ
ματα, μόνον δὲ τὸν οὐρανὸν μὴ εἶναι ἐν τόπω.
τοῦτο δ᾽ αἰνίγματι παραπλήσιον εἶναι δοκεῖ.
ξενοκράτης ἀλλ᾽ οὐδαμῆ φαίνεται δεικνὺς ἀριϛοτέλησ
ὦ νικαγόρα πᾶν εἶναι σῶμα ἐν τόπω: νικαγόρας τὰ μὲν
πλεῖϛα καὶ ὅσα τοῖσ ἅπασι δῆλα ξενόκρατεσ
λέγειν ἐῶ. ἐν δὲ τῆ φυσικῆ ἀκροάσει τέσσαρασ
τὰσ κυρίως εἶναι κινήσεις ἀποφαινόμενος, ἀ (Fol. 26, b.)
λλοίωσιν. φορὰν. αὔξησιν, καὶ φθίσιν, δείκνυσι
καὶ πάντα τὰ κατ᾽ αὐτὰσ κινούμενα σώματα, εἶναι
ἐν τόπω. εἶτα βουλόμενος ἀσώματον δεῖξαι τὴν ψυχὴν
ἐν τοῖσ περὶ αὐτῆσ λόγοισ φησὶν ὅτι ἐπεὶ αἱ τέσσαρες
αὗται κινήσεισ ἐν τόπω θεωροῦνται. καὶ τὰ κατ᾽ αὐ
τὰσ κινούμενα πάντα ἐν τόπω εἰσὶ, κατ᾽ οὐδεμίαν
ἄρα τῶν κινήσεων τούτων κινεῖται ἡ ψυχή. ἀ
σώματος γάρ ἐϛι καὶ αὐτοκίνητοσ. σῶμα τοίνυν
δείξαντος ἀριϛοτέλουσ τὸν οὐρανὸν ἐν τοῖσ περὶ
ἐκείνου λόγοισ φορὰν καὶ κίνησιν ἔχοντα, ἐν τόπω
ἄρα καὶ τὸν οὐρανὸν [2])ἔπεται εἶναι. τῶν γὰρ εἰδῶν τῆσ
κινήσεωσ ὄντων πολλῶν, οὐκ εἰ μὴ κατὰ πάντα
κινεῖται ὁ αὐρανὸς, ἀκίνητοσ ἂν λέγοιτο. ἀλλ᾽ εἰ καὶ
καθ᾽ ἕν τί, κινούμενος ἂν λέγοιτο. ὁμολογεῖ δ᾽ οὖν
καὶ ἀριϛοτέλησ αὐτὸσ οὑτωσί πωσ διεξιὼν ἐν
τῆ φυσικῆ ἀκροάσει. ὅτι τῆ μὲν κυκλοφορικῆ
κινήσει τὸ οὐράνιον χαρακτηρίζεται σῶμα. ταῖσ

---

1) ἐξ] Cod. add. a rec., ut videtur, manuscriptum.
2) ἔπεται] Sic cod.

δὲ λοιπαῖσ δυσὶν εὐθυπορικαῖσ, τὰ ἕτερα τέ
τταρα. τῇ μὲν εἰσ τὰ ἄνω φορᾷ, πῦρ καὶ ἀήρ. τῇ
δ' εἰσ τὰ κάτω γῆ καὶ ὕδωρ. ξενοκράτης ἀλλὰ μὴν
πέρασ τοῦ περιέχοντοσ ὁριζόμενος εἶναι τὸν
τόπον, καθ' ὃ περιέχεται τὸ περιεχόμενον ἀρι
ςοτέλησ ὦ νικαγόρα, ἔπειτα τὸ ὑπὲρ τὸν οὐρανὸν
μηδὲν εἶναι οἰόμενος μήδ' εἰ κενὸν εἴη κατὰ
τοὺσ ἄλλουσ ἄπειρον, τόπον ἔχειν μὴ δύνασθαι
(Fol. ἀπεφήνατο. καὶ οἶμαι καλῶσ τοῦτο ἀπο
27, a.) πεφάνθαι τἀνδρὶ, εἴ τισ εἰσ τὴν αὐτοῦ γε ὁρώη
θέσιν. νικαγόρας ἀλλὰ καθ' ὑπόληψιν ὡς ἔοικεν
ἀπατηθεὶσ ὁ ἀνὴρ [1]) ᾧ ξενόκρατες, οὐ διὰ φρον
τίδοσ πεποίηκε πρύτανιν τῶν λεγομένων τῇ γλώττῃ
νοῦν ἀκριβῆ παρασχέσθαι. διὸ καὶ ὥσπέρ τινα
οἰκοδομὴν ὀρφανὴν θεμελίων προὔθηκε τὰ
λεχθέντα. ὡς ἐξεῖναι παντὶ βουλομένῳ κατα
σείειν καὶ ἀνατρέπειν αὐτά. [2]) πολλῷ γὰρ ἦν αὐτῷ
βέλτιον ἀκολουθῆσαι τοῖσ πάλαι σοφοῖσ ἀναξα
γόρᾳ καὶ δημοκρίτῳ καὶ ἀναξιμάνδρῳ πέρασ παντὸσ [3]) σώματος εἶναι
τὸν τόπον ὁρισαμένοις ἐντεῦθεν γὰρ καὶ
οὐρανὸν ἐξ ἀνάγκης καὶ πᾶν ἕτερον
σῶμα ἕπεται εἶναι ἐν τόπῳ: ξενοκράτης θαυμάσιόν τι
λέγειν δοκεῖσ ὦ νικαγόρα καὶ ἐπιεικῶσ ἀδύνατον
πῶσ γὰρ ἂν καὶ πείθεσθαι ἤμελλεν οἷσ ἐναντιοῦ
σθαι διὰ πάσησ ἐποιεῖτο σπουδῆσ καὶ φροντίδος.
ἵνα γὰρ τἄλλα παραδραμὼν, ἑνός που ἢ καὶ δυ
οῖν μνησθῶ, ἀναξαγόρασ μὲν καὶ ἐμπεδοκλῆσ
καὶ δημόκριτος καὶ ἀναξίμανδρος, καὶ οἱ τῆσ
πυθαγορικῆσ αἱρέσεωσ ἅπαντες ἐξ ἀνάγκησ ἵσα
σθαι μέσον τὴν γῆν ἔφασαν, συνεχομένην ὑπὸ τῆς
οὐρανίου περιφορᾶσ. καὶ μὴ συγχωρουμένην κι
νεῖσθαι [4]) τῇδε ἢ τῇδε. κἀντεῦθεν καὶ τὸν οὐρανὸν ὑπὸ
τῆς γῆσ ἐξανάγκησ κρατεῖσθαι καὶ περὶ αὐτὴν
ἀεὶ ςρέφεσθαι. μὴ τῇδε ἢ τῇδε κατὰ τὸ ἐκτὸσ
τοῦ κόσμου κενὸν ἔχοντα παρεγκλίνεσθαι. ὁ δ' ἀ
ριςοτέλησ ἐναντιούμενοσ ἅπασι τούτοισ, πρῶτον
(Fol. μὲν ἀποδείκνυσι μὴ εἶναι κενὸν ἔξω τοῦ κόσμου
27, b.) καὶ διατοῦτο μὴ ἔχοντα φησὶ τὸν οὐρανὸν ὅπη μετα
βήσεται, ςρέφεσθαι περὶ ταὐτὸ ἀμεταβάτωσ ἀεὶ
ἐξανάγκης δεύτερον δὲ μήτε τῇ ςάσει φησὶ τῆσ

---

1) ᾧ] Sic cod.
2) πολλῷ] Sic cod.
3) σώματος—ἕτερον] Haec cod. a m. rec. in marg. addita habet. Lacunam significat haec nota in marg. adscripta [siglum] i. e. λείπει.
4) τῇδε] Sic cod.

γῆσ χρείαν εἶναι τῆσ τοῦ οὐρανοῦ κυκλοφορίασ, μή τ' αὖ τῇ τοῦ οὐρανοῦ κυκλοφορία τῆσ ἠρεμίασ τῆσ γῆσ. οὐ γὰρ ἂν τὴν ἀϊδιότητα εἶχον, εἴπερ ἠναγκασμένα ἐτύγχανεν. ἐπεὶ οὐδὲ τὸ βίαιον εἶναι ἀΐδιον ἔφασκεν. νικαγόρας ἀλλὰ καπνὸν φεύγων, εἰσ πῦρ ἐμπέπτωκας [1]) ὦ ξενόκρατεσ. λέληθε γὰρ καὶ αὐτὸσ ἕτερον τρόπον βίαιον εἶναι λέγων τῷ οὐρανῷ, τὸ μὴ τῆδε ἢ τῆδε μεταβαίνειν αὐτὸν, ἐν οἷσ μὴ ἔχειν ἔλεγεν αὐτὸν ὅπη μεταβήσεται. διά γε τὸ μὴ ἔξω κενὸν εἶναι [2]) μὴ δὲ τόπον ὃν ἂν παραλλάξοι. δοκεῖ δ' ἔτι μᾶλλον καὶ αὐτοῖσ ἐκείνοισ συμφωνεῖν οἷς ἑκὼν ἐμάχετο πρότερον. ἐν γὰρ τῷ περὶ τῆσ τῶν ζώων κατὰ τόπον κινήσεωσ βιβλίῳ φησὶν, ὅτι ἐν πᾶσι τοῖσ κι νουμένοισ σώμασι, δεῖ καὶ ἠρεμοῦν τί εἶναι μέροσ πρὸσ ὃ ἂν ἐξανάγκησ τὸ κινούμενον τὴν ἀντέρεισιν ἔχοι. οἷον ὡσ ἐπὶ τοῦ ἀνθρώπου καὶ τῶν ἄλλων ὅσα δίποδα τῶν ζώων. ἅτεροσ μὲν τῶν ποδῶν ἠρεμεῖ. ἅτεροσ δὲ κατὰ διαδοχὴν σὺν τῷ ἄλλῳ κινεῖται σώματι. καὶ ἵνα τὰ πολλὰ τῶν ἐκείνου τοιούτων εἰκόνων παρέλθωμεν, καὶ ἐπὶ τοῦ κόσμου φησὶν ὁμοίωσ, ἡ μὲν γῆ ἀεὶ ἠρεμεῖ. ὁ δ' οὐρανὸσ ἀεὶ κινεῖται. [3]) ὁρᾶσ ὅπωσ καὶ αὐτὸσ βιαίαν εἶναι λέγει σαφῶσ τὴν οὐρανοῦ κυκλοφορίαν διὰ τὴν σύ ςασιν τῆσ γῆσ, βελτίουσ ἄρα πολλοῦ πυθαγόρου καὶ δημοκρίτου καὶ τῶν ἄλλων σοφῶν αἱ ἀποφάνσεισ περί γε τῶν λεχθέντων, ἢ τοῦ ἀριςοτέλουσ. τοῦτο μὲν καὶ ὡς πλειόνων ὄντων ἐκείνων σοφῶν. τοῦτο δὲ καὶ ὡσ ἀριςοτέλουσ αὐτοῦ γε ἐνιαχοῦ συμφωνοῦντοσ σφίσι κατά γε τὰ εἰρημένα. ὥςτε πολλαχόθεν ἐμοὶ συμ μαχήσει τὸ εἰκὸσ, εἰ καὶ τάσ γε ἄλλασ τῶν παλαιοτέρων ἐκείνων καὶ πλειόνων σοφῶν καὶ αὐτὸσ δόξασ μᾶλλον δεξαίμην. ξενοκράτησ ποίασ δὴ φὴς ἄλλας ὦ νι καγόρα. νικαγόρας μίαν μὲν ὦ ξενόκρατεσ περὶ κενοῦ. οὐ μόνον γὰρ βεβαιοῦσιν ἔξω τοῦ κόσμου κενὸν εἶναι ἀλλὰ καὶ τοῦ κόσμου ἐντός. εἰ γὰρ ἔςι φασὶ μανότης καὶ πυκνότησ ἐν τοῖσ οὖσιν, ἔςιν ἐξανάγκησ καὶ κενόν. ὁρῶμεν γὰρ πολλὰ συνιόντα καὶ πιλούμενα εἰς ἐλάττονα ὄγκον. καὶ πάλιν ζῶα καὶ δένδρα γεννώ μενα καὶ αὐξόμενα. καὶ πλείονα τόπον ἐπιλαμβάνοντα. ὥςπερ καὶ τὰ ἐκθυμιώμενα καὶ εἰσ ἀτμὸν ἀναλυ όμενα. διὰ γὰρ μεταξὺ γινομένου καὶ ὄντοσ χωροῦσι κενοῦ. καὶ οὐ διὰ πλήρουσ τινὸσ σώματοσ. δύς γὰρ σώματα ἅμα διὰ θατέρου θάτερον χωρῆσαι (Fol. 28, a.)

1) ὠ] Sic cod.
2) μὴ δὲ] Leg. μηδὲ —.
3) ὁρᾶσ] Leg. ὁρᾶς.

ἀδύνατον. συνεχὲσ μὲν γὰρ μὴ εἶναι κενὸν.
κατὰ δὲ μικρὰ παρεσπαρμένον μόρια ὕδατί τε
καὶ ἀέρι καὶ τοῖσ ἄλλοισ σώμασι, καὶ ἡ αἴσθησισ
ἅμα τοῖσ τῶν σοφῶν βελτίοσι μαρτυρεῖ. εἶναι γὰρ
καὶ τῶν τοιούτων ϛοιχείων ἕκαϛον ἐκ μικρῶν
(Fol. 28, b.) καὶ λεπτομερῶν σωμάτων συνεϛώς. ἐκεῖνο
δὲ πῶσ ἂν θεραπεύσειασ ὦ φίλε ξενόκρατεσ.
πάντων γὰρ σοφῶν καὶ μαθηματικῶν ἀποφηνα-
μένων σφαιρικῷ σχήματι χρῆσθαι τὴν γῆν, τἀ-
ναντία λέγειν ἀριϛοτέλησ δοκεῖ: ξενοκράτης ἀλλ' οὐ-
δαμοῦ τῶν αὐτοῦ βιβλίων τοῦθ' εὕροι τις ἂν ὦ νικα-
γόρα. νικαγόρας. εἶτα οὐ μέμνησαι λέγοντοσ ἐν τοῖσ
μετεωρολογικοῖσ [1]) ῷ ξενόκρατες ἄνωθέν ποθεν
ἔχει πρὸς τῶν ἀρκτικῶν τῆσ γῆσ μερῶν ἀρξαμένη,
ἃ τῆσ ὅλησ πεφύκασι γῆσ ὑψηλότερα; ἴσασι
δ' ἅπαντεσ καὶ ὁμόλογα φάσκουσιν ἐν τῇ γῆσ
σφαίρασ ἐπιφανεία μὴ εἶναι μέροσ ἕτερον ἑτέρου
μηδὲν ὑψηλότερον: ξενοκράτης ἀλλ' ὦ νικαγόρα,
ὁ τρώσασ φησὶ καὶ ἰάσεται. βουλόμενοσ γὰρ αὐτὸσ
αὖθισ ἐν τῷ περὶ οὐρανοῦ δευτέρῳ βιβλίῳ κατασκε-
νάζειν ὡς σφαιροειδέσ ἐϛι τὸ οὐράνιον σῶμα, ἄρ-
χεται ἐκ τῆσ γῆσ καὶ τοῦ ὕδατοσ, καὶ φησὶν οὑτωσί.
εἰ τὸ ὕδωρ ἔϛι περὶ τὴν γῆν, ὁ δ' ἀὴρ περὶ τὸ ὕδωρ,
τὸ δὲ πῦρ περὶ τὸν ἀέρα, καὶ τὸ ἄνω ἔτι οὐράνιον σῶμα
κατὰ τὸν ὅμοιον λόγον, ἡ δὲ τῆσ γῆσ καὶ τοῦ ὕδατοσ
ἐπιφάνεια σφαιροειδὴσ, ἀνάγκη τά τε ἄλλα σφαι-
ροειδῆ εἶναι καὶ αὐτὸν τὸν οὐρανόν. νικαγόρας οὐδὲν
πρὸσ ἔποσ ὦ ξενόκρατεσ. ὁ γὰρ βεβαίωσ εἰδέναι τι
δυνάμενοσ, οὗτος μονοειδὲσ περὶ αὐτοῦ τοῖς ἀκούουσι
δίδωσι ϛόμα. ὃς δ' ἀμφιβόλουσ τέμνει λογισμῶν
(Fol. 29, a.) ὁδοὺσ, οὗτος νῦν μὲν ἄλλωσ νῦν δ' ἄλλωσ διέ-
ξεισιν ὃ διέξεισιν, ἵνα δυοῖν ἑνός τινος δόξαντος
τοῖσ ἀκροαταῖσ ἀσφαλοῦσ, συγγνώμην ἐντεῦθεν
σχῇ παρ' αὐτῶν καὶ [2])περιθατέρου. οἰηθέντων λήθῃ τινὶ
κἀκεῖνο καὶ μὴ ἀγνοίᾳ παρῶφθαι. ὅτι τοίνυν οὐ
λήθη τίς ὑποδραμοῦσα τὸν ἄνδρ' ἔσφηλεν ἀλλ' ἄ-
γνοια ἀσφαλὴσ, δῆλον ἔκ τε τοῦ πλήθουσ τῶν σφα-
λερῶν. ἔκ τε τοῦ πάλιν ἐν ἄλλοισ ἄλλως ταῦτα
διεξιέναι. τὸ γὰρ παρὰ τὴν λήθην ἁμάρτημα σπά-
νιον δήπου γίνεται. κἀκεῖνο δ' ἥκιϛον τούτοισ
ἃ πρόθεσιν ἔχει τίσ καὶ διὰ πάσησ ποιεῖται σπου-
δῆσ, καὶ κρίσεως [3]) μὲν παρασκευή τισ ἀξιόχρεωσ
προὔϛηκε τῆσ τῶν λεγομένων καὶ γινομένων ἀρχῆς.

---

1) ῷ] Sic cod.
2) περιθατέρου] Leg. περὶ θατέρου.
3) μὲν] A m. rec. sup. lin. additum.

ὅτι δὲ πλεῖςα ἐςὶ ταῦτα, δῆλον μὲν, κἀξ ὧν ἀνω τέρω προυθήκαμεν. δῆλον δὲ κἀξ ὧν ἤδη προ θήσομεν. βούλει δ᾽ ἀπομηκύναντα λόγον συ χνὸν διελθεῖν τὰ τοιάδε; ξενοκράτης πάνυ γε ὦ νι καγόρα. νικαγόρας δείξασ ἀριςοτέλησ ὦ ξενόκρατες ἐν τοῖσ περὶ οὐρανοῦ βιβλίοισ σῶμα φυσικὸν καὶ πεπερασμένον εἶναι τὸν οὐρανὸν, εἶτα φησὶ τἀναντία μήτε βάροσ ἔχειν μήτε κουφότητα, ἃ τοῖσ ἀσωμάτοισ δίδωσι. καὶ [1]) διατοῦτο μὴ ἔχειν μήτ᾽ ἄνω μήτε κάτω φέρεσθαι, ἀλλ᾽ ἐξα νάγκησ κύκλῳ. ὁρᾷσ πῶσ ἀμφισβητῶν καὶ μαχόμενοσ ἑαυτῷ πορεύεται πρὸσ τὰσ ἀποδείξεις; νῦν μὲν γὰρ σῶμα. νῦν δ᾽ ἀσώματον δείκνυσι τὸν οὐρανὸν. εἶτ᾽ αὖθισ ἀναιρεῖν βουλόμενοσ (Fol. 29, b.) τοὺσ πυθαγορείουσ ἐξ ἀριθμῶν τὸν οὐρανὸν συνίςασθαι λέγοντας, φησὶν ὅτι τὰ φυσικὰ σώ ματα βάρος ἔχει, καὶ κουφότητα. καὶ δεῖ ἐξα νάγκησ ἐξ ὧν ταῦτα συντίθεται, κἀκεῖνα βάροσ ἔχειν καὶ κουφότητα. αἱ δὲ νομάδεσ ἐξ ὧν ὁ ἀ ριθμὸσ οὔτε βάροσ ἔχουσιν οὔτε συντιθέμεναι δύνανται σῶμα ποιεῖν. ὁρᾷσ ὅπως διὰ τοῦ σῶμα φάσκειν εἶναι τὸν οὐρανὸν τὴν τῶν πυθαγορείων ἀπόδειξιν ἀνατρέπει; τὸν δ᾽ αὐτὸν τρόπον ἀ ναιρῶν καὶ τοὺσ λέγοντασ ἐκ τῶν μαθηματικῶν συντίθεσθαι καὶ γεννᾶσθαι τὰ φυσικὰ σώματα, τοιόνδέ τινα συλλογισμὸν ἐκτίθησιν. ἡ ςιγμὴ βάροσ οὐκ ἔχει, ὥστε φανερὸν ὅτι οὐδὲ αἱ γρα μμαὶ ἃσ αἱ ςιγμαὶ συντιθέασιν. εἰ δὲ μὴ αἱ γρα μμαὶ, οὐδὲ τὰ ἐπίπεδα. εἰ δὲ μὴ δὲ τὰ ἐπί πεδα, οὐδὲ τῶν σωμάτων οὐδὲν [2]) ἐξανάγκησ ὅσα ἐκ τῶν ἐπιπέδων συντίθενται. καὶ ἐφεξῆσ διὰ τῶν τοιούτων συνάγει, φυσικὸν καὶ πεπε ρασμένον εἶναι σῶμα τὸν οὐρανὸν. ὥςπερ ἐκ λα θόμενοσ καὶ ἑαυτὸν μᾶλλον ἢ τοὺσ ἄλλουσ ἀ ναιρῶν. ἔδειξε γὰρ εὐθὺσ ἐν τῷ πρώτῳ περὶ οὐρανοῦ βιβλίῳ [3]) ἀγένητον καὶ ἄφθαρτον εἶναι τὸν οὐρανὸν. ἀλλ᾽ ἐκεῖ μὲν αὐτὸσ ἑαυτὸν ἀναιρεῖ. ἐνταῦθα δ᾽ ὑπὸ τῆσ ἀληθείασ αὐτῆσ αὐτὸσ ἀναιρεῖται. εἰ γὰρ ἄφθαρτον καὶ ἀγένητον τὸ οὐράνιον σῶμα καὶ ἄπειρον πάντως. εἰ δ᾽ ἄπειρον, καὶ ἀσώ (Fol. 30, a.) ματον. σῶμα δ᾽ ἅμα καὶ ἀσώματον εἶναι τὸν οὐρανὸν ἀδύνατον. οὐκ ἄρα ἄναρχον καὶ ἀγένητον τὸ οὐράνιον σῶμα. γενητὸν ἄρα. καὶ πρόσ γε φθαρτὸν, εἰ μὴ κωλύσειε τὸ τοῦ δημιουργήσαντος βούλημα.

---

1) διατοῦτο] Leg. διὰ τοῦτο.
2) ἐξανάγκησ] Leg. ἐξ ἀν.
3) ἀγένητον] N in cod. duplicatum; sed prius ν erasum.

[1])ἢ καὶ οὕτως. εἰ ἄπειρον καὶ ἄναρχον τὸ οὐράνιον σῶμα, καὶ θεὸς ἄρα καὶ δημιουργὸσ τῶν ὑπ' ἀρχὴν ὄντων. ἀλλὰ μὴν αὐτὸσ αὖθισ ἕτερον ὥς γε οἶσθα δείκνυσιν εἶναι τοῦ οὐρανοῦ δημιουργὸν προϊών. οὐκ ἄρα ἄναρχον τὸ οὐράνιον σῶμα. ὁρᾶσ ὅπως λανθάνει μαχόμενος ἄνω καὶ κάτω τῇ τε ἀληθείᾳ καὶ ἑαυτῷ; ἐν δὲ τοῖσ περὶ ψυχῆσ λόγοις ἀντιλέγων τοῖσ ἁρ μονίαν τοῦ σώματος λέγουσιν εἶναι τὴν ψυχὴν, ἐντελέχειαν αὐτὸσ εἶναι ταύτην ὁρίζεται σώματοσ, φυσικοῦ ὀργανικοῦ δυνάμει ζωὴν ἔχοντοσ. μι κρὰ γοῦν ἢ οὐδὲν ἁρμονίασ ἀπεοικέναι μοι φαί νεται ἐντελέχεια κατὰ τόνδε τὸν τόπον. ὥςπερ γὰρ συμβεβηκὸσ καὶ ὑςερογενὴσ ἡ ἁρμονία τοῦ σώματος, οὕτωσ οὐδὲν ἧττον καὶ ἐντελέχεια. γίνεται δ' ἐναργέςερον ἐξ ὧν αὐτὸσ ὁμοιοτήτων ἐπάγει τῇ ἀποδείξει. ὃ γὰρ ἐν ὀφθαλμῷ φησιν ὄψισ, καὶ τμητικὴ δύναμισ ἐν πελέκει, τοῦ τ' ἐν σώματι ψυχή. τί δὴ πρὸς ταῦτα φὴσ ὦ ξενόκρατεσ. ξενοκράτης. τί δ' ἄλλο ὦ νικαγόρα, ἢ τοῦ τ' ἐκεῖνο τὸ γόργιου. δοκεῖσ γάρ μοι λέγειν εὖ. πέ πονθα δὲ τὸ τῶν πολλῶν πάθοσ οὐ πάνυ σοι
(Fol. 30, b.) πείθομαι. νικαγόρας. ἐγὼ δὲ μέμνημαι καὶ ἀριςοτέλουσ ὦ ξενόκρατεσ ἐνιαχοῦ τῶν αὐτοῦ συγγραμμάτων ἐπιγινώσκοντοσ ἑαυτὸν. καὶ τῇ τῶν ὄντων εἰ μή γε δὴ τῶν πάντων, ἀλλ' οὖν γε τῶν πλειόνων ἀκατα ληψίᾳ ὁμολογοῦντος περιφανῶσ. ἐν γὰρ τοῖσ περὶ οὐρανοῦ λόγοις καὶ τῶν ἀςέρων, τὸ ἀσθενὲσ οὐ κ ὀκνεῖ τῆς τῶν ἀνθρώπων ὁμολογεῖν γνώσεωσ. φησὶ γὰρ ὅτι τῷ περὶ τῶν τοιούτων ἐξετάζειν ὧν οὐκ ἀπό ρισος ἡ κατάληψισ οὐδ' ὑπ' αἰσθήσεωσ ὁπωσοῦν χορηγεῖται, οὐ μᾶλλον αἰτίαν νέμειν θρασύτητοσ χρὴ, ἢ τιμῆσ καὶ αἰδοῦσ τινοσ ἄξιον οἴεσθαι. διὰ γὰρ τὸ πρὸσ φιλοσοφίαν φησὶ πρόθυμον, καὶ τὸ μικρόν τι πρὸς τὰ τοιαῦτ' εὐπορεῖν, ἀγαπᾶν χρὴ. κἀκ τοῖσ μετεωρολογικοῖσ δὲ φησὶν ὡσ ἐπὶ τῶν ἀφανῶν καὶ ἀλήπτων τῇ αἰσθήσει, οἷα τὰ κατὰ τοὺσ κομήτασ, καὶ ὅσα τῶν φαινομένων τοιαῦτα, νομιςέον εἶναι τὸν λόγον ἱκανὸν. ἐὰν τὸ δυνατὸν ἔχῃ. καὶ μὴ εἰσ ἀδύνατον περαίνῃ. ἀλλ' ἐν μὲν τοῖσ ὑπεραίσθησιν[2] ἴσωσ ἂν τισ συ γγνοίη τοῖσ ὑπ' ἀριςοτέλουσ ἀγνοηθεῖσι διὰ τὴν ὁμολογίαν. ἔνθα δ' αἴσθησισ ἐναργῆ καὶ λάμπουσαν

---

1) ἢ καὶ οὕτως — — — οὐράνιον σῶμα] Haec omnia in cod. linea circumscripta a m. 1, ut videtur.

2) ὑπεραίσθησιν] Leg. ὑπὲρ αἴσθησιν.

τὴν γνῶσιν τῇ ἀληθεία παρέχεται, τίσ μη
χανὴ συγγνώμην ἐφελκύσασθαι πρὸσ τῶν
ἀκουόντων. προδήλου γὰρ ὄντοσ ἔκ τε τῶν μα
θηματικῶν ἀποδείξεων ἔκ τε τῶν θεασα
μένων αὐτῶν, τοῦ, τὸ [1]) διαμερόησ κλίμα
καὶ ὅσον μέχρι τοῦ διὰ συήνησ ἥκει μεταξὺ, (Fol. 31, a.)
τυγχάνειν ἀμφίσκιον ἅτε ὂν ἐντὸσ θερινοῦ
τροπικοῦ, ὅλον ἀριςοτέλησ ἀοίκητον εἶναι φησὶ
τὸ ἐντὸσ, καὶ μεταξὺ τῶν δύο τροπικῶν μερῶν
τοῦ ζωδιακοῦ, κἀν ταῖς κατηγωρίαις δὲ, τὸν ὅμοιον
ἁμαρτάνειν δοκεῖ μοι τρόπον. πρῶτα μὲν γὰρ λέγει
καὶ ἀποδείκνυσιν ἅμα τῇ φύσει τυγχάνειν τὰ πρός τι.
ὅλου γὰρ [2]) φησιν ὄντος, ἅμα καὶ λεπτότησ ἐςὶ. καὶ
πατὴρ υἱοῦ. καὶ διπλάσιον ἡμίσεος. εἶθ' ὥσπερ
ἐπινυςάξασ ἐν μέσῃ τῇ τῆσ διδασκαλίασ πο
ρεία, εἰσ [3]) τὸν ἐναντίον τῶν αὐτῷ λεγομένων μετέβη
σκοπὸν. εἶναι γάρ φησιν ἐπ' ἐνίων τοῦτο οὐκ ἀ
ληθὲσ. καὶ εἰκόνας εὐθὺσ ἐπὶ τούτῳ παράγει τοιαύτασ.
εἶναι γάρ φησι τὸ ὁρατὸν τῆσ ὁράσεως πρότερον.
καὶ τῆσ ἀκοῆσ τὸ ἀκουςόν. καὶ συνελόντι, πάσησ
αἰσθήσεωσ πᾶν αἰσθητὸν, ὃ δὴ προδήλωσ ἐςὶν
ἐναντίον τῷ πρώτῳ. ὅθεν καὶ ἀληθοῦσ ὄντοσ
ἐκείνου ψεύδεται τοῦτο. πῶσ γὰρ ἄν τι τῶν ὄντων
λεχθείη ποτὲ ὁρατὸν, πρὶν εἰσ ὅρασιν ἐλθεῖν.
ξύλον γὰρ ἢ λίθοσ ἢ τοιοῦτον τί. εἰ δὲ δυνάμει λέγει
εἶναι ὁρατὸν τὸ μήπω ὁραθὲν, ἔςαι δὴ λοιπὸν
καὶ πᾶσ ἀνὴρ δυνάμει πατὴρ, πρὶν ἢ γῆμαι. κἀν
τοῖσ ἄλλοισ τὸν ὅμοιον τρόπον. ὅπερ ἄτοπον.
ὥςπερ γὰρ τὸ ἐνεργεία ὁρατὸν ἐνεργεία καὶ [4]) τὴν
ὅρασιν ἔχει, καὶ ὥςπερ ἐκεῖνο ὁράσει ἦν ὁρατὸν
ἐνεργεία, οὕτω καὶ τοῦτο ὁράσει ἐςὶν ὁρατὸν
δυνάμει. καὶ γίνεται ἅμα τὰ πρός τι τῇ φύσει κἀν (Fol. 31, b.)
ταῦθα ὥςπερ ἐκεῖ. οὐκ ἄρα τὸ αἰσθητὸν πρότερον
τῆς αἰσθήσεως. δοκεῖ γε μὴν ἐν τοῖς περὶ τῶν
φυσικῶν ἀρχῶν βιβλίοις αὐτοῦ, περὶ τῶν αὐτῶν
ἀσφαλέςερον ἀποφαίνεσθαι. ὅτι δ' ἐκ μέσου
τὸ παρὸν σφαλερὸν οὐ πεποίηκεν, ἔοικεν ἀγνοεῖν
ὁποτέρῳ τἀσφαλέςερον πρόσεςιν. ἐκεῖνο δὲ καὶ σιγῇ
παρατρέχειν ἡμᾶσ βουλομένουσ, οὐ μάλα γε ὑπι
σχνεῖται ἐάσειν. ἐν γὰρ τοῖσ περὶ οὐρανοῦ λόγοισ
αὐτοῦ κινήσεωσ εἶναι λέγων ἀρχὴν τῶν κινου
μένων τὰ δεξιὰ, τὸ πρὸσ τῇ ἀνατολῇ δείκνυσιν

1) διαμερόησ] Leg. διὰ μερόησ.
2) φησιν] M. 1 φῦσιν.
3) τὸν] ν m. 2 sup. lin. add.
4) τὴν] M. 1 in marg. haec add. ὅρασιν ἔχει, οὕτω καὶ τὸ δυνάμει ὁρατὸν, δυνάμει καὶ τὴν.

εἶναι μέρος τοῦ οὐρανοῦ δεξιόν. τοῦτο δ' ὅτι σαθρὸν καὶ [1]) εὐέλεγκτον, καὶ αὐτόθεν ἐςὶ φανερόν. εἴη γὰρ ἂν ἀρχὴ κινήσεωσ μᾶλλον τὰ ἔμπροσθεν ἐφ' ἃ καὶ τῶν κινου μένων ἡ ὁρμή. δῆλον δὲ κἀκ τῶν ὀρνίθων. καὶ τῶν ἰχθύων καὶ τῶν ὀςρακοδέρμων, καὶ πάντων [2]) ἐξῆσ ὁμοίως ὅσα ἐναργῶσ ἐσ τὸ πρόσω ποιεῖται τὴν τῆσ κινήσεωσ ἀρχήν. ἀλλὰ καὶ αὐτὸσ ἐν τῷ περὶ τῆσ τῶν ζώων κατὰ τόπον κινήσεως βιβλίῳ φησίν. ὡς ἡ τοῦ ζώου κίνησισ ὁμοίως ἔχει καὶ ἀπὸ τῶν δεξιῶν ἐνεργεῖσθαι καὶ ἀπὸ τῶν ἀριςερῶν. μὴ δὲ γὰρ ἂν ἀπο κεκληρῶσθαι δεξιοῖσ μὲν τὴν κίνησιν, ἀριςεροῖσ δὲ τὸ ἠρεμεῖν. ἀλλ' [3]) ἐκατέρωθεν ἔχειν ἐπίσησ. καὶ ἐξῆσ ἀνάγκη τοίνυν φησὶ τὸν μέσον ἀμφοῖν τόπον εἶναι τὸν τῆσ καρδίασ δηλαδὴ τὸν παρέχοντα τὴν ὀρε κτικὴν καὶ ὁρμητικὴν ἀρχὴν καὶ δύναμιν
(Fol. 32, a.) τῆς κινούσης ψυχῆσ. οὗτος γὰρ ἂν καὶ [4]) κατάφύσιν εἴη τόποσ πάσαις οἰκεῖοσ κινήσεσιν. ἀλλ' οὐ δ' ἐκεῖνο χρεὼν σιωπῇ παρελθεῖν. διαῤῥήδην γὰρ κἀκεῖνο τῆσ ἀτοπίασ [5]) προφέρει τὸν ἔλεγχον· οἱ γὰρ πολλοὶ τῶν πάλαι σοφῶν ὥςπερ ἐσ ξυνωμοσίαν αὐτόμολον συνιόντεσ, μίαν ἔφασαν εἶναι αἰτίαν τοῦ τὰ τέκνα τοῖσ γονεῦσιν ἀμφοῖν παραπλήσια γίνεσθαι, τὸ ἐκ πάντων ἢ τῶν γε πλειόνων μελῶν καὶ μερῶν τοῦ σώματοσ τὸ σπέρμα προέρχεσθαι. [6]) καὶ τὸ δόγμα ῥέον ἐκεῖθεν, καὶ τὸν μακρὸν ἀμεῖβον ἐξῆσ αἰῶνα, τρόπαιον ἀληθείασ καρποῦται παρὰ τοῦ γένουσ περιφανὲσ. ὡς εἶναι μηδένα ὃς μὴ αἱ ρεσιώτησ τοῦ δόγματος ἀεὶ γίγνεται. μόνος δ' ἀριςο τέλησ ἐναντιούμενος ἅπασιν, αἰτίασ εἰσάγει τοι αὕτασ σαθρὰσ ὡς ἔμοιγε φαίνεται πάσασ. ἐν γὰρ τῷ πρώτῳ περὶ ζώων γενέσεως βιβλίῳ, ὁρῶμεν φησὶν ὅτι καὶ τρίχεσ καὶ ὄνυχεσ καὶ βαδίσεωσ ἦθος ὅμοια τοῖς γονεῦσιν γίνεται. ἀφ' ὧν οὐδὲν εἰσ τὸ σπέρμα ἦλθεν. ἐπιφέρων δὲ καὶ ἕτερα εἰσ ἀνατροπὴν ἐπιχειρήματα φησίν. ὅτι [7]) εἰ ἦν ἐκ πάντων τῶν μο ρίων καὶ μελῶν, ἀμφοτέρων τῶν γονέων τὸ σπέρμα, ἔδει καὶ τὰ γεννώμενα [8]) ἐξανάγκησ ἀεὶ δίδυμα

---

1) εὐέλεγκτον] γ m. 2 add.
2) ἐξῆσ] Sic cod.
3) ἐκατέρωθεν] Sic cod.
4) κατάφύσιν] Sic cod.
5) προφέρει] ει m. 2 eraso ειν.
6) καὶ τὸ — —] Ad haec et insequentia in marg. ᾧ i. e. ὡραῖον adscriptum.
7) εἰ ἦν ἐκ] In rasura, a m. rec.
8) ἐξανάγκησ] Leg. ἐξ ἀνάγκης.

εἶναι ἄρρεν τὲ καὶ θῆλυ. ἵν' ᾖ τὸ μὲν θῆλυ τῇ μητρὶ
παραπλήσιον, τὸ δ' ἄρρεν τῷ πατρί. ἔτι φησὶν εἰ τὸ
σπέρμα ἐκ πάντων ἦν τῶν μερῶν, τὸ αὐτὸ ἂν
ἦν κἀπὶ τῶν φυτῶν. καὶ ἔδει κολοβοῦ γενο
μένου τοῦ φυτευομένου διὰ τὴν τῶν μορίων (Fol. 23, b.)
τομὴν, κολοβὸν καὶ τὸ βλαςάνον γίνεσθαι. νῦν δὲ
ὁρᾶται γινόμενον ἄρτιον. καὶ οὐδαμῶσ κολοβόν.
καὶ τοιαῦτ' ἕτερα διέξεισιν. ἐν δὲ τῷ δευτέρῳ
περὶ ζώων γενέσεως βιβλίῳ λαθὼν, ἀνατρέπει
ἑαυτόν. φησὶ γὰρ ὅτι οἱ μὲν ὄνυχεσ καὶ τὰ κέρατα
καὶ αἱ τρίχεσ καὶ τὰ τοιαῦτα, ἐκ τῆσ τοῦ δέρματοσ
ὕλησ γίνονται. καὶ [1])διατοῦτο συνδιατίθενται καὶ τῇ σαρκὶ
καὶ τῷ τῆσ σαρκὸσ δέρματι. καὶ λευκοῦ ὄντος αὐτοῦ
λευκὰ καὶ ταῦτα ἐςίν. μέλανοσ δὲ μέλανα. οἱ
δ' ὀδόντεσ καὶ μέλανος ὄντοσ τοῦ δέρματος, λευ
κοί εἰσὶν, ὡς κἀπὶ τῶν αἰθιόπων ὁρᾶται. διότι
ἐκ τῆσ τῶν ὀςῶν ὕλησ συνίςαται. ὁρᾷσ[2]) ὦ ξενό
κρατεσ ὁμολογοῦντα καὶ αὐτὸν ἐνταῦθα τοῖσ ἄλλοισ
ἅπασι σοφοῖσ ἐκ πάντων μερῶν τοῦ σώματοσ
καὶ τοῦ δέρματοσ καὶ τῶν ὀςῶν προέρχεσθαι λέ
γοντά πως τὸ σπέρμα, καὶ πρός γε τὰ ἐξ αὐτῶν [3])ἐ
ξανάγκησ φυόμενα, κέρατα δηλαδὴ καὶ τρίχασ
καὶ ὄνυχασ; εἰ γὰρ ὁμοιοῦται τοῖσ γονεῦσι τὰ τέκνα
κατὰ τὴν σάρκα καὶ τὸ δέρμα, εἰκὸσ ὁμοιοῦσθαι
αὐτὰ, καὶ κατὰ τοὺσ ὄνυχασ καὶ τὰσ τρίχασ αὐτοῖσ.
καὶ ἔτι εἰ ὁμοιοῦται αὐτοῖσ κατὰ τὴν θέσιν τῆσ
τραχείασ ἀρτηρίασ, καὶ κατὰ τὰ καιριώτερα καὶ
δεκτικὰ τῆσ ψυχῆσ μόρια, ὁμοιοῦσθαι εἰκὸσ καὶ κατὰ
τὴν φωνὴν αὐτοῖσ. καὶ κατὰ τὰ ἐξανθοῦντα πρὸσ
τὴν ἐπιφάνειαν ἤθη τοῦ σώματοσ. φλωρέντιος ἀλλ' ἵνα μὴ
διατρίβωμεν ὦ φίλε κριτόβουλε, καὶ ἄλλων (Fol. 33, a.)
παμπόλλων ἐκεῖ προβλημάτων ὁμοίωσ προ
βαλλομένων καὶ ἀνατρεπομένων, τέλοσ ἐπιςρα
φεὶσ ὁ νικαγόρασ, ὁρᾶτε φησὶν ὅπωσ συνειδὼσ
διάφορα περὶ τῶν αὐτῶν διέξεισι, καὶ ἃ νῦν
τίθησιν, [4])αὔριον ἀναιρεῖ; καὶ καινὸν οὐδὲν εἰ καὶ
αὐτὸσ ἀγνοεῖ τὰ πρὸσ τοῦτο πρὸσ τοῦ δημιουρ
γήσαντος γεγονότα ἵν' ὑπὸ [5])παραπετάσματι τῆσ
ὑπὲρ γνῶσιν ἀγνοίασ θαλαμευόμενα, ὥραν ἔχῃ
διηνεκῆ τοῦ θαυμάζεσθαι. σοφίαν δὲ καὶ μά
θησιν ἣν [6])ἐπιτηδεύουσιν ἄνθρωποι, μηδὲν πλέον

---

1) διατοῦτο] L. διὰ τοῦτο.
2) ὦ] L. ὢ.
3) ἐξανάγκησ] L. ἐξ ἀν.
4) αὔριον] L. αὔρ.
5) παραπετάσματι] τι m. rec. pro σι m. 1ae.
6) ἐπιτηδεύουσιν] ουσιν m. rec. in rasura.

σφίσιν περιποιεῖν, ἢ ϛοχασμὸν ἀμυδρὸν ἀλη θείασ ἐκ τῶν ἔξωθεν αἰσθητῶν συλλεγόμενον καὶ ὑπὸ τῆσ ζωγράφου φύσεωσ εἰσ τοὺσ πίνακασ τυπούμενον τῆσ ψυχῆσ. καὶ πρόσ γ' ἔτι πειθὼ τοῦ γινώσκειν τὲ ἑαυτὸν ἕκαϛον ἀγνοοῦντα τὴν τῶν ὄντων ἀκριβῆ κατάληψιν, καὶ οἴησιν ἀπο τρίβεσθαι πᾶσαν καθάπερ φλοιόν τινα καὶ ἀρρώϛημα φύσεως. οἴησιν γὰρ ἄλλο τυγχάνειν μηδὲν, ἢ σύμβολον ἀμαθίασ καὶ ἀωρίαν τοῦ ἡ γεμονικοῦ τῆσ ψυχῆσ μάλα περιφανῆ. οἶδα δ' ἐγὼ καὶ τοὺσ δελφῶν θεολόγουσ ἐσ τὰ πλείω δια πορουμένουσ τῶν ὄντων. καίτοι εἴπερ ἐχρῆν ξύν γε βεβαιοτέρα τῇ διανοίᾳ πρὸσ τὴν τῶν ὄντων διαβαίνειν ἀνάπτυξιν, αὐτοὺσ μᾶλλον ἢ πάντασ (Fol. 33, b.) ἐχρῆν. εἰκὸσ γὰρ διὰ τὴν πρὸσ τὸ θεῖον ἐγγύτητα καὶ ἱεροφαντικάσ τινασ αὐγὰσ ἐκεῖθεν αὐτοὺσ ὑπο δέχεσθαι. καὶ [1]) τὶ λέγω δελφῶν θεολόγουσ. ἐγὼ γὰρ τοὺσ πολλῷ βελτίουσ αὐτῶν θεολόγουσ, εἰσ μέσον παρα γαγὼν, καὶ δείξασ διαποροῦντασ περὶ τὴν τῶν ὄντων κατάληψιν, τοῦ λέγειν πεπαύσομαι. [2]) μὴ δὲν ἔτι δεόμενοσ πλείονοσ πίϛεωσ περὶ τὴν τῶν λεγομένων ἀπόδειξιν. ζητοῦσι γὰρ ἐκεῖνοι τά τε ἄλλα καὶ πῶσ ψυχὴ ζωὴν δίδωσι καὶ πάθουσ μεταλαμ βάνει. καὶ πῶσ αἵματι κρατεῖται. καὶ πνοὴ τὸ ἀσώ ματον. πῶσ ὁ νοῦσ καὶ περιγραπτὸσ καὶ ἀόριϛοσ, ἐν ἡμῖν μένων καὶ πάντα ἐφοδεύων τάχει φορᾶσ τε καὶ ῥεύσεωσ. πῶσ μεταλαμβάνεται λόγῳ καὶ με ταδίδοται καὶ δι' ἀέροσ χωρεῖ. καὶ μετὰ τῶν πραγ μάτων εἰσέρχεται, καὶ αἰσθήσει κοινωνεῖ. καὶ συϛέ λλεται ἀπὸ τῶν αἰσθήσεων. καὶ πῶσ λόγοσ νοῦ γέν- νημα. καὶ γεννᾷ λόγον ἐν ἄλλῳ νῷ. καὶ πῶσ λόγῳ νό ημα διαδίδοται. καὶ πῶσ νοῦσ τε καὶ ὄψισ μετὰ τοῦ ἴσου τάχουσ ὁ μὲν τοῖσ νοητοῖσ, ἡ δὲ, τοῖσ ὁρατοῖσ μίγνυται. πῶσ τῶν ζώων τὰ μὲν, ἀγελαῖα. τὰ δὲ μο ναδικά. καὶ τὰ μὲν νοηφάγα, τὰ δὲ σαρκοβόρα. καὶ τὰ μὲν θυμοειδῆ. τὰ δὲ φιλάνθρωπα. [3]) καὶ ἵνα τἄλλό τρια λιπόντεσ ἐσ τὰ οἰκεῖα ἐπανέλθωμεν, πῶσ ἡ τοῦ ἡλίου θερμότησ καρδίαν παρέχει τῇ γῇ, καὶ ψυχὴν ζωογόνον δημιουργεῖ. καὶ τὴν χλόην εἰσ πλεῖϛα μερίζει γένη, καὶ ζωγραφεῖ τὴν ἄνθην, (Fol. 34, a.) καὶ ποικίλλει τὰ χρώματα, καὶ πλείϛην ἐ φαπλοῖ τὴν τέρψιν, καὶ γέμουσαν εὐφροσύνησ

---

1) τὶ] L. τί.
2) μὴ δὲν] L. μηδὲν —.
3) καὶ ἵνα — —] Ad haec et insequentia ὡρ i. e. ὡραῖον in marg. adscriptum.

τῇ ὄψει χαρίζεται τράπεζαν. καὶ πῶσ ἀχόρω ποδὶ τοσοῦτος οὐρανοῦ δρόμος ἐν ἀπείρω τῶ χρόνω γινόμενος, οὐχ ὑφῆκε τοῦ τόνου καὶ τῆς ἀκριβείασ οὐ δ' ὀψὲ τοῦ χρόνου. καὶ πῶσ κἂν ταῖσ ἀλόγοισ φύσεσι, νοῦ λογικὰ φαίνονται οἷον ἴχνη καὶ ἀπηχήματα, κἂν ταῖς ἀναισθήτοις, ὁμοίως αἰσθήσεως. καὶ πῶσ ἐν τοῖσ ὕπνοις σιωπήσησ ἀκοῆς τε καὶ ὄψεωσ ἀκούειν καὶ λέγειν δοκεῖ, καὶ μελλόντων πορίζεται πρόγνωσιν ἄνθρωποσ. ἐπὶ τούτοισ δημάρατος ὁ χιλίαρχος διακόψασ τὸν λόγον καὶ ἀναςὰσ ἅμα τοῖσ παρεδρεύουσι, νικαγόραν μὲν ὕμνει καὶ ἐςε φάνου. ξενοφάνην δὲ τὸν θρασυμάχου, πολλὰ κατεμέμφετο. τοῖσ σοφοῖσ μὲν παραβάλλειν ἐθέ λοντα ἑαυτὸν, ἔπειτα ἐλεγχθέντα παραπλησίωσ ἐκείνοις, οἳ τὰ χολαβάρινά τε καὶ λιθαργύρινα τοῖσ χρυσοῖς καὶ κιβδήλοισ παραβάλλουσι. καὶ τὰσ πάντων μὲν ψυχὰσ ἀναρτήσαντα διὰ γαύρων καὶ μετε ώρων ἐλπίδων¹, μὴ δυνηθέντα δὲ τελεσιουργοὺσ τὰσ ἐπαγγελίασ ἐνδείξασθαι. ἐντεῦθεν ὁ σύλλογοσ καὶ τὸ θέατρον διελύετο. ξενοφάνησ δ' ὁ θρασυ μάχου κατεδύετο ὑπ' αἰσχύνησ. ἐζήτει βρόχον. ἐζήτει βυθοὺσ θαλάσσησ. χανεῖν αὐτῷ δι' εὐχῆσ ἐ ποιεῖτο τὴν γῆν. οὐδὲν τῶν παραβολωτέρων ἀτόλ μητον παρείθη τῇ γνώμῃ τἀνδρὸσ. ἀλλὰ χειμῶνεσ συχνοὶ λογισμῶν ἐπετίθεντο πρὸς βάραθρα (Fol, 34, b.) καὶ κρημνοὺσ ἀπογνώσεωσ ἐμβριθῶσ ξυνωθοῦν τεσ. οὐδὲν γὰρ οὕτωσ ἑτοιμότερον εἰσ ἀπόγνωσιν, ὡς ἐλπίδεσ ταχὺ μὲν καὶ πρὸ τῆσ ὥρασ ἀνθήσασαι, ταχύτερον δ' [2])ἀπορρεύσασαι. ὅμοιον γὰρ τὸ πάθοσ, ὁποῖον κἂν τοῖς νεοβλάςοισ ὁρῶμεν γινόμενον ἄν θεσιν. ἃ τὴν ὥραν προαρπάσαντα, κἀντεῦθεν νεω τερισμοῦ τινὸσ καὶ προπετείασ ὄφλοντα δίκην, σκηπτοῦ καὶ χαλάζησ μαραίνουσιν ἐμβολαὶ, καὶ ψύχοσ ἀταμίευτον ἀφαιρεῖ τὴν ἀκμὴν. καὶ τέχνη τίσ ἔξωροσ, ἔλεγχοσ τῆσ λιχνείασ καθίςαται τοῦ φυτοῦ. καὶ τάχ' ἂν ὁ ἀνὴρ ἐτελεύτα τῇ λύπῃ δαπανηθεὶσ, εἰ μή τινεσ προσιόντες λόγοισ ἀνέψυχον μειλιχίοις. [3])εἴωθε γὰρ καὶ ὁ λίαν σκληρὸσ ἐν ταῖσ τῶν πέλασ κάμπτεσθαι συμποραῖσ. πάντων δὲ μά λιςα παρήγοροσ ὤφθη τἀνδρὶ δεξιὸσ ὁ σοφὸσ νικα γόρασ, σοφωτέροισ λόγοισ καὶ παραινέσεσι πε πτωκὸσ ἀνακουφίζων φρόνημα. ἀλλὰ τοῦ χρόνου

1) ἐλπίδεσ —] Ad haec margo γνω̄ i. e. γνώμη.

2) ἀπορρεύσασαι] Prius ρ sup. lin. a m. 1, ut videtur.

3) εἴωθε γὰρ — —] Ad haec margo: γνω̄ i. e. γνώμη.

μεταξὺ· παραρρέοντος, καὶ [1]τὸ πολὺ τῆσ λύπησ ὑπο σπῶντοσ, ἐσ ἄμυναν ἔβλεψεν ὁ καλὸσ ξενοφάνησ καὶ ἀνεκαλεῖτο τὴν ἧτταν. καὶ πάντα ποιῶν καὶ λέγων ἦν ὑπέρ γε τοῦ ἀμύνεσθαι τὸν ἡρακλεώτην νι καγόραν. [2]ἀναίσχυντον γὰρ ἡ ξὺν ἀμαθίᾳ ὀφρὺσ. καὶ φιλεῖ γε ὡς τὰ πολλὰ τὰσ ἀνιδρύτουσ ψυχὰσ παρασύρειν ἐσ ἔκτοπα θράση. δέον γὰρ κατα δύεσθαι καὶ ἐρυθριᾶν ξενοφάνην τὸν θρασυμάχου,
(Fol. 35, a.) ὁ δὲ καὶ τρόπον ἐζήτει, δι᾽ οὗ νικαγόραν [3]ἀναισχυν τίας ἀμύναιτο. ἐπεὶ δ᾽ εἰσ τοῦτο μαθήσεώσ τινοσ ἔδει τἀνδρὶ, ἵν᾽ ὡς ἐκ φαρέτρασ λέξεισ ἀνασπῶν τοξεύειν ἔχοι κατ᾽ αὐτοῦ, οὐδὲ γὰρ μαγνησίαν καὶ λάμψακον καὶ μυοῦντα πρὸς βασιλέωσ εἶχε περσῶν, εἰσ ἀφθονίαν τραπέζησ καθάπερ ὁ νεοκλέουσ πάλαι θεμιςοκλῆσ, ἵνα μετὰ πολλοῦ καὶ προσήκοντος χρόνου τὴν τῶν μαθημάτων σχοίη ἀντίληψιν, ἦθος λοιπὸν μαθητιῶντοσ πλασά μενος, προσήει τοῖς παρὰ νικαγόραν φοιτῶσι. καί τινασ ἐρανισάμενος ἐκ τῶν μαθημάτων φωνὰσ τῶν τε ἄλλων καὶ μάλιςα τῆσ ἀςρονομίας ἐκκέντρουσ δηλαδὴ καὶ σφαίρασ ἐπικύκλων. καὶ λόγουσ ἁρμονικοὺσ ἀριθμῶν καὶ σχημάτων, ἔπειτα ἠκροβολίζετο κατὰ νικαγόρου κωφά τινα βέλη καὶ [4]ἀγεννῆ. καὶ οἷα κατὰ τοῦ ἥρωοσ ἀχιλλέωσ συγκλεισθέντεσ οἱ τρῶεσ ἀπέλυον ἐκ τοῦ τείχουσ ἀςατούσῃ γέ τινι καὶ ὥςπερ ὑπὸ δέουσ μεθυ ούσῃ τῇ χειρὶ. [5]εἰ δὲ καὶ πτολεμαῖοσ τότε παρῆν, οἶμαι ἐθαύμασεν ἄν, ὅπωσ ἄρα ἐλελήθεσαν αὐτὸν πλάνητεσ ὄντεσ κἀπὶ τῆσ γῆσ, φαύλωσ κατὰ τῆσ ἄνω γαυρούμενοι λήξεωσ. ἀλλ᾽ ὡς ἔ οικεν ἑκὼν γε εἶναι παραλέλοιπε τοῦτο σιγῇ. ὧν γὰρ ἄλογοσ ἡ φορά τε καὶ κίνησισ, ταῦθ᾽ ἑρ μηνέα λόγον οὐκ οἶδε. φαέθοντεσ γὰρ καὶ ἑωσ φόροι καὶ σίλβοντεσ, τεταγμένην ἔχουσι
(Fol. 35, b.) τὴν πλάνην, καὶ ὡς εἰπεῖν ἀπλανῆ. οὗτοι δ᾽ ἀτακτοῦσαν καὶ οἵαν οἱ ὑπὸ σελήνην διά ττοντες. ἐπεὶ δὲ καθάπερ οἱ πίθηκοι τὰ τῶν ἀνθρώπων πολλάκισ ὑποκρινόμενοι, πίθηκοι πάλιν ὄντεσ ἐλέγχονται, οὕτω καὶ ξενοφάνης ὁ θρασυμάχου

1) τὸ] Articulum prima, ut videtur, manus in lin. add.

2) ἀναίσχυντον γὰρ —] Margo [sigl.] i. e. γνώμη.

3) ἀναισχυντίας] αἰς i. e. ἀνς cod. in ras., a prima, ut videtur, manu.

4) ἀγεννῆ] Prius ν sup. lin. a m. 1., ut videtur.

5) εἰ δὲ καὶ —] Ad haec marg.: [sigl.] i. e. σημειωτέον.

πολλὰσ καὶ παντοδαπὰσ ἐπιτετηδευκὼσ τῶν ὕβρεων τὰσ ἐπιβουλὰσ κατὰ νικαγόρου καθ' ἑαυτοῦ κινῶν ἐφαίνετο τὸν [1])ἀνάγυρον, καὶ ἀμαθὴσ εἶναι πολλαχόθεν ἠλέγχετο, καὶ ὅσά οἱ ἐπράττετο κατὰ νικαγόρου ἀκροθίνια πυγμαίων κολοσσῷ παρα βαλλόμενα ἐνομίζοντο, πεπρωμένην ἐνόμισεν εἶναι τινὰ τῆσ τῶν ἀθηναίων πόλεωσ, καὶ τύχην τύραννον ἱδρυμένη τῷ τόπῳ, εὐμενὲσ μὲν ἔχουσαν βλέφαρον πρός γε τὸν νικαγόραν, καὶ ὅσοι τῶν ἀθηναίων σοφοὶ. βασκαίνουσαν δὲ καὶ ἀποβουκολοῦσαν εἴ τισ ἔκδημον γλώττησ παλάμην ἀντίπαλον ἐπάγειν ἐθέλει κατὰ τῆσ εὐγενοῦσ τῶν ἀθηναίων σοφίασ. καὶ ἀναγκαῖον ὀψὲ γοῦν εἶναι ξυνῆκεν ἀπαλλάττειν ἐκεῖθεν. ὅθεν καὶ κατὰ τὰσ ὠρίονος ἐπιτολὰσ ἐκπλεύσασ ἀθήνηθεν, ἐσ πόλιν θετταλικήν τινα λόγου καὶ παιδείασ τρόφιμον ἧκεν ἀργυρολογήσων ἴσως καὶ ϛρατολογήσων πῆ μὲν συμμαχικὸν. πῆ δὲ μισθοφορικὸν κατὰ νικαγόρου ϛράτευμα λόγων. ὁ δὲ νικαγόρασ τοῦ μηδενὸσ ἀξίαν τὴν ξενοφάνουσ σπουδὴν λογιζόμενος, κάθηται πλουσίων ἀπολαύων πρὸς τῶν ἡρακλειδῶν ξύν γε θεῷ δωρεῶν καὶ τιμῶν. ἀνεκαλέσαντο γὰρ μεγαλοπρεπῶσ ἐκεῖνον ἐκεῖνοι. καὶ θαυμασίασ τῆσ σφῶν αὐτῶν εὐμενείας μετέδοσαν. γινώσκοντες μὲν καὶ πρότερον ὅς τις εἴη. γνόντεσ δ' ἔτι σαφέ ϛερον ἐκ τῶν ὑϛέρων ἀγώνων. οὐ μόνον τοῦ ξε νοφάνουσ, μικρὸσ γὰρ οὗτος καὶ οὐ πολλοῦ τινοσ ἄξιος λόγου, ἀλλ' ἑτέρων πλειόνων τε καὶ μειζόνων: ἐπεὶ καὶ κυβερνήτην ἕως ἂν κατὰ πρύμναν ὠθῇ τὸ πνεῦμα μήτε ῥοθίου τινὸσ ἐξ ἀντι πάλου ῥέοντος καὶ ἀναμοχλεύοντοσ τῆσ ὁλκάδος τοὺς οἴακασ, μήθ' ὑβρίζοντος πνεύματος κατ' ὀ φθαλμοὺσ ἀπαντῶντος καὶ τοῦ πλοῦ τὸν δρόμον τυραννοῦντος, [2])σχολὴ γ'ἂν ἐπαινέσειέ τισ ἐν ῥαϛώνῃ καὶ σκότῳ κειμένησ τῆσ τέχνησ. καὶ προ σηκόντων ὀλυμπίων οὐ προκειμένων, ἵν' [3])ὑπο φωτὶ πολλούσ τινασ κάμψασα δρόμουσ, λαμ πρὸν ἑαυτῇ τὸν ἐκ γλώττησ πορίσηται κότινον. ὅϛις δὲ πρὸσ τοὺσ κυμάτων παρνασοὺσ καὶ τοὺσ πνευμάτων κρότουσ ἀντίπαλον ϛήσασ τὴν ἀσπίδα τῆσ τέχνησ, δεξιὸν χορηγοίη τῷ σκάφει τὸν πλοῦν, οὗτοσ δῆμον ὅλον. ϛεφάνων ἀναδήσασθαι πάνυ τοι (Fol. 36, a.)

---

1) ἀνάγυρον] ά m. rec. pro ἀρ.
2) σχολη] L. σχολῇ.
3) ὑπο] L. ὑπὸ.

δίκαιοσ, ὁποίουσ ψυχαὶ γεννῶσι φιλότιμοι.
καὶ παραπλήσιοι γλῶσσαι [1]*) δι᾽ ἐξιέναι οὐ μάλα ὀ*
κνοῦσιν. κριτόβουλος ἀλλὰ σοὶ μὲν ὦ φίλε φλω
ρέντιε, πολλὰ γένοιτο πρὸσ θεοῦ τἀγαθὰ τῆσ
(Fol. 36, b.) *καλῆσ διηγήσεως ἕνεκα ταυτησί. ἐβουλόμην*
δέ σου πυθέσθαι καὶ ἄλλων πέρι πολλῶν,
εἰ μὴ τὰ τῆσ ὥρασ ἀπιέναι ἡμᾶσ ἐντεῦθεν
ἠνάγκαζεν. ἀκούεις γὰρ πάντωσ καὶ σὺ τοὺσ
τοῦ βουλευτηρίου κώδωνασ συγκαλοῦντασ πα
ρὰ τὸ βῆμα καὶ τὸ ϛρατήγιον, ὅσοι τε τῶν βουλη
φόρων, καὶ ὅσοι τῶν ϛρατηγῶν. καὶ εἴ τινέσ τι
ἀγγέλλειν καινότερον ἔχοιεν ἔξωθεν: ∼

Revision der Lehre von den entgegengesetzten Grössen,

von *W. Petzold* zu Broedel bei Meve.

Dass die Sätze der Elementarmathematik, welche es mit der Entgegenstellung positiver und negativer Quantitäten zu thun haben, zu denen gehören, bei welchen man auf Schwierigkeiten, Missverständnisse und Spitzfindigkeiten nur allzu leicht gerathen kann, während Das, worauf es eigentlich ankommt, um so eher übersehen wird, je unabweisbarer die Rücksichten sind, die sich der unbefangenen Betrachtungsweise, bei welcher man um später abzuleitende Folgerungen und Anwendungen unbekümmert sein sollte, störend beimischen. Dies beweisen einerseits die Umarbeitungen, welche die Wissenschaft auch in dieser Beziehung erfahren hat, so wie die Zähigkeit andrerseits, mit welcher Viele noch an dem Alten, wenn auch als unzulänglich Erkannten, festhalten; denn wenn das Neue nicht in jeder Hinsicht befriedigt, so ist das Alte, mit dem man sich bereits befreundet, und mit dessen Unzulänglichkeit man sich nur zu gern befriedigt, in dem entschiedensten Vortheile. Auch lässt Das, was in den Werken von Martin Ohm über den Gegenstand zu finden ist, bei allem Verdienst, in der That doch noch Manches zu wünschen übrig, so dass Veranlassung genug vorhanden sein dürfte, das vielfach Besprochene von Neuem, und wenn es gelingen sollte, aus einem neuen Gesichtspunkte zu beleuchten. Ohm, welcher Alles, was gebrochene negative und irrationale Zahlen an Schwierigkeiten darbieten, mit einem einzigen Schlage beseitigen will, hat, wie es mir zuerst bedünken wollte — denn gegenwärtig bin ich an-

---

1) *δι᾽ ἐξιέναι*] Leg. *διεξ.*

derer Ansicht, den Knoten mehr zerhauen als gelöst; er erklärt alle dergleichen Zahlen für überhaupt gar keine Zahlen, und gibt uns statt wirklicher Zahlen nur Zahl-Zeichen, die unter gewissen Bedingungen wirkliche Zahlen bezeichnen, in anderen Fällen dagegen geradezu Nichts bedeuten sollen. So wünschenswerth es nun ist, alle Schwierigkeiten von einem einzigen Gesichtspunkte ausgehend heben zu können; so ist es doch andrerseits mehr bedenklich, die Abstraction bis auf die äusserste Spitze und auf diejenige Höhe zu treiben, auf welcher sie jeder Controlle[1]) unerreichbar ist. Zugegeben, dass die Arithmetik es eigentlich nur mit Zahl-Zeichen zu thun habe, so liegt eben hierin die besondere Schwierigkeit dieses Theiles der Elementarmathematik, der nicht — so wie die Geometrie — mit den Bezeichnungen zugleich deren Objecte vorlegt; und um so unerlässlicher ist es, die Vorstellungen, welche sich mit den Bezeichnungen verknüpfen müssen, festzuhalten, denn für nicht vorhandene Dinge sollte es, so will es mir scheinen, auch keine Bezeichnungen geben. Wie consequent der algebraische Schematismus auch durchgeführt sein mag, mit welcher Präcision und Kürze die Formeln, deren man bedarf, eine aus der andern auch hergeleitet werde, so bleibt alles Dies doch nur ein todter Schematismus, wenn keine Vorstellung denselben belebt. Ein Beispiel mag das Gesagte erläutern. Nach Ohm's System gibt es keine sinus, cosinus etc. ausser für spitze Winkel, und die algebraischen Ausdrücke für dieselben werden daselbst aus keiner andern Betrachtung als der der spitzen Winkel hergeleitet, nichts desto weniger aber aus den nur für den ersten Quadranten gültigen Formeln, andere Formeln hergeleitet, welche sonst auf stumpfe und flache und convexe Winkel bezogen werden, bei Ohm aber sich rein auf nichts beziehen. „Sinus A" heisst es in einer Art von Definition, die aber erst am Schlusse der ganzen Trigonometrie in einer Anmerkung beigebracht wird, „soll immer den Werth bezeichnen, der sich aus der Formel für sin. $(X + Y)$ ergibt." Ist nun der Sinus negativ, so ist er nach Ohm keine Zahl, und, da allein nur spitze Winkel sinus, cosinus u. s. w. haben, und unter den sinus der spitzen Winkel keiner negativ ist, so gibt es, bei solcher Consequenz, auch keinen Winkel, der zu einem negativen sinus gehören könnte, so dass einem solchem Symbol weder eine arithmetische noch geometrische Deutung zu Theil werden kann. Hier haben wir es also mit einem Zeichen zu thun, das in keinem Falle und unter keiner Bedingung etwas bezeichnet, und es bleibt in Folge dessen die Frage zu beantworten übrig, für deren Beantwortung jedoch noch nichts geschehen ist, nämlich die, welche Anwendung sich von Formeln, die

1) Es genügt auf Gruppe's „Antäus" zu verweisen, um daran zu erinnern, dass jede Abstraction einer Controlle zu unterwerfen ist; dass man sich vor dem Missbrauch der abstracten Worte, also auch vor dem der abstracten Bezeichnungen, um so mehr zu hüten habe, je häufiger dergleichen vorgekommen.

in keinem Falle etwas Vorhandenes oder Vorgestelltes bezeichnen, sich auf wirklich Vorhandenes machen lasse, oder mit welcher Befugniss man sich solche Anwendung erlaube[1]). Da es nicht leicht sein dürfte, darüber die gewünschte Auskunft zu geben, so scheint es angemessener, den fraglichen Gegenstand sogleich von vornherein von einem solchen Standpunkte zu betrachten, der uns hinter den Bezeichnungen zugleich auch die dadurch bezeichneten Objecte sehen lässt, bei welcher Betrachtungsweise kein Zweifel über die Anwendbarkeit der aufgefundenen Formeln entstehen kann. Dieser Standpunkt ist der natürliche, auf dem man sich nicht erst zu versetzen braucht, sondern bei unbefangener Betrachtung von selbst befindet; ihn aufgeben heisst die Wissenschaft ihres Inhalts berauben. Irre ich mich nicht, so bedarf es, um die Vortheile, welche Ohm's System in anderer Beziehung gewährt, keiner so gewaltsamen Abstraction, sondern es wird sich Dasselbe, wenn auch nicht in solcher Kürze, vielleicht dadurch erreichen lassen, dass der Grundgedanke Ohm's, von welchem ausgehend er so Vieles zu vereinfachen im Stande war, in anderer Weise aufgefasst und ausgesprochen wird. Dieser Grundgedanke ist aber bei Ohm theils gar nicht, theils in solcher Weise ausgesprochen, dass er mehr im Hintergrunde liegt, als dass man sich dessen klar und deutlich bewusst würde. Ein durchgreifendes Princip, welches alle Schwierigkeiten der Bezeichnungslehre zu heben im Stande ist, mag es allerdings wohl geben, ja ich glaube, dass es gerade aus dem Systeme von Ohm sich wird gewinnen lassen. Dabei wird es aber vor Allem darauf ankommen, den Zusammenhang der Bezeichnungslehre, mit den anderen Theilen der Wissenschaft im Auge zu behalten, denn nichts steht vereinzelt, was aus Vorangegangenem hergeleitet und späteren Folgerungen zu dienen bestimmt ist. Eben deshalb muss es mir auch vergönnt sein, etwas weiter auszuholen, als es für den gerade vorliegenden speciellen Gegenstand erforderlich sein dürfte. Um des

1) Ausser dem hier bemerkten Uebelstande, den eine dergleichen Betrachtungsweise negativer sinus herbeiführt, könnte solche Ansicht auch noch andere Missverständnisse veranlassen, wie z. B. die Verwechselung mit den sogenannten unmöglichen Grössen. Uebrigens entspricht dem Wurzelausdruck, dessen Radicand das minus vor sich hat, doch wenigstens eine Vorstellung, nämlich eben die der Unausführbarkeit der Radication; und von einer Unmöglichkeit, die als solche anerkannt ist, auf eine andere in Frage stehende zu schliessen, ist ein unbezweifelt richtiges Verfahren. Selbst die Null bezeichnet noch eine, dem gewöhnlichen Verständniss leicht zu fassende Vorstellung, nämlich die, dass an der Stelle, wo in anderen Fällen eine Grösse oder Zahl sich befindet, in dem gerade zu bezeichnenden Falle sich Nichts befindet. Das Nichts selbst ist nirgend Gegenstand einer Bezeichnung, sondern die Vorstellung, welche wir uns von dem Nichtvorhandensein einer Zahl oder Grösse machen, welche Vorstellung sich immer zugleich auch mit anderen das Vorhandene betreffenden Vorstellungen verknüpfen. Denn nur in Verbindung mit Ziffern oder algebraischen Zeichen wird die Null gebraucht, ausserdem wäre das Zeichen zwecklos.

Grundgedankens, von welchem die gesammte Bezeichnungslehre ausgehen soll, habhaft zu werden, stelle ich zunächst als Princip einen ganz allgemeinen, nicht bloss auf Mathematik anwendbaren Satz an die Spitze, der auf die schwierigeren Fälle der Bezeichnungslehre angewandt, zugleich den Gesichtspunkt bezeichnen wird, aus welchem ich die Schwierigkeiten zu betrachten und zu beseitigen gedenke. Der Satz ist folgender:

A) Das Abstracte, weil es vom Concreten hergeleitet worden, muss auch wiederum auf Concretes bezogen werden.

Dieser Satz [1]) bedarf in sofern, als jede Abstraction nur deshalb vorgenommen sein dürfte, um das durch dieselbe gewonnene Ergebniss wiederum auf Concretes anwenden zu können, keiner weitern Bemerkung, vielmehr kommt hier Alles lediglich nur darauf an, die Wichtigkeit desselben in das rechte Licht zu stellen. Da, wo zu weit getriebene Abstraction uns in Widersprüche und Spitzfindigkeiten verwickelt, wird das oben ausgesprochene Princip uns den einfachsten und natürlichsten Ausweg zeigen, und gehörig angewendet alle die Sophismen, deren man sich gern zu Nothbehelfen bedient, überflüssig machen. Die Wissenschaft, die es als solche nirgends mit unmittelbar Sinnlichem zu thun hat, muss Abstractes aufstellen, aber sie thut es nur um der Anwendung willen. Die Allgemeinheit der Anwendbarkeit, die Leichtigkeit, das Vorgetragene auf eine unbegrenzte Anzahl concreter Fälle anwenden zu können, dieses ist, was den Abstractionen ihren Werth, so wie ihre Brauchbarkeit verleiht. Die Wissenschaft selbst führt das Abstracte auf Concretes, oder doch minder Abstractes zurück, aber der Weg, den die Abstraction zurückmacht, ist ein anderer, als auf welchem sie von äusserlich Gegebenem ausgehend zu allgemeinen Begriffen sich erhob. Derselbe kann er schon darum nicht sein, weil sonst das menschliche Denken in zwecklosem Kreislaufe umhergetrieben, oder doch aller Nutzen des Abtrahirens sich darauf beschränken würde, den uns umgebenden Dingen eine Art von Fachwerk anzuweisen, in welches wir dieselben, um uns Orientiren zu können, so gut es eben gehen will, unterbringen. Doch welchen Weg die Abstraction auch zurücknehme, so viel steht fest: das Abstracte verlangt in Concretes überzugehen, d. h. wir, die wir uns mit der Wissenschaft beschäftigen, fühlen das Bedürfniss, einen solchen Uebergang zu vermitteln, nicht etwa, dass dieser sich von selbst und ohne dieses Zuthun bewerkstellige [2]). Aber gerade dadurch,

1) Dass mit eben diesem Satze zugleich die Tendenz des „Antäus" ausgesprochen ist, dessen werden sich die, welche das Buch gelesen haben, sehr bald erinnern, doch bedarf es, um denselben als richtig anzuerkennen, durchaus keiner Autorität.

2) In dieser Weise gefasst wird das Hegel'sche Axiom aus einem speculativen zu einem für den gewöhnlichen Menschenverstand sehr

dass wir der Natur gehorsam, dieses Bedürfnisses uns nicht gewaltsam entäussern, sondern demselben nachgebend das Concrete aufsuchen, werden wir nicht nur zu neuen Sachkentnissen, sondern in Folge deren auch zu neuen Abstractionen geführt, und erlangen selbst für den Fall, dass wir uns irren sollten, zum wenigsten die Bürgschaft, uns wirklich mit Gegenständen beschäftigt, nicht mit Worten oder Bezeichnungen gespielt zu haben. Dies gilt nicht blos für die Wissenschaft im Allgemeinen, sondern, wie ich zu zeigen gedenke, auch für die Mathematik in's Besondere. Das an die Spitze gestellte Axiom dürfte von Manchen für eine äusserst trivielle, zum wenigsten allbekannte Wahrheit gehalten werden, aber eben deshalb hat sich dieselbe um so weniger Beachtung zu erfreuen gehabt. Nichts desto weniger wird sich aus derselben das für die Bezeichnungslehre gesuchte Princip, welches bei Ohm, darum weil es nicht hinlänglich zum Bewusstsein gebracht wird, in Form eines Machtspruches oder Nothbehelfs auftritt, auf naturgemässem Wege entwickeln und in Worten aussprechen lassen.

Wir bemerkten schon, dass die Arithmetik abstracter sei als die Geometrie. Dem aufgestellten Principe gemäss, müssen wir annehmen, dass die Arithmetik eigentlich nur der Grössen wegen gelehrt werde [1]), dass die Zahlen nur darum als absolute aufgestellt werden, um anderen absoluten Zahlen und in letzter Instanz irgend welchen Zahlengrössen als Factoren dienen zu können, widrigenfalls die Arithmetik überhaupt kein Theil der Grössenlehre wäre [2]). Auch ist das Zahlensystem in seiner vollkommensten Ausbildung eben nur auf Grössen anwendbar, weshalb für die Mathematik [3]) wenigstens ein für allemal die Voraussetzung

---

leicht begreiflichen, aus welchem freilich für die Natur der Objecte Nichts, desto mehr aber für die Natur des menschlichen Erkennens sich ergibt.

1) Man vergl. Arithm. §. 271 meines Buches: Elementarcursus der Elementar-Mathematik von Wilhelm Petzold. Berlin 1844. 8.

2) Vergl. XXXII., wo ich die herkömmliche Erklärung, freilich von einer andern Ansicht ausgehend, beibehalten habe, denn meines Bedünkens ist bisher zwischen Zahl und Grösse zu wenig unterschieden worden. Dieses Unterschiedes wegen wäre es vielleicht angemessen, die Arithmetik als eine zum Behuf der allgemeinen Grössenlehre vorgetragene Zahlenlehre zu definiren.

3) Für die praktische Rechnenkunst möchte, insofern die Ausnahmen nur scheinbar sind, dasselbe gelten. Ist z. B. von Arbeitern die Rede, die in gegebener Zeit eine Arbeit vollenden sollen, so kommen eigentlich nicht die Arbeiter selbst, nicht die Personen, sondern die Arbeitskräfte in Betracht. So wie die Lehre von den Zahlen, so ist auch die Verhältnisslehre der Grössen wegen aufgestellt, ja selbst für die reine Arithmetik aus Betrachtung benannter Zahlen zu entwickeln. Nur unter dieser Voraussetzung hat ein ächter Bruch als Verhältnissname einen Sinn. Sich mit dem Verhältniss absoluter Zahlen statt den der Zahlengrössen beschäftigen, ist wiederum nichts anderes, als von Dem, was vorläufig gleichgültig ist, abstrahiren, um das durch Abstraction Gewonnene nach-

gelten muss, dass die absoluten Einheiten nur der relativen wegen angenommen, und in letzter Instanz, oder insofern sie nicht als Factoren von Factoren auftreten, auf irgend welche Grössen-Einheit zu beziehen sind. Insofern mit einer Zahl, die als Multiplicator auftritt, ganz dieselben Operationen, wie mit anderen, vorgenommen werden können, und bei constantem Multiplicandus eine Veränderung im Multiplicator zugleich auch eine Veränderung im Producte ist, jedenfalls aber die Beziehung des Multiplicators den Multiplicanden nicht verhindert, den erstern irgend welcher Operation zu unterwerfen, hat die oben gedachte Voraussetzung durchaus nichts gegen sich, und ist mithin für alle denkbaren Fälle zulässig. Dass sie aber nicht für alle Fälle, wie z. B. nicht für die Addition, die eben sowohl mit absoluten als relativen Zahlen verrichtet werden kann, nothwendig ist, kann keinen Einwand gegen dieselbe abgeben, da ja die Resultate der Operationen von neuem irgend welchen andern Operationen unterworfen werden können, und die reine Mathematik, es nur mit den einzelnen Lehrsätzen und Aufgaben, nicht mit deren bei vorkommender Anwendung — und wozu würde sie sonst gelehrt — gleichwohl stattfindenden mannigfaltigen Combinationen zu thun hat, und mithin auch ausser Stande ist, zu bestimmen, ob auf die Addition, sobald sie vollzogen ist, nicht etwa eine Division u. s. w. folgen wird.

Aus dieser Bemerkung folgt jedoch nicht, dass sich überhaupt keine Zahl und keine Operation ausser dem Zusammenhange mit andern an und für sich betrachten liesse, vielmehr wird eben jenes Princip, welches uns darauf hinwies, dass das Abstracte wiederum auf Concretes bezogen werden muss, richtig verstanden, uns zugleich anleiten, die positive Veranlassung abzuwarten, welche uns dem Concreten entgegentreiben wird, widrigenfalls man bei der Mannigfaltigkeit des Concreten und der Divergenz der Wege, die man ohne Veranlassung einschlagen könnte, den richtigen schwerlich treffen dürfte. Eben deshalb hielt ich es für nöthig, den an die Spitze gestellten Satz mit andern Worten wiederholend, auf die Weise aufzufassen, dass mit demselben zugleich die

---

mals wieder auf Grössen anzuwenden. Verhältnisse, die in ihren Gliedern selbst Bruchbezeichnungen mit sich führen, sind immer auf solche zu reduciren, die Zähler und Nenner des Verhältnissnamens in ganzen Zahlen angeben. Wenn bei statistischen Angaben das Gegentheil geschieht, so folgt hieraus nichts für die Theilbarkeit des gezählten Gegenstandes. Ist derselbe untheilbar, so kann die Bruchangabe, wie z. B. bei der Einwohnerzahl nicht auf den Gegenstand selbst bezogen werden, sondern ist durch obige Reduction zu aliminiren. So wie aber ein Grössenverhältniss in absoluten Zahlen, so kann es natürlich auch in relativen Zahlen ausgedrückt werden, deren Einheit dem Begriffe nach keine Theilung zulässt, wie z. B., wenn Punkte der Gegenstand der Zählung sind. Uebrigens sind Zählen und Rechnen verschiedene Dinge, von denen nur das erstere den absoluten Standpunkt zu behaupten vermag.

nothwendig hinzukommende Beschränkung ausgedrückt wurde. „Das Abstracte“ sagten wir, „verlangt in das Concrete überzugehen“, welche Abfassung dem früher Bemerkten zufolge zu keinem Missverständnisse verleiten darf. In dem Worte verlangt ist enthalten, dass wir dies Verlangen erst abwarten müssen, ehe wir den abstracten Standpunkt gegen einen concreten oder minder abstracten aufgeben, wobei sich wiederum von selbst versteht, dass wir unter jenem Verlangen eben nichts weiter, als die bestimmte Veranlassung zu denken haben, welche uns nöthigt, vom Abstracten herabzusteigen. Da nun also der an die Spitze der Untersuchung gestellte Satz seine Einschränkung von selbst mit sich führt, so sind wir befugt, ihm den folgenden, obschon er in ihm selbst eigentlich schon enthalten ist, entgegenzustellen.

B. Von der Abstraction ist immer nur gerade so viel nachzulassen, als für den jedesmaligen Standpunkt der Betrachtung nothwendig ist.

Um jeden Verdacht der Willkür von dem einzuleitenden Verfahren zu entfernen, bedurfte es dieser Entgegensetzung, dabei bleibt es jedoch immer nur ein und dasselbe Princip, welches, da es sich selbst die Grenze seiner Anwendbarkeit vorschreibt, eine sichere Grundlage für die abstracteren Theile der reinen Mathematik zu vermitteln im Stande ist. Von absoluten Einheiten muss die Arithmetik beginnen, weil sie es vorzugsweise mit dem zählbaren zu thun hat, und für den Anfang kein Grund vorhanden ist, die Einheiten anders als absolut zu nehmen, weil es eben für die allgemeine Anwendbarkeit des Zahlbegriffs darauf ankommt, von dem, was gezählt wird, vorläufig zu abstrahiren. Uebrigens ist, und zwar in Gemässheit des sub Littera A. aufgestellten Satzes die concrete Zahlvorstellung eher als die abstracte vorhanden, die erst aus jener durch Abstraction gewonnen wird. Dies ist aus dem Grunde zu bemerken nothwendig, weil das Wort absolut an eine Priorität der mit demselben bezeichneten Vorstellung zu denken verleiten könnte. Das Wort absolut bezeichnet ganz dasselbe wie abstract, verdient aber vor diesem letztern Worte insofern den Vorzug, als dem Absoluten das Relative entgegensteht. Ist von einer concreten Einheit die Rede, so weiss man nur, dass es eine benannte ist, dabei ist aber noch nicht ausgedrückt, dass das, was Einheit in dem einen Falle ist, in einem andern auch wohl eine Mehrheit sein kann, wie z. B. der Fuss zugleich ein Inbegriff von 12 Zollen ist. Der Gegensatz von absolut und relativ verstattet, jeden Multiplicanden, ohne dass dessen Einheiten eine Benennung beigelegt werden müsste, als eine relative Einheit [1]) zu betrachten, welche Betrachtung sehr Vieles zu

1) Vergl. Arithm. §. 27 u. 28 meines „Elementar-Cursus“ und Hegels Logik 2. Abschnitt A, 2.

vereinfachen geeignet ist. Aus eben dieser Betrachtungsweise ergibt sich aber auch, dass der Multiplicator, weil er am Multiplicandus den Gegenstand der Zählung hat, genau genommen keine absolute Zahl ist. Diese wird erst dadurch erhalten, dass man den Multiplicandus, um sich ausschliesslich mit dem Multiplicator zu beschäftigen, als gleichgültig betrachtet; so wie andererseits jede absolute Zahl als Multiplicator für irgend welchen gleichgültigen Multiplicanden betrachtet werden kann.

Was nun die Bezeichnung der Zahlen anbelangt, so bedarf man ausser der in der Praxi gebräuchlichen durch Ziffern für die Mathematik, um mit dem Inhalt zugleich die Form der Zusammensetzung bezeichnen zu können, noch anderer aus zwei oder mehreren einfachen combinirten Bezeichnungen. Eine Zahl hört darum, weil sie als Summe, Differenz, Product oder anderes dergleichen gedacht und bezeichnet wird, noch nicht auf eine absolute Zahl zu sein, indem bekanntlich ein und dieselbe absolute Zahl auf sehr verschiedene Weise zusammengesetzt oder gebildet werden kann [1]. Die Form der Zusammensetzung zu bezeichnen, diene plus und minus, und die übrigen vorzugsweise so genannten mathematischen Zeichen. Alle diese Zeichen müssen als Relations- nicht als Operationszeichen, denn das Resultat einer Operation ist formell betrachtet immer eine Relation und die ganze Bezeichnungslehre beruht auf der Ansicht, dass das zu Bezeichnende als ein für die Vorstellung Fertiges vorliege: Die Operation ist als vollzogen zu denken und die algebraische Bezeichnung nicht auf sie, sondern auf die Form von deren Resultat zu beziehen, ausser welcher für die strengwissenschaftliche Arithmetik die von dem numerisch bestimmten Inhalt, oder von der Zählbarkeit der Einheiten, als von etwas Zufälligem und für die Betrachtung Unwesentlichem abstrahirt, durchaus nichts zu bezeichnen übrig bleiben würde. Nur ausnahmsweise wird man von der Relation auf die ihr vorausgehende Operation zurückzukommen Veranlassung haben, sobald nämlich diese Reflexion über das formell Bezeichnete zur Einleitung irgend einer besondern Betrachtung, wie z. B. wenn algebraische Formeln geometrisch construirt werden sollen, nothwendig ist. So wie die Formel $a = b$ eine vorgängige Vergleichung oder Aufsuchung eines Unterschiedes allerdings zwar voraussetzt, dabei aber doch Niemand diese Formel so lesen zu müssen glaubt: „Vergleiche a mit b, überzeuge dich von dem Vorhanden- oder Nichtvorhandensein des Unterschiedes; oder so wie $a > b$ ebenfalls das Resultat der Vergleichung, nicht

1) Da keine Zahl so absolut ist, dass sie nicht zugleich als Theil, gleichgültig welcher, anderer von derselben Art betrachtet werden könnte, so ist kein Grund vorhanden, den absoluten Zahlen die sogenannten additiven Zahlen entgegenzusetzen, zumal wenn dieselben als zu Null addirt definirt werden, wenn solche Addition überhaupt für eine Addition und nicht für eine blosse Schreibart zu betrachten ist.

die Aufforderung zu derselben bezeichnet; eben so ist es auch mit den Formeln a + b, a — b. Denn die zweigliedrige Summe, braucht, da es auf Zahlbestimmung[1]) nicht ankommt, nicht erst hervorgebracht zu werden; sondern ist als eine schon vorhandene zu denken; eben so wie a — b als Unterschied von a und b (wobei letztere Formel obendrein das Correlat zu a > b ist). Uebrigens ergibt sich aus dieser letztern Bemerkung, dass überhaupt keine Relation vorhanden sei, die nicht eine entsprechende Operation voraussetze, wie z. B. wenn man sich eine gegebene gerade Linie als Hypotenuse zu einer andern als Kathete denken will, die Construction eines rechtwinklichen Dreiecks vorausgesetzt wird; so dass es also ganz in unserm Belieben steht, aus jeder Relation eine Operation und umgekehrt zu erhalten[2]). Also ist jedes Operationszeichen zugleich ein Relationszeichen, so wie dieses wiederum auch Operationszeichen, wenn die Betrachtung es dazu macht. Die arithmetischen Operationen unterscheiden sich von den geometrischen dadurch, dass sie, ausser der Zahl, welche der Operation unterworfen werden soll, zu ihrer Vermittelung noch einer andern bedürfen. Das von der Operation afficirte Object kommt hier in sofern gar nicht in Betracht, als eine Zahl nach ihren Einheiten, oder sonst wie anders zum Object für eine geometrische Construction nicht minder, als für eine Zahlenoperation genommen werden kann, während wiederum mit einer Raumgrösse eben sowohl arithmetisch verfahren werden kann, wie z. B. wenn eine Linie durch 12 zu theilen ist. Es wird demnach bei der Betrachtung der arithmetischen Operationen lediglich auf diejenige Zahl ankommen, durch welche jede derselben vermittelt wird, und man wird in Folge dessen z. B. so viel verschiedene Additionen, als verschiedene Zahlen addirt werden können, anzunehmen veranlasst sein, wobei die Zahl, welche addirt wird, selbst wieder eine Summe sein kann u. dergl. a. Nennen wir die Zahl, durch welche eine Operation vermittelt ist, d. h. um welche vermehrt oder vermindert wird, durch welche vervielfacht oder getheilt wird, eine operative Zahl, so können wir sagen, dass

1) jede absolute Zahl zu einer operativen gemacht werden könne.

2) dass eine Zahl darum, weil sie als eine operative auftritt, nicht aufhöre eine wirkliche Zahl zu sein.

Denn weit entfernt, dass die Zahl-Vorstellung dadurch zu einer eingebildeten herabgesetzt würde, wird sie mit einer hinzu-

---

1) Wenn es ausser der Form auch noch auf den Inhalt oder die Zählbarkeit der Einheiten ankommt, so wird a + b Bezeichnungen wie 5 + 6, weichen müssen, statt 5 + 6 aber die 11 zu setzen, würde die Zweigliedrigkeit der Summe unbezeichnet lassen.

2) Uebel angebracht ist daher die Schreibart der Polynomien, vermöge welcher dem Zeichen der Relation noch eins der Operation vorausgeschickt wird.

kommenden Vorstellung verbunden. Wenn gezählt wird, so muss offenbar etwas zu Zählendes vorhanden sein, so dass man bei den absoluten Einheiten genau genommen nicht stehen bleiben kann. Stellen wir uns die gezählten Einheiten als Einheiten eines Addenden oder Subtrahenden oder dergl. anders vor, so ist die Vorstellung der Einheit schon minder abstract, obschon das hinzukommende Moment ebenfalls nur ein abstractes ist. Eben deshalb aber, und weil sonst die absoluten Zahlen nirgend in Rechnung kommen könnten, pflegt man die operativen Zahlen, wie z. B. Multiplicatoren und Divisoren gerade zu für absolute[1]) anzusehen; widrigenfalls man einen spitzfindigen Unterschied zwischen absoluten und abstracten Zahlen machen müsste.

Da also vorläufig kein hinreichender Grund da ist, die operativen Zahlen nicht ebenfalls für absolute anzusehen, so wollen wir dieselben so lange als solche betrachten, bis uns irgend eine Betrachtung von der Abstraction nachzulassen nöthigt. Insofern als die Operation, die sich mit der Zahl zu Dem, was operative Zahl genannt werden soll, verbinden muss, ein Substrat voraussetzt, an welchem die Operation vollzogen werden kann, sind die operativen Zahlen freilich keine voraussetzungslosen, aber insofern das Ergebniss der Operation ein absolutes ist, werden wir keine Veranlassung haben, uns dieser Voraussetzung zu erinnern, so folgerecht dieselbe sich aus der aufgestellten Definition ergeben mag. Da jede der in der Arithmetik vorkommenden Operationen durch unendlich viele verschiedene Zahlen vermittelt werden kann, so lassen sich auch von jeder unendlich viele Subspecies gedenken. Was die Addition anbelangt, so sind alle Subspecies derselben möglich, welches auch das Substrat sei, an dem sie vollzogen werden soll, nicht so bei der Subtraction und Addition — denn von andern Fällen der Art kann erst später die Rede sein — denn hier wird die Ausführbarkeit der Operation davon abhängen, ob der Subtrahend vom Minuenden abgezogen, und ob der Divisor den Dividendus zu theilen im Stande sei. — Quotienten, deren Divisor den Dividenden übertrifft, werden als Brüche dargestellt; die Bruchbezeichnung

1) Vergl. Anm. 3 zu §. 85 meiner Arithm., ich füge hinzu, dass, wenn eine Zahl darum, weil sie als Addende auftritt, nicht ferner für absolut gehalten werden könnte, es alsdann auch keine Summe absoluter Einheiten geben könnte. Fast möchte ich glauben, dass Ohm unter absoluten Zahlen zugleich auch solche versteht, die von jeder andern Vorstellung unabhängig sind, und dass er auch die Summen, als solche den relativen, also nach seiner Betrachtungsweise, den nicht wirklichen Zahlen beizählt; und doch sind $a+b$, $a-b$ bei ihm Zahlzeichen, freilich solche, deren Bedeutung für gleichgültig erachtet wird. Deshalb findet sich auch bei Stübel §. 30 für den Satz $ab=ba$ noch ein besonderer Beweis für den Fall, wo a und b Differenzen sind, obschon dieser Satz nicht einmal für die Multiplication entgegengesetzter Factoren benutzt ist, und er sich vermittelst dieser Multiplication bei weitem kürzer, und weil es sich nur um subtractive Differenzen handelt, allein nur mit vollkommner Strenge führen lässt.

als Bezeichnung eines Quotienten ist die einzige formelle, die zugleich im practischen Gebrauch ist, wo sie jedoch immer nur als Relations-, nicht als Operationszeichen gefasst wird; weshalb die Mathematik sie nicht zu einer blossen Quotientenbezeichnung herabsetzen sollte, nach welcher Herabsetzung man das Zeichen $\frac{1}{4}$ für eine Aufforderung ansehen könnte, die gegebene Zahl durch 4 zu dividiren, insofern nicht die absolute Einheit, sondern der zum Factor $\frac{1}{4}$ hinzuzudenkende Multiplicandus der Theilung unterworfen werden kann; man müsste alsdann den Satz aufstellen, dass die Ergebnisse gewisser Operationen, wenn sie neuen Operationen unterworfen werden, zugleich die früher vollzogene Operation auf die eben zu vollziehende übertragen.

Das Anstössige eines Quotienten, dessen Divisor den Dividenden übertrifft, wird durch falsche Uebertragung nicht beseitigt, wogegen, wenn wir dem aufgestellten Axiome gemäss von der Abstraction so viel, als eben nöthig ist, nachlassen, und dem Dividendus statt der absoluten Einheit eine durch den Divisor theilbare relative Einheit, wozu am einfachsten der Divisor selbst genommen wird, beilegen, — das, was auf dem abstracten Standpunkt der Vorstellung widersprach, auf concretem möglich gemacht wird. Erst die Bruchbezeichnung als solche, nämlich insofern sie ein in die verlangte Anzahl eingetheiltes Ganze, also eine relative Einheit voraussetzt, gibt der mit absoluten Zahlen unvollziehbaren Division einen Sinn, von ihr muss in diesem Falle auch ausgegangen werden, wäre es auch nur, um von neuem zu abstrahiren und das als Bruch Bezeichnete für einen Quotienten zu erklären [1]). Ja es hindert uns nichts, diesen Quotienten als einen Factor, — und insofern es überhaupt verstattet ist, Factoren für absolute Zahlen zu betrachten — als einen aus absoluten Dividendus und Divisor gebildeten Zahlenausdruck, also überhaupt für eine absolute Zahl zu nehmen; denn alle absoluten Zahlen haben eigentlich die Bestimmung, zu Factoren herabgesetzt zu werden. Selbst Brüche als Brüche können unbenannt sein, d. h. ihrer Benennung insofern entbehren, als dieselbe unter Umständen gleichgültig ist, und der bei der Bezeichnung zu Grunde liegenden Vorstellung zufolge von selbst vorausgesetzt wird. Es wird demnach das Zeichen $\frac{a}{b}$ in jedem denkbaren Falle, eine wirkliche Zahl bezeichnen, nur dass dieselbe nicht geradezu absolut genommen werden kann. Imaginär sind allein die Zahlen zu nennen, deren Bezeichnung sich weder auf etwas in concreto Vorhandenes noch in abstracto Denkbares beziehen kann. Auch werden ja selbst die absoluten Zahlen erst dadurch, dass sie auf Concretes bezogen werden, zu wirklichen Zahlen, so wie umgekehrt aus jeder be-

1) Vergl. §. 79 meiner Arithmetik.

nannten Zahl durch Abstraction die absolute erhalten wird. Die Division, die auf Bruchthheilung führt, gibt ebenfalls wieder eine ganze[1]) Zahl, nur mit dem Unterschiede, dass hier das Resultat auf eine andere Einheit, als auf welche der Dividendus sich bezog, zu beziehen ist, und dass der Divisor in diesem Fall zugleich den Verhältnissnamen der beiden verschiedenen Einheiten ausdrückt. Uebrigens kann auch hier wieder von der besondern Benennung der beiden verschiedenen Einheiten abstrahirt werden. Anstatt also zu sagen, dass man bei dem Zeichen $\frac{a}{b}$ sich um das Bezeichnete nicht zu kümmern brauche, weil die Allgemeinheit der Untersuchung es nicht verstatte, numerisch bestimmte Zahlen zu betrachten, werden wir vielmehr die Befugniss, die Termini eines Quotienten algebraisch bezeichnen zu dürfen, dem Umstand verdanken, dass jeder Dividend entweder schon als relative Zahl auftritt, in welchem Falle die Theilung keiner Schwierigkeit unterliegt, oder, wenn er absolut genommen wird, als Multiplicator[2]) zu irgend welchem gleichgültigen Multiplicandus zu betrachten ist, denn ist der Multiplicandus gleichgültig, so ist der Multiplicator eben nichts weiter als eine absolute Zahl. Dass aber der Multiplicandus irgend einmal aufhöre, gleichgültig zu sein, dies fordert die fernere Entwickelung der Zahlenlehre selbst, die unter andern auch von Producten zu handeln hat. Dieser Multiplicandus kann jedoch jedenfalls als eine so vollkommen absolute Zahl, wie man immer will, betrachtet werden; nur muss er, wenn der Multiplicator ein Quotient oder Bruch ist, zugleich immer aus so viel Einheiten, als im Divisor sind, bestehend gedacht werden, während, ohne solche Rücksicht auf den Divisor, eben derselbe Multiplicandus gleich Eins gesetzt, und die anfängliche Abstraction wieder hergestellt werden kann: indem nämlich der nicht berücksichtigte Divisor ebenfalls gleich Eins gesetzt wird, so dass wir statt des getheilten Products, die absolute Zahl, von der die Untersuchung ausging, zurückerhalten. Die Rücksicht auf den Divisor, welchem der hinzugedachte Multiplicandus, für welchen der Dividend als Multiplicator betrachtet wird[3]) gleich gemacht werden muss, ist im Allgemeinen ganz dieselbe, welche auch bei andern operativen Zahlen, sobald dieselben nämlich irgend welche Schwierigkeiten herbeiführen, genommen werden muss. Um daher das obige sub A. und B. ganz allgemein ausgesprochene Axiom zu einem arithmetischen zu machen, bedarf es nichts weiter, als das an der Bruchbezeichnung, die wir eben deshalb so ausführlich behandelt haben, im Besondern Beobachtete zu verallgemeinern. Das Ergebniss solcher Verallgemeinerung wird sich im Fortgange der Untersuchung von selbst rechtfertigen; es lautet wie folgt:

1) Vergl. §. 18 meiner Arithmetik.
2) Anm. 1 zu §. 85 meiner Arithmetik.
3) Siehe §. 85 meiner Arithmetik.

C. Jede operative Zahl ist je nach der Beziehung, in der sie gedacht wird, mit irgend einer, gleichgültig welcher, Zahl oder Zahlengrösse in Verbindung zu bringen.

Da eine operative Zahl als solche schon an und für sich eine andere, mit welcher operirt werden soll, voraussetzt, so muss diese letztere entweder wirklich gegeben, oder, als nothwendig, supplirt werden. Die Termini eines Bruches sind, wenn dieser als Factor auftritt, beide operative Zahlen, und der Bruch selbst, wenn ihm, als abstract genommenen Quotienten, keine besondere Benennung ertheilt ist, vom Standpunkt der Operation betrachtet nichts weiter als eine Combination zweier einander entgegengesetzter Operationen. Ebenso ist es mit einer Zahl, die als Subtrahendus bezeichnet wird; der Minuendus ist hier entweder wirklich gegeben, oder er wird vorausgesetzt. Die negativen oder subtractiven Zahlen, die man wohl auch geradezu mit Schulden zu identificiren sich erlaubt, sind ebenfalls nichts weiter als Subtrahenden, denn ob der zugehörige Minuendus wirklich gegeben, oder nur in abstracto vorausgesetzt [1]) wird, ist an und für sich betrachtet einerlei [2]). Wird — a als eine Differenz gedacht, in welcher Null der Minuendus sei, so liegt eben in dieser Betrachtungsweise der Beweis dafür, dass ein Subtrahend ohne Minuend überhaupt gar nicht denkbar sei, und dass die Null hier nicht die Abwesenheit eines jeden Minuenden überhaupt, sondern nur eines ausdrücklich gegebenen Minuendus bezeichnet. Insofern vor Vollziehung der Subtraction der Subtrahend irgend welcher Operation unterworfen werden kann, mag der Minuendus gleichgültig sein, und von ihm vorläufig abstrahirt werden, aber eben diese Abstraction ist, sobald sie uns in Schwierigkeiten verwickelt, also auf gegebene Veranlassung, wieder aufzugeben. 7—9 gibt eine subtractive Differenz, weil die Vollziehung der Subtraction einen Supplementar-Minuendus nothwendig macht, der das am gegebenen Minuendus Fehlende ergänzt. Derselbe Supplementar-Minuendus, dem man als solchem die Eigenschaft für das jedesmalige Bedürfniss auszureichen, beilegen muss, und der mithin nicht füglich constant genommen werden kann, ist in der Formel 0—2 durch die

1) Schulden werden ebenfalls unter der Voraussetzung contrahirt, dass sie von Etwas werden bezahlt werden können. Bleibt dieses Etwas ein bloss Gedachtes, so bleiben auch die Schulden, die Rechnung ist dann zu keinem Abschluss gekommen.

2) In der Anwendung stellt sich die Sache anders als in der blossen Vorstellung, deren Bedürfniss wiederum nur durch eine Vorstellung befriedigt zu werden braucht. Daher sind in der Theorie subtractive Zahlen und Subtrahenden wesentlich nicht verschieden. Aus diesem Grunde trug ich kein Bedenken, in §. 112 meiner Arithmetik in einer algebraisch bezeichneten Summe von Differenzen die Glieder, welche minus vor sich haben, subtractiv zu nennen, obschon sie als Subtrahenden auftreten, denn in a — b z. B. ist man — b insofern subtractiv zu nehmen genöthigt, als man nicht weiss, ob $a > b$, $a = b$ oder $a < b$ vorausgesetzt wird.

Null bezeichnet. Ganz auf dieselbe Weise setzt der Quotient $\frac{3}{4}$ oder $3:4$ einen Supplementar-Multiplicandus voraus; da aber in diesem Falle die Supplementarzahl ohne Missverständnisse zu veranlassen nicht füglich mit Null bezeichnet werden kann, so will ich mich statt derselben, insofern sie zu solchem Zwecke diente, eines andern und zwar eines sonst in der Algebra nicht vorkommenden Zeichens ∇ bedienen, dessen Gestalt jeder Verwechselung mit wirklich gegebenen, sei es algebraisch sei es numerisch bezeichneten, Zahlen vorbeugen wird [1]). Dieses Zeichen wird, sowie die ihm entsprechende Voraussetzung, die Rechnung in keinem Falle stören: so leicht wie es sich einführen lässt, eben so leicht wird es sich eliminiren lassen; es bedarf dazu weiter nichts, als dass man es aus den Bezeichnungen der Resultate hinweglässt, nachdem es während der Rechnung der Vorstellung zu Hülfe gekommen war. Auch versteht es sich, namentlich nach dem sub B. aufgestellten Satze, von selbst, dass man die Supplementarzahl nirgend ohne Noth hinzunehmen wird; also z. B. nicht um zu beweisen, dass $m(a+b) = ma + mb$ obschon, wenn $m\nabla$ aus dem Resultate hinweggelassen wird, dasselbe herauskommt, und an und für sich betrachtet jede Zahl zu einer beliebigen gleichartigen addirt werden kann. So wie gebrochene Zahlen solche sind, die einen Supplementar-Multiplicandus, negative solche die einen Supplementar-Minuendus voraussetzen, so sind auch irrationale Wurzeln diejenigen, für deren Radicanden ein ebenfalls unter dem Wurzelzeichen befindlicher Supplementar-Multiplicandus, zu welchem der eigentliche Radicand als Multiplicator gehört, erfodert wird. Für $\sqrt{3}$ z. B. hat man $\nabla = 3\nabla'$ zu setzen, wodurch $\sqrt{3_\nabla} = 3\sqrt{_{\nabla'}}$ wird. Da nun für den gerade vorkommenden Fall die Supplementarzahl jedesmal ausreichen soll, so ist $\sqrt{_{\nabla'}}$ eine rationale Wurzel, und werde als solche gleich ∇'' gesetzt, wodurch $\sqrt{3_\nabla} = 3\nabla''$ wird.

---

1) Ich bemerke hierbei, dass ich mich in meinem Lehrbuche aus Rücksicht für die Bedürfnisse Derer, für die es bestimmt ist, nirgend des Zeichens ∇, und eben so wenig des, vielen vielleicht anstössigen Ausdruckes operativ bedient habe, und den Gebrauch von beiden nur auf gegenwärtige Abhandlung beschränkt habe. Es gibt bei den abstracteren Lehren der Mathematik gar Manches, das, obgleich wir es uns klar vorstellen, nicht zum deutlichen Bewusstsein gebracht wird, und welches dem Schüler zum Bewusstsein bringen zu wollen, höchst bedenklich wäre. Denn nicht nur, dass er seine Aufmerksamkeit immer nur auf Eins, nicht auf Mehreres zugleich zu richten im Stande ist, muss von solchem Unternehmen abhalten, sondern auch die Besorgniss, ihn gerade in Dem, was er ohne unser Zuthun weiss, irre zu machen, wie z. B. wenn man in Anm. 1 §. 85 die Frage aufwerfen wollte, ob denn der Multiplicandus immer durch den Nenner des multiplicirenden Bruches sich theilen lasse. Ein Zweifel, den der Schüler nicht aufwirft, bedarf keiner Widerlegung $\frac{3}{4}.\ 7 = \frac{3}{4}.\ 7.\ \nabla$ ist eine rein wissenschaftliche und keine populäre Auffassungsweise. Da der Unterschied des Populären und Wissenschaftlichen sich nicht überall so entschieden herausstellt, so bleibt es in vielen Fällen dem eigenen Ermessen des Lehrers, der mein Buch sonst zu gebrauchen gedenkt, hinwegzulassen (wie z. B. §. V.) und zu modificiren, wo ihm etwas nicht populär genug oder nach seiner Meinung überflüssig ist.

Für ∇'' kann, um ein bestimmtes Beispiel zu haben, jede beliebige numerisch bezeichnete Zahl gesetzt werden, wie z. B. 4 wodurch $\nabla = 48$ wird. Beide Zahlen sind alsdann wie relative Einheiten, die eine aus 4 die andere aus 48 Einheiten zusammengesetzt, zu betrachten. Analog der Division, die auf Brüche führt, ist hier das Resultat in einer anderen, als der ursprünglichen relativen Einheit, die mit ∇ bezeichnet ist, ausgedrückt. Die Irrationalität betrifft nun nicht mehr das Ergebniss der Radication, sondern das Verhältniss der beiden Einheiten ∇ und ∇'' welches, was man auch für ∇'' setze, immer dasselbe bleibt. Aber dieses Verhältniss lässt sich geometrisch durch Linien ausdrücken, wie z. B. als das der Mittel proportionale (zwischen 1 u. 3) zu der als Gemäss genommenen Linie.

Was die Wurzeln höherer Grade anbelangt, so liesse sich mit Hülfe der Sätze der höheren Geometrie dasselbe leisten, zum wenigsten für die Vorstellung, aber es genügt darauf aufmerksam zu machen, dass ein Verhältniss, sobald es in Linien ausgedrückt werden soll, für diese wenigstens nicht unerreichbar sein wird, indem, wie Kries §. 268 der Arithmetik bemerkt, die Arithmetik ihre Zahlen als Einheiten, also theilweise, die Geometrie dagegen ihre Grössen im Ganzen darstellt, oder mit andern Worten, weil ein Verhältniss von Grössen nur in sofern irrational ist, als kein gemeinschaftliches Gemäss für dieselben vorhanden ist, während, wenn der Maassbegriff aus dem Begriff „Verhältniss" entfernt wird, von der Unmöglichkeit der Darstellung nicht ferner die Rede ist. Man kann demnach unbedenklich annehmen, dass es für jedes irrationales Zahlenverhältniss, ein ihm gleiches Grössenverhältniss geben müsse, so dass, um die Irrationalität aus der Arithmetik zu entfernen, es vollkommen genügt, die Radicationen in einer andern als der ursprünglichen Einheit auszudrücken, und das Verhältniss der beiden Einheiten der Geometrie zur Darstellung zu überlassen. Hieraus ergibt sich, wie die Anwendung der Zahlvorstellungen auf Raumgrössen die letzte Instanz ist, an welche wir uns bei Betrachtung der Arten von Zahlen zu wenden haben, statt deren Ohm uns blosse Zeichen gibt, die an und für sich gar keiner Vorstellung entsprechen sollen. Für die gebrochenen und negativen Zahlen bedurften wir nicht dieser letzten Instanz, sondern begnügten uns in Gemässheit des sub B ausgesprochenen Satzes mit der Annahme einer relativen, übrigens aber aus absoluter Einheit zusammengesetzten Einheit oder Supplementarzahl. Auch wird man leicht einsehen, wie die Ansicht, die ich hier entwickelt habe, nicht sowohl in der Sache selbst, als nur in der Form von der Auffassung bei Ohm abweicht. Gewisse algebraische Ausdrücke, heisst es bei ihm, sollen an sich nichts bedeuten, aber unter gemachter Voraussetzung zu solchen führen, die Bedeutung haben. Die öfter erwähnte Supplementarzahl ist eben nichts anderes, als eine solche Voraussetzung. Der Unterschied der gegenwärtigen Darstellung besteht nur darin, dass sie von der allgemeinen Nothwendigkeit solcher Voraussetzung ausgeht, um dem Erkennt-

nissvermögen keinen Zwang anzuthun, und der Aufmerksamkeit des Lernenden nicht mit Bezeichnungen ohne Vorstellungen zu beschäftigen. So wie ich von einem allgemeinen Satze diese einleitende Untersuchung begonnen, so schliesse ich sie auch wieder mit einem solchen:

D) Man mag zum Frommen der Wissenschaft die Abstraction so weit treiben, als man es wirklich für vortheilhaft hält, aber man unterlasse dabei nicht, sich zu rechter Zeit daran zu erinnern, dass von gewissen Vorstellungen[1]) für gewisse particuläre Zwecke abstrahirt werden durfte, dass aber dergleichen Abstractionen eben deshalb nicht für alle Fälle ihre Gültigkeit haben können; denn was für die eine Betrachtung unwesentlich ist, kann für eine andere um so wesentlicher sein.

Indem ich nun zu der Lehre vom Positiven und Negativen zurückkehre, bemerke ich, dass dergleichen Entgegensetzung erst beim Polynomium (bei Ohm „algebraische Summe") die Rede sein kann, weil das Wovon? erst dann gleichgültig wird, wenn erwiesen ist, dass die Folge der Glieder eines Polynoms willkürlich ist: ausserhalb des Polynoms hat man nur absolute und subtractive Zahlen, d. h. Subtrahenden, die ausser dem Supplementarminuenden zu keinem andern gehören. Uebrigens kommt die Definition von entgegengesetzten Grössen auf die einfache Subtraction zurück, deren Resultat, als Binom, und, wenn man den Ueberschuss der einen von beiden Grössen noch besonders bezeichnet $a - (a + x) = a - a - x$; $(a + x) - a = a + x - a$ als Polynom bezeichnet werden kann. Unbekümmert darum, wie die Definition sich auf die Betrachtung der negativen Sinus, Tangenten, Ordinaten und Abscissen wird anwenden lassen, für welche Betrachtung die Definition, wie sie in den Lehrbüchern von Kries, Grunert und anderen sich findet, absichtlich eingerichtet zu sein scheint, erkläre ich entgegengesetzte Grössen[2]) für solche, die in einer Beziehung wie Minuend

---

1) Wie z. B. von der der gezählten Gegenstände, auf welche man bei der Division wieder zurückkommt, während der Satz von der Umstellung der Factoren den Begriff der absoluten Einheit behufs der Beweisführung bedarf.

2) Schade nur, dass ich der nothwendigen Uebereinstimmung wegen, in welcher ich mich, um verstanden zu werden, mit anderen Lehrbüchern befreunden muss, mich zu dem Missbrauche des Wortes Grösse in §. 118., wo auch der Zahlen gedacht werden musste, nothgedrungen bequemte. Zahlen sind keine Grösse, so wie ich den Begriff definirt habe (vgl. dagegen Grunert's Arithm. §. 1. u. §. 4., der statt der absoluten eine ganz willkürlich gedachte Einheit zu Grunde legt). Will man unter Quantität das, was ebensowohl absolute Zahl als Grösse nach dem gemeinschaftlichen Merkmale beider in sich fasst, der lateinischen Sprache getreu verstehen, so möchte ich das Wort in

und **Subtrahend** zu einander stehen, obschon Kries ausdrücklich bemerkt, dass entgegengesetzte Grössen nicht immer subtractiv seien; aber eben die Rücksicht auf Geometrie und Trigonometrie hat, wie ich schon am Eingange bemerkte, Verwirrung in die Arithmetik gebracht: eben dieser Rücksicht verdanken wir die doppelten Zeichen bei Polynomien, ja man war nahe daran, für die durch das minus ausgedrückte Relation ein anderes Zeichen zu erfinden, statt diese Relation als Resultat einer arithmetischen Operation — so wie es für die Arithmetik erfordert wird — zu betrachten. Ist man nur erst zu deutlichen Begriffen in der Arithmetik gelangt, so mag die Geometrie und Trigonometrie, von denen ebenfalls die Rede sein würde, sich die Resultate der arithmetischen Untersuchungen, wie sie kann, aneignen. Was nun die Addition und Subtraction einander als positiv und negativ entgegengesetzter Zahlen anbelangt, so beruht sie auf folgenden Sätzen:

$$\text{I.} \quad a + (b - c) = a + b - c$$
$$\text{II.} \quad a - (b - c) = a - b + c$$

von denen der erste sich aus dem Satze ergibt, dass eine Summe von Differenzen zugleich eine Differenz zweier Summen ist, der andere aber bewiesen wird, indem $f + c = b$ u. $b + d = a$ gesetzt wird. Dieser Beweis gilt, weil $b - c$ — da das Gegentheil noch nicht zur Sprache gekommen — als eine gewöhnliche Differenz betrachtet werden muss, zunächst nur für den Fall, wo man bei keiner der gedachten Differenzen des Supplementarminuenden bedarf. Jeder andere Beweis würde mit derselben Beschränkung auftreten, sobald er **vor** der Lehre von der Addition und Subtraction von Zahlen verschiedenen Vorzeichens, wie hier geschehen soll, geführt werden müsste. Nachdem das Gesetz von Nr. II. für nicht-subtractive Differenz bewiesen ist, so weiss man, dass eine Differenz abgezogen wird, indem man den Minuenden subtrahirt und den Subtrahenden zu dem gerade Vorhandenen addirt, bei welcher Operation es gleichgültig ist, welche von beiden Zahlen, ob die addirte oder subtrahirte die grössere sei, wofern nur für die abzuziehende ein hinreichender Minuendus gegeben ist. Sollte nun dies letztere nicht der Fall sein[1]), so wird der Supplementarminuend die Schwierigkeit heben, worauf derselbe im Resultate $\nabla + b - b + c$ hinwegzulassen ist. Was nun die Subtraction entgegensetzter Grössen belangt, so ist zu bemerken, dass sie eigentlich eine Addition ist, mithin nur im uneigentlichen Sinne von Subtraction in dem Falle,

---

Vorschlag bringen, leider ist auch dieses gemissbraucht. So bleibt denn also nur der Nothbehelf übrig, zu sagen, eine Zahl könne vorläufig auch als Grösse, so wie eine Zahlbezeichnung als Grössenbezeichnung genommen werden, indem man irgend welche Grössen-Einheit zu Grunde legt.

1) Dieser Zweifel wird bei Schülern so leicht nicht entstehen, und folglich auch dessen Beseitigung nicht angebracht sein. Zusatz 2 von §. 126. konnte deshalb ohne weitere Vermittelung auf den 1. Zusatz folgen, in sofern der 2. dieselbe involvirt.

dass kein Minuend den abzuziehenden Subtrahenden begleitet, die Rede sein kann. Desgleichen ist wiederum die Addition entgegengesetzter Grössen ihrem eigentlichen Gehalte nach eine Subtraction. Dies zu bemerken ist in sofern unerlässlich, als in der Potenzenlehre für die uneigentliche Addition und Subtraction noch einmal bewiesen werden muss, was zuerst nur für die eigentliche behauptet und bewiesen wurde. Die Multiplication von Factoren entgegengesetzter Vorzeichen betreffend, so muss die Betrachtuug von dem leichtesten und einfachsten Falle, in welchem das minus dem Multiplicanden angehört, ausgehen. Die Formel $m(a-b) = ma - mb$ bleibt auch für den Fall richtig, dass a in Null übergeht, denn $m(a-b) + \nabla = m\left(a - b + \frac{\nabla}{m}\right)$, für welches letztere, wenn $a = 0$ wird, $m\left(\frac{\nabla}{m} - b\right)$, oder $-mb$ zu setzen ist. Desgleichen bleibt auch die vermittelst der Verwechselung der Factoren aus $m(a-b) = ma - mb$ hergeleitete Formel $(a-b)m = am - bm$ für den Fall, wo $a = 0$, wird gültig, denn $\nabla + (a-b)m = \left[\frac{\nabla}{m} + (a-b)\right]m$ oder, nachdem a verschwunden ist, $\left[\frac{\nabla}{m} - b\right]m = \nabla - bm$. Was aber den Fall, in welchem beide Factoren das minus Zeichen vor sich haben, anbelangt, so sollte man das für denselben gültige Gesetz theoretisch eigentlich nicht anders denn so aussprechen:

Zwei Glieder, die beide das minus vor sich haben, geben ein mit dem Vorzeichen plus versehenes Glied im Produkt.

Denn da jedes der beiden Glieder einen Minuenden voraussetzt, so erhält man dadurch ein Produkt zweier Differenzen, und mithin ein Polynomium. $(p-q)(a-b)$ gibt mit Anwendung der über Multiplication und Subtraction aufgestellten Formeln $ap - aq - bp + bq$. Da also dieses Produkt ausser dem in Rede stehenden Produkte der beiden Glieder negativen Vorzeichens noch drei andere in sich begreift, so wird es in dem oben aufgestellten Gesetze unter anderem auch darauf ankommen, dass man sage, die beiden Glieder geben mit einander multiplicirt ein so oder so beschaffenes Glied *im* Produkt, nicht *zum* Produkt, eben weil das Produkt zweier Glieder wiederum nur ein Glied und kein Totalprodukt sein kann. Dieser noch nicht genug beachtete Umstand wird alles anscheinend Paradoxe, welches die für das praktische Bedürfniss und der Kürze wegen so abgefasste Regel: „minus mit minus gibt plus", sonst nothwendig mit sich führt, vollkommen beseitigen. Will man übrigens die drei anderen Glieder beseitigen, so bediene man sich der Formel $(-b)(m) = -bm$, indem man statt $p-q$ allein nur $-q$ zum Multiplicator von $a-b$ nimmt, wodurch man $-[q(a-b)]$, also $\nabla - [q(a-b)]$ oder $\nabla - (qa - qb)$, also $\Delta - qa + qb$ erhalten wird. Ist nun a gleich Null, so wird man mit Weglassung

der Supplementarzahl qb zum Ergebniss erhalten, dasselbe aber nichts destoweniger nur für ein Glied in einem Produkt, nicht für ein Produkt gehalten werden können, wenigstens in sofern nicht, als es gerade aus — q mit — b, und nicht aus + q mit + b entstanden sein soll. Dass später, wie z. B. in der Potenzenlehre, nirgend auf den nothwendigen Zusammenhang der minus-Zahlen mit anderen Rücksicht genommen wird, darf nicht befremden, da diese Rücksicht sich von selbst versteht, und derselben zum wenigsten nicht widersprochen wird[1]). Eine Potenz von negativen Exponenten ist gleich einem Bruche, dessen Zähler 1 und dessen Nenner dieselbe Potenz mit positivem Exponenten darstellt, so dass hier die Lehre von dem Entgegengesetzten auf Multiplication von Brüchen unter einander oder mit ganzen Zahlen herauskommt, wovon weiter oben die Rede war. — Der Division wegen braucht keine besondere Betrachtung angestellt zu werden, da sie keine reine Division, sondern nur die Gegenrechnung der ebenfalls nicht reinen, sondern mit Subtraction combinirten Multiplication ist.

Was die Vergleichung der Zahlen oder Grössen anbelangt, so können entweder nur solche, die gleiches Vorzeichen haben, mit einander verglichen werden, oder es müssen um der Vergleichung willen die verschiedenen, und als solche störenden Relationen aufgegeben werden, also, um z. B. Subtrahend und Minuend mit einander zu vergleichen, muss man sie überhaupt nur als Zahlen oder Grössen, nicht als einander entgegengesetzt betrachten. Diese Abstraction ist zugleich auch auf den andern Fall anwendbar, in welchem Zahlen von gleichem Vorzeichen zu vergleichen sind. Man kann daher auch nicht sagen, dass, wenn $a > b$ alsdann $-a < -b$ sein müsste; denn sonst wäre in der durch die Gleichheit der Verhältnissnamen bewiesenen Proportion $a : b = -a : -b$ das eine Verhältniss steigend, das andere fallend. Es werden also Subtrahenden nicht als Subtrahenden, sondern als Grössen oder Zahlen mit einander verglichen, auch ergibt sich, dass eine subtractive Zahl nicht von Null, sondern von ∇ abgezogen werden muss, wenn es gilt, eine Differenz zu erhalten, denn sie selbst ist keine eigentliche Differenz, sondern nur eine operative Zahl. $-\nabla - a$ ist allerdings kleiner, als $\nabla - b$, wenn a grösser als b ist. — Hieraus ergibt sich auch, dass von der Ungleichung zweier Differenzen die Minuenden, selbst wenn sie einander gleich sind, nicht abgezogen werden dürfen, es sei denn, dass man gleichzeitig die Supplementarzahl ∇ auf beiden Seiten addire, oder das Ungleichheitszeichen umkehre,

---

1) Analog hiermit ist der Fall, wo eine an sich mögliche Grösse oder Zahl in ihrer Bezeichnung unmögliche Wurzeln mit sich führt, wie z. B.

$$\frac{\sqrt{-1}}{\sqrt{-1}}$$

zwar die Eins als Quotienten bezeichnet, der aber nicht auf die bezeichnete Weise entstanden sein kann.

durch welche letztere Auskunft die Vergleichung der Differenzen in eine Vergleichung der Subtrahenden verkehrt wird. Nur die letztere Art von Ungleichungen negativer Zahlen kann ohne Umkehrung des Ungleichheitszeichens mit —1 multiplicirt oder dividirt werden. — Mit Null positive oder negative Grössen oder Zahlen zu vergleichen, ist ein höchst missliches Unternehmen, denn a—0 ist überhaupt gar keine Differenz[1]), sondern nur eine andere Schreibart für a, so dass aus dieser scheinbaren Combinirung durchaus nichts folgen kann. Andere Spitzfindigkeiten, die auf der bekannten Definition beruhen, nach welcher der Unterschied von Positiv und Negativ aus einem relativen, eigentlich nur operativen, zu einem qualitativen gemacht wird, lasse ich hier unberührt, denn es genügt zu bemerken, dass ein Multiplicator wohl zugleich auch als Subtrahendus, nämlich für einen andern Multiplicator (Minuendus) bei Gleichheit des in diesem Falle als relative Einheit zu betrachtenden Multiplicandus betrachtet werden kann — denn wenn zwei Zahlen von einander abgezogen werden, so werden damit zugleich auch immer zwei Produkte von einander abgezogen, in denen beiden die Eins den Multiplicandus gibt — dagegen aber die Qualität sich höchstens mit dem Multiplicandus verbinden kann.

Indem wir nun jetzt zu der Anwendung übergehen, die von der vorgetragenen Lehre auf Geometrie und Trigonometrie gemacht zu werden pflegt, begegnen wir wiederum mancherlei Schwierigkeiten. Aus den für Ordinaten, Sinus, Tangenten u. s. w. aufgestellten Formeln soll nicht bloss das Verhältniss dieser Linien zu irgend welchen anderen, so wie Inhalt und Form der durch sie bedingten Flächen, sondern ausserdem noch die Entgegensetzung ihrer Richtung aus der Entgegensetzung der beiden Vorzeichen + und — sich entnehmen lassen. Nun werden aber durch die algebraischen Formeln bekanntlich nur die Maasse der zu construirenden Linien angegeben, und es fragt sich, was das minus vor einem Verhältnissnamen, denn dergleichen sind, die Maasse bedeuten soll. Denn entweder sind die verglichenen Grössen beide positiv, oder beide negativ, der Quotient derselben aber immer absolut[2]), weder positiv noch negativ, da Subtrahenden zu einander

---

1) Man vgl. Stübel §. 88. und Anmerk. v. 87. der dort für die Behauptung $0 > -a$ aufgestellte Beweis: $0-(-a)=0+a$ ist nach der oben gemachten Bemerkung, dass 0 minus irgend einer Zahl keine eigentliche Differenz, sondern nur eine operative, nämlich subtractive Zahl gibt, zu beurtheilen.

2) Das Wort absolut soll hier den Gegensatz von operativ bezeichnen, obschon es meiner Meinung nach diesen Gegensatz nicht ausdrückt, wie aus dem ersten Theile der Abhandlung zu ersehen ist. Es bedürfte zur Bezeichnung dieses Gegensatzes eines andern Kunstausdrucks, wie z. B. neutral, denn ein solches Prädikat könnte auch den Grössen beigelegt werden, wenn sie weder positiv noch negativ, sondern überhaupt nur als Grössen genommen werden.

überhaupt nur wie die ihnen entsprechenden absoluten Zahlen verhalten, oder, wenn man in dem Unterschiede von plus und minus einen qualitativen Unterschied finden will, dieser Unterschied für den Verhältnissnamen nicht minder gleichgültig ist. Die Beseitigung dieser Schwierigkeiten ist aber der grossen Uebereinstimmung wegen wünschenswerth, welche sonst zwischen den algebraischen Formeln und dem ihnen entsprechenden geometrischen Objecte stattfindet. Die Maasse nehmen zugleich mit den Grössen ab und zu, dem Multipliciren, Dividiren, Potenziren, Radiciren u. s. w. entsprechen gewisse mit den Linien vorzunehmende Constructionen, so dass die als Positiv und Negativ bezeichnete Relation allein übrig bleibt, für welche das geometrische Aequivalent noch zu suchen ist, wenigstens ist dasselbe mehr wie eine blosse Thatsache aufgestellt, denn als eine nothwendige Folge erwiesen, wie z. B. das Vorhandensein doppelter einander entgegengesetzter Ordinaten aus dem doppelten Vorzeichen der Wurzel geschlossen wird, während doch die Hypotenuse jedes rechtwinklichen Dreiecks ebenfalls einen radicativen Ausdruck zum Maass hat. Diese und andere Schwierigkeiten zu lösen, versuchen wir zuerst die Definition über Positiv und Negativ, so wie wir sie für die Arithmetik aufgestellt haben, auf räumliche Vorstellungen, namentlich auf Linien anzuwenden.

Die Engegensetzung der Vorzeichen führt uns auf die Differenz zweier Grössen, und in sofern jede derselben als Summe gedacht werden kann, auf das Polynomium. Nun sieht man zwar leicht ein, dass, wie eine Differenz, so auch ein Polynomium sich ohne Weiteres construiren lasse; dabei wird es aber für die räumliche Betrachtung noch immer gleichgültig bleiben, ob die für die Construction gegebenen Linien als subtractive gegeben sind, denn die construirte Linie ist eben nichts weiter als eine Linie, mag die für die Construction gegebene Formel beschaffen sein wie sie wolle. Desgleichen wird man fragen können, in welchen Fällen die Entgegensetzung der Richtungen Gegenstand der Betrachtung werden müsse, da es doch in den meisten Fällen gleichgültig ist, welcher von den beiden Endpunkten[1]) als Anfangspunkt betrachtet werden soll, so wie andrerseits in Betreff der Subtrahenden und Minuenden die Entgegensetzung der Vorzeichen nur für gewisse Fälle in Betracht kommt und für andere gleichgültig ist[2]). Dass Entgegensetzung der Richtung nur bei Ordinaten und Abscissen, so wie bei trigonometrischen Linien in Betracht kommt, hat offenbar darin seinen Grund, dass für eine in stetiger Zunahme begriffenen Abscisse die Ordinate ebenfalls in stetiger Zunahme bis zur Erreichung des Maximum, wenn solches vorhanden, begriffen ist, und dass die Betrachtung der trigonometrischen Linien — sobald sie nicht blos für irgend welche Katheten irgend welcher vereinzelter rechtwinklicher

1) S. m. Geometrie §. 13. und Anmerk. §. 28.
2) Arithm. §. 118 Anmerk. 2. — Subtrahenden und Minuenden hören auf, solche zu sein, sobald sie mit einander verglichen werden sollen. —

Dreiecke, in welchen die jedesmalige Hypotenuse dem Halbmesser gleich ist, sondern für Functionen genommen werden sollen, — von der Bemerkung ausgehen muss, dass der Sinus eines Winkels mit der Ordinate seines Bogens identisch ist. Nur in den Functionen haben wir es mit Differenzen von constantem Minuenden bei stetig zunehmenden Subtrahenten zu thun, bei welcher stetigen Zunahme der Subtrahend den Minuend irgend einmal überschreitet. Sind Minuend und Subtrahend beide constant, so ist das Vorzeichen der Differenz, da in jedem Falle die kleinere Grösse die wirklich abzuziehende ist, völlig gleichgültig; wir erfahren durch dasselbe nichts Neues, oder was nicht ohne dies bekannt wäre. Da die Vorstellung der stetigen Zunahme oder Abnahme auf Linien angewandt uns auf die genetische Definition der Linie zurückführt, nach welcher dieselbe als Produkt der Bewegung[1]) eines Punktes erscheint, so ergibt sich hieraus

a) dass diese Bewegung nirgends abgebrochen werden darf,

b) die Bestimmung des sonst gleichgültigen Anfangspunktes.

c) dass eine eingetheilte gerade Linie, wie z. B. von A über B und C nach D als eine stetige verknüpfte Folge von zwei oder mehr Bewegungen zu betrachten ist. Unter dieser stetig verknüpften Folge ist nichts anderes zu verstehen, als dass da, wo die eine Bewegung aufhört, die andere ohne Unterbrechung anfängt, da ein in der Linie angenommener Punkt keine Lücke in derselben zu bilden im Stande ist.

d) Dass, um ein Polynom, wie z. B. AB + BC — BD (wozu dieselbe Figur wie zu c zu denken) darstellen zu können, denjenigen Linien, welche den negativen Gliedern des Polynoms entsprechen sollen, eine retrograde Bewegung beizulegen, und die

---

1) „Eine Linie ist die Bahn eines bewegten Punktes", heisst es bei Ohm: ich glaubte noch einen Schritt weiter gehen zu dürfen, und nehme, wo es darauf ankommt, die beschriebene Linie geradezu als Produkt einer linienbeschreibenden Bewegung; dergleichen Bewegungen gibt es mehrere, von denen diejenigen, welche zugleich Flächenbeschreibend sind und von dieser wiederum, die eine begrenzte Linie in Bewegung versetzen, am ersten zu beachten sind. Da die Bewegung der Zeit und dem Raume zugleich angehört, so könnte man meinen, dass ihre Betrachtung gar nicht in die Raumlehre gehöre. Auf diese Weise würden allein nur Synthesis und Analysis zur eigentlichen Geometrie, die Genesis aber der Einleitung zu derselben angehören, als welche über den Zusammenhang der räumlichen Vorstellungen mit anderen Rechenschaft zu geben hätte. Uebrigens kann, obschon jede wirkliche Bewegung zugleich auch eine Kraft voraussetzt, hiervon, so lange als es sich um reine Mathematik handelt, abstrahirt werden, da wir es ja nur mit vorgestellten Bewegungen zu thun haben. Dass mehrere Bewegungen derselben Art in stetiger Aufeinanderfolge ein einzige Bewegung bilden, und jede Bewegung bei gehöriger Begrenzung als eine Aufeinanderfolge von zwei oder mehr Bewegungen gedacht werden kann; dies ist es allein, worauf es für die Geometrie ankommt. Kraft, Zeit und Zahl fallen ausserhalb der rein geometrischen Betrachtung. Vgl. Grunert's Geometrie §. 4. u. 5.

Folge der Glieder des Polynoms, sowie auch einer Summe, was Darstellung im Raume anbelangt, keineswegs gleichgültig ist. Das erste Glied wird natürlich positiv genommen, und es bezeichnet $AB + BC - CD$ zunächst, dass die Bewegung von A bis C geht. Dort angelangt, muss der Punkt, den wir γ nennen wollen, auf der von ihm bereits beschriebenen Linie, weil eben die Bewegung nicht abgebrochen werden soll, zurückkehren, um zu einem Ziele D' zu gelangen, dessen Lage durch die Gleichung $CD' = CD$ bestimmt ist. Die verlangte Linie wird somit zwischen A und D', und D' je nachdem der Werth des Polynom positiv oder negativ ist, unter Voraussetzung, dass die Bewegung von A über B von links nach rechts ging, entweder rechts oder links von A liegen müssen.

e) Da die Bewegung, durch welche AD' beschrieben wurde, nur unter der Bedingung retrograd ist, dass $CD' > AC$, mithin die progressive Bewegung AC durch die retrograde CA, als einem Theile der retrograden CD' aufgehoben wird, dabei aber die retrograde Bewegung AD' ein für allemal von dem Punkte A anfängt: so ist, falls es nämlich feststeht oder vorausgesetzt wird, dass der Linie A bis D die retrograde Bewegung zukomme, vollkommen gleichgültig, was vor dem Anfange A über die sich gegenseitig aufhebenden progressiven und retrograden Bewegungen vorausgesetzt oder behauptet wurde, wobei freilich nicht zu vergessen ist, dass die Vorstellung von retrograder Bewegung die Vorstellung einer dieser irgend einmal, sei es mittelbar oder unmittelbar, vorangegangenen, progressiven Bewegung voraussetzt, nur dass diese denn auch wiederum, gleichgültig wie, durch eine der fraglichen, unmittelbar vorangehenden retrograden aufgehoben sein muss.

f) Man wird daher jede gegebene retrograde Bewegung beliebig mit zwei einander entgegensetzten, sonst ebenfalls beliebigen Bewegungen in Verbindung bringen können, ganz auf dieselbe Weise, wie arithmetisch $-5 = -5 + 6 - 6 = -5 + 7 - 7$ u. s. w. ist. Da man nun nach d und e dergleichen Verbindung gegebener Bewegung mit beliebigen arithmetisch mit Polynomien bezeichnen kann, so erhalten wir daraus den folgenden allgemein gültigen Satz:

g) Dem minus-Zeichen ist geometrisch durch retrograde Bewegung, und umgekehrt der retrograden Bewegung arithmetisch durch das minus-Zeichen zu entsprechen.

In diesem letztern Satze haben wir das für unsern Fall erforderliche Bindeglied[1]) zwischen Geometrie und Arithmetik. Was von

1) Da die Arithmetik es eigentlich mit Operationen, also mit dem Werdenden zu thun hat, welches die Algebra als ein Seiendes zu bezeichnen die Aufgabe hat, während die Raumlehre das Seiende an und für sich zum Gegenstand hat, so wird überhaupt jede Lehre, welche als Mittelglied der beiden Disciplinen betrachtet werden soll, der geometri-

Linien gesagt wurde, wird sich leicht auf jede Art von Raumgrössen genetischer Form, d. h. einer solchen, die durch Bewegung des Punktes der Linie oder Fläche beschrieben wird, erforderlichen Falls anwenden lassen. Der Unterschied von Positiv und Negativ ist nun wirklich aus einem bloss operativen oder relativen zu einem qualitativen geworden, aber freilich nur auf dem Standpunkte, der für die reine Mathematik als die letzte Instanz der Verwirklichung des Abstracten zu betrachten ist. Es kommt nun nur noch darauf an, Das, was in Betreff der Grössen selbst aufgestellt ist, auf deren Maasse zu übertragen. Hierzu lässt sich der Satz, dass die Grössen sich wie ihre Maasse verhalten, allerdings gebrauchen, aber die Hauptsache ist, die hieraus sich ergebenden rein arithmetischen Formeln zugleich zur Bezeichnung jenes qualitativen Gegensatzes der Grössen geschickt zu machen, was auf den ersten Anblick ein Widerspruch scheint, doch können folgende Sätze dazu dienen, diese Schwierigkeit zu beseitigen:

1) Eine gemessene Grösse ist immer zugleich auch eine Zahlengrösse, die aus eben so viel benannten Einheiten, wie deren Maass aus absoluten Einheiten zusammengesetzt ist. — Dieser Umstand lässt sich dazu benutzen, Grösse und absolute Zahl für die einander parallellaufenden Betrachtungsweisen durch ein und dasselbe Zeichen anzudeuten.

2) Man wird daher bei Angabe des Maasses einer negativen Grösse, zugleich das dieser letztern zukommende Vorzeichen unter der Bedingung beibehalten können, dass (in Gemässheit des Satzes C) dieses Zeichen keine andere Bestimmung haben soll, als für den Fall, dass aus dem Maasse die entsprechende Zahlengrösse hergestellt werden soll, die Relation dieser letztern zu bezeichnen, so dass das Vorzeichen also nicht auf das Maass, sondern auf das Gemessene zu beziehen sein wird.

3) Da die negativen Grössen sich wie die ihnen entgegengesetzten positiven verhalten, so ist — gleichgültig, ob die Proportion mit einem positiven Gliede anfangen werde — das Vorzeichen des vierten Gliedes durch das des dritten bestimmbar.

4) Ist das dritte Glied einer Zahlenproportion der angenommenen relativen Einheit gleich, so ist der Verhältnissname zugleich das Maass der im vierten Gliede bezeichneten Zahlengrösse.

5) Ein solcher Verhältnissname kann daher unter der in Nr. 2. gedachten Voraussetzung, auch ein minus-Zeichen vor sich haben, und es wird durch dieses Zeichen zugleich angegeben sein, dass das dritte Glied der Einheit oder dem Gemässe gleich sei, welches für eine negative Grösse nicht anders als negativ sein kann.

---

schen Genesis sich anpassen müssen. Denn in der Arithmetik erscheinen die Zahlen sowohl, als wie auch die Grössen selbst als blosse Aggregate.

Demnach führt der Quotient $-\left(\frac{a}{b}\right) = \frac{-a}{b} = \frac{a}{-b}$ unter der Voraussetzung, dass mit einem positiven Gliede angefangen werden soll, auf folgende zwei Proportionen:

$$a : b = -1 : -x$$
$$a : 1 = -b : -x$$

6) Sind die Mittelglieder beide zugleich positiv oder negativ, so sind es auch die äussern und umgekehrt.

Hierzu kommen, den Uebergang aus dem Positiven in's Negative betreffend, noch folgende zwei Formeln.

7) $\frac{a-x}{b}$ und $\frac{a}{b-x}$, in welchen x eine im Zunehmen begriffene Grösse bezeichnet, dagegen a und b constant sind. Das Zeichen b kann übrigens in dem Falle, dass es ohne Subtrahenden ist, ebensowohl die absolute Einheit, wie als ächter Bruch einen Factor statt Divisor für $a-x$ bezeichnen. Hiermit ist der Uebergang durch Null und ∞ algebraisch dargestellt.

Was nun die Anwendung der bisherigen Sätze auf Abscissen und Ordinaten anbelangt, so könnte man das Vorhandensein von doppelten, einander entgegengesetzten Ordinaten, aus dem doppelten Vorzeichen der ihnen entsprechenden algebraischen Formel allerdings wohl vermittelst des in g aufgestellten Satzes in der Weise herleiten, dass man sagte:

Für je zwei Formeln sind auch zwei Linien, jede nach der durch das Vorzeichen bestimmten Relation zu construiren; sind also die Vorzeichen einander entgegengesetzt, so sind es auch die Linien.

Es würde dabei aber noch nicht ausgemacht sein, dass die Linien von demselben Punkte aus nach entgegengesetzten Richtungen ausgehen, vielmehr könnte irgend noch eine dritte Linie zwischen deren Anfangspunkten sich befinden, die mit den beiden ersteren eine gerade Linie bildet[1]). Dass dieses nicht der Fall sei, kann allein die geometrische Betrachtung ergeben, denn die in Rede stehenden Linien sind eben Ordinaten, und als solche in Beziehung mit anderen, welche Beziehung wir jetzt betrachten wollen. Diese Betrachtung kommt, da jeder nach rechtwinklich sich schneidenden Coordinaten bestimmter Curvenpunkt zugleich als Punkt in der Peripherie irgend eines Kreises, dessen Mittelpunkt in der Abscissenlinie, gleichgültig wo, gelegen ist, mithin die Ordinate der Curve zugleich als Ordinate eines solchen Kreises betrachtet werden kann, lediglich auf die Betrachtung des Kreises zurück. Für diesen beruht aber Vorhandensein der entgegengesetzten und gleichen Ordinaten nicht auf der Beschaffenheit des algebraischen Ausdrucks, sondern auf rein geometrischen Beweisen. Da wir nun aber wissen, dass mit dem Vorhandensein der beiden entgegengesetzten Ordinaten

1) Ein Beispiel liefern die beiden in entgegengesetzten Kegeln liegenden Abscissenlinien der Hyperbel.

für den Kreis zugleich eine radicative Form des entsprechenden algebraischen Ausdrucks verbunden ist, und jeder radicative Ausdruck zugleich ausser Dem, wozu er eigentlich bestimmt ist, noch zur Construction eines solchen Kreises, wie der oben gedachte, da sein Halbmesser nicht constant zu sein braucht, verwendet werden kann, so lässt sich in Betreff der übrigen Curven ein für allemal aus der radicativen Beschaffenheit der Formeln auf das Vorzeichen der Ordinaten schliessen. So wie hier, so ist in allen ähnlichen Fällen, wo aus der Beschaffenheit des algebraischen Ausdrucks auf die Beschaffenheit des räumlichen Gegenstandes geschlossen werden soll, irgend ein Fundamentalsatz, der auf der unmittelbaren Vergleichung des algebraischen Ausdrucks mit der ihm entsprechenden Vorstellung beruht, voranzustellen, damit auf ihn die andern, welche nicht so unmittelbar auf geometrischer Betrachtung beruhen, gebaut, und die geometrische Deutung des Arithmetischen ein für allemal vorausgesetzt werden könne. Um also die radicativen Formeln auch für irgend welche, in der Abscissenlinie gelegene, Punkte anwenden zu können, setzen wir den Fall, dass in der, von A nach C progressiv genommenen, Richtung die Lage irgend eines Punktes nach der für irgend eine bestimmte Länge des aus C errichteten Perpendikels gegebenen Hypotenuse[1]) zu bestimmen sei, wobei wir, um einzusehen, dass für diesen Punkt eine zwiefache Lage möglich ist, durchaus keiner algebraischen Formel bedürfen. Da nun aber diese letztere radicativ ist, so wissen wir, dass das doppelte Vorzeichen derselben auf die beiden Fälle, in welchen die von der Hypotenuse abhängig gemachte Linie (AD′ oder AD) sich entweder als Differenz oder Summe[2]) darstellt, bezogen werden kann, und sind somit berechtigt, das Ergebniss der Betrachtung überhaupt auf alles Das anzuwenden, was in der Abscissenlinie durch radicative Formeln bedingt wird. Von der Unmöglichkeit des durch eine radicative Formel bezeichneten Arithmetischen wird sich leicht auf geometrische Unmöglichkeit schliessen lassen. Da nämlich jede radicative Formel die durch sie bezeichnete Linie nach einer Fläche bestimmt, so denken wir uns das dieselbe ausdrückende Rectangel mit einem ihm congruenten auf die Weise verbunden, dass sowohl die Höhen als die Grundlinien einander als progressiv und retrograd entgegenstehen. Solche von dem Durchschnittspunkte

1) Beiläufig werde bemerkt, dass nach der richtigen Schreibung des Worts kein th in demselben vorkommt. Der Umstand, dass in einigen Lehrbüchern das th geschrieben wird, hat in meinem Buche eine Ungleichheit der Schreibung herbeigeführt.

2) Man sieht hieraus, dass die durch minus ausgedrückte Relation bald als Qualität, bald auch als Operation erscheint. Grunert in seiner Arithm. §. 253 bedauert, dass keine der für die Vorstellung des Negativen erfundenen Bezeichnungen in allgemeinen Gebrauch gekommen: ich dagegen glaube, dass eine dunkle Ahnung des Richtigen davon abgehalten.

zweier sich senkrecht schneidenden Linien construirte congruente Rectangel will ich der Kürze wegen Scheitelrectangel nennen. Während also in den Scheitelrectangeln die sich entsprechenden Dimensionen einander entgegengesetzt sind, wird den Flächen keine solche Relation zukommen: denn jedes Rectangel befindet sich nicht gegenüber, sondern neben dem ihm entgegengesetzten. Aus dieser Betrachtung ergibt sich, dass bei ungleichem Vorzeichen der geometrischen Factoren sich ein mit dem minus versehenes geometrisches Produkt ergibt, während eben dieses Produkt bei gleichem Vorzeichen der Factoren, überhaupt keine Relation hat. Ist das Rectangel zugleich ein Quadrat, und als die entgegengesetzte Fläche der nebenanliegenden mit dem minus bezeichnet, so ist, wie aus der eben angestellten Betrachtung sich mit Nothwendigkeit ergibt, immer nur eine der beiden Dimensionen negativ (retrograd), dagegen wenn Grundlinie und Höhe, beide mit dem minus bezeichnet sind, so kann wiederum die Fläche kein minus vor sich haben, und es wird sich dies nicht blos in Folge der eben angestellten Betrachtung, sondern auch daraus ergeben, dass hier die Fläche des Quadrats nicht durch flächenbeschreibende Bewegung, sondern durch Construction hervorgebracht ist. Da aber für die Construction eines Quadrats immer nur eine Seite gegeben wird, und je zwei anstossende Seiten eines Rectangels wegen ihrer Divergenz[1]) sich nicht unter einander, sondern nur den entsprechenden Seiten eines andern Rectangels entgegensetzen lassen, so schliesst der Begriff des Quadrats als solchen, welches nicht mit der ihm gleichen Fläche von congruenter Begrenzung zu verwechseln ist, jede Verschiedenheit in Betreff der Relation der Seiten aus. Diese Betrachtung ist dem arithmetischen Satze analog, dass die Factoren eines Produktes, wenn dieses zugleich die zweite Potenz eines der beiden gleichen Factoren sein soll, keine Verschiedenheit ihrer Vorzeichen zulassen. Ganz auf dieselbe Weise entspricht dem arithmetischen Satze, der $\sqrt{-1}$ für eine unmögliche Wurzel erklärt, der geometrische, dass ein Rectangel aus gleichen Seiten, wenn es durch retrograde Bewegung beschrieben ist, die Uebereinstimmung der Linienrelationen ausschliesst. So vollkommen nun auch die Analogie zwischen der arithmetischen und geometrischen Betrachtungsweise der Objecte sich darlegen lässt, so dürfte dennoch das in Betreff der Unmöglichkeit der Wurzeln im Allgemeinen Aufgestellte, da wo es sich um specielle Ueberzeugung handelt, dieselbe nicht zu bewirken im Stande sein. Denn eben um der Allgemeinheit der Betrachtung willen waren wir auf die Definition von Potenz und Quadrat zurückzugehen genöthigt, und es könnte die, der Masslehre wegen eingeführte Schärfe der Begriffsbestimmung, welche der reinen Geometrie, eben weil sie es nicht mit den Relationen des Positiven und Negativen zu thun hat, fremd ist, wenn

1) Vgl. §. 29. Anmerk. in meiner Geometrie.

nicht als spitzfindig, doch so lange wenigstens als willkürlich erscheinen, als die Unmöglichkeit der Linien, deren Ausdruck eine unmögliche Wurzel enthält, noch nicht durch eine rein geometrische, dabei aber der algebraischen parallel laufende Betrachtung dargethan ist, welche rein geometrische Betrachtung sich von der Vorstellung des Retrograden, die eben nur der negativen Zahlen wegen eingeführt ist, fern halten müsste. Es genügt nicht zu sagen, dass nur ein solches Rectangel, welches die zweite Potenz des Maasses irgend eine seiner Seiten zum Maasse seiner Fläche hat, Quadrat genannt werden dürfe, und dass nur auf solche Rectangel die Potenzrechnung anwendbar sei; denn daraus folgt noch nicht, dass die Linie, die als Seite eines Quadrats von irgend einer verlangten Beschaffenheit unmöglich ist, darum auch in anderen Beziehungen unmöglich sei. Es wird daher um die Unmöglichkeit irgend welcher rechtwinklich stehender Ordinaten, denn eben diese führen auf radicative Formeln, für irgend welche Abscissen darzuthun, ebenfalls wieder auf die Betrachtung der Kreisordinaten zurückzukommen sein, die für negative Abscissen, wenn diese vom Mittelpunkte genommen werden, möglich; im andern Falle aus dem rein geometrischen Grunde unmöglich sind, weil jeder auf den Durchmesser errichtete Perpendikel, wenn er durch die Peripherie begrenzt werden soll, die mittlere Proportionale zwischen irgend einem Theile des Durchmessers, und dem nach Wegnahme desselben übrig bleibenden andern bilden muss. Da nun sich bei'm Kreise die Möglichkeit und Unmöglichkeit der Radication mit der geometrischen Möglichkeit oder Unmöglichkeit verbindet, so hat man hierdurch ein Mittel, die Relationszeichen der Radicanden auch für andere Curven brauchbar zu machen. Nur die Hyperbel bedarf, weil unter dem Wurzelzeichen sich eine Summe befindet, eine besondere Betrachtung, durch welche jedoch das Obige nicht aufgehoben wird, da dieser Fall, als ein völlig vereinzelter, einer ganzen Klasse von Fällen gegenübersteht, und die entgegengesetzten Abscissen, für welche es Ordinaten gibt, durch die dazwischen liegende Axe getrennt sind. Eben durch diese in der Formel $y^2 = px + \frac{px^2}{2a}$ durch 2a bezeichnete, und ausserhalb der Curve liegende Axe, ist ein zweiter Anfangspunkt für die Abscissen gegeben, welcher Umstand sowohl die Ordinaten für negative Abscissen herbeiführt, als auch die Formel so gestaltet, dass, wenn x grösser als 2a — was eben nur bei der Hyperbel statt finden kann — dann auch die dritte Proportionale zu 2a und x grösser als x wird. Uebrigens lässt sich die Gleichung der Hyperbel, wenn vom Halbirungspunkte der Axe die Abscissen genommen werden, auch noch aus einem andern Gesichtspunkte betrachten[1]), und mit der Gleichung des

1) Für $u = a + x$, als Abscisse, hat man

$$y^2 = \sqrt{\frac{p}{2a}\left(u^2 - a^2\right)}$$

Kreises, dessen Abcissen vom Mittelpunkte aus genommen werden, in Verbindung bringen. Der Halbmesser des Kreises ist in diesem Falle der Entfernung des jedesmaligen Hyperbelpunktes vom Halbirungspunkt der Axe gleich, und folglich für jede Ordinate ein anderer. Diese Andeutungen werden genügen, die Art und Weise zu bezeichnen, nach welcher die algebraische Geometrie in Bezug auf die geometrische Deutung der Vorzeichen behandelt werden müsste. Diese Behandlung setzt, wenn sie vollkommen überzeugend sein soll, gewisse vom *rechtwinklichen Dreieck* und *Kreise* ausgehende Sätze voraus, in denen die Vorzeichen den geometrischen Vorstellungen angepasst werden. Denn nur unter *dieser* Bedingung wird man, wie ich glaube, berechtigt sein, dieser Vorzeichen sich ohne Weiteres bei Erforschung der eigentlichen Curven zu bedienen.

Wir gehen nun zur Betrachtung der *trigonometrischen* Functionen über, für welche das eben bezeichnete Bedürfniss sich insofern nicht minder geltend macht, als auch hier für die geometrische Brauchbarkeit der algebraischen Formeln, eine rein geometrische Betrachtung an die Spitze gestellt werden muss. Weil unter allen trigonometrischen Linien nur der Sinus als Ordinate betrachtet werden kann, so gehen wir von diesem aus, und definiren dessen Linie, für welche der Halbmesser das Gemäss und der eigentliche Sinus das Maass ist, als den vom Endpunkt des beweglichen Schenkels auf die Richtung des andern gefällten Perpendikels, welches die früher herkömmliche Definition ist. Weil dieser Perpendikel als Mittelproportionale oder als Katheter eines rechtwinklichen Dreiecks, dessen Hypotenuse durch den Halbmesser gebildet wird, bestimmt ist, so wird er bei Abnahme der andern Kathete ein Maximum erreichen und nach demselben im zweiten Quadranten wiederum abnehmen [1]), denn im rechtwinklichem Dreieck

---

Setzen wir $\sqrt{u^2-a^2}=q$, so werden wir in einem Kreise, der mit dem Halbmesser $\sqrt{u^2+q^2}$ um den Halbirungspunkt der Axe beschrieben ist, q als Kreisordinate für die vom Mittelpunkt genommene Abscisse u erhalten, wobei

$$\sqrt{2a} : \sqrt{p} = q : y$$

da Quadrate der Linien keine Relation zulassen, die Abscisse u ebensowohl positiv als negativ genommen werden kann. Dabei ist $\sqrt{\frac{p}{2a}}$ nichts weiter als der Name des Verhältnisses

$$q : y = \sqrt{2a} : \sqrt{p}$$

wo q die Ordinate eines Kreises vom Halbmesser u für die Abscisse a bezeichnet, und weil dieser Kreis dem Kreise, in welchem y *Kreisordinate* ist, concentrisch, und die eine Kreisordinate der andern parallel läuft, so ist dies Verhältniss kein anderes als das der beiden Halbmesser, welches für jede Ordinate dasselbe bleibt, während die Grösse der Halbmesser von der jedesmaligen Abscisse abhängig ist.

1) Wollte man für die Trigonometrie das Obige anwenden, so würde man dies Abnehmen daraus erklären können, dass das als Subtrahend vorkommende Kathenquadrat, kein minus duldet, welches die retrograde Be-

ist nichts grösser als die Hypotenuse, und eben deshalb jenes Maximum dem Halbmesser gleich. Es wird erreicht, wenn die vom Mittelpunkt genommene Abscisse gleich Null, mithin der Winkel ein rechter wird. Diese Abscisse entspricht der Grösse nach dem Cosinus, und, da dessen Richtung in allen Quadranten der Richtung dieser Linie entgegengesetzt ist, so werden wir diese Linie der Kürze wegen vorläufig für den Cosinus selbst betrachten. Um jedoch das Vorzeichen des Cosinus im zweiten Quadranten bestimmen zu können, müssen wir eine andere Linie zur Abscisse nehmen, nämlich den sinus versus, den wir mit δ bezeichnen wollen. Hiermit ist zugleich der Wechsel der Richtung für die Abscissenlinie vermieden, der eben hier noch nicht in Betracht kommen darf. Zur algebraischen Bezeichnung des cosinus erhalten wir nun $r - \delta$, worin r constant und δ im Zunehmen begriffen ist, so dass die Differenz erst Null und dann subtractiv werden muss. Es wird sich nun leicht zeigen lassen, dass mit diesem Wechsel des Vorzeichens der Wechsel der Richtung verbunden ist. Dies gibt die gewünschte Fundamental-Uebereinstimmung, auf welche das Weitere durch Schlüsse gebaut werden kann. Dieselbe Betrachtung, die hier in Betreff des Cosinus angestellt wurde, ist auch auf den Sinus eines Winkels im dritten Quadrate anwendbar, weil dieser Sinus sobald statt des ersten vom zweiten Quadranten ausgegangen, wieder statt der zuerst angenommenen Abscissenlinie der auf ihr senkrecht stehende Durchmesser zur Abscissenlinie genommen wird, als Cosinus (nämlich nach der gewöhnlichen Definition) eines stumpfen Winkels erscheint.

Was nun die übrigen Functionen, so wie die übrigen Quadranten anbetrifft, so ist ersichtlich, dass, weil die ihnen entsprechenden Formeln aus der Betrachtung rechtwinklicher Dreiecke, und deren Aehnlichkeit mit andern hergeleitet werden, sowohl diese Formel als auch die für sin $(x+y)$ u. s. w., zunächst nur für Winkel des ersten Quadranten gelten können. Ihnen auch für die übrigen Gültigkeit zu verschaffen, dazu werden die folgenden Sätze führen können:

8) Der Sinus eines negativen Winkels (d. h. eines Winkels von solcher Umdrehung, die vom zweiten Quadranten anfangend in den ersten, mithin von diesem in den letzten, der jedoch hier als der erste der negativ genommenen Quadranten zu betrachten ist, zurückführen würde) ist gleich dem negativ genommenen Sinus des gleichen positiven Winkels. Denn um einen negativen Winkel zu erhalten, muss man einen positiven abnehmen lassen, womit zugleich dessen Sinus abnehmen wird. Beide erreichen bekanntlich

wegung der Fläche auszudrücken hätte; indessen soll doch die Trigonometrie, ausser Elementargeometrie und Arithmetik Nichts weiter voraussetzen, und es muss deshalb die Untersuchung von Neuem auf rein geometrische Anschauung basirt werden, wozu es ausser der Wiederholung des in g ausgesprochenen Satzes keiner andern bedürfen wird.

zugleich die Null, und bei Fortsetzung der retrograden Bewegung, die keine progressive mehr aufzuheben findet, die subtractive Differenz, insofern überhaupt jede variable Grösse als eine Differenz von constanten Minuenden gedacht werden kann.

Was hier in Betreff des Sinus gesagt ist, muss ebenso für andere Functionen in Betracht gezogen werden. Z. B. tg (— z) = — tg z.

9) Der negative Winkel hat mit dem ihm gleichen positiven den Cosinus und die Cotangente gemein, oder Cosinus und Cotangente eines negativen Winkels sind positiv.

10) Die Tangente eines Winkels im zweiten Quadranten ist gleich der Tangente des Scheitelwinkels vom Ergänzungswinkel zu 2 R. Denn bekanntlich kann die Tangente eines stumpfen Winkels nicht den beweglichen Schenkel selbst, sondern nur dessen Verlängerung erreichen.

11) Da hier alles darauf ankommt, Das, was sich auf mehrere Quadranten zugleich bezieht, auf die Betrachtung eines einzigen Quadranten zu reduciren, so werden wir uns vorkommenden Falls der Ueberschusswinkel nicht minder, als der Ergänzungswinkel, um aus einem Quadranten in den andern zu gelangen, mit Vortheil bedienen. Dies geschah bereits oben, wo statt des Sinus eines Winkels im dritten Quadranten, der Cosinus des Ueberschusses über 2 R. als Cosinus eines Winkels unter 2 R. genommen wurde. Dass nämlich statt der einen Function die andere eingeführt werde, bedarf als ein sehr gewöhnliches Verfahren der bisherigen Trigonometrie keiner Rechtfertigung; aber um den oben angegebenen Zweck zu erreichen, werden wir nicht bloss statt der cosinus und cotang. die sinus und tang. oder umgekehrt statt der sinus und tang. die cosinus und sinus irgend welcher Ausgleichungswinkel einzuführen haben, sondern uns ausserdem noch der zu diesem Ausgleichungswinkel gehörenden Scheitelwinkel d. h. negativer Winkel zu bedienen haben. Nur so wird es möglich sein, die Betrachtung in jedem Falle auf ein einziges rechtwinkliches Dreieck zurückzuführen, in welchem wir, unbedenklich die eine der Katheten verschwinden lassen können, um die andere der Hypotenuse gleich zu machen, weil dies keinem geometrischen Satz widerspricht, und für die Functionen des rechten Winkels nothwendig ist.

Was nun die Anwendung dieser Sätze betrifft, so werden folgende Beispiele hinreichen, die Art und Weise derselben näher zu bezeichnen:

12) Die Tangente eines stumpfen Winkels stimmt der Relation und Grösse nach, wie wir gesehn (No. 10), vollkommen mit der Tangente des zum Ergänzungswinkel zu 2 R. gehörigen Scheitelwinkels überein. Wird also die Grösse dieses Scheitelwinkels im ersten Quadranten mit z bezeichnet, so ist sie im negativen Quadranten mit — z, mithin die in Redestehende Tangente mit tg (— z)

oder nach No. 8 mit $-\text{tg } z$ zu betrachten. Was nun $\text{tg } x = \frac{\text{r. } \sin x}{\cos}$ betrifft, so lässt sich hieraus keine Proportion (vgl. 3 u. 5) entwickeln, aus welcher sich die verlangte Relation ergeben könnte. Um solche zu erhalten, muss man den Ergänzungswinkel als einen im ersten Quadranten gelegenen Winkel mit z, und den Scheitelwinkel des im zweiten Quadranten liegenden Ergänzungswinkel mit z' bezeichnen; so erhält man $\cos z' : r = \sin z' : \text{tg } z'$, da bei Gleichheit des Winkels die Linien sich in dem einen Quadranten wie in dem andern verhalten. Weil nun $z' = -z$, $\cos(-z) = \cos z$ (No. 9), $\sin(-z) = -\sin z$ (No. 8), so hat man: $\cos z : r = -\sin z : \frac{\text{r. } (-\sin z)}{\cos z}$, eine Proportion, in welcher sich das Vorzeichen des vierten Gliedes aus dem des dritten ergibt (vgl. No. 3). Da nun $\text{tg } x$ mit $\text{tg } z$ identisch ist, so ist damit die retrograde Richtung dieser Tangente arithmetisch dargethan.

13) Denken wir uns z, so wie oben (No. 12) als einen im ersten Quadranten gezeichneten Winkel, so können wir statt der Formel $\frac{\text{r. } (-\sin z)}{\cos z}$ die arithmetisch gleich bedeutende $-\left(\frac{\text{r. } \sin z}{\cos z}\right)$ setzen. Nun ist $\sin z = \sin x$, also $-\left(\frac{\text{r. } \sin z}{\cos z}\right) = -\left(\frac{\text{r. } \sin x}{\cos z}\right) = \frac{\text{r. } \sin x}{-\cos z}$, wobei r, sin x u. $-\cos z$ rein algebraisch ohne Rücksicht auf die entsprechenden geometrischen Objecte behandelt werden. Da nun der Winkel x bekanntlich keinen andern cosinus hat, als den cosinus des Ergänzungswinkels, der dem cosinus des im ersten Quadranten ihm gleichen Winkels z entgegengesetzt ist, so ist die Formel $\frac{\text{r. } \sin x}{\cos x} = \text{tg } x$ auch für den Fall, wo x ein stumpfer Winkel ist, als gültig erwiesen.

14) Was die Cotangente eines stumpfen Winkels x anbelangt, so hat sie sowohl als Cotangente des stumpfen, wie als Tangente des spitzen Winkels, um welchen der Winkel r den rechten übertrifft, retrograde Richtung, weil die Cotangente eines spitzen oder die Tangente eines Ergänzungswinkels zu 90^0 progressiv ist. Aus der Proportion $\sin x : r = \cos x : \text{cotg } x$, welche für einen spitzen Winkel die Formel für die Cotangente ergibt, erhält man sogleich das Relationszeichen der Cotangente des stumpfen Winkels, wenn man statt des sinus die ihm parallele und der Richtung nach in beiden Quadranten sich gleich bleibende Linie einführt. (s. No. 3.)

15) Betrachten wir die Formeln für die Tangente und Cotangente rein algebraisch als blosse Quotienten, deren Termini verschiedene Vorzeichen bekommen können, so haben wir, wenn von den diesen Terminis entsprechenden Grössen, die eine constant, die andere, nämlich die Ergänzungsfunction eines spitzen zu 90^0, in beständiger Abnahme begriffen ist, für die durch diese Quotienten, die als Verhältnissnamen oder Maasse zu denken sind, ange-

gebenen Zahlengrössen den Uebergang aus dem Positiven ins Negative durch ∞ oder 0. (vgl. No. 7.)

Was endlich die trigonometrischen Functionen für Summen und Differenzen von Winkeln anbelangt, so lässt sich aus folgendem Beispiele entnehmen, wie dieselben aus dem einen Quadranten auf den andern übertragen werden können.

16) Es seien α und β spitze Winkel, dabei aber $\alpha + \beta = 90 + \delta$ und $\delta < 90^0$, so ist $\delta = \alpha + (\beta - 90)$ mithin $\sin(\alpha + \beta) = \sin(90 + \delta) = \cos\delta = \cos[\alpha + (\beta - 90)]$ mithin, da $\beta - 90$ der Voraussetzung nach ein negativer Winkel, also $\alpha + (\beta - 90) = \alpha - (90 - \beta) = \delta$, nach der Formel für den cosinus den Cosinus der Differenz (gleichgültig, ob diese letztere subtractiv sei oder nicht, da jedenfalls der kleinere Winkel vom grössern abgezogen wird, sobald nur der grössere dieser beiden Winkel ein spitzer ist) $\sin(\alpha + \beta) = \cos\delta = \cos[\alpha - (90 - \beta)] = \cos\alpha \cos(90 - \beta) + \sin\alpha \sin(90 - \beta)$, in welcher letztern Formel statt $\cos(90 - \beta)$ und $\sin(90 - \beta)$ die äquivalenten $\sin\beta$ und $\cos\beta$ zu setzen sind.

Aus allem Diesem ergibt sich, dass man für die trigonometrischen Linien stumpfer Winkel durchaus keiner anderen Definition als der für spitze Winkel aufgestellten bedürfe, vorausgesetzt nämlich, dass bei dieser Definition der Anfangspunkt einer jeden Linie nicht als gleichgültig bei Seite gelassen, und derjenige Standpunkt beibehalten wird, auf welchen man sich in dieser Beziehung vor Ohm bereits befand, und welchen, wie ich meine, eben die Rücksicht auf allgemeine Brauchbarkeit der trigonometrischen Formeln und auf die damit verbundene Forderung einer strengen Beweisführung aufzugeben verbietet.

Zur Kritik des Livius.

(Vergl. Zeitschr. f. d. Alterthumsw. 1842 No. 50.)

Cap. 12, 2. Für die gewöhnliche Lesart: *non cessari ab sacrilegiis*, welche, als begründet im Livianischen Sprachgebrauche, nichts Auffälliges an sich trägt, wie man aus 4, 27, 5: *nec ex quo castra collata sunt cessatum a levibus proeliis est.* 21, 8, 1: *ab apparatu operum ac munitionum nihil cessatum.* [cf. Fabri zu 21, 11, 5.] sehen kann, und deshalb auch von den Herausgebern beibehalten worden ist, gibt Cod. Bamb. in Uebereinstimmung mit der von Gelenius notirten vetus lectio: *non cessari ab sacrilegis.* Wenn sich nun auch darthun liesse, dass *sacrilegus* substantivisch gebraucht, wie *homo sacrilegus* zu fassen wäre, so würde es doch hier wegen des folgenden *homines* am

unrechten Orte stehen. Eben so wenig, wie man 7, 22, 11. in der Lesart des Mss. *Flor. Harl. I. Leid. I: censoris comitiis* die contrahirte Form verkennen wird, kann man hier *sacrilegis* als dieselbe Erscheinung anzweifeln. Mit Uebergehung von Stellen, wie: 4, 54, 8. 5, 33, 9. 10, 24, 6. 23, 8, 4. 27, 47, 5. 9, 18, 2. 21, 23, 2. [mit der vorletzten cf. 2, 43, 7. und zur letzten Drak. ad 7, 26, 9.] führen wir einige aus der vierten Dekade an, in denen die Lesart der Bamberger Handschrift noch unberücksichtigt geblieben ist. So 32, 37, 1: conviciis *regis*. 35, 17, 13: quae nunc in castris *regis* sunt, was auch von den meisten *Mss.* bei Drak. unterstützt wird. Dasselbe gilt von 36, 19, 2: in castris *regis* erant. 37, 16, 7: *regis* militibus cf. 2, 5, 1: nach der von Alschefski aus: P. M. Harl. I. aufgenommenen Lesart. Schwieriger ist 37, 23, 7; hier las man vor Gronovius: *ab regio sinistro cornu — praeerat*, wofür derselbe Gelehrte: *ab regiis sinistro cornu* cett. verbesserte. Die Mainzer wie die Bamberger Handschrift geben: *ab regis sinistro cornu. Regis* ist die contrahirte Form. Mit der Redeweise vergleiche man 37, 30, 1: *ab Romanis* octoginta naves pugnabant. 21, 5, 9: quum prima quies silentiumque *ab hostibus* fuit. 22, 16, 3: ducenti *ab Romanis*, octingenti *hostium* cecidere. Eben so ist 38, 17, 18: vobis, mehercule, *Martis* viris, cavenda ac fugienda quam primum amoenitas est Asiae: *Martis*, die Lesart der Codd. Mog. Bamb., für die contrahirte Adjectivform zu halten, an deren Stelle Duker: *Martiis* setzen will, weil, wie er ganz recht bemerkt, die Römer wohl *Martis genus*, *Martis proles*, nicht aber *Martis viri* genannt werden können. Kreyssig, gestützt auf die Lesarten des Mss. Voss. Lov. I.: *in arte viris*. Lov. VI.: *in arte nitidis*, vermuthet: *Marte genitis* und beruft sich auf *Sil. Ital.* 12, 582: neu *populi* vos *Martigenae* tardarit origo. Abgesehen von ihrer diplomatischen Schwierigkeit, trifft die Conjectur derselbe Vorwurf, den Duker schon der Verbindung: *Martis* (Genitiv) *viris* gemacht hat. Das Volk, als Allgemeinheit, kann *Martigena*, so wie Mars *populi parens* genannt werden, cf. *praefat.*: ut quum *suum* conditorisque sui *parentem Martem* potissimum ferat. 8, 9, 6: Jane, Jupiter, *Mars pater* cett., die Soldaten aber keineswegs *Marte geniti*, man müsste denn glauben, dass Livius an unser: *die Söhne des Mars*, gedacht habe, was ich schier bezweifeln möchte. — Man s. 21, 4, 9: *deûm*. 21, 17, 2: *sociûm*; dieselbe Form 21, 31, 1. ferner *Celtiberûm*: 30, 8, 8. *duûm*: 3, 25, 4. Drak. ad 22, 22, 5. ad 32, 9, 3.

Cap. 12, 4 u. 5. *ac piacularia, si videretur, sicut ante pontifices censuissent, fieri causa expiandae violationis eius templi. Prodigia etiam sub idem tempus pluribus locis nunciata acciderunt.* Diese zuerst von Gronovius verdächtigte Stelle, welcher *causa*, als von einem Erklärer herrührend, streichen wollte, hat ihren wunden Fleck nicht da, wo er gesucht worden ist. Wäre sonst kein Widerspruch in dem Satze, so könnte die Stellung von

causa, wie sie sich auch 39, 14, 8. 40, 41, 11. 40, 44, 10. findet, keinen Anstoss geben. Das Auffällige liegt in *nunciata acciderunt;* da ja die Wunder doch erst gemeldet werden konnten, wenn sie sich ereignet hatten. Da sich nun für *causa* in den Mss. Bamb. Lips. Voss. Lov. I. IV.: *curam*, in andern *curae* vorfindet, ausserdem Bamb. für *acciderunt* darbietet: *accenderunt;* so ist mit Bekker die Stelle also zu lesen: — *fieri. Curam expiandae violationis eius templi prodigia etiam sub idem tempus pluribus locis nunciata accenderunt.* Ueber Gebrauch und Bedeutung non *accendere* cf. 8, 28, 2: ad libidinem et contumeliam *animum accenderunt.* 26, 4, 2: Numida — *spem accendit* Campanis. 24, 35, 6: adeo *accensae* sunt *spes.* [über den Plur. *spes* vergleiche ausser Drak. ad 4, 36, 2. Wimmer. Obss. p. 11.] 2, 23, 2: *invidiamque eam* — insignis unius calamitas *accendit.* Die schlagendste Beweisstelle 28, 46, 2: *curam* ingentem *accenderunt* patribus.

Cap. 13, 4. *aliis ex aliis orientibus bellis quid aliud quam publicatam pro beneficio tamquam ob noxam suam pecuniam fore?* So lauten die Worte in den Mss. bei Gronovius und Drakenborch; nur einige bieten *publicam tam* für *publicatam*, über dessen Entstehung man Drak. ad 10, 37, 2. nachsehen kann. Die Bamberger Handschrift: *tamquam noxiam* für: *tamquam ob noxam.* Die fehlende Praeposition kommt auf Rechnung des nachlässigen Abschreibers; es ist also zu lesen: *tanquam ob noxiam.* Der von frühern Grammatikern aufgestellte Unterschied zwischen *noxa* und *noxia*, nämlich *noxa* bedeute *crimen, culpa*, dagegen *noxia: criminis poena*, ist grundlos. So steht in den besten Mss. *noxa* in der Bedeutung non *criminis poena* 8, 28, 8: iussique consules ferre ad populum ne quis nisi qui *noxam* meruisset, donec poenam lueret, in compedibus — teneretur. 23, 14, 3: eos *noxa* pecuniaque sese exsolvi iussurum. 26, 29, 4: mergi freto satius illi insulae esse quam velut dedi *noxae* inimico. Dagegen *noxia* in der Bedeutung von *crimen, culpa* 10, 19, 2: siqua clades incidisset desertori magis quam deserto *noxiae* fore. Dasselbe geben 3, 42, 2. Cod. Med. u. Cod. Rhenani, was von Alschefski mit Recht aufgenommen worden ist. Eben so ist 36, 42, 2. für das gewöhnliche *noxa* aus Bamb. Voss. Lov. I. IV. V. VI. Harl. Meadd.: *noxia* herzustellen, wie auch in der alten Mainzer Handschrift gestanden zu haben scheint. Drak. ad 2, 54, 10. In diesem, wie in ähnlichen Fällen kann nur die Auctorität der Mss. bestimmen und über diese oder jene Lesart den entscheidenden Ausspruch thun, weshalb ich auch Duker nicht beistimmen kann, der 41, 23, 14: *noxia* in *noxa* umgewandelt wissen will, worin ihm Kreyssig gefolgt ist. Dass *noxa:* 36, 21, 3. in derselben Bedeutung gebraucht ist, lässt noch nicht auf das Unrichtige der Bedeutung von *noxia* schliessen. Ohne handschriftliche Abweichung findet sich *noxa* meistentheils in der Verbindung *noxam nocere*, über

welche man Fabri ad 23, 19, 18. zu Sall. Cat. 7, 6. Jug. 5, 4. vergleichen kann. — Kurz darauf heisst es bei Livius: *cum et privati aequum postularent, nec tamen solvendo aere alieno respublica esset* cett. Für die handschriftlich beglaubigte Lesart: *solvendo aere alieno* schlägt Budaeus, dem Voss. de Constr. c. 12. Sanct. Min. 4, 4, Duker, Kreyssig, Bekker beistimmen, zu lesen vor: *solvendo aeri alieno.* Mit der Vulgate könnte man vergleichen 24, 27, 3: praetores dissimulare primo et *trahenda re esse*, wenn sonst die Stelle ihre Richtigkeit hätte. Zwar spricht dafür das Zeugniss der besten Mss. und nur minder glaubwürdige haben: *trahendam rem esse censere*, was sich auf den ersten Blick als eine Interpolation zu erkennen gibt; allein die gezwungenen Erklärungsversuche zeugen hinlänglich von der Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Lesart. Nach Verwerfung der von Gronovius gegebenen Interpretation: *in eo esse, id agere, ut extraherent rem*, vermuthet Duker: *in trahenda re esse.* Dem Livianischen Sprachgebrauche angemessener ist die Vermuthung Ruperti's, der auch Fabri seinen Beifall nicht versagt. Er schlägt vor: *et trahendae rei esse*, indem der Genitiv in derselben Bedeutung stehen soll, wie 3, 38, 11: *suarumque rerum erant* h. e. *patres suis rebus addicti erant* sive *studebant.* 3, 59, 4: quod adeo toti *plebis fuissent.* 23, 14, 7; plebs *novarum*, ut solet, *rerum* atque *Hannibalis* tota *esse.* ibid. c. 39, 7: senatus *Romanorum* plebs *Hannibalis erat.* 35, 31, 4: totique *Antiochi* et *Aetolorum erant.* ibid. c. 33, 1: multitudo — *Antiochi* tota *erat.* 42, 30, 4: pars altera *regiae adulationis erat.*

Ich vermuthe: *praetores dissimulare primo et trahendam rem esse*, eine Conjectur, die in diplomatischer Hinsicht leichter genannt werden kann, weil man: *trahendā rē* zu schreiben pflegte. Auch kann die dann eintretende Construction nichts Auffallendes haben, da im lebhaftern Flusse der Erzählung die *verba dicendi* und *sentiendi* bei Livius oftmals supplirt werden müssen. 1, 18, 7: *fremere* deinde plebs *multiplicatam servitutem.* cf. Fabri zu 21, 16, 3. und zu 22, 8, 4. Erwähnte Abbreviatur, die sich in Mss. und alten Drucken fast durchweg findet, hat an vielen Stellen Gelegenheit und Veranlassung zu Korruptelen gegeben. Man s. die *intpp.* ad 25, 22, 1. ad 28, 15, 7. Wie schon oben bemerkt, haben Kreyssig und Bekker, denen Fabri ad 24, 27, 3. beistimmt, *solvendo aeri alieno* aufgenommen, was durch den Livianischen Sprachgebrauch vollkommen gerechtfertigt erscheint. 2, 9, 6: ut divites conferrent qui *oneri ferendo essent.* 4, 35, 9: sitne aliqui plebeius *ferendo magno honori.* 10, 5, 4: satis fretus esse etiam nunc *tolerando certamini* legatum. 30, 6, 3: quae *restinguendo igni forent.* Nach Drakenborch würde auch hierher zu ziehen sein 30, 9, 4; allein Alschefski hat aus Put. Bamb., denen Flor., theilweise auch Cantabr. beistimmen, nicht mit Unrecht geschrieben: *quae diutinae opsidionis tolerandae sunt.* Eben so kann man anführen

6, 31, 4: *ut contra eo violentior potestas tribunicia impediendo dilectui esset*, wenngleich Codd. Flor. Leid. I.: *dilectu* geben. *Dilectu* ist die ältere Dativform, die nach dem Zeugnisse des Gellius N. A. 4, 16. Caesar ausschliesslich gebilligt haben soll. 9, 5, 6: tempus inde statutum tradendis obsidibus *exercituque* inermi mittendo. Cf. Priscian. VII., 18. p. 352. Krehl. der die Weglassung des *i* für dichterisch hält, Serv. ad Virg. Aen. 1, 257. Reisig's Vorless. p. 101. mit Haase's Note 90. Drak. ad 24, 19, 6; an dieser Stelle ist indessen mit Fabri zu lesen: *inceptum succederet* für *inceptis succederet*; cf. 42, 58, 1: postquam *inceptum* non *succedebat*. Hält man aber die handschriftliche Lesart: *dilectu* für den Ablativ, so würden die von Drak. ad 1, 53, 3. gesammelten Beispiele zu vergleichen sein. Alschefski hat an dieser Stelle für die Vulgate: *dividenda praeda* aus der Mainzer Handschrift: *divendita praeda* gegeben, was man nur billigen kann, obgleich die Auctorität der Handschriften der Vulgate das Wort redet. Indessen vergleiche man Drak. z. d. St. und die *intpp.* ad 35, 1, 12. — Es ist also zu lesen: *solvendo aeri alieno respublica esset.* Wenn sich doch auch 28, 25, 7. so leicht und sicher herstellen liesse! — Am Schlusse des Kapitels heisst es: laeti eam *conditionem* accepere. Die Bamberger Handschrift gibt fast durchweg: *condicio, dicio, contio* u. s. w. Die Orthographie *condicio*, *dicio*, von Wagner ad Virg. Aen. 1, 236 empfohlen, wird mit triftigern Gründen, als den von Lindemann ad Pomp. p. 205 beigebrachten, widerlegt von Harless in der Zeitschr. f. d. Alterthumswissenschaft 1840 No. 50. Ueber *contio* vergl. Schneider lat. Gramm. Vol. I. p. 1. p. 251.

Cap. 14, 1. *Tum P. Sulpicius secundum vota in Capitolio nuncupata paludatus cum lictoribus profectus ab urbe Brundisium venit et veteribus militibus voluntariis ex Africano exercitu descriptis navibusque ex classe consulis Cornelii lectis altera die quam a Brundisio solvit in Macedoniam traiecit.* So lautet der Text bei Drakenborch, an welchem nach dem vorliegenden Zeugnisse der Handschriften noch Mancherlei zu bemerken ist. Zunächst *paludatus* cum *lictoribus*: die Präposition *cum* findet sich in keinem der verglichenen Manuscripte; Bamb. mit einigen andern bei Drak. gibt: *paludatis lictoribus*, was sowohl hier, als auch 41, 10, 5. ganz unstatthaft ist, wie Gronovius mit unwiderleglichen Gründen dargethan hat. Ausser den von Gronov. l. l. beigebrachten Stellen, vergl. noch 41, 5, 8. Zwei beachtenswerthe Mss. Voss und Leo I. bieten: *paludatus lictoribus.* Man könnte geneigt sein, diese Lesart für die richtige zu halten, da die Auslassung der Präposition bei Livius in solchen Fällen, wo eine Begleitung angedeutet wird, sehr gewöhnlich ist, wie man aus den von Drak. ad 22, 9, 5. angezogenen Beispielen entnehmen kann. Allein alle diese Stellen bekommen dadurch eine andere Färbung, dass zu dem Ablativ ein bestimmendes Attribut hinzugefügt ist,

ein Umstand, auf welchen Fabri zu 21, 48, 4. aufmerksam gemacht hat. 2, 16, 6: consules *infesto exercitu* in agrum Sabinum profecti. ibid. c. 19, 3: *magnis copiis* peditum equitumque profecti. 4, 46, 12: *novo exercitu* profectus. 5, 34, 5: profectus *ingentibus — copiis*. 7, 9, 6: *ingentique exercitu* ab urbe profectus u. s. w. *Paludatus lictoribus* ist sprachwidrig; mit der Vulgate *paludatus cum lictoribus* vergleiche 21, 63, 9: ne, auspicato profectus in Capitolium ad vota nuncupanda, *paludatus* inde *cum lictoribus* in provinciam iret. Für *descriptis* gibt Bamb. *discriptis*, was unbedingt aufzunehmen ist, da die Freiwilligen unter die Legionen vertheilt, nicht etwa aus ihnen Legionen gebildet wurden. 3, 57, 9: quum ad ea bella dilectum edixissent, favore plebis non iuniores modo, sed emeritis etiam stipendiis, pars magna voluntariorum, ad nomina danda praesto fuere. *Eoque non copia modo sed genere etiam militum veteranis admixtis firmior exercitus fuit.* Sehr häufig werden in den Mss. derartige Composita verwechselt. cf. Drakenb. ad 7, 23, 6 dazu Fabri zu 21, 55, 5. Für *delectus* hat Bamb. durchweg *dilectus*, wie auch in den andern Dekaden die ältesten Mss., worüber bei Drakenborch und Alschefski zahllose Beispiele aufgesteckt werden können. Deshalb muss man sich um so mehr über Kreyssig wundern, der in der Note zu 33, 1 diese Form geradezu verbannt wissen will. Für *consulis Cornelii lectis* gibt Mss. Bamb.: *Cn. Corneli electis*. Der Vorname des Konsul ist offenbar aus der Abbreviatur des Wortes *consul* entstanden. Da ausser Bamb. auch noch Dresd. Voss. Lov. I. II. VI. Harl. Meadd. *electis* darbieten, so lese man mit Bekker ohne Bedenken: *consulis Corneli electis*. Drak. ad 28, 42, 5. Ferner ist anstatt *altera die* aus Bamb. zu verbessern: *altero die*, weil in dieser Verbindung *dies* bei Livius fast nur als Maskulinum vorkommt, s. Drak. ad 8, 11, 15. Ueber seine Bedeutung als Femininum vergl. Fabri zu 22, 8, 6. ad 23, 26, 1. Die gegen Ende des Kapitels von Gronovius vorgeschlagene Verbesserung: *et irritatio quidem* findet sich durch Bamb. und Mead. II. bestätigt und ist von Kreyssig und Bekker schon aufgenommen. Ferner gibt Bamb. allein für *firmandaeque* das Kompositum: *confirmandaeque*, was Bekker aufgenommen hat. 24, 28, 9: cum saepe acta res esset magnis certaminibus, postremo, quia belli cum Romanis gerendi ratio nulla apparebat, pacem fieri placuit, mittique cum eis legatos ad rem *confirmandam*. An dieser Stelle ist von den Erklärern vielfach Anstoss genommen worden und zwar nicht ohne Grund. Glareanus, dem Fabri beistimmt, versteht unter *cum eis* die Gesandten, welche Marcellus [cap. 27, 6.] nach Syrakus geschickt hatte *qui coram cum praetoribus de renovando foedere agerent*. Allein da von diesen Gesandten nicht wieder die Rede gewesen ist, so würde eine Bezugnahme auf dieselben an dieser Stelle auffällig erscheinen. Ueberhaupt dürfte sich *cum eis* an seinem Platze nur halten können, wenn im Satze selber seine Beziehung ausgedrückt wäre cf. 2, 5, 1. Das ist aber nicht

der Fall; Gronovius vermuthet: *mittique legatos ad rem cum iis confirmandam*, wodurch zwar die Schwierigkeiten des Verständnisses gehoben, die der Kritik aber keineswegs beseitigt sind. Duker hält die Stelle für lückenhaft und conjicirt: *mittique cum mandatis legatos*. Gegen die Annahme einer Lücke ist gerade nichts einzuwenden; allein *mittere cum mandatis legatos* ist zu bekannt und fast geläufig; man kann also nicht wohl annehmen, dass es ausgefallen sei. Dazu haben die besten Mss. *cum eis*. Böttcher Critt. primm. p. 23. vermuthet: *cum Marcelleis*. Sollte vielleicht zu lesen sein: *mittique cum primum tris legatos ad rem confirmandam?* cf. Kreyssig ad 33, 48. p. 118. Ueber die Form *tris:* Fabri ad 23, 16, 8. Sehr oft haben die Zahlzeichen Veranlassung zu Korruptelen gegeben. Für diese Stelle vergleiche man Drak. ad 5, 35, 5. auch 7, 40, 6. Auffällig ist auch, mir wenigstens, ad *rem* confirmandam, da doch nur vom Frieden die Rede sein kann. Denn Livius gebraucht den Singular von *res*, um alle im Vorhergehenden erwähnten Punkte schliesslich zusammen zu fassen. Vergl. Klotz zu Cic. Tusc. p. 135. Wimmer Obss. p. 11. Oder soll *rem* hier so viel bedeuten, wie *eam rem?* cf. Duker und Fabri ad 23, 9, 11. Weniger anstössig würde sein: *ad pacem confirmandam*. Ueber die Wiederholung desselben Wortes in einem kurzen Zwischenraume vergleiche jetzt Fittbogen Obss. p. 40 sq. Und so ist auch nach dem Vorgange des Ms. Bamb., dem Dresd. Voss. Lov. II. IV. VI. Meadd. beistimmen, 31, 29, 3. zu lesen: *quibus enim de causis* — pacem *cum Philippo fecissent*, *compositam semel* pacem *servare eos debere*. cf. 1, 41, 3: *si tua re subita* consilia *torpent at tu mea* consilia *sequere* noch der von Alschefski aufgenommenen handschriftlichen Lesart. 7, 26, 7. *Camillus* laetum *militem victoria tribuni* laetum *tam praesentibus ac secundis Diis ire in proelium iubet*. Der erwähnte Gebrauch von *res* erstreckt sich indessen nicht bloss auf den Singularis; auch der Pluralis kommt vor. 30, 3, 3: *nocte an interdiu opportunae* res *insidianti essent*. So schrieb Alschefski aus Cod. Lips., dem Lov. V. Berol. m. 1. beistimmen. Eine zweite Hand hat jedoch im Berol.: *opportunior res* verbessert. Die Vulgate ist: *opportuniores*, die, wenn man aus dem Schweigen Gronov's und Drakenborch's einen Schluss ziehen darf, durch die Mehrzahl der bessern Handschriften geschützt wird. Man könnte das Adjectivum beziehen auf *stationum vigiliarumque*, oder auch, was vorzuziehen ist, auf *hostes* cf. 2, 18, 10. 4, 13, 6. 6, 24, 2. 8, 25, 9. 24, 27, 3. 28, 19, 8. Dennoch ist die Vulgate unangemessen; noch unpassender ist Alschefski's Aenderung, da der Bau des Satzes unbedingt den Komparativ verlangt. Ohne Zweifel ist zu emendiren: *nocte an interdiu opportuniores res insidianti essent*. So wie *res* von den Abschreibern oftmals eingeschoben worden ist, [Drak. ad 2, 18, 2. ad 26, 31, 4.] so ist es auch häufig wegen der Aehnlichkeit der Endsilbe des vorhergehenden Wortes oblitterirt; cf.

24, 22, 1. 40, 57, 9. und Niemand wird Kreyssig darum tadeln, dass er 33, 45, 1. die Konjectur des *Perizonius maior res* für *maiores* in den Text aufgenommen hat. — Um an unserm Ausgangspunkte wieder anzuknüpfen, so entscheidet der Gebrauch von *firmare* für die Richtigkeit der Lesart *confirmandaeque.* 9, 3, 10: cum potentissimo populo *per ingens beneficium* perpetuam *firmare* pacem amicitiamque. 9, 17, 15: aciem — *subsidiis firmaret.* 10, 43, 13: viderant multitudinem non *vallo* non *stationibus firmatam.* 3, 55, 6: et quum plebem hinc *provocatione* hinc *tribunicio auxilio* satis *firmassent.* cf. Gronov. und Drakenb. ad 2, 31, 2. Man schreibe also ohne Bedenken mit Bekker: *confirmandaeque.* Der Schluss des Cap. lautet: *civitas omnis effusa cum coniugibus ac liberis, sacerdotes cum insignibus suis intrantem urbem ac Dii prope ipsi exciti sedibus suis exceperunt.* Die Präposition *cum* vor *insignibus* ist im Bamb. durch Nachlässigkeit des Schreibers ausgefallen cf. c. 17, fin. *sacerdotes* cum *infulis.* Für *Dii* gibt dieselbe Handschrift die contrahirte Form *Di,* welche sich in den alten Mss. fast gewöhnlich findet. 2, 12, 15: si *di* iuvant noch Par. Med. Leid. I. cf. Drakenb. ad 5, 14, 4. Mit Uebereinstimmung von Dresd. Lov. I. II. IV. VI. Harl. Meadd. bietet Bamb. für *exceperunt:* acceperunt. 1, 60, 3: liberatorem urbis laeta castra *accepere.* 9, 7, 9: et negare urbe tectisve *accipiendos.* ibid. c. 16, 8: in urbem *acceperunt.* 37, 7, 15; venientes regio apparatu et *accepit* et prosecutus est rex. cf. Drakenb. ad 2, 47, 7.

Die im Cap. 15. mit Hülfe des Cod. Bamb. vorzunehmenden Verbesserungen sind grösstentheils von Bekker schon dem Texte einverleibt. Bedenklichkeit erregt indessen §. 3: *in litteris autem quae missae in concionem recitataeque sunt commemoratio erat beneficiorum primum in civitatem suorum* für die Vulgate *in civitatem sociam.* cf. Gelenius ad 37, 43, 2. Drakenb. ad 37, 20, 9: *Diophanes quietas aliquamdiu suos continuit,* an welcher Stelle ich für *quietos* lieber mit Voss. Lov. I. III. IV. Harl. Meadd. wegen des folgenden *continuit* lesen möchte: *quietus.* Auffällig ist die Wortstellung: *beneficiorum primum in civitatem suorum* und ich möchte sie nicht eine *exquisitior verborum collocatio* nennen, wie Kreyssig es thut. Sollte vielleicht herzustellen sein: *in civitatem sociam; suarum deinde rerum quas adversus Philippum gessisset?* Noch ist aus Bamb. zu bemerken §. 5: *ab* Macedonibus. §. 7: virtutis *ergo* übereinstimmend mit Gelenius. cf. Gronov. und Drakenb. ad 1, 18, 6. In demselben §. *recipit,* unterstützt von Voss. Lov. IV. Mead. I.

Cap. 16, 4. *Aenum inde cum magno labore postremo proditione Ganymedis praefecti Ptolemaei cepit.* Die nach *postremo* im Bamb. sich findende Lücke ist von einer zweiten Hand ausgefüllt durch *per proditionem,* im Einklange mit Dresd. Voss. Lov. II. IV. Meadd., weshalb ich kein Bedenken trage, diese Lesart an die Stelle der Vulgate zu setzen. 2, 3, 1: *per* dolum ac *proditionem*

prope libertas amissa est. Fabri zu 21, 63, 4. Caes. B. G. 7, 20: imperium se ab Caesare *per proditionem* nullum desiderare quod habere *victoria* posset. Ueber den Wechsel der Präpositionen *cum* magno labore—*per* proditionem cf. Drakenb. ad 6, 28, 3. Für *Ganymedis* gibt Bamb. mit Voss. Lov. I. VI. m. 1: *Gallimedis*, woraus Bekker nicht unwahrscheinlich *Callimedis* hergestellt hat. §. 5. ist ebenfalls wie im vorigen Kapitel, *recipit* aus Bamb. Dresd. Lov. II. IV. Meadd. für *recepit* zu lesen.

Cap. 17, 6. hat Drakenborch dem Jacob Gronovius folgend, geschrieben: *vestem pretiosam in naves Rhodiam Cycizenamque quae in portu erant, congeri.* Das Richtige geben die *editt.* vor Gronovius, nämlich *coniici.* Bamb. mit Mead. I: *coici.* Lov. IV.: *conici.* Bei dem Schwanken des Mss. hätte man doch die richtige Lesart nicht verfehlen können, wenn man auf *deicerent* im §. 8. aufmerksam gewesen wäre. Man befolge jedoch die Orthographie, wie sie Cod. Bamb. gibt. Weiter unten cap. 24, 16: *coicerent* und so durchweg. Ueber *vestes coicere in naves:* 3, 28, 1. imperavit ut *sarcinas in unum coici* iubeant. 10, 29, 8: *spolia* hostium *coniecta in acervum.* 41, 12, 6: postero die *arma* lecta *coniici in acervum* iussit consul. cf. Jacob Gronov. und Drakenb. ad 10, 36, 1. — Nicht unwahrscheinlich ist §. 9. die Verbesserung Kreyssig's: *et, id se facinus perpetraturos—adacti*, die auch von Baumg. Crusius aufgenommen worden ist. Es entsprechen sich in dem Satze: *primum—et—tum* wie 1, 40, 4: *et—et—tum.* Ausserdem sind noch zu beachten einige Eigenthümlichkeiten, welche die Bamberger Handschrift mit den andern alten gemein hat; z. B. §. 1. *adeuntis.* §. 5. matronas *omnis.* §. 6. *navis.* §. 7. *deicerent* und *subicerent.*

Cap. 18, 1. *ante deditionem ex iis legatis Romanis qui Alexandriam missi erant* cett. Nach *legatis* ist im Bamb. ein Wort ausgefallen; Lov. I. *legatis Romanorum*, was der Beachtung werth ist. Ferner ist mit Bekker aus Bamb. *Alexandream* zu lesen. §. 4: *si bello lacesseritis, mihi quoque in animo est facere ut regnum Macedonum nomenque haud minus quam Romanum nobile bello sentiatis.* Für *si* gibt Bamb. *sin*, über welche Verwechselung man nachsehen kann Drakenb. ad 4, 5, 6. Freilich wird *sin* meistentheils nach einem vorangegangenen *si* [cf. Kritz ad Sall. Cat. 51, 24.] gesetzt, wie dies auch bei Livius der Fall ist, z. B. 1, 50, 5. 6, 39, 12. 8, 2, 11. 10, 26, 3. 29, 3, 3. 37, 28, 2; indessen ist dadurch noch nicht bewiesen, dass die Lesart des Bamb. unzulässig oder gar falsch wäre. Ist auch der vorhergehende Satz: *ego autem primum velim, vos foederum memores servare mecum pacem*, den Worten nach affirmativ ausgedrückt, so ist sein Inhalt doch ein negativer, der durch einen zu supplirenden Zwischengedanken mit dem Folgenden verbunden werden muss. Etwa: *vos si foederum memores mecum servatis pacem, ego quoque servabo.* Sin *bello lacessitis* cett. Um den Gegensatz hervorzuheben, ist hier *sin* ganz an seinem

Platze, und ich trage deshalb kein Bedenken, dasselbe zur Aufnahme zu empfehlen. Die Form *lacesseritis* ist, wie auch schon Kreyssig bemerkt, unzulässig; und gesetzt auch, sie wäre richtig formirt, so würde doch der Conjunctiv durchaus dem Satzgefüge widersprechen. Deshalb ist mit Bekker aus Bamb. *lacessitis* zu lesen. Ferner stimmt Bamb. mit Voss. Lov. I. II. IV. V. VI. Harl. Mead. I. für die Weglassung der Praeposition *in* vor *animo*, wofür sich auch Bekker und Kreyssig entschieden haben; cf. *intpp.* ad 29, 36, 7. Da nun weiter im Folgenden Bamb. und mit ihm die *Mss.* bei Gronovius: *sentietis* darbieten für *sentiatis*, ferner dieselben *et regnum* für *ut regnum* lesen: so dürfte nach dem Vorgange des Bamb. der ganze Satz also herzustellen sein: *sin bello lacessitis, mihi quoque animo est facere, et regnum et Macedonum nomen haud minus quam Romanum nobile bello sentietis*; und nur in dieser Form bekommt der Satz das Derbe und Nachdrückliche der Gesinnung des Philipp, der durch das Auftreten des römischen Gesandten gereizt war. Zu *facere* ergänze man aus *bello* den passenden Casus, gerade so wie 8, 38, 3., zu *facturos* aus dem vorhergehenden *adoriri* das Geeignete zu suppliren ist. Fabri zu 22, 4, 7. Die Verwechselung von *et* und *ut* kommt, als eine an unzähligen Stellen sich findende Erscheinung, gar nicht in Betracht. Zu bemerken bleibt noch, dass die *Mss.* bei Gronovius: *et regnum Macedonum nomenque* haben. Am Schlusse dieses Kapitels hat Bamb. *fecissent* für *fecisset.* Bevor wir über die Richtigkeit der einen oder der andern Lesart entscheiden wollen, frägt es sich, ob *animos* auf Beide, Hannibal und Philipp, zu beziehen ist, in sofern, als durch beide Personen der Plural *animos* bedingt wäre. Das ist nun gerade nicht der Fall, weil Livius eben so gut hätte sagen können *animum fecisset* und weil der Plural *animi* auch von einer Person im Gebrauche ist. 1, 34, 4: Lucumoni contra — quum divitiae *animos* facerent. 6, 7, 5: neque enim dictatura mihi umquam *animos* fecit. Ueber die Bedeutung des Plural vergleiche Drakenb. ad 2, 27, 12. Fabri zu 22, 26, 1. Beide Lesarten *fecissent* sowohl, als *fecisset* sind richtig, je nachdem man *clades* für den *Singular* oder für den *Plural* ansehen will. 1, 22, 7: omnes *clades* belli. Denn *fecissent* als bedingt durch *excidium* und *clades* zu fassen, ist misslich, wenigstens können Stellen, wie 1, 31, 7. 2, 27, 9. zur Beglaubigung dieser Annahme nicht angeführt werden. §. 7: Für die Vulgate: *per omnes vias lethi* gibt Bamb.: *per omnes vias laeti.* Das Wort *letum* ist zwar dem Livius nicht fremd, wie sich aus 1, 51, 9. 2, 40, 10. 22, 54, 11. 45, 26, 8. ergibt; dass aber *per omnes vias leti* alle erdenkbaren Arten, sich zum Tode zu befördern, bedeuten soll, will mir nicht so recht einleuchten. Dazu nun noch *interficerent:* durch alle möglichen Arten des Todes sich tödten!! Dergleichen Dinge muss man dem Livius nicht aufbürden wollen. Dass *laeti* zu lesen sei, bedarf weiter keiner sprachlichen Begrün-

dung; man versetze sich in den Zustand der Belagerten, die das Schrecklichste lieber über sich selbst verhängen, als dass sie es durch die Hand des durch hartnäckigen Widerstand erbitterten Feindes erdulden. Zu notiren sind noch die Accusativformen *terrestris* und *navalis*.

Cap. 19, 1. Merkwürdig ist die Lesart des Cod. Bamb. *Hamilcare Gallici exercitus rege* für: *exercitus duce*, was alle anderen *Mss.* haben. Dennoch würde sich am Ende *rege* als das Richtige erweisen, wenn historische Zeugnisse sich beibringen liessen. Nep. Hannib. c. 7, 4: huc ut rediit, praetor factus est, postquam *rex* fuerat, anno secundo et vicesimo. Ut enim Romae *consules*, sic Carthagine quotannis *bini reges* creabantur. Als Belegstelle liesse sich vielleicht auch anführen Liv. 21, 3, 5: an hoc timemus, ne Hamilcaris filius nimis sero imperia immodica et *regni paterni* speciem videat, et, cuius *regis* genero hereditarii sint relicti exercitus nostri, eius filio parum mutare serviamus? Doch können in dem Munde eines Römers die Begriffe *rex*, *regnum* einer gehässigen Deutung unterworfen sein; vgl. die von Fabri angeführten Stellen aus Livius. Die athenischen Feldherrn nennt Livius *praetores* cf. Duker ad 31, 24, 6. Cic. de Off. 1, 40: Pericles quum haberet collegam *in praetura* Sophoclem. — Anstatt *bonaque* lies't Bamb. *bona*. Das Asyndeton ist hier vorzuziehen. Kreyssig und Bekker haben §. 3: *ad regem* für die Vulgate: *ad reges*, die durch Bamb. und Gelenius vertreten wird, geschrieben. Unter den *reges* sind, wie Drakenborch richtig bemerkt, Masanissa und Vermina, des Syphax Sohn, zu verstehen. Sigon. ad 24, 48, 2. — §. 4. *in navis*.

Cap. 21, 1. Bamb. Voss. Lov. I. VI. *transductus* erat für *traductus* erat. Beide Formen finden sich im Bamb. auch anderwärts. Vgl. Schneider lat. Gr. Vol. II. p. I. p. 610. §. 10 ist aus Bamb. *conixi* zu schreiben. Mehrere andere bei Drak. haben *connixi* für die Vulgate: *connisi*. Eine feste Regel über die Formation des Participiums lässt sich nicht aufstellen; man muss sich an die besten *Mss.* halten. 3, 70, 5: *conixi*, dagegen 3, 63, 4. 35, 5, 12: *conisi*. 4, 42, 5: *subnixus*. Adniti hat in den besten *Mss.* fast durchweg: *adnisus* cf. 5, 25, 13. 5, 49, 1. So auch: *enisus*: 29, 15, 12. Feststhehend nur ist: *enixa est*. cf. Gronov. ad h. l. Drakenb. ad 2, 50, 9. *Corte* ad Sall. Jug. c. 22. §. 11. Lesen mit Bamb. die meisten Handschriften bei Drakenborch: *quod multitudine adversus paucos facile videbatur* für die von Gronovius aus zwei Mss. eingeführte Lesart: *quod in multitudine* cett. Einige alte Ausgaben lesen, *quod multitudini*. Was die Gronov'sche Schreibart anbelangt, welche von den späteren Herausgebern beibehalten worden ist, so sieht es aus, als ob sie sich vertheidigen liesse durch 27, 42, 5: *quod nisi in vetere exercitu et duci veteri haud facile est.* Beide Stellen lassen sich indessen nicht mit einander vergleichen, so dass man aus der Richtigkeit der

einen die Zulässigkeit der andern erweisen könnte. Ich entscheide mich für: *quod multitudine adversus paucos facile videbatur*, obgleich es sehr häufig vorkommt, dass die Präposition *in* die Aehnkeit des folgenden Anfangsbuchstaben absorbirt worden ist. Cf. Drakenb. ad 37, 1, 2. ad 22, 55, 3. Die in der Parenthese enthaltenen Worte sind aus dem Vorhergehenden zu vervollständigen: *facile videbatur adversus paucos aciem hostium multitudine amplecti.* Es ist *multitudine* der *ablat. instrumenti*, der hier um so weniger auffallen kann, da ihn Livius sogar bei Personen gebraucht. 21, 46, 5: Hannibal cornua Numidis firmat. 3, 37, 6: decemviri — *patriciis iuvenibus* sepserunt latera. Fabri zu 21, 46, 5. Ueber die Construction des Verb. *amplecti* 41, 18, 1: *muroque* insuper *amplexi.* Wenn wir auch den Inhalt der Parenthese nicht in dieser Ausdehnung vom Vorhergehenden abhängig machen, so muss auf jeden Fall doch zur Erklärung des *quod* supplirt werden: *amplecti:* eine Umzingelung schien leicht durch die Menge. So fasse ich auch 40, 58, 1: sed haud multo post famam mortis Philippi neque Thraces *commercio* faciles erant, neque Bastarnae emto contenti esse poterant: *commercio* als Ablativ; sie waren durch den Handel nicht zugänglich, liessen nicht mit sich handeln, welche Auffassung schon an der Construction mit dem Ablativ des Supinums eine Stütze hat. Als Dativ genommen, lässt sich die Construction zusammenstellen mit 33, 17, 8: campus terrenus omnis *operique facilis.* 45, 30, 2: *divisui facilis.* — Fälschlicher Weise gibt Bamb.: *et ut ipse* für *ut ei ipse.* cf. Fabri zu 21, 23, 6. — §. 13.: *L. Valerio imperat ut parte duarum legionum equites, altera sociorum equitatum in cornua hostium emittat.* So schrieb Gronovius für: *imperat ut altera parte duarum* cett. unter Hinweisung auf seine Note zu 3, 37, 8. Allein die dort angeführten Beispiele passen nicht zu unserer Stelle und sprechen am wenigsten für die von Gronovius eingeführte Lesart, da durch dieselben uns dargethan wird, dass Livius bei Distributionen das die Theilung andeutende Wort nur einmal zu setzen pflege. Und ist das hier bei: *parte* equites — *altera* sociorum equitatum der Fall? Keineswegs. Die Trennung in zwei Theile ist hier auf eine ungewöhnliche Weise angegeben und ich kann mich von der Richtigkeit der Gronov'schen Emendation, die zwar von einigen Handschriften unterstützt wird, nicht überzeugen, zumal da sie gegen den Sprachgebrauch des Livius sich auflehnt. Der Ablativ findet sich als Ortsbestimmung bei Livius sehr häufig, namentlich bei *pars*, doch steht in allen Fällen ein Adjectivum dabei. 6, 31, 6: *neutra parte* hostis obvius fuit. 10, 31, 2: *parte alia.* 21, 28, 7: *parte superiore.* 23, 8, 8: *posticis* aedium *partibus.* 23, 17, 12: *altera parte.* 23, 46, 2: *omni parte.* 24, 14, 1: *parte altera.* ibid. c. 30, 1: *altera parte.* ibid. c. 33, 9: *parte aliqua.* 7, 15, 4: *parte una.* Das Richtige allein bietet Cod. Bamb., dem Harl. beistimmt: imperat ut *parte una* duarum legionum equites, *altera*

sociorum equitatum in cornua hostium emittat. 21, 28, 7: *ratem unam — altera ratis* cf. Fabri ad 23, 49, 2. Als zwei schlagende Beispiele führe ich noch an 24, 3, 8: arx Crotonis *una parte* imminens mari, *altera* vergente in agrum, muro cincta est. 34, 38, 5: *parte una* a Phobeo, *altera* a Dictynnaeo, *tertia* ab eo loco — aggredi iubet. Coll. 31, 26, 6: diviso deinde exercitu rex *cum parte* Philoclem Athenas mittit, *cum parte* ipse Piraeum pergit. — §. 14. ist schon von Bekker die Lesart des Bamb.: *diductis* aufgenommen. Dasselbe citirt für diese Stelle Duker ad 5, 38, 1. cf. 28, 14, 15. Drakenb. ad 7, 23, 6. Fabri zu 21, 55, 5. Dagegen ist 6, 15, 9: *deducitis* gegen die Auctorität der besten Mss. zu lesen; denn es bedeutet *alienatis*. — Im §. 15. geben ausser Bamb. auch Voss. Lov. I. V. VI.: *in omni parte* für: *omni parte*, worüber oben zu §. 13. gesprochen ist. Die Präposition ist hier aus dem letzten Buchstaben des vorhergehenden Wortes entstanden, wie das öfters der Fall ist. Drakenb. ad 5, 28, 12. und anderwärts. Für *vertunt* gibt Bamb. allein: *verterunt*. Obgleich *repetunt* darauf folgt, so ist doch diese Lesart der gewöhnlichen vorzuziehen, wie Bekker, dem Kreyssig beistimmt, auch gethan hat. cf. 1, 3, 3.: *relinquit — condidit* nach Alschefski. Drakenb. ad 3, 46, 9. Kritz ad Sall. Jug. 26, 3. Zu bemerken bleibt noch §. 11. und 13.: *circuire*. §. 12. *hostis*.

Die cap. 22, 2. im Bamb. und andern bei Drakenborch sich findende Wortstellung: *vis hostium ingens illata est* ist schon von Bekker berücksichtigt. §. 6. hat Bamb. fälschlicher Weise: *terrestris*. §. 7.: *omnis maritumos agros*. §. 8.: *maritumos agros*. §. 7.: *et praedonum a Chalcide naves, quae non mare solum infestum, sed etiam omnis maritumos agros Atheniensibus fecerant, non modo Sunium superare, sed nec extra fretum Euripi committere aperto mari se audebant.* Für *nec extra* geben Bamb. Lov. II. IV. V. VI. Harl. Mead. II. Dresd.: *ne extra*. Die Herausgeber nehmen *nec* in der Bedeutung von *ne — quidem*, über welchen Gebrauch Duker. ad Flor. 2, 8, 12. gesprochen hat. Madvig ad Cic. Finn. Excurs. III. p. 821. corrigirt: *ne extra fretum Euripi quidem committere* cett., indem er überhaupt den Gebrauch von *nec* in der angegebenen Bedeutung in die Zeit nach Augustus verweist. Quint. I. O. 10, 1, 90. 8, 6, 73. 10, 4, 5. 11, 1, 16. 11, 2, 39. Allein *nec* kann niemals so viel als *ne-quidem* bedeuten, und an allen den Stellen, wo ein einzeln stehendes *nec* zu dieser Annahme verleiten könnte, heisst es: auch nicht. cf. Reisig. Vorless. p. 429. und die in der Note 417 von Haase beigebrachten Citate. Fabri zu 21, 36, 17. — 23, 18, 4: *ita primis repulsis, Maharbal, cum maiore robore virorum missus*, nec *ipse eruptionem sustinuit*. 34, 32, 9: (crimina) *non quidem* nec *ipsa* mediocria. Unsere Stelle verlangt ein: *ne-quidem*; wir sind deshalb aber noch nicht gezwungen, die von Madvig vorgenommene Aenderung gut zu heissen

oder gar in den Text aufzunehmen. Die *Mss.* lesen, wie schon bemerkt, *ne extra;* und *ne* in der Bedeutung von *ne-quidem* kommt sowohl bei Livius, als auch bei anderen Auctoren des sogenannten goldenen Zeitalters vor. Auch spätere Schriftsteller verschmähen diesen Gebrauch nicht. — Liv. 44, 36, 8: *neque enim ne his cunctationem aperuerat suam*, wo sowohl die von Gronovius, als auch von Drakenborch vorgeschlagene Aenderung nutzlos ist. Die nach der gewöhnlichen Lesart hier noch anzuführende Stelle 33, 49, 3. ist von Kreyssig nach dem Bamb. verbessert und kann als gesichert betrachtet werden. Andere Stellen aus frühern und spätern Auctoren als Livius s. m. bei Haase a. a. O. Note 494. p. 587. Ueber *nec-quidem*, was Alschefski 1, 10, 3. aus P.M. aufgenommen hat, vergleiche man die von Drakenborch daselbst angezogenen Stellen mit der Bemerkung Fabri's ad 23, 30, 10.

Cap. 24, 5. lese man aus Bamb.: *ex specula.* Derselben Aenderung hätte sich Alschefski 30, 15, 4. enthalten sollen, da die bessten *Mss.: e servis* darbieten: — §. 9.: *et intra eam extraque latae viae sunt ut et oppidani derigere aciem a foro ad portam possent.* So ist aus Bamb. zu lesen, dem in der Wortstellung: *latae viae sunt* Lov. I. II. IV. VI. Harl. Meadd. Dresd. beistimmen. Für das Gewöhnliche: *dirigere* hat Bamb. allein *derigere.* Abgesehen davon, dass die ältesten *Mss.* der Form: *derigere* den Vorzug geben [Drak. ad 22, 47, 2. cf. 21, 47, 8.], wird man gewiss einräumen, dass zwischen *aciem dirigere* und *aciem derigere* ein bedeutender Unterschied sei. *Aciem dirigere* ist so viel als: *aciem instruere, ordinare* Drakenb. ad 34, 28, 6. Diese Erklärung, gegen deren Richtigkeit nichts einzuwenden ist, passt auf unsere Stelle eben so wenig, als 34, 28, 6. die Lesart des Cod. Mog.: *acie erecta* zulässig ist. cf. 1, 27, 5. 3, 18, 7. 10, 26, 8. Kreyssig ad 35, 28. p. 248. Von einer *acies directa* kann hier noch nicht die Rede sein, da es nachher erst heisst: *acie intra portam instructa, signa extulerunt.* Durch *derigere* wird hier die Richtung von einem höhern Orte nach einem tiefer gelegenen ausgedrückt. 1, 27, 5.: *derigit suos*, nach der von Alschefski aus P. aufgenommenen Lesart. In demselben Sinne steht vielleicht auch 37, 27, 4. nach der Schreibart des Bamb.: *quum derexissent ad terram proras.* 37, 27, 1: *derigebant cursum* von Samos nach Chios. 37, 23, 11: *in frontem derigere.* Die vielbesprochene Stelle 1, 11, 9. hat Alschefski nach: P. M. hergestellt. — §. 12. hat Bekker dem Cod. Bamb. folgend, *concitat equum* für *concitat in hostes equum* drucken lassen. Die Bestimmung: *in hostes* wegzulassen, scheint mir bedenklich, da die Worte in keinem andern Manuscripte fehlen und namentlich Bamb. bei aller seiner Güte bisweilen durch des librarius Nachlässigkeit nicht mit Unrecht verdächtigt werden kann. 3, 61, 9.: *concitant*

equos permittuntque in hostes. 10, 28, 6.: *equitatum in pugnam concitat.* 1, 28, 10.: *in diversum equi concitati.* 22, 17, 6.: *concitant se in fugam.*

Salzwedel. *Friedrich Bessler.*

Ein freies Wort über die Nummern bei den Maturitätsprüfungen.

Wir stehen in einem Zeitalter, welches trotz der ungeheuersten Forschritte der Erfahrungswissenschaften hinsichtlich der speculativen Wissenschaften sich einer Urkraft rühmt, vermöge deren man im Stande sei, Begriffe zu erzeugen, die das Mannichfaltige gleich einer Centralform zu beherrschen und zu erleuchten vermöchten. Wenngleich wir jetzt hier nicht darum hadern wollen, ob es nicht vielleicht besser sei, sich erst des Mannichfaltigen zu bemächtigen und aus diesem die wirksamen Reize durch Bearbeitung der widersprechenden Erfahrungsbegriffe auf sich einwirken zu lassen, so müssen wir doch für die Pädagogik, diejenige Wissenschaft, auf deren Gebiete wir hier verkehren, eine andere Behandlungsart in Anspruch nehmen, als vielleicht die meisten Anhänger der neuesten Philosopheme ihr zukommen lassen wollen. Denn in der Pädadogik scheidet sich nur in der Erfahrung das Wahre vom Falschen, und es müssen erst einzelne Partieen genau durchgearbeitet sein, ehe sich über den Vorzug dieses oder jenes Systems entscheiden lässt. Wohl würden wir über die meisten pädagogischen Fragen mit grösserer Bestimmtheit entscheiden können, wenn die heutige Tagespsychologie auf festeren Grundlagen ruhte, als nach dem Stande der jetzigen Philosophie möglich. So lange die Psychologie noch keine besseren Bürgschaften zu geben vermag, als jene im Zirkel sich einherdrehende Dialektik, wird es nicht rathsam sein, diese Wissenschaft auf die Pädagogik anzuwenden. Bei allen pädagogischen Fragen also, vorzüglich solchen, die sich zu einer populären Besprechung eignen, nimmt man am besten die Erfahrung zu Hülfe, wenigstens in sofern, dass man nicht mit vorgefassten reformatorischen Ideen an sie geht. Ist dann von der Erfahrung das nöthige Material geliefert, so hat man zu speculativen Untersuchungen den sichern Boden, und man läuft nicht Gefahr, mit Trugbildern zu kämpfen.

Dieser hier von uns aufgestellte Grundsatz ist bislang auch von den deutschen Staaten befolgt worden, und besonders von Preussen,

das unter allen in den Bestrebungen um Wissenschaft und Erziehung den ersten Platz behauptet. Denn auch in dem Punkte, den wir in dieser Abhandlung zum Gegenstande unserer Untersuchungen machen sollen, haben die Regierungen und besonders Preussen viel geändert, und dies nicht von willkürlichen Speculationen geleitet, sondern stets auf dem Boden der Erfahrung weiter bauend. Preussen war es, das die Nummerbezeichnungen, I, II, III bei den Maturitätsprüfungen einführte, und kurz darauf als Ergänzung IIa schuf; Preussen war es, dass sie alle wieder abschaffte. In Hannover, welches mit so rühmlichem Wetteifer Preussen auf der Bahn der Staatserziehung gefolgt ist, ist man auch hierin Preussens Beispiele gefolgt; nur hat man sich noch nicht zur Abschaffung der Nummern verstehen wollen. Vielleicht könnten diese Zeilen dazu dienen, die Augen scharfsichtiger auf diesen Gegenstand zu lenken. Im Uebrigen erinnern wir an den Spruch: „veniam damus petimusque vicissim.“ Bei den Fragen, ob man bei den Maturitätsprüfungen die Gradbezeichnungen I, II, III beibehalten soll oder nicht, möchte es wohl eine unerlässliche Vorfrage sein, inwiefern überhaupt der Ehrtrieb in der Pädagogik zulässig sei. Denn dass jene Gradbezeichnungen theilweise wenigstens auch in diese Rubrik gehören, wird Niemand läugnen. So wahr es nun ist, dass die Tugend frei sein, dass alle Erziehung dahin streben müsse, jene Charakterstärke der Sittlichkeit zu erzeugen, die das Gute seiner selbst willen thue, es zum Ziel seines Lebens, zum Richtmaass seiner Selbstbeurtheilung mache, so wahr es ferner ist, dass es kaum eine gefährlichere Klippe für die Entwickelung der wahren Sittlichkeit gebe, als die Begriffe von gewissen Ehrenprincipien, die man als Besitz vorzufinden, nicht durch Arbeit erwecken zu müssen glaubt, so wahr dies Alles ist, ebenso wenig dürfen wir aber auch übersehen, dass wir stets irdische Menschen und also einestheils nach dem vorgesteckten Ziele nur ringen können, anderntheils auch, weil wir unter und durch andere Menschen leben, uns gegenseitig helfen und nachgeben müssen. Verschieden sind die Kräfte, welche den Menschen nach dem ihm hier gesteckten Ziele unterstützen, verschieden die Resultate, welche er erreicht, verschieden also auch die einzelnen Stufen, auf welchen er sich bis zur Erreichung seines relativen Zieles befindet. Sollten nun auch nicht der Mittel, welche die Vorsehung dem Menschen auf den Weg mitgegeben hat, viele und nach dem jedesmaligen Bedürfniss verschiedene sein? Eben so wenig wie die Beschäftigungen der Menschen alle dieselben sein können, kann auch die Art und Weise seiner moralischen Bildung dieselbe sein. Im Gebiete der Erziehung werden wir also dem Ehrtriebe da seine Stelle anweisen müssen, wo der Charakter noch nicht diejenige sittliche Reife erlangt hat, vermöge welche er unbekümmert um Lob und Tadel das Gute blos seiner selbst willen thut.

Die Zucht aber soll den sittlichen Menschen erst schaffen, nicht ihn umschaffen, also gehört streng genommen der Ehrtrieb

als Erziehungsmittel noch in die ganze Zeit der Erziehung. Weil man aber mit Recht verlangt, dass der Jüngling sich sobald als möglich gewöhne nach Maximen zu handeln, so verlegen wir zuvörderst den Ehrtrieb am besten in die Knabenjahre. Wir sondern hier die innere Ehre, welche Eigenthum jedes sittlichen Menschen ist, von der äusseren, die hier allein in Betracht kommt.

Die Erziehung nun stellt sich äusserlich dar als ein Wechsel von Lob und Tadel. Soll aber der Tadel wirklich förderlich werden, so darf er, was leider so oft übersehen wird, nicht als Minusgrösse dastehen Der pädagogische Lehrer wird vor Allen sein Augenmerk auf das im Zöglinge vorhandene Gute, es sei auch noch so geringe, richten, dasselbe hervorheben und auf alle Weise begünstigen. Denn nur dann, wenn der Tadel etwas vorhandenes Gutes theilweise neutralisirt, nur durch den Gegensatz gegen den Beifall wird der Tadel pädagogisch wirken. Ein beständig getadelter Knabe achtet bald nicht mehr auf die Worte des Lehrers, sondern ärgert sich, dass der Lehrer ihn nicht nehmen will, wie er ist. Nun fragt sich aber, wie weit sich der Beifall (die äussere Ehre), welchen der Lehrer spendet und den zu spenden die schönste Seite der Zucht ist, erstrecken soll, ob er auf dem Gebiete der Schule verweilen, oder auch aus den Kreisen derselben bis in das öffentliche Leben hervortreten soll. Der Schüler lebt als solcher blos in der Schule und soll also in ihr allein seine Leitung finden. Ausserhalb der Schule steht der Schüler in strenger Abhängigkeit von Eltern und Vormündern, und ist weniger für seine Schritte verantwortlich, gerade weil er keine selbstständigen machen darf. In der Schule aber steht er gleichsam als selbstständiger Bürger eines kleinen Staates da, und muss als solcher Strafen und Belohnungen über sich ergehen lassen. Deshalb ist es nach meiner Meinung ganz unpädagogisch, Strafen und Belohnungen weiter geltend zu machen, als in dem Bereiche der Schule. So zweckmässig sie vielleicht da sind, so ganz werden sie ausserhalb der Schule ihre Bedeutung verlieren, weil das Maass der Anwendung nicht mehr dasselbe sein wird. Deshalb verwerfe ich alle jene äusseren Feierlichkeiten sowohl der Strafe als des Lobes, welche blos dazu dienen, der Jugend eine Meinung von sich zu geben, die weder mit ihrem Standpunkte, noch mit ihren Leistungen im Einklange steht.

Alle jene öffentlichen Acte, welche bisher zur Aushülfe der öffentlichen Erziehung nothwendig sind, wozu dienen sie anders, als die jungen Leute weit über ihre Stellung hinauszutragen? Künste des Scheines sind sie, welche vielleicht eine gewisse Freiheit der Bewegungen erzeugen, aber nur verderblich wirken, indem sie die ruhige Entwickelung eines festen Charakters hindern. An der Jugend ist gewöhnlich noch nicht viel Grosses weder zu tadeln, noch zu loben; deshalb überschreite man doch ja nicht das Maass darin, und, muss man bisweilen aus pädagogischer Rücksicht dasselbe weiter ausdehnen, so übertrage man es ja nicht auf andere Verhältnisse,

wo es unpassend, ja lächerlich sein würde. Diese Bemerkungen mögen unten zur Verdeutlichung dienen, wo wir uns kürzer fassen müssen.

Welches waren die Gründe für die Einsetzung der drei Classen bei der Maturitätsprüfung? Einestheils will der Staat wissen, wie die zum Besuch der Universität Befähigterklärten (denn das sollen sie alle sein) unter sich verschieden sind. Anderntheils soll es ein Sporn für den Jüngling sein, nach einem hohen Ziele zu streben, und ein wohlverdienter Beifall, wenn er es erringt. Nehmen wir zuerst den ersten Grund, so muss beim ersten Blick einleuchten, dass drei Abstufungen zu einer genauen Classification aller zur Universität abgehenden Jünglinge durchaus nicht genügen können. Man fühlte dies auch von Seiten des Staates, indem man noch eine neue Nummer, II. mit Auszeichnung schuf, weil man bemerkte, dass in die zweite Classe doch zu heterogene Bestandtheile gewiesen wurden. S. 21. II. c. der hannöv. Instruction 22. Mai 1839. Bei den anderen Classen fühlte man die Unzulässigkeit der Eintheilung weniger, weil Nr. I. nun einmal das höchste Ziel war, und es keinem unangenehm sein konnte, sich so anderen gleichgestellt zu sehen. Nr. III. bekommen nun einestheils wenigere, und weil sie bald eine Nummer levis notae wurde, hatte man keinen Grund, sich über Gleichstellung zu beklagen; theils mochte sie auch gerechter gegeben werden, und dann verbindet sowohl das Glück als das Unglück die Menschen zum Kastengeist. So auch bei Nr. I. und III. Bei Nr. II. dagegen musste der Uebelstand sich deutlich herausstellen, und man schuf deshalb Nr. II. mit Auszeichnung. Es ist nun schon an und für sich ein böses Prognosticon für diese vierfache Abstufung, dass die dreifache, ihre Vorgängerin, diesen Anforderungen nicht entsprechen konnte. Sollte wohl diese eine Classe mehr zur genauen Abstufung hinreichen? Es war nichts als unnütze Reparatur an dem morschen Gebäude, und man hätte besser gethan, es ganz einzureissen und ein neues an seine Stelle zu setzen.

Der Staat, sagt man, will seine zukünftigen Diener, auch hinsichtlich ihrer vorbereitenden Kenntnisse genau kennen lernen; denn sage man ja nicht, den ganzen Menschen hinsichtlich seiner Charakterbildung. Denn das ist bei der Einrichtung der Nummern unmöglich, wo dem Wissen ein so bedeutendes Uebergewicht gegen die ganze geistige Entwickelung eingeräumt worden ist. Wenn nun das Wissen, wie wir unten sehen werden, das bedeutendste Moment für die Nummerbezeichnungen ist, so frage ich wiederum: wie soll der Staat nach den blossen Nummerbezeichnungen ein klares Bild von den Kenntnissen des jungen Mannes gewinnen? Dazu dient das Zeugniss, wird man entgegnen, indem die erstiegenen Stufen in allen Fächern genau verzeichnet sind. Nun gut, also soll sich der Staat doch die Mühe geben, die einzelnen Zeugnisse genau durchzusehen, und die Nummern sollen ihm vielleicht bloss eine An-

leitung sein, wie er den jungen Mann nach dem Vorgange der Lehrer, die ihn genauer kennen müssen, richtig zu beurtheilen habe. Dagegen streitet aber erstlich, dass der Staat selbst genau festgesetzt hat, wie viel das Wissen in diesem oder jenem Fache, wie viel das Betragen bei der Festsetzung der Totalnummer gelten solle, und also den Lehrern ein blosses Rechenexempel hinterlassen hat. Weshalb übernimmt er denn nicht selbst diese kleine Mühe und begnügt sich dagegen mit einem Producte aus unbekannten Factoren?

Dazu kommt, dass der Standpunkt, von welchem aus die Beurtheilung des jungen Menschen als Abiturus geschehen ist, nach einigen Jahren ein ganz veränderter sein muss. Der Staat hat dann andere Mittel zur Kenntniss des angehenden Staatsbürgers nöthig und findet sie auch. Zur jetzigen Beurtheilung kann ihn blos das positive Wissen interessiren, und dies kann er durch seine Nummern kennen lernen, welche von so vielen Einzelheiten und Zufälligkeiten bedingt werden. Wie die Sachen jetzt stehen, glaube ich unbedingt, dass die Nummern der richtigen Beurtheilung von Seiten des Staates mehr schaden als nützen, indem man sich mit dieser unvollständigen Classification begnügt, anstatt die Zeugnisse selbst von Neuem anzusehen, wo man sich das für einzelne Zwecke Passende herausnehmen könnte. Nur dann liesse sich eine vernünftige Controle von Seiten des Staates denken; nun sieht man aber, dass die Erwartung, die man nach den Nummern von diesem oder jenem hegte, oft ganz anders auslief, und man kommt bald dahin, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Der andere Grund, den wir anführten, war, dass es dem Jünglinge ein Sporn sein solle zu grössern Anstrengungen, und ein wohlverdientes Lob bei erreichtem Ziele. Nehmen wir die früheren Betrachtungen über den Ehrtrieb wieder auf, so springt sogleich in die Augen, dass ein solches Streben der äussern Ehre halber bei einem zur Universität abgehenden Jünglinge sehr misslich ist, indem er dann schon in dem Alter steht, wo er nach Maximen handeln soll. So lange die Zucht noch eine haltende ist, sind solche Beweggründe, welche aus dem Streben nach äusserer Ehre entspringen, weder ganz zu verwerfen, noch zu entbehren. Haben aber erst Maximen in dem Zöglinge gewurzelt, so ist allerdings ein solches Streben, welches gar zu leicht in ein Jagen nach bloss äusserem Glanze ausartet, zu missbilligen. Man trenne hiervon wohl, dass der Jüngling dahin streben soll, sich ein gutes Zeugniss zu erwerben, wodurch er sich und den ihm Nahestehenden beweise, dass er seine Zeit gut angewendet habe, und wodurch er bei den Behörden in Zukunft seine Qualification in diesem oder jenem Fache ausweise. Hat er ein gutes Zeugniss bekommen, so bedarf es nicht mehr einer Nummer, um sich bei anderen Leuten, an deren Urtheil ihm gelegen sein muss und kann, auszuweisen. Wer Antheil an ihm nimmt und an dessen Urtheil ihm gelegen sein muss, wird sich schon die Mühe geben, das Zeugniss selbst einzusehen. Die Num-

mern, wem anders können sie nöthig sein, als dem grossen Publikum, dessen Urtheil dem Abiturus, wenn auch nicht in malam, doch in bonam partem gleichgültig sein kann? Niemand darf allerdings dasjenige gleichgültig übersehen, was man schlechtes im Publikum über ihn aburtheilt. Wie hoch aber dasselbe ihn über diesen oder jenen stelle, muss und kann ihm gleichgültig sein, da er doch ein solches Urtheil nie zur Richtschnur seines Handelns machen wird. Hat also Jemand Nr. I. oder II. bekommen, kann es ihm nichts verschlagen, was das grössere Publikum darüber urtheile. Hat er aber III. bekommen, so kann ihm blos in dem Falle etwas daran gelegen sein, wenn dieselbe eine Art Infamie nach sich zieht. Denn thut sie es nicht, so trifft das früher Gesagte wieder zu; thut sie es aber in der That, wie es jetzt gewöhnlich angesehen wird, so bitte ich folgendes zu bedenken. Erstlich frage ich, wer ist berechtigt und befähigt, über einen Abiturus das entscheidende Urtheil zu fällen, die Prüfungscommission oder das Publikum? Gewiss die Erstere! Nun, dann kann dem Abiturus an dem Urtheile des Publikums nichts gelegen sein. Denn weshalb bekommt Jemand III.? Weil er nicht die verlangte Qualification in vollem Maasse besitzt. Vielleicht war dies seine eigne Schuld, vielleicht aber auch verschuldete es eine stiefmütterliche Natur, oder ein schlechter Jugendlehrer, oder ein kränklicher Körper, oder eine zu specielle Neigung für dieses oder jenes Fach. Gibt es doch z. B. viele Naturen, die trotz aller sonst günstigen Organisation keine Empfänglichkeit besitzen, bei denen die Beschäftigung mit denselben nur niederdrückend und als ein unorganischer Körper hemmend wirkt. Nun geht ein derartiger Jüngling von der Schule ab, der bei aller Charaktergüte, bei allen sonstigen Anlagen aus Mangel an Empfänglichkeit den Anforderungen des Gesetzes nicht genügt, soll nun auch der dem infamirenden Urtheil des Publikums anheimfallen? Denn man bedenke wohl, was es heisst, über einen Jüngling ein so entschiedenes Urtheil zu fällen, als es in den schroffen Nummern dasteht. Nein, wird man sagen, tritt wirklich ein solcher Fall ein, so kann kein vernünftiger Pädagog solches wollen, sondern man wird nun auf alle Weise beim Abgange das Harte der Nr. III. zu versüssen suchen. Man bestimmt das Publikum als medium der Beurtheilung; seht zu, dass es nicht unrichtige und falsche Töne wiedergebe. Wer steht dafür, dass jene erklärenden und mildernden Worte ihn allenthalben begleiten, wer verhindert es, dass das tadelsüchtige Publikum stets nur die Nr. III. im Gedächtnisse aufbewahre, und nicht die Art und Weise, wie sie erreicht ward. Dass man es selbst gefühlt hat, wie wenig dergleichen Abstufungen bezeichnende Prädicate ein lebensfrisches Bild des geistigen Lebens eines Abiturus geben können, beweist die Vorschrift des §. 23. der hannöverschen Verordnung, der zufolge statt der unerfreulichen Trockenheit der nackten Prädikate anempfohlen wird, den Standpunkt des Geprüften näher anzugeben, namentlich die sittliche Reife, den wissenschaftlichen Sinn und die sonstige Eigenthümlich-

keit des Abiturus, damit ein lebendigeres Bild von seinen Leistungen und Fähigkeiten entstehe, und die Beweggründe, aus welchen ihm gerade dieses Zeugniss gegeben sei, klar würden. Hierin liegt ein wenn auch dunkles Geständniss eines doppelten Fehlers. Erstlich, wenn die nackten Praedikate den Jüngling nicht bezeichnen können, wenn die Leser, welche noch dazu mit den speciellen Verhältnissen der Prädikate nicht bekannt sind, dadurch nur ein ziemlich unbestimmtes Bild von den Leistungen des jungen Mannes erhalten können, wenn dem so ist, welche Ungerechtigkeit dann gegen den Abiturus, ihn einem so unsicheren und auf dem Meere der Laune umhergetriebenen Urtheil des Publikums auszusetzen! Man rühmt die heilsame Scheu vor der Infamie, welche die öffentliche Stimme der Nr. III. beilegt. Nun gesteht man aber auch wieder, dass die nackten Nummern kein lebendiges Bild von dem Standpunkte des Abiturus enthalten können, am wenigsten für denjenigen, dem die Bedeutung der Prädicate unbekannt ist. Hebt man die Totalnummern auf, so muss ein Jeder, der urtheilen will, das Zeugniss selbst einsehen, und dann urtheilen blos diejenigen, welche an der Sache Interesse und Befähigung dazu haben; der grosse Haufe aber schweigt, was stets ein grosses Glück ist.

Der zweite Fehler liegt darin, dass man das wissenschaftliche Interesse, die sittliche Reife und die sonstigen Eigenthümlichkeiten nicht als Hauptbedingungen der Nummerbestimmungen gelten lassen will und sie doch am Ende beifügt, gleichsam einer Novelle, die nach Aufhebung des Gesetzes publicirt wird. Denn man sucht vergebens in der ganzen Instruction nach einem andern leitenden Principe der Reifebestimmung, als dem der Kenntnisse. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu streiten, ob der Vorrath der erlangten Kenntnisse, oder der vergrösserte Fond des geistigen Lebens über die Abgangsreife eines Abiturus entscheiden müsse; hierher gehört nur die Bemerkung, dass nach der jetzigen Einrichtung Kenntnisse im weitesten Umfange des Wortes über die Abgangsreife eines Abiturus entscheide, und dass man bei mässigem Fleiss, Gedächtniss und einem gewöhnlichen Verstande leicht die Nr. I. erreichen kann. Der Mangel eines durchgreifenden Princips der Nummernbestimmung ist der Hauptfehler des ganzen Nummernwesens. Liest man die Instruction, so sind Kenntnisse das Ueberwiegende, im Publikum legt man ausserdem den des Verstandes an, die Schüler urtheilen fast gemeiniglich mehr nach dem letzteren als ersten.

Zuerst nun sind Charakterreife und sittliche Entwickelung in der Wirklichkeit Nullen bei der Nummernbestimmung. Denn es stehen zwar in §. 21. der Instruction (unter der hier stets die hannöversche verstanden wird) unbescholtene Sitten und lobenswerthe Aufführung als Requisite von Nr. I. und II. da. Dies aber verlangt man von jedem Schüler als solchem, und es wäre sehr schlimm um die Schule gestellt, wo man die Negation der schlechten Sitten verlangen müsste. Das

Positive aber, die Charakterstärke der Sittlichkeit ist nirgendwo Maassstab der Beurtheilung.

Zwar ist die Idee, dass die Gymnasien keine Unterrichts-, sondern Erziehungsanstalten sein müssen, bei vielen noch nicht zum Bewusstsein gekommen, und bei noch mehrerern mit Gewalt zurückgedrängt. Gut, seien sie noch Orte, in denen bloss die eine Seite der Erziehung repräsentirt wird, gut denn, aber dann auch nichts Halbes. Sind die Gymnasien bloss solche Lehranstalten, und sind die sogenannten Erziehungsmittel bloss zufällige oder Mittel der Regierung, dann muss der Abiturus bloss nach seinen Kenntnissen beurtheilt werden, und wenn ihr diese für die Factoren der geistigen Entwickelung haltet, so deducirt auch das Product aus den vorliegenden Factoren; nur glaubt nicht dadurch, dass ihr wo möglich Alles nóch hinzuthut, ein körniges Ganze zu erhalten.

Seid ihr der entgegengesetzten Ansicht, so müsst ihr den ganzen Unterricht sammt seinen Vertretern und Organen ändern; das geht nicht; also weg mit den seidenen Fetzen, und bedenkt, dass, wenn man einer Vorschrift der hohen Anforderungen wegen nicht entsprechen kann, viele Menschen nur gar zu leicht auch in den erreichbaren Punkten leichtsinnig werden. Fahren wir nach dieser Amputation der Frage in unsern Betrachtungen fort.

Daraus nun, dass so verschiedene Maassstabe der Beurtheilung angelegt werden, ergibt sich nun das natürliche Resultat, dass die Rechnung nicht stimmt. Vorzüglich aber trifft dies von Seiten der Schüler zu: denn es ist nicht zu läugnen, dass die Schüler den Grad der Verstandesreife und geistiger Befähigung eines Abiturus oft genauer und unbefangener beurtheilen, als die Lehrer; denn jenen stehen mehrere Wege offen und geistige Superiorität thut sich oft noch mehr im Leben als in der Schule kund.

Nun zeigt sich nur zu oft, wie auch meine kurze Erfahrung als Schüler mir gezeigt hat, dass die Nummern lange nicht mit dem taxatum der Schüler über die geistige Ausbildung der Abituren übereinstimmt. Man gibt dann vielleicht zu, dieser oder jener besitze hier oder darin mehr positive Kenntnisse, aber man will die geistige Ausbildung mit angeschlagen haben und späterhin stellt sich das Prognosticon der Schüler gemeinlich als das Wahre heraus. Jedoch wir kommen auf diesen Punkt zurück.

Sage man nun ja nicht, aus den Kenntnissen, wie sie jetzt beurtheilt würden, aus den Aufsätzen, aus der langjährigen Meinung der Lehrer müsse sich ein sicheres Resultat für die geistige Ausbildung des Abiturus ergeben. Die menschlichen Seelen lassen sich nicht in Schemata bringen; man kann sie nicht anatomisiren, dass man ihren Inhalt zu Tage fördern könnte; von einem unbedeutenden Uebel dirigirt vielleicht eine Vorstellungsweise den ganzen Menschen. Gibt es nicht Naturen, die mitten im Ueberfluss darben, weil sie entweder von keiner Speise genug essen, um ihren eigenthümlichen Geschmack zu erproben, oder weil sie sich durch

zu viele und zu heterogene Speisen den Magen verderben. Andere dagegen finden bei spärlicher Kost hinreichende Nahrung, weil sie das Wenige gut verdauen. Viele grosse Männer haben an einer kleinen unbedeutenden Wissenschaft ihren Geist gross und stark gezogen; ja Franklin und Ernst Schulze erhielten ihre Bildung aus schlechten Romanen. Sodann gibt es Naturen, die den Eindrücken von Aussen her nicht leicht zugänglich sind, lieber ihren eigenen Neigungen folgen, und auf die jeder geistige Zwang nur wie eine Last drückt, nach deren Abnahme sie elastischer in ihre frühere Lage zurückkehren. Dagegen vermag oft selbst die beste Erziehung wenig.

Diese flüchtig hingeworfenen Bemerkungen sollen nicht dazu dienen, einen Ultraliberalismus in den Schulen zu predigen; sie sollen bloss den Wahn aufdecken, dass Kenntnisse nicht stets ein sicheres Zeugniss von der geistigen Höhe des Schülers liefern, und dass, selbst zugegeben, bei dem Examen würde die geistige Entwickelung hinlänglich mit angeschlagen, man doch nach demselben nicht aburtheilen kann über die Eigenthümlichkeit dieses oder jenes.

Wolle man nun aber nicht jene obigen Bemerkungen über die Verschiedenheit der Neigungen und Charaktere durch die eine Bemerkung entkräftigen, dass nach der neuen Instruction den Neigungen ein grösseres Feld ertheilt sei. Denn soll die Schule ihrer Bestimmung gemäss den Schüler von allen Seiten bearbeiten, alle Interessen hervorzurufen suchen, wenngleich noch viele in den Rubriken der Schulpläne nicht zu finden sind, soll das Resultat der Schulbildung eine allseitige Anregung aller sogenannten Seelenvermögen sein, dann ist jede Abweichung von diesem Plane, sie heisse wie sie wolle, verderblich und dem innersten Wesen der Schüler zuwider. Jede Trennung wissenschaftlicher Bestrebungen ist schädlich da, wo nur bloss nach allgemeiner Bildung gestrebt wird, zumal wenn die Schüler es wissen. Denn die Schule soll keine Mathematiker, keine Literaten, keine Historiker bilden; aber sie soll alle die verschiedenen Interessen wecken, auf dass ihre verschiedenen Strahlen, wie in einen Brennspiegel, den der Beförderung des geistigen Lebens zusammenfallen. Will man den Neigungen ein Feld öffnen, was in der obersten Classe allerdings mit obigen Sätzen vereinbar ist, so müssen die Nummern weg. Dann könnt ihr jede Wissenschaft, in der er zurückblieb, hart dressiren, könnt seine Eigenthümlichkeit hervorheben; aber ihr seid nicht genöthigt einen talentvollen Menschen mit weit minder begabten in eine Classe zu setzen.

Jetzt bestimmen die Nummern den Grad der Schulkenntnisse, während die Schüler den Maassstab geistiger Reife anlegen. Weil nun die spätern akademischen Resultate so selten mit den Erwartungen der Schulzeugnisse übereinstimmen, so entsteht Missachtung derselben, und man braucht sich in dieser Beziehung nicht erst

auf die Studenten zu berufen, sondern man frage nur bei den Professoren an, wie wenig die akademischen Leistungen sich nach den Schulzeugnissen richten. Statt einer heilsamen Scheu also vor der No. III., welche man für die Beibehaltung der Nummern anzuführen pflegt, glaube ich, dass folgender Uebelstand die Folge ist. Entweder gibt sich der schwache Schüler in der letzten Zeit viel Mühe, sucht vieles sich einzuprägen, wozu er sonst keine grosse Neigung hatte, und erreicht es so wirklich, dass er No. II. bekommt. Hat er aber dadurch seine geistige Entwickelung wirklich gefördert, oder hat er sich mit einer Bürde belastet, die er wegwirft, so bald er kann? Oft habe ich die Erfahrung gemacht, dass die, welche auf der Schule durch angestrengten Fleiss in der letzten Zeit No. II. erlangten, die ersten waren, die sich von allen Humanitätsstudien lossagten, und sich freuten, die eingelernten Kenntnisse so bald wieder vergessen zu haben. Man werfe nicht ein, dass ein Jeder, der II. bekommt, die Sache auch wirklich mit freier Liebe getrieben, und in succum und sanguinem vertirt habe. Das kann kein Lehrer in jedem Falle beurtheilen, noch auch hoffe man, dass der Abitur auf der Universität die Liebe zu den Humaniora gewinne. Dort hat man auch wenig Achtung für die Nummern, und man sieht darauf, was der Student jetzt leistet, nicht was er geleistet hat.

Im anderen Falle, wenn der Abiturus No. III. bekommt, so ist das gewöhnliche Gefühl Verstimmung, wenngleich man einzelne Fälle nicht läugnen kann, in denen die No. III. ein Insichgehen erzeugte. Gemeinlich aber vergleicht er sich mit anderen, nicht bloss seiner Schule, sondern auch anderer, und dann findet er gar leicht, dass er doch wohl diesem oder jenem mit No. II. gleich stehe, denn die Nummern werden trotz aller Gesetze lange nicht an allen Schulen gleich gegeben, noch wird der Unterschleif allenthalben auf gleiche Weise verhütet. Um dies genauer zu kennen, gehe man auf die Universität, die selbst der Arbeitsplatz des Unterschleifes ist. Daraus entsteht nothwendig Missachtung gegen die Nummern, gegen die Schule, ja selbst gegen die Lehrer, wodurch oft das schönste Verhältniss getrübt wird.

Gibt der Abiturus mit III. sich dann Mühe auf der Universität, und macht ein gutes Examen, so glaubt ja nicht, dass ihr dies mit Sicherheit der No. III. zuschreiben könnt. Ich bin der Meinung, dass sehr wenige, so lange sie Studenten sind, ihrem Abiturenexamen Gewicht beilegen, und oft ist es die grössere geistige Entwickelung, die diejenigen, welche No. III. bekamen, trotz ihrer geringeren Kenntnisse mehr leisten liess, als andere mit II. Die Scheu vor der No. III. kann höchstens bewirken, dass der Schüler sich ein Maass von Positivis aneigne, das ihm vielleicht zu No. II. verhilft, seiner geistigen Entwickelung aber wenig hilft.

Wir könnten jetzt noch viele wichtige Punkte, die gegen die Nummern sprechen (denn treffen manchen aus ihnen auch alle Prüfungen überhaupt, so doch vorzüglich die Nummern, weil bei ihnen



… zu geben, die nur
… Wehr- und Lehr-
… der andere Staa-
… dank zeugen, wenn
… n. Jedoch vieles ist
… Ziele zustrebt, und
… lem, dass auch dieses
… den strengsten An-
… deren sich der preus-
… werden darf. Wie
… seinen vollendetsten Er-
… ist, und nach dieser und
… entgegentritt, so auch mit
… aber den hohen Behör-
… Entwickelung vom ersten
… staatlichen Ziele übertragen ist,
… höchst schwierige Aufgabe
… doppelte dar, einmal durch
… Fertigkeiten, welche in den Unter-
… dert werden sollen, den intellec-
… damit zugleich diese selbst zu he-
… sten Mittel dazu, wie durch Einrich-
… des Lehrstoffs, Disziplin etc. anzu-
… ziehungen bereits geschehen ist und
… zu klar am Tage, als dass wir uns
… auch nur leise anzudeuten. Es würde
… bereits Erstrebten zeugen, wenn wir
… Staatsbehörden ganz der Ueberzeugung
… vielen Erscheinungen, die ein gedeihliches
… ngungen bedingen, ihre Hauptsorge auf die
… keit der Träger der Bildungsanstalten — der
… Darum sind denn auch Maassregeln vielfa-
… um einen Lehrerstand zu schaffen, der
… bewusst ist, und welchem demnach
… die Hand gegeben werden, die seiner
… seinem zu erstrebenden Ziele förder-
… r geschehen von den obersten Unter-
… sitäten an bis zur kleinsten Landschule.
… Plane aufzuzählen, welcher Begünstigun-
… noch weniger was für die Volksschulen
… e Sorge für letztere ist natürlich meistens
… ter Beaufsichtigung und Leitung des Staa-
… Wir beschränken uns hier auf eine kurze
… Verhältnisse der Gymnasien und solcher
… m Bedürfnisse der jüngst verflossenen Zeit
… benfalls ihre Zöglinge den Universitäten zu-
… ie Real- oder höheren Bürgerschulen.

der Unterscheidungen so viele sind) hier erörtern; jedoch der Raum gebietet uns sie nur aufzuzählen.

Hierher rechne das durch jedes Examen, besonders aber durch die Nummern beförderte sclavische Einlernen in den letzten Zeiten, was trotz aller Gesetze und trotz aller Ermahnungen, dass es nicht helfen wird, dennoch geschiehet; den nachtheiligen Einfluss durch versuchten Unterschleif auf abgehende und zurückbleibende Schüler; die wunderbare Zusammensetzung der Prüfungs-Commissionen aus Lehrern und Nichtlehrern; die leicht möglichen Differenzen zwischen den Mitgliedern einer Commission; die von den Schülern oft grundloss diesen oder jenen Mitgliedern beigelegten Parteilichkeiten; die wenn auch oft aus falschen Gründen unter den Schülern entstehenden Verstimmungen, sodann der Hochmuth, den eine gute Nummer erregt, zumal bei wenig Anstrengung und geringer Charakterreife, die, wie wir gesehen, nicht hoch in Anschlag kommt. Endlich bedenke man noch, ob es in jetziger Zeit überhaupt wünschenswerth sei, dass ein schwach begabter Schüler, wenn man überhaupt die Examina in ihrer jetzigen Gestalt beibehalten will, zur Universität abgehe. Schneidet ihnen die Ausflucht der No. III. ab, so werden sie von vorn herein darnach streben, No. II. zu bekommen. Denn die Trägen denken nun, wenn es schlimm gehet, bekommst du doch No. III. und kannst doch zur Universität abgehen, wo alle Nummern gleich sind.

Schafft die Nummern ab; statt des Nummernstrebens wird freie Geistesthätigkeit sich entwickeln, und keine Schule wird nöthig haben, durch das Schreckmittel der dereinstigen Vergeltung beim Abiturenexamen auf die Schüler zu wirken.

Gute Schüler werden nicht mehr nach der höchsten Nummer jagen, sondern für wahre Geistesentwickelung sorgen, mittelmässige ihren Kopf nicht vor dem Examen mit unnützem Ballast anfüllen, und schlechte werden sich weit mehr scheuen, sich dem Examen zu unterziehen, wenn die Gefahr des Durchfalles leichter ist, als wenn ihnen die Hinterthür einer nur für kurze Zeit unangenehmen Nummer offen steht.

Ueber die äussere Stellung der Lehrer an den preussischen Gymnasien.

Wie Preussen den übrigen Staaten Deutschlands durch seine hochherzigen Bestrebungen in allem, was nationale Entwickelung und echtes Deutschthum betrifft, vorangeht; so sehen wir auch, dass dasselbe durch seine ganze Haltung den Beruf in sich fühlt,

auch den äusseren Erscheinungen die Richtung zu geben, die nur Erspriessliches hoffen lässt. Es ist besonders das Wehr- und Lehrwesen, welches eine Entwickelung bekundet, nach der andere Staaten vergebens ringen, und es würde von Undank zeugen, wenn die erfolgreichen Bestrebungen verkannt würden. Jedoch vieles ist erst noch im Werden, das dem vorgesteckten Ziele zustrebt, und wir finden besonders in dem Unterrichtssystem, dass auch dieses zu einem Ergebnisse gelangen werde, welches den strengsten Anforderungen, die für die Höhe der Bildung, deren sich der preussische Staat erfreut, in Anspruch genommen werden darf. Wie aber alles menschliche Schaffen selbst in seinen vollendetsten Erscheinungen noch hier und da lückenhaft ist, und nach dieser und jener Seite hin unbefriedigten Wünschen entgegentritt, so auch mit unserm Schulwesen. Dies kann und wird aber den hohen Behörden, denen die Sorge über die nationale Entwickelung vom ersten Keime des Staatslebens an bis zum staatlichen Ziele übertragen ist, nicht entmuthigen, mit Consequenz die höchst schwierige Aufgabe zu lösen. Diese nun stellt sich als eine doppelte dar, einmal durch die Wissenschaften, Künste und Fertigkeiten, welche in den Unterrichtsanstalten gepflegt und gefördert werden sollen, den intellectuellen Zustand der Nation und damit zugleich diese selbst zu heben, zweitens die zweckmässigsten Mittel dazu, wie durch Einrichtung, Lehrmethode, Vertheilen des Lehrstoffs, Disziplin etc. anzuwenden. Was in letzteren Beziehungen bereits geschehen ist und noch immer geschieht, liegt zu klar am Tage, als dass wir uns gemüssigt sehen sollten, das auch nur leise anzudeuten. Es würde daher von Unkenntniss des bereits Erstrebten zeugen, wenn wir verkännten, dass die hohen Staatsbehörden ganz der Ueberzeugung leben, wie unter den vielen Erscheinungen, die ein gedeihliches Ergebniss ihrer Anstrengungen bedingen, ihre Hauptsorge auf die Bildung und Tüchtigkeit der Träger der Bildungsanstalten — der Lehrer zu richten ist. Darum sind denn auch Maassregeln vielfacher Art getroffen worden, um einen Lehrerstand zu schaffen, der sich seiner hohen Bestimmung bewusst ist, und welchem demnach auch die äusseren Mittel an die Hand gegeben werden, die seiner einflussreichen Stellung und seinem zu erstrebenden Ziele förderlich sind. Grosses ist dafür geschehen von den obersten Unterrichtsanstalten — den Universitäten an bis zur kleinsten Landschule. Es liegt nicht in unserem Plane aufzuzählen, welcher Begünstigungen sich jene erfreuen, noch weniger was für die Volksschulen geschehen ist. Denn die Sorge für letztere ist natürlich meistens den resp. Gemeinden unter Beaufsichtigung und Leitung des Staates selbst überlassen. Wir beschränken uns hier auf eine kurze Darstellung der äussern Verhältnisse der Gymnasien und solcher Anstalten, die aus dem Bedürfnisse der jüngst verflossenen Zeit entstanden sind und ebenfalls ihre Zöglinge den Universitäten zuführen — ich meine die Real- oder höheren Bürgerschulen.

Diese genannten Mittelschulen haben sämmtlich beinahe dasselbe Ziel, welches in dem Abiturienten-Reglement 1834 genau angegeben ist, und durch dieselben Mittel erzielt wird; man sollte daher auch erwarten, dass für das Lehrer-Personal, welches die Zöglinge obigem gleichen Ziele zuführt, in gleicher Weise Sorge getragen würde. Dem ist aber nicht so, wie aus der Darstellung der äussern Dienstpragmatik, die die Gymnasiallehrer Theobald und Braun zu Cassel im Jahre 1840 von den preussischen, hessischen und vielen anderen Gymnasien aufgestellt haben, deutlich hervorgeht.

Wir reduziren die äussere Lage der Gymnasiallehrer auf zwei Punkte, 1) auf ihre Besoldung, 2) auf ihre Titel und Stellung zu den übrigen Beamten. Was die Besoldung betrifft, so kann nicht wohl an alle Anstalten derselbe Maassstab angelegt werden, da viele derselben reine Staatsinstitute, andere bloss städtische Anstalten, wieder andere gemischte sind, d. h. deren Dotationsfonds, die ihren Ursprung aus städtischen Mitteln herleiten, vom Staate Zuschüsse erhalten, endlich sind noch mehrere Schulen, die ihre Existenz besondern Corporationen verdanken, so die Ritterakademien zu Brandenburg, Liegnitz und Bedburg, oder die von einzelnen Familien gestiftet sind, z. B. die von Witzlebensche Klosterschule zu Rossleben. Selbst die reinen Staatsanstalten schöpfen ausser dem Schulgelde, das die Zöglinge entrichten, nicht aus der gemeinsamen Quelle, wie z. B. das Gymnasium zu Erfurt und andere Gelehrten-Schulen, die ihr Bestehen der neueren Zeit verdanken, sondern existiren durch die Beiträge von Fonds, welche von aufgehobenen Stiftern, Klöstern etc. herrühren. Je grösser nun die Mittel sind, deren sich eine Anstalt erfreut, desto besser ist für die Anstalt in ihren Lehrern und Attributen, als Bibliothek, physikalischem Cabinet, Turnapparat, gesorgt. Wer nun das Glück hat, an eine reichlich dotirte Anstalt zu kommen, kann nach kurzer Frist leicht das Doppelte an Gehalt beziehen, als sein College, der dasselbe Dienstalter und dieselben Functionen hat. Es mag bei der grossen Verschiedenheit der Dotationsfonds mit vielen Schwierigkeiten verknüpft sein, eine bestimmte Norm von Gehalten aufzustellen; ein Minimum oder Maximum dürfte aber doch eher anzugeben sein, wie wir an den katholischen Gymnasien der Provinz Schlesien sehen. Was die städtischen Gymnasien betrifft, so liesse sich für diese leicht dadurch sorgen, dass ihre Existenz in Frage gestellt wird, wenn die Gehalte nicht eine bestimmte Höhe erreichen, und das ganz billig. — Macht man dieselben Forderungen an die Leistungen der städtischen Gymnasiallehrer, so müssen sie auch ihren Collegen in den Staatsanstalten gleich gestellt werden. Auch liesse sich die Lage mancher Lehrer verbessern, wenn solche Gymnasien, die nicht mindestens einen steten Bestand von 105—110 Schülern haben, auf 5 Klassen und somit auf ein kleineres Lehrer-Personal beschränkt würden [1]).

1) Hierbei soll nicht unbemerkt bleiben, dass an vielen Anstalten mit gleichviel Classen und Schülern nicht gleichviel Lehrer angestellt sind.

Reicht aber auch das noch nicht hin, so dürfte es der Staat bei der Wichtigkeit des Einflusses der besprochenen Unterrichtsanstalten auf gerade die Gebildetsten unter den Staatsangehörigen seinem eigenen Interesse angemessen finden, die Lehrer solcher Institute mit den Beamten in andern Branchen gleichzustellen.

In Betreff des zweiten Punktes, Titel und Stellung der Lehrer zu den übrigen Staatsbeamten anlangend, ist in der jüngsten Zeit zum Theil durch eine Cabinetsordre gesorgt worden, freilich (mit Ausnahme der Directoren) auf eine Weise, die für das gesammte Lehrer-Personal wenig Aufmunterung darbietet. Es sollen nämlich die Lehrer, denen das Prädikat Professor ertheilt wird, mit den ausserordentlichen Professoren an den Universitäten rangiren [1]), und folglich dieselbe Stellung haben, welche die Assessoren bei den Regierungen, Oberlandesgerichten und Intendanturen einnehmen. Wenn man aber bedenkt, dass Letztere zu dieser Stellung in einem Zeitraume von 5 bis 6 Jahren nach absolvirten Universitätsstudien gelangen, der Professortitel aber erst nach vieljähriger, bewährter Dienstführung ertheilt wird und demnach der ersten Abtheilung von Beamten, obgleich sie noch vor kurzem Schüler der Letztern waren, viel früher eine ehrenvolle Stellung zu Theil wird, als ihren Lehrern: so scheint darin eine grosse Härte für das ganze Lehrer-Personal zu liegen. Dass die ausserordentlichen Professoren an den Universitäten auch nicht höher rangiren, als die Assessoren an den Landes-Collegien, kann nicht maassgebend sein, da diese, wenn sie sich sonst auszeichnen, gewöhnlich bald in eine ordentliche Professur einrücken und ihre Stellung ohnehin eine sehr beschränkte ist, da sie weder Mitglieder des Senats, noch Dekan, noch Universitäts-Rector oder Prorector werden können, und ihr Amt überhaupt nur als Uebergang zu einer ordentlichen Professur, die erst eine abgeschlossene Wirksamkeit enthält, angesehen werden kann. Daher sind auch grösstentheils nur junge Männer ausserordentliche Professoren, wogegen diejenigen von den Oberlehrern, welche mit dem Professortitel begnadigt werden, meistens im vorgerückten Alter stehen. Ausserdem haben die ausserordentlichen Universitäts-Professoren den Vorzug, ihr Patent vom König ausgefertigt zu sehen, während dem die mit dem Professortitel beliehenen Oberlehrer sich mit einer Ministerial-Bestallung begnügen müssen, also den Titularräthen nachstehen. Dass dieser letzten Klasse von Beamten nicht zu nahe getreten würde, wenn mit ihnen die Gymnasial-Professoren rangirten, ist wohl über allen Zweifel erhoben, da die meisten charakterisirten Räthe aus untern Dienst- oder sogar Subalternstellen hervorgehen, so der Steuer-, Amts-, Hof-, Rechnungs-, Canzlei-, Registratur-, Domainen-, Kriegs-, Archiv- und Polizeirath, wogegen nur die geringere Anzahl derselben

---

1) In welchem Rangverhältnisse die Oberlehrer und Lehrer stehen, ist nirgends angegeben.

akademische Studien getrieben haben müssen, als der Gerichts-, Kriminal-, Justiz- und Sanitätsrath.

Wie die ordentlichen und ausserordentlichen Universitäts-Professoren mit den Richtern, d. h. mit den Räthen und Assessoren der Oberlandesgerichte rangiren, so dürfte es vielleicht auch geeignet erscheinen, die Lehrer an den Gymnasien mit den Richtern an den untern Justizbehörden, ich meine an den Land- und Stadtgerichten in dieselbe Beamtenkategorie treten zu lassen, so dass die Professoren mit den Land- und Stadtgerichtsräthen, die Oberlehrer mit den an den Untergerichten beschäftigten Oberlandesgerichts-Assessoren und die übrigen ordentlichen Lehrer mit den Gerichts-Assessoren gleichen Rang hätten [1]). Hieran würde sich anschliessen, dass die Gymnasial-Professoren gleich den Titular-Räthen königliche Patente erhielten und mit den Oberlehrern und übrigen ordentlichen Lehrern eben so gut ihren Platz im Staatskalender fänden, wie die charakterisirten Räthe, Assessoren, Aerzte, Kreiseinnehmer, Domainen-Rentmeister, Kreisphysiker, Kreischirurgen, Wegebaumeister und Kreisthierärzte.

Um auch eine grössere Gleichheit in den Charakterbezeichnungen der Gymnasiallehrer überhaupt zu erzielen, würde eine Vereinfachung ihrer Titel, wie sie in mehreren deutschen Staaten bereits besteht, durchaus zweckmässig sein. So haben die Dirigenten der fraglichen Anstalten entweder das Prädikat Director, oder hier und da, besonders im Regierungsbezirk Merseburg, Rector. Letztere Benennung könnte füglich eingehen, da dieselbe auch den Vorstehern der städtischen Schulen ertheilt wird. Was soll man aber sagen zu den Titeln der übrigen Lehrer? Nach 103 Gymnasial-Programmen, die mir vorliegen, haben die Lehrer 24, ich sage vier und zwanzig verschiedene Charakterbezeichnungen, als da sind: Professor, Prorektor, Conrektor, Subrektor, Subconrektor, Collaborator, Oberlehrer, Gymnasial-Oberlehrer, Lehrer, Gymnasial-Lehrer, Vicerektor, Rektor (z. B. am Gymnasium zu Ham), ordentliche Lehrer, ausserordentliche Lehrer, Inspektor, Cantor, Mathematikus, Tertius, Quartus, Mansionarius, Bibliothekar, College Primarius, erster etc. College und Organist. Die Religions-, Zeichen-, Schreib-, Gesang- und Turnlehrer sind natürlich darunter nicht begriffen. Drei Grade dürften hinreichend sein, nämlich Professor, Oberlehrer und Collaborator; denn die Benennung Gymnasiallehrer ist für alle drei Kategorien gemeinsam und alle übrigen Titel sind nichtssagend und veraltet. Ob man hier und da auf veraltete Benennungen einen besonderen Werth legt, was ich einem bescheidenen Zweifel unterziehe, ist nicht von Belang. Auch die Ertheilung des Professortitels ist an den verschiedenen Anstalten auffallend verschieden. So haben

---

1) Im Herzogthum Nassau ist nach Kopp's Gymnasialpädagogik, Vorrede S. XIII. eingeführt, dass der Gymnasial-Direktor mit dem Collegienrath (gerade wie im Preussischen) und der Gymnasiallehrer mit dem charakterisirten Rathe auf derselben Rangstufe steht.

nach Programmnachrichten von den Jahren 1841 und 42 das Joachimsthal'sche und das Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, sowie zu Schulpforte und Erfurt 8 Professoren, während ihre Schwesteranstalten zu Leobschütz, Rossleben, Lük, Liegnitz, Nordhausen, Essen, Cleve, Braunsberg, Bonn, Arensberg, Königsberg i. d. N., Wetzlar, Kreuznach, die beiden Gymnasien zu Cöln und das katholische Gymnasium zu Breslau nur einen Professor unter ihren Lehrern zählen; und die Gymnasien zu Ratibor, Zeitz, Saarbrücken, Heiligenstadt, Mühlhausen, Schleusingen, Neu-Ruppin, Oppeln, Naumburg, Neisse, Münstereifel, Elberfeld, Düren, Dortmund, das Pädagogium zu Halle, Herford, Coesfeld Halberstadt, die lateinische Schule zu Halle, Guben, Hirschberg etc. noch nicht ein Mal mit dem Professortitel bedacht sind. Dass einige Gymnasien in Folge bedeutender Gehalte, ihrer angenehmen Lage und anderer Beziehungen mehr Capacitäten besitzen, wollen wir nicht bestreiten, und diese mögen auch in ihrer äussern Stellung bevorzugt werden; aber so gross kann denn doch der Abstand der Lehrer-Collegien von einander nicht sein, wie aus den erhöhten Titeln zu schliessen ist. Wenn mehrere Anstalten sich acht- bis sechsmal der Ehre der Professur erfreuen, so möchte es wohl auch nicht ein einziges geben, das nicht verdiente, mehrere Mal damit bedacht zu werden. Nach der Darstellung des Vorstehenden geht nun unsere Ansicht hauptsächlich dahin, dass es den hohen vorgesetzten Behörden gefallen wolle: 1) den Lehrern an den minder frequentirten Gymnasien durch Einziehung der Sexta, mithin auch einer Lehrerstelle, die Gehalte zu erhöhen; 2) eine Vereinfachung und möglichst gleichmässige Vertheilung derselben Titel für die Lehrer aller Gymnasien zu bewirken; 3) den Gymnasial-Professoren den Rang und die damit verbundenen Prärogative der charakterisirten Räthe zu verleihen.

G.

Emendationes aliquot in Xenophontis rem publicam Lacedaemoniorum.

Scripsit

Car. Frid. Elze, Dessaviensis.

Cap. II, 5 [II, 7. Haas.] *Σιτόν γε μὴν ἔταξε τοσοῦτον ἔχοντα συμβουλεύειν τὸν ἄῤῥενα, ὡς ὑπὸ πλησμονῆς μὲν μήποτε βαρύνεσθαι, τοῦ δὲ ἐνδεεστέρως διάγειν μὴ ἀπείρως ἔχειν κτέ.*

Hunc locum ut emendarent viri docti permultas excogitaverunt conjecturas, quas omnes percensere longum est. Stobaeanam, ut de

huc incipiamus, lectionem: *σῖτόν γε μὴν τοσοῦτον ἔχειν συνεβούλευεν, ὡς κτἑ.*, a Zeunio quoque in textum receptam, optime refutavit Weiskius, qui non *συμβουλεύειν*, sed *τάττειν* legislatoris esse recte monuit. Ipse autem Weiskius ad h. l. *ἀπολαύειν*; Christianus in versione libelli nostri germanica p. 1269. *ἔχοντας βουλεύειν περὶ αὐτῶν* conjecit, utrumque et a codicum literis et a sententiae nexu alienius, quam quod comprobari possit. Haasius et Sauppius e Fr. Porti conjectura *συμβολεύειν*, legunt, quod verbum idem significare dicunt atque: *δειπνεῖν ἀπὸ συμβολῶν*. Hunc vero sensum etiamsi verbum *συμβολεύειν*. quod omni praeterea auctoritate carere jam idem annotavit Weiskius, exhibere possit (de quo valde dubitamus), tamen neque per se probabile est, neque ab ullo, quod nos quidem sciamus, vetere scriptore traditur, pueros virorum instar symbolas ad communes ipsorum coenas contulisse. Longe aliam loci medicinam invenisse nobis videmur. Satis enim notum est, non viros juvenesque solum, sed pueros etiam Lacedaemone communibus mensis una coenavisse; una autem cum aliquo coenare Graeci verbis *συσσιτεῖν* [*σὺν τινὶ σιτεῖν*] et, si conjecturae nostrae fidem habebis, *συσσιτεύειν* significabant. Plurima enim verba sunt, quae salvo sensu modo in *έω*, modo in *εύω* exeant; e. c.

στοιχηγορέω	a simplici	*ἀγορεύω*
ἀλιτέω		*ἀλιτεύω*
ἐπιστατέω		*ἐπιστατεύω*
ἐπιτροπέω		*ἐπιτροπεύω*
ματέω		*ματεύω*
σιτέω		*σιτεύω*
σκινδαρέω		*σκινδαρεύω*
σκοπέω	unde	*ἀποσκοπεύω* / *ἐπισκοπεύω* / *προσκοπεύω*
στιβέω		*στιβεύω*
συγχέω		*συγχεύω*
τυραννέω		*τυραννεύω*

cf. Lobeck. ad Phrynich. p. 589 sqq. Quibus verbis nostrum *συσσιτεύω* adnumerare atque loco nostro pro *συμβουλεύειν συσσιτεύειν* legere non dubitamus. Primum enim quod ad literarum ductum adtinet haec verba facillime confundi potuerunt; deinde vero ubi *συσσιτεύειν* legeris sensus exoritur aptissimus atque optime omnia cedunt: *σῖτόν γε μὴν ἔταξε τοσοῦτον ἔχοντα συσσιτεύειν τὸν ἄῤῥενα κτἑ.* Virum [juvenem] communibus coenis interesse jussit [Lycurgus] tantum cibi [ibi] accipientem, ut neque satietate unquam premeretur, neque vero tenuiter vivendi imperitus foret.

Cap. II, 7. [II, 9 H.] — *δῆλον δ' ὅτι τὸν μέλλοντα κλωπεύειν καὶ νυκτὸς ἀγρυπνεῖν δεῖ καὶ μεθ' ἡμέραν ἀπατᾶν καὶ ἐνεδρεύειν καὶ κατασκόπους δὲ ἑτοιμάζειν τὸν μέλλοντά τι λήψεσθαι.*

Verba *τὸν μέλλοντά τι λήψεσθαι* tam injucunda et molesta

sunt, ut pro insipientis alicuius librarii additamento habenda atque funditus delenda videantur; quo facto non minus particulam δὲ ante ἑτοιμάζειν, praesertim quum in tribus codicibus Parisinis desit, ejiciendam esse patet; quae fortasse primum in textum irrepsit ejusque explicanda caussa postea verba τὸν μέλλοντά τι λήψεσθαι e margine intrusa sunt. Haasius quidem hunc locum his verbis defendere conatur: „Repetivit, inquit, Xenophon subjectum paullo ante positum, quia in ipso κλωπεύειν non inest etiam λαμβάνειν, quod deinde quodammodo se ipse corrigens addendum putavit — — κλωπεύειν enim de conatu, λήψεσθαι de effectu dictum est.“ Primum autem locos attulisset vellem, e quibus in verbo κλωπεύειν non inesse λαμβάνειν patefieret; quae enim laudavit exempla nihil omnino probant, nisi notissimum illud, μέλλειν saepissime cum infinitivo futuri conjungi; κλωπεύειν autem haud secus atque κλέπτειν de effectu dici exempla docent manifestissima; vid. Sturzii Lexic. Xenoph. s. v. Deinde vero effectus hoc loco ratio neque habetur neque habenda est, quum illum quoque, qui vel *conetur* furtum facere omnia, quae Xenophon enumerat, exercere debere apertissimum sit; quantumvis autem exercuerit, tamen a callidiore homine deprehendi potest, ita ut effectus nullus nisi poena furandi conatum sequatur. Sed ipsum quoque Haasium levis suspicio de spuria verborum τὸν μέλλοντά τι λήψεσθαι origine subiisse videtur, quum ad verba οὐκ ἀπορῶν editionis suae p. 74 sq. sic scribit: „Est autem tota haec sententia paullo negligentius conformata — — manifesto enim necesse est, ut qui furari aliquid *velit* [e sua sententia scribere debebat: „ut qui aliquid furetur“] multum exerceatur et vigiliis nocturnis et diurnis fraudibus et instruendis insidiis speculatoribusque.“ Minime igitur se ipse correxit Xenophon addendis verbis τὸν μέλλοντά τι λήψεσθαι, quae, etiamsi de notione verbi κλωπεύειν nobiscum non facias, nihilominus delenda arbitramur.

Cap. II, 9. [II, 10 H.] *δηλοῦται δὲ ἐν τούτῳ ὅτι καὶ ὅπου τάχους δεῖ ὁ βλακεύων ἐλάχιστα μὲν ὠφελεῖται, πλεῖστα δὲ πράγματα λαμβάνει.*

In Haasii editione haec verba statim post illa: κἀκεῖνοι οὖν τοὺς ἁλισκομένους ὡς κακῶς κλέπτοντας τιμωροῦνται, leguntur, quam verborum transpositionem et Meierus Diurn. Halens. 1834. Nr. 141 sqq. et Fuchsius Quaest. Xenoph. p. 48., uterque alioquin severus transpositionum Haasianarum vituperator, comprobaverunt, quum scilicet e Meieri sententia haec verba manifesto ad puerorum furandi exercitationem pertineant. Qua tamen de re pace utriusque viri docti valde dubitamus, quum inter ea quae a pueris furtum facere conantibus exercenda esse supra exposuit noster, velocitatis ne uno quidem verbo mentio facta sit, hic autem, ubi illa [τὸ ἀγρυπνεῖν, τὸ ἀπατᾶν τὸ ἐνεδρεύειν κτἑ.] respicere quam maxime par erat, de sola velocitate agatur, quam praeterea in furando multo minoris momenti esse quam calliditatem astutiamque vix quisquam negabit; quo argumento commovemur, ut verba δηλοῦται δὲ ἐν τούτῳ κτἑ.,

quippe quae neque ad puerorum furta, neque vero ad *διαμαστίγωσιν* referri possint, suo quidem loco reponamus, totam vero enuntiationem, in qua de alio aliquo Spartanorum more Xenophon loquutus sit, post verba *εὐδοκιμοῦντα εὐφραίνεσθαι* excidisse cum Weiskio suspicamur, quem iniquius ob hanc opinionem tractavit Haasius. Certi tamen aliquid de hac lacuna affirmare non ausim, donec locus iste corruptissimus, qui de puerorum ad Dianae aram flagellatione agit, persanatus fuerit.

Cap. II, 11. [II, 4 H.] — *ἔθηκε τῆς ἴλης ἑκάστης τὸν τορώτατον τῶν εἰρένων ἄρχειν* —

Non tam robustissimum adolescentem, sed eum potius, qui optimis excellueruit moribus legibusque fuerit obedientissimus puerorum custodem et moderatorem constitutum fuisse credibile est; robustissimus enim quisque facillime et robore suo in infirmiores pueros abuti et malum iis praeire exemplum potuit, nisi hoc robur sapientia simul cohibebatur. Suspicionem de vocabulo *τορώτατος* ex hac ratiocinatione natam auget Plutarchus, qui Vit. Lycurg. c. 17. Spartanos *ἀεὶ τὸν σωφρονέστατον καὶ μαχιμώτατον τῶν εἰρένων* pueris praefecisse dicit. Quum enim puerorum moderatorem sapientem esse longe gravissimum sit, haec sapientiae commemoratio loco nostro aegerrime desideratur, quum contra fortitudinis notio in adolescentibus praesertim Spartanis facillime a lectore suppleatur. Quibus de causis locum nostrum corruptum eiusque medelam e codicis Parisini D lectione: *τὸν εὐπορώτατον* eruendam esse putamus. Quid denique multa? Xenophontem sive *τὸν εὐνομώτατον* sive *τὸν εὐτροπώτατον τῶν εἰρένων* scripsisse conjicimus, ex quo vocabulo sive exstincta syllaba *ευ*, sive perversa correctione librarii alicujus, qui Lacedaemonios omnia alia robori fortitudinique posthabuisse fortasse sibi finxerit, facillime *τὸν τορώτατον* nasci potuit.

Cap. IV, 7 [ibid. H.] *τοῖς γε μὴν τὴν ἡβητικὴν ἡλικίαν πεπερακόσιν ἐξ ὧν ἤδη καὶ αἱ μέγισται ἀρχαὶ καθίστανται οἱ μὲν ἄλλοι Ἕλληνες κτέ.*

Verba *ἐξ ὧν ἤδη καὶ αἱ μέγισται ἀρχαὶ καθίστανται* e capitis II. paragrapho 2 a librariis huc illata ideoque delenda videntur, praesertim quum et ab huius loci nexu omnino sint aliena, tum vero etiam Lacedaemoniorum institutis repugnare videantur. Cap. II, 2. haec verba quam maxime sunt necessaria; illo loco, quum apud caeteros Graecos paedagogi e servorum numero eligantur, apud Lacedaemonios contra ex iis viris eos eligi dicit Xenophon, qui summis fungantur honoribus i. e. ex homoeis. Cf. Haasius ad illum l. Nostri autem loci omnino alia est ratio. Descripta scilicet *τῶν ἡβώντων* disciplina, qualis a Lycurgo instituta sit, his fere verbis pergit noster: qui vero hanc aetatem egressi sunt a caeteris Graecis non diutius corporis quidem curam habere, sed tamen militare jubentur; Lycurgus contra legem iis imposuit, ut maxime venationi incumberent, e. q. s. Quid quaeso in hoc sententiarum nexu jejunissimum illud additamentum sibi vult? Res praeterea ab institutis Graecis

prorsus abhorret; quum enim Athenis inque caeteris Graeciae civitatibus certa aetas constituta fuerit, ante quam nemini munus ambire liceret, eandem legem Lacedaemone quoque obtinuisse probabile est, quamquam quod nos quidem sciamus neque C. F. Hermannus, neque Schoemannus, nec denique Wachsmuthius in celeberrimis quos de antiquitatibus graecis ediderunt libris huius legis num etiam apud Lacedaemonios in usu fuerit mentionem fecerunt. Id autem patet, viros juvenes τὴν ἡβητικὴν ἡλικίαν vix egressos [i. e. triginta annos natos] minime *statim* [ἤδη, quae vocula deest cap. II, 2.] summis honoribus, v. c. ephoria, functos fuisse. — De agathoergis h. l. non cogitandum esse recte jam monuit Haasius.

Dido, oder der Aeneïs vierter Gesang.

Von

H. K. F. Wolf.

M o t t o:

Ach, wer dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Dass im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück?
Dass der Masse qualvoll nicht entrungen,
Leicht vielmehr, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht die Form vor dem entzückten Blick?!
(*Schiller.*)

1.

Doch lange schon, vom wunden Gram beschweret,
Nährt heimlich in der Brust die Königin
Den Schmerz, und wird von stiller Gluth verzehret.
Oft zaubert sie vor ihren kranken Sinn
Des Mannes Werth zurück, und gibt bethöret
Ihr Herz dem Thatenglanz des Volkes hin.
Im Busen trägt sie seine Wort' und Blicke,
Und Sorge scheucht den sanften Schlaf zurücke.

2.

Schon hellt' Aurora mit des Phöbus Lichte
Den Pol auf's Neu; der feuchte Schatten wich;
Als sie erlag der Sorgen Felsgewichte,
Und zu der Schwester, die an Sinn ihr glich,
So endlich sprach: — „Weh! welche Traumgesichte
Erschrecken doch, o Anna, Schwester, mich!
Welch' selt'ner Gast ist unserm Sitz erschienen!
Wie kühn sein Muth! Wie schön Gestalt und Mienen!

3.

Ich glaub', — und eitel nicht ist mein Vertrauen:
Er ist gewiss ein hehrer Göttersspross!
Da, wo Entartung, ist auch Furcht zu schauen.
Im Sturm des Schicksals — Er, wie heldengross!
Und seine Schlachtenkämpfe, — wie voll Grauen!
Ja, stände dies nicht fest, was ich beschloss: —
Nie sei mein Herz der Lieb' hinfort gewogen,
Seit ihre Erstlingsblüthen mich betrogen;

4.

Wenn ich nicht Hochzeitflamm' und Brautbett hasste,
Vielleicht erläg' ich dieser Lockung hier!
Denn seit mein Gatte jammervoll erblasste,
Und Bruderblut des Hauses Götter mir
Befleckt', o dass ich's nur gesteh'! — erfasste
Nur Er mein Herz; leicht wehende Begier
Durchflog die Brust, und brachte mich zum Wanken.
Die alte Gluth bricht neu aus ihren Schranken.

5.

Doch eher soll verderbend mir sich spalten
Der Erde Grund, soll Jovis Herrschermacht
Hinab mich donnern zu den Luftgestalten
Des Erebus, in ewig dunkle Nacht;
Eh' ich entweih', o Scham, dein heilig Walten!
Er, der zuerst sein Herz mir dargebracht,
Er nahm, und hab' — im Grab auch noch mein Sehnen!"
Sprach's, und den Busen überdrangen Thränen.

6.

Und Anna: — „Du, mir theurer, als das Leben,
Willst du denn stets in trüber Einsamkeit
Dem Gram zum Raube deine Jugend geben?
Die süsse Frucht verschmäh'n, die Venus beut?
Nicht sollen holde Kinder dich umschweben?
Fürwahr, dich führt der Liebe Wahn zu weit!
Mein'st du, dass dieses Asch' und Manen trübe?
Noch kümmere dahingegang'ne Liebe?

7.

Wohl! deinen Kummer beugte nie ein Freier
Aus Libyen nicht, nicht aus der Tyrer Schaar;
Iarbas steht verschmäht; nicht ward dir theuer
Ein and'rer Fürst, den Afrika gebar,
Dies Land des Siegs: willst du denn auch ein Feuer
Bekämpfen, das sogleich behaglich war?
Und hast du es bisher noch nicht erwogen,
In Welcher Flurgebiet du kamst gezogen?

8.

Hier halten dich Gätulier umschlossen,
Die Keiner noch in Schlachten überwand;
Numiden hier auf zügellosen Rossen,
Und hier der Syrt' ungastlich öder Strand:
Barcäer dort, mit feindlichen Geschossen
Rings schweifend, und ein wasserleeres Land.
Und soll ich dir des Bruders Droh'n verschweigen,
Und Kriege, die herauf von Tyrus steigen?

9.

Fürwahr, ich glaub': es kam von Himmelshöhen,
Und Juno sah mit gnäd'gem Lächeln d'rein,
Dass bei der Wind' ungünstig wildem Wehen
Der Troër Schiff' hier endlich liefen ein.
Welch eine Stadt, o Schwester, wirst du sehen,
Und welch ein Reich durch solchen Huldverein!
Wie hoch, wenn Teukrerwaffen uns umgeben,
Wird sich der Ruhm der Punier erheben!

10.

Du suche nur der Götter Huld zu binden,
Und nach der Sühnung pfleg' der Gastlichkeit,
Und leis' umspinn' ihn mit Verzugesgründen:
Wohin? Noch sind die Schiffe nicht erneut;
Die Luft ist rauh'; Orion's Strahlen künden
Noch Regen; Meer und Sturm sind noch im Streit. „—.
So schürt zur Flamme sie die Gluth; der Kummer
Entweicht, und Hoffnung wiegt die Scham in Schlummer.

11.

Jetzt zu den Tempeln siehet man sie wallen,
Sich an Altären Frieden zu erfleh'n;
Nach Brauch erkor'ne Schafe müssen fallen
Der Ceres, die das Leben schuf so schön,
Dem Phöbus auch und Bacchus, doch vor allen
Der Juno, ihr, der Pflegerin der Eh'n,
Sie selbst, die Kön'gin, in der Anmuth Strahle,
Giesst auf das Haupt der weissen Kuh die Schale;

12.

Ach, oder vor der Götter Antlitz gehet
Sie zu den fetten Hochaltären hin,
Und weih't den Tag mit Opfergab', und spähet,
Hinstarrend, nach der Eingeweihte Sinn.
Unkund'ger Geist der Seher! Dass sie flehet
Mit Opfern, — frommt's der kranken Königin?
Ihr zehrt am Mark die Flamme süsser Sorgen;
Die Wunde lebt im Busen still verborgen.

13.

Die Arme brennt, und schweifet sonder Weile
Wahnsinnig in der ganzen Stadt umher:
Gleichwie die Hindin vom entschnellten Pfeile,
Die, unversehns, ein Hirte, mehr und mehr
Nachdrängend mit Geschoss, in blinder Eile
Unwissend traf in Creta's Wäldern schwer.
Sie rennt durch Dikte's waldumwachs'ne Weite;
Fest hängt das Rohr des Todes in der Seite.

14.

Jetzt führt sie durch der Mauern stolze Massen
Den Helden, zeigt die Pracht ihm sonder Zahl
Aus Sidon, und der Stadt belebte Gassen;
Knüpft ein Gespräch, und stockt mit einem Mal.
Und jetzt, sobald des Tages Strahlen blassen,
Sucht sie das Mahl auch schon mit süsser Qual,
Verlangt von Troja's Kämpfen wieder Kunde,
Und hängt bethört auf's Neu' an seinem Munde.

15.

Dann, wann sie schieden, dunkelnd seinen Schimmer
Der Mond verhüllt, der Sterne Sinken süss
Zum Schlummer lockt; weint sie im öden Zimmer,
Und wirft auf's Lager sich, das er verliess.
Den Fernen hört und sieht die Ferne immer;
Wiegt oft auch seinen Sohn, der ganz verhiess
Des Vaters Bild, am Busen mit Entzücken,
Ob sie die Sehnsucht möchte so berücken.

16.

Nicht siehet man die Thürme höher schweben;
Nicht Waffen übt die rasche Jugend mehr;
Erstorben in den Häfen ist das Leben;
Kein Bollwerk steigt, des Krieges sich're Wehr.
Es rastet nun der Kräfte munt'res Streben,
Und unterbrochen lieget rings umher
Die Arbeit, wie der Mauern hehres Dräuen,
So an's Gewölk' angrenzende Basteien.

17.

Sobald dies Gift durch ihre Adern schleichen
Die theure Gattin Jupiters nun sah,
Und dass der Ruf selbst schmählich müsse weichen
Dem Wahnsinn, tritt sie so zur Cypria: —
„Erhab'nes Lob und reiche Siegeszeichen
Tragt ihr davon, du und dein Knabe da;
Gross ist die Macht und glorreich, wenn besieget
Ein Weib durch zweier Götter List erlieget!

18.

Auch blieb mir nicht verhehlt, wie uns're Mauern
Du stets mit Furcht und Argwohn hast bewacht.
Was ist das Ziel? Wozu auf Kämpfe lauern?
Auf Frieden sei und Ehebund gedacht!
Du hast's erreicht: der Liebe Weh'n durchschauern
Die Kön'gin. — Lenken wir mit gleicher Macht
Ihr Volk! Mag sie dem Phryger sich verdingen,
Ihr Reich als Mitgift deiner Rechten bringen!" —

19.

Ihr, — denn nicht liess Idalia sich blenden
Durch dieser Schmeichelworte Truggewand,
In das sich jene hüllt', um abzuwenden
Italien auf Libyens Küstenland, —
Entgegnet sie: — „Wer möcht' ihn wohl nicht enden,
Den Kampf mit dir, der schon so lange stand?
Wer sollte sinnlos deinem Vorschlag wehren?
Nur müsste sich die That in Segen kehren!

20.

Denn immer muss ich noch in Zweifel schweben,
Ob Jupiter den Wunsch auch mit uns theilt,
Dass Eine Stadt sich mächtig soll erheben,
Darin der Tyrer mit dem Troër weilt;
Und ob, in Ein's die Völker zu verweben
Durch dauerhaften Bund, das Schicksal eilt.
Dir ziemt's, als Weib, des Gatten Herz durch Bitten
Zu prüfen. Geh'; ich komme nachgeschritten.

21.

„Dafür lass mich allein die Sorge tragen,
Erwiedert Juno's Hoheit ungesäumt.
Jetzt will ich dir mit Wenigem nur sagen,
Wie jedes Hemmniss wird hinweggeräumt.
Es rüsten sich, im nahen Forst zu jagen,
Dein Sohn und — sie, die schon sein Weib sich träumt,
Sobald die Dämm'rung Titan morgen webet,
Und rings die Welt mit Strahlenglanz belebet.

22.

Auf sie will ich die Last der Wetterschlossen,
Und schwarzer Wolken dichten Wasserschwall
Hinunterschütten, und mit Donnerrossen
Erschüttern stracks des Himmels weites All,
Wenn in geschäft'ger Hast die Jagdgenossen
Den Wald umstellen mit des Fanggarns Wall'.
Entfliehen werden, die das Paar begleiten,
Und Schattennacht wird um sie her sich breiten.

23.

In Eine Grotte werden dann gelangen
Aeneas und Karthago's Königin.
Dort findest du auch mich dann eingegangen,
Und, wenn ich deiner Macht nur sicher bin,
Will ich mit festem Band sie dann umfangen;
Dort gebe sie zu eigen Hymen hin!" —
Nicht abgeneigt der Bitte, nicket jene,
Und lächelt sanft der schlau erdachten Pläne.

24.

Aurora steigt indessen aus dem Meere.
Ihr Dämmerlicht drängt schon den munt'ren Chor
Erles'ner Jugend, und Massylerheere,
Zu Ross sich tummelnd, aus Karthago's Thor.
Jagdschlingen, masch'ge Garn' und Jägerspeere
Mit breitem Eisen ziehen mit hervor;
Und an des Zugs verworrenes Gedränge
Schliesst stöbernd sich der Rüden laute Menge.

25.

Und schon erwarten an des Eingangs Halle
Die Königin, die im Gemach noch säumt
Bei ihrem Schmuck, die Punerfürsten alle;
Und schön in Gold und Purpur aufgezäumt,
Stampft schon das Ross mit ungeduld'gem Schalle,
Und kaut voll Muth am Zaum, den es beschäumt.
Da endlich sieht man, von Gefolg' umgeben,
Die Königin herab die Stufen schweben.

26.

Ein tyrisch Kleid mit buntgesticktem Rande
Hüllt sie; ihr Köcher nickt von Golde schwer;
Geknotet ist ihr Haar in gold'ne Bande;
Es schürzt ihr Purpurkleid ein gold'nes Oehr. —
Auch geh'n die Führer aus dem Phrygerlande,
Und fröhlich tritt Askanius einher;
Er selbst, Aeneas, schön vor allen Seinen,
Gesellt sich ihr, und lässt den Zug sich einen.

27.

Wie wenn von Xanthus' winterlichen Wogen
Zu Delus' Mutterland' Apollo kehrt,
Gesang und Tanz erneu't, und, wild umflogen
Vom Barbarschwarm, sein Altar wird verehrt;
Er selbst, das Haar mit Laubgewind' umzogen,
Mit Gold durchwebt, das seinen Locken wehrt,
Durchschreitet pfeilumrauscht des Cynthus Höhen.
So anmuthstrahlend war der Fürst zu sehen.

28.

Und als sie nun die Bergeshöh'n begrüssen,
Sich auf der unwegsamen Wildbahn seh'n;
Da sieh, des Felsens Stirn' enttaumelnd, schiessen
Der Gemsen Schwärm' hinunter von den Höh'n;
Und Hirsche von der andern Seit' ergiessen
Durch off'ne Flur sich, wie mit Sturmeswe'hn,
Und drängen flieh'nd die staubbedeckten Massen,
Mit denen sie das Waldgebirg verlassen.

29.

Iulus aber tummelt mit Behagen
Im tiefem Thale sich auf muth'gem Ross,
Und sucht bald dem im Lauf vorbei zu jagen,
Bald wieder dem, der ihm vorüberschoss,
Und wird von Einem Wunsche nur getragen,
Dass einmal doch zu diesem feigen Tross
Wuthschäumend sich des Ebers Kraft geselle,
Ein falber Leu sich vom Gebirge stelle.

30.

Indess beginnt der Himmel zu erbrausen
Mit schrecklichem Getos'; ein Regenbach
Entstürzt darauf, und Wetterschlossen sausen.
Da wird ein bunt Gewirr der Männer wach,
Und Jeder sucht aus Furcht sich zu behausen,
Und findet hier und dort ein schirmend Dach
Auf weiter Flur. Es stürzen Wetterseeen
Mit Braus hinunter von der Berge Höhen.

31.

Und sieh! dieselbe Felsenkluft erreichen
Aeneas und Karthago's Königin.
Zuerst gibt Tellus ihr verheiss'nes Zeichen,
Und Juno dann, die Ehestifterin: —
Da sprüh'n dem Bunde Blitze sonder Gleichen,
Mitwissend flammt der Aether drüber hin,
Und auf dem hohen Felsengipfel schlagen
Die Nymphen an ein grauses Weheklagen.

32.

Mit jenem Tag war Dido's Glück entschwunden,
Es blieb ihr nichts zurück, als naher Tod.
Denn nicht vom Anstand wird sie mehr gebunden,
Nicht mehr vom Ruf, der ihrer Ehre droht;
Ach, nicht mehr sinnt sie für der Liebe Stunden
Auf Heimlichkeit, wie äuss're Zucht gebot:
Der Ehe wird der Name abgeliehen,
Ihn um die Schuld beschönigend zu ziehen.

33.

Sofort die Städte Libyens durchschaltet
Jetzt Fama, sie, das schnellste aller Weh'n;
Durch Hurtigkeit wird ihre Kraft entfaltet,
Und ihre Stärke wächst mit ihrem Geh'n;
Klein im Beginn' aus Furcht; doch bald gestaltet
Sie grösser sich und strebt zu Himmelshöh'n;
Indess den Boden ihre Füsse rühren,
Sieht man ihr Haupt in Wolken sich verlieren.

34.

Einst, wie man sagt, rief Tellus in das Leben
Zuletzt, aus Rache gegen Götterwuth,
Mit leichtem Gang' und leichtem Flügelstreben
Die Schwester jener stolzen Riesenbrut.
Ein Scheusal! So viel Federn es umgeben,
So viel sind d'runter wacher Augen Gluth,
So viele Zungen, so viel Mäuler rauschen,
Ein Wunder klingt's, — und so viel Ohren lauschen.

35.

Nachts flieget sie mit schwirrendem Gefieder
Durch Schatten zwischen Erd' und Himmel hin;
Kein süsser Schlaf senkt ihre Augenlieder.
Bei Tage setzt sie sich als Späherin
Bald auf der Dächer hohe Giebel nieder,
Bald wiederum auf stolzer Thürme Zinn',
Und schreckt die Städte, so auf arges Dichten
Und Lug erpicht, als Wahrheit zu berichten.

36.

Sie streute nun, von Schadenfreud' entglommen,
Vielfache Red' aus, wahr und auch erdacht:
Aeneas sei, ein Troër, angekommen,
Und Dido hab' ihr Herz ihm dargebracht;
Und nun, von schnöder Neigung eingenommen,
Durchschwelgen sie die Winterzeit in Pracht,
Und denken nicht der Reiche, noch der Kronen.
Dies streu't die Göttin aus in alle Zonen.

37.

Stracks zum Iarbas tritt sie, und berennet
Des Königs Herz, und facht es an zur Wuth.
Er, der ein Spross des Hammon sich bekennet,
Verehrt in Pracht, so weit sein Reich sich thut,
Des Zeus Gewalt: in hundert Tempeln brennet
Ihm hundertfach die ew'ge Opfergluth;
Stets triefet von der Thiere Purpurwellen
Der Boden rings, und Kränz' umblüh'n die Schwellen.

38.

Sinnlos vor Wuth, entflammt von dem Gerüchte,
Eilt er zum Zeus, zu dem sein Flehen dringt:
„Allmächt'ger Zeus, dem nun Lenäus' Früchte
Mein Volk bei'm Schmaus auf bunten Polstern bringt,
Du schauest dies? Bebt vor dem Flammenlichte
Man denn umsonst, das deine Rechte schwingt?
Schreckt, Vater, nur blindzuckend Feuer droben
Die Herzen, und erregt ein leeres Toben?

39.

Das Weib, dem — ich hier ein Asyl erlaube,
Das endlich auf bedingt gegeb'nem Strand'
Ein Städtchen lässt erstehen aus dem Staube, —
Verschmähet uns, und nimmt des Troërs Hand.
Der Paris nun, geputzt mit lyd'scher Haube
Sein triefend Haar, — aus jenem Weiberland,
Der schwelgt im Raub. Wir aber freilich ehren
Den eit'len Ruf, und weih'n dir an Altären!" —

40.

Ihn hörte Zeus, und blickt' aus hohen Räumen
Auf Tyrus' Burg, wo an der Liebe Hand
Den edlern Ruf die Glücklichen verträumen.
D'rauf spricht er, zum Merkurius gewandt: —
„Entgleit', o Sohn, auf Flügeln ohne Säumen
Zum Troërfürsten, den Karthago bannt,
Und bring' ihm, den nicht Latium mehr rühret,
Mein Wort hinab von Zephyren geführet.

41.

Nicht diesen Mann hat uns in ihm Cythere,
Die Mutter, zugesagt; nicht darum hat
Sie zweimal ihn entrafft der Grajer Speere;
Nein, lenken sollt' er einst Italiens Staat,
Voll werdender Gewalt und trotz'ger Heere;
Fortpflanzen sein, aus Teucer's edler Saat
Entsprossenes, Geschlecht, mit seinem Willen
Den ganzen Erdumkreis gebietend füllen.

42.

Kann ihn so grosser Thaten Glanz nicht rühren,
Und ist er nicht für eig'nen Ruhm entbrannt:
Missgönnt die Burgen, die dem Sohn gebühren,
Der Vater denn? Von welcher Hoffnung Hand
Lässt er sich sorglos unter Feinden führen?
Blickt er nicht sehnend auf das Römerland?
Abschiffen soll er! Also steht's beschlossen;
Und diese Botschaft bring' ihm unverdrossen!" —

43.

Er spricht's. Und was der Vater ihm befohlen,
Schnell zu vollzieh'n, schickt er sich an, und schlingt
Erst um den Fuss die gold'nen Flügelsohlen,
Womit er jach sich durch die Lüfte schwingt;
Fasst d'rauf den Stab, mit dem er zu dem hohlen
Avernus Todte führt und heimwärts bringt,
Schlaf gibt und nimmt, das Aug' im Tod verschliesset,
Orkane treibt, und wirr Gewölk durchfliesset.

44.

Schon sieht die Stirn' er und die schroffen Zacken
Des Atlas, von des Himmels Bürde schwer,
Den angestemmt er stützt mit seinem Nacken.
Rastlos umwallt ein schwarzes Wolkenmeer
Sein Fichtenhaupt, das Sturm und Regen packen;
Gethürmter Schnee liegt um die Schultern her;
Vom Kinne stürzt der Ströme Fluth dem Greise,
Es starrt sein wilder Bart von ew'gem Eise.

45.

Hier ruht zuerst der Gott, hinabgeflogen
Mit gleichem Flug; dann hebt er sich und fliegt
Zum Meer' hinab, den Körper vorgebogen,
Dem Vogel gleich, der sich um Ufer wiegt
Und um der Klippen fischbelebte Wogen,
An die, gesenkten Fluges, er sich schmiegt:
So schwebt Merkur, der Mutter Ahn' enteilend,
Zu Libyens Sandgestad, die Winde theilend.

46.

Als er die nieder'n Hütten nun berühret,
Erblickt er eifrig um den Bau bemüht
Den Fürsten, der die Lust zur Arbeit schüret.
Gestirnt mit gelblich grünem Jaspis, sprüht
Vielfarb'gen Glanz sein Schwert; die Schultern zieret
Ein Mantel, der in Tyrus' Purpur glüht:
Ein Huldgeschenk, aus Dido's Hand entsprossen,
Und reich mit gold'nem Eingewirk durchgossen.

47.

„Du lässst Karthago stolz zum Himmel streben,
Tritt er sofort ihn an, und sinnst auf Pracht,
Weibsüchtiger, den Glanz der Stadt zu heben,
Und ach, des eig'nen Reichs wird nicht gedacht!
Er selber hiess mich vom Olympus schweben,
Der Erd' und Himmel wälzt durch seine Macht,
Den Blick dir wenden nach der Zukunft Tagen,
Und dieses durch die schnellen Lüfte tragen.

48.

Von welcher Hoffnung lässest du dich führen,
Dass sie dich müssig an Karthago bannt?
Kann dich so grosser Thaten Glanz nicht rühren,
Und bist du nicht für eig'nen Ruhm entbrannt,
So schau die Reiche, die dem Sohn gebühren,
Iulus' Hoffnung auf das Römerland!" —
Er spricht's; und eh der letzte Laut verhallet,
Ist er dem Aug' in dünne Luft entwallet.

49.

Aeneas steht verstummt in bangem Grauen,
Die Rede schlug, wie Donner, an sein Ohr;
Entsetzen bebt auf seinen Augenbrauen;
Vor Schauder steigt sein Lockenhaar empor.
Sofort zu flieh'n die wonniglichen Auen,
Mit Ungestüm tritt der Entschluss hervor,
Und brennt ihm in der aufgeschreckten Seele
Durch solche Götterwinke und Befehle.

50.

Doch wie? Mit welchen Worten soll er's wagen,
Der schwärmerisch entbrannten Königin
Der Herzen nahe Trennung anzusagen?
Woher der Botschaft peinlichen Beginn?
Sein Geist zertheilet sich in tausend Fragen,
Und schweifet nach verschied'nen Seiten hin,
Und wird in ew'gem Wechsel umgewendet,
Bis der Entschluss das Wanken plötzlich endet:

51.

Die Führer sollen heimlich seine Schaaren,
Die Flotte rüsten an des Meeres Strand,
Und nicht den Grund der Rüstung offenbaren.
Und während sie, des Truges unbekannt,
Nicht träumt der Liebe drohende Gefahren,
Will er ihr an des Zufalls günst'ger Hand
Mit zarter Schonung seine Flucht enthüllen.
Mit Lust vollziehen Alle seinen Willen.

52.

Doch wer vermag wol Liebende zu blenden?
Es ahnete die Königin den Lug,
Vernahm zuerst, was in den grausen Händen
Die nahe Zukunft ihr entgegen trug,
Und sah im Geist ihr Schicksal schrecklich enden.
Dieselbe Fama nahm den raschen Flug
Zur kranken Königin, ihr zu berichten,
Man rüste sich, die Anker bald zu lichten.

53.

Wie die Mänad' enttaumelt ihren Höhen,
Wann sich der Heiligthümer Zug bewegt,
Die Orgien schaudernd durch die Seele gehen,
Und Nachtgejauchz Cithäron's Gipfel schlägt:
So auch, gefasst vom Wahnsinn ihrer Wehen,
Durchschwärmt die Stadt sie, stürmisch aufgeregt,
Bis sie die Schritte zum Aeneas tragen,
Und sie beginnt, dies rasche Wort zu sagen:

54.

„Treuloser! Solchen Frevel auch verhehlen
Zu können, hat gehofft dein freches Herz?
Du willst dich still aus meinem Lande stehlen?
Hält dich nicht mehr der Liebe heit'rer Scherz?
Der Treue Handschlag nicht, der uns're Seelen
Vereinen sollte, so zu Lust als Schmerz?
Nicht Dido dich zurück, die eines herben,
Grausamen Todes bald dahin wird sterben?—

55.

Da Wintersterne noch den Himmel hellen,
Soll schon die Flotte von dem sichern Strand?
Der wilde Nord soll ihre Segel schwellen?
Grausamer! Suchtest du nicht fremdes Land
Und unbekannte Sitze durch die Wellen,
Stünd' unversehrt noch Troja von dem Brand,
Du würdest jetzt durch ungestüme Wogen
Sehnsüchtig nicht nach Troja hingezogen!

56.

Mich fliehst du! Sei gefleht bei diesen Thränen,
(Weil ja ich mir nichts and'res übrig liess!)
Bei deiner Rechten, bei der Liebe Sehnen,
Den Freuden, die uns Hymen kurz erwies;
Gab je ich, was das Leben kann verschönen,
War irgend' was von mir dir jemals süss,
So habe mit des Hauses Fall Erbarmen,
Und bleib', o hilft noch Bitte, bei mir Armen.

57.

Sieh! deinethalb muss mich Iarbas hassen,
Und deinethalb sind mir die Tyrer gram;
Ach, deinethalb ja musste sie erblassen,
Des Weibes sonst so züchtig blüh'nde Scham!
Der alte Ruf hat ewig mich verlassen,
Der mich allein bis zu den Sternen nahm!
Wem lässst du, Gast, mich hier, die Todesmatte?
Gast! — diesen Namen liess ja nur der Gatte!

58.

Was säum' ich? Etwa bis mit einem Heere
Mein Bruder diese Mauern niederkracht?
Ach, oder durch der Ketten grause Schwere
Iarbas mich zu seiner Sklavin macht?
Ja, wenn mir noch ein Sprössling von dir wäre,
Ein Sohn, der mir dein Bild entgegen lacht',
Im Hof' umher, vor deiner Flucht, mir spielte:
Nie käm's, dass ich mich ganz verlassen fühlte!" —

59.

Sie sprach's; und er, auf Jupiters Befehle,
Sah vor sich hin mit regungslosem Blick',
Und zwang den Schmerz nur mühsam in der Seele.
D'rauf gab er ihr dies Wenige zurück:
„O Kön'gin, ferne sei's, dass ich verhehle,
Wie deine Sorgfalt wachte für mein Glück;
Nie soll's mich reu'n, Elisa's zu gedenken,
So lang' ein Gott mir wird den Odem schenken.

60.

Jetzt nur noch Dies. Nicht durch geheimes Streben
Wollt' ich verbergen, wähn' es nicht, die Flucht;
Nie hab' ich Hochzeitfackeln vorgegeben,
Nie trieb mich solch ein Bund an diese Bucht.
Wär's mir vergönnt, nach eig'ner Wahl zu leben,
Wie würde dann mein Ilium gesucht,
Wie pflegt' ich dann der Meinen süsse Trümmer,
Und Priam's Thron erständ' im alten Schimmer.

61.

Nun aber heisst nach Latium der grosse
Apollo, nach Ital'iens schönem Strand
Zu gehen, heissen mich des Gottes Loose.
Dahin ist Sehnsucht, da nur Vaterland!
Wenn dich, die du entsprossest Tyrus' Schoosse,
Karthago's Burg umstrickt mit theurem Band;
Was siehst du scheel, dass auf Ausonerauen
Die Teukrer sich die neue Heimath bauen?

62.

So oft die Nacht die Welt mit heil'gem Schweigen,
Die Erde rings mit feuchten Schatten deckt,
So oft empor die gold'nen Sterne steigen,
Mahnt mich im Traum' Anchises Bild, und schreckt
Mit Blicken mich, die düst'ren Kummer zeigen,
Wird mir das Unrecht strafend aufgeweckt,
Dass ich ihn täusche, meinen holden Knaben,
Um einen Thron, den ihm die Götter gaben.

63.

Und jetzt — bei uns'rem Haupte sei's geschworen! —
Bracht' auch Merkur herab von Jovis Thron
Durch schnelle Luft Befehl zu meinen Ohren.
Ihn selbst, der Maja strahlendschönen Sohn,
Erblickt ich, wie er kam zu diesen Thoren,
Und hell vernahm ich seiner Stimme Ton.
Darum lass' ab, mit Klagen uns zu quälen!
Nach Latium treibt mich nicht freies Wählen!" —

64.

Ihn, der dies sprach, betrachtet abgewendet
Sie lange schon, und rollt der Augen Paar,
Und misst ihn ganz mit stummem Blick; dann endet
Das Schweigen sie, entrüstet wie sie war:
„Nicht Venus war's, die dich an's Licht gesendet,
Nicht Dardanus nennt sich dein Ahn, Barbar!
Dich rief aus Felsen Kaukasus in's Leben,
Und Tiger sind's, die dir die Brust gegeben!

65.

Was berg' ich's? Oder welchen grössern Schmerzen
Bewahr' ich mich? Rang sich ein Seufzer wohl
Bei meinem Weinen los aus seinem Herzen?
War auch, gerührt, sein Auge thränenvoll?
Hat's nur geblinkt? O kann man grauser scherzen?
Mir nicht einmal des Mitleids kargen Zoll!
Gibt's herb'res Leid noch? Nein, von seinen Höhen
Kann selbst nicht Zeus auf dies gelassen sehen!

66.

O dass doch Treu' und Glauben ganz verschwinden!
Ihm, der gescheitert kam an meinen Strand,
Dem Darbenden liess ich mich willig finden,
Und gönnt' ihm Mitbesitz von meinem Land,
Zog Flott' und Volk ihm aus des Todes Schlünden.
Ich tobe, ha, von Furien entbrannt!
Jetzt heischt Apoll, jetzt bringt vom Zeus ihm wieder
Merkur die grässlichen Befehle nieder.

67.

Traun! Das bekümmert auch die Sel'gen eben!
Doch bin ich dich zu halten nicht bemüht.
Geh, durch die Fluth das Reich dir zu erstreben,
Das dir in Latium entgegen blüht.
Ich hoffe, ha, wenn anders Götter leben,
In denen ein Gefühl noch heilig glüht,
Es soll die Schuld auf Klippen dich ereilen,
Und oft dein Mund der Dido Namen heulen!

68.

Abwesend will ich dir mit schwarzem Brande
Nachjagen, wie die Furie bewehrt,
Und, trennt der kalte Tod der Seele Bande,
Als Schatten dich umschweben, rachempört.
Dann, wehe, sollst du büssen mir die Schande,
Verruchter, die dein frevles Herz genährt!
Ja, bei des Abgrunds Manen angekommen,
Wird dies Gerücht auch dort von mir vernommen!" —

69.

So bricht sie ab in ihrer Red', und fliehet
Die Lüfte krank und seiner Augen Blick,
Dem sie sich, schaudernd abgewandt, entziehet,
Und lässt ihn, der noch schüchtern säumt, zurück,
Und der noch Vieles ihr zu sagen glühet.
D'rauf nehmen sie, ermattet vom Geschick,
Dien'rinnen auf, und legen ihre Glieder
In's Marmorbett' auf weichen Teppich nieder.

70.

Wie sehr der Held ihr sanften Trost zu geben,
Zu scheuchen wünscht durch Wort' ihr Schmerzgefühl,
Wie wankend auch die Liebe macht sein Streben,
Wie er auch seufzt: — er folgt der Götter Ziel,
Und eilt zum Strand. Jetzt herrscht geschäft'ges Leben
Rings um die Flott'; es schwimmt getheert der Kiel;
Der Wald muss noch belaubte Ruder reichen
Und rohe Stämm', aus Eifer zu entweichen.

71.

Und wandern sah man, aus der Stadt sie jagen,
Ameisen gleich, wenn plündernd sie den Spelt
In Höhlen bergen, zu des Winters Tagen,
Es nimmt den Zug die dunkle Schaar durch's Feld,
Und bringt den Raub auf schmalem Steig getragen.
Der wälzt die Last, die Schultern unterstellt,
Der treibt den Zug und straft, die lass verziehen;
Von Eifer sieht man ganz den Fusspfad glühen.

72.

Welch ein Gefühl bestürmte dich vor allen? —
Und ward dein Busen wohl von Seufzern leer,
Als du von hoher Burg dies rege Wallen,
O Dido, sahst am Strande weit umher?
Und wie nun unter wildem Jubelschallen
Vor deinem Aug' aufwogte rings das Meer?
O Liebesraserei! zu welchem Gange
Vermagst du doch das Herz im Lebensdrange!

73.

Noch einmal will sie übergeh'n zu Thränen,
Noch einmal sie versuchen heisses Fleh'n;
Und beugen muss der Stolz sich ihrem Sehnen,
Dass vor dem Tod nichts bliebe ungescheh'n,
„Ach, Anna, ruft sie, welch ein Jubeltönen
Am Strande! Welch ein Rennen dort und Geh'n!
Das Segel ladet schon der Winde Flügel,
Und froh umkränzten sie der Schiffe Spiegel.

74.

Konnt' ich voraus so grosses Wehe schauen,
So werd' ich's auch, o Schwester, übersteh'n.
Doch Ein's nur noch; denn dich vor allen Frauen
Liess er der Brust geheimste Regung seh'n;
Du, du allein besassest sein Vertrauen;
Du weiss'st den sanftern Zugang zu erspäh'n.
D'rum, Anna, geh', und mögest du erreichen,
Des Feindes Trotz durch Flehen zu erweichen.

75.

Nie hab' ich ja in Aulis mich verschworen
Zu seines Volkes Sturz durch Schwert und Brand;
Nie eine Flott' entsandt zu Troja's Thoren,
Und nie dem Grab des Vaters Asch' entwandt!
Warum verschliesst er meinem Fleh'n die Ohren,
Warum enteilt er doch so schnell dem Strand?
Die letzte Gunst nur lass' er mich noch finden: —
Er wart' auf leicht're Flucht bei günst'gen Winden!

76.

Nicht mehr das alte Band, das er zerrissen,
Erfleh' ich mir; nicht wohn' er hier sich ein;
Nicht soll das schöne Latium er missen:
Nur eitle Frist verlang' ich ja allein,
Nur Ruh' und Weile dieses Wahnsinns Bissen,
Bis mein Geschick mich tragen lehrt die Pein.
Die letzte Lieb' erweise meinen Qualen,
Ich will dir noch im Tode reich bezahlen!" —

77.

So flehte sie; und dieses Jammern führet
Die Schwester wieder ihm und wieder vor;
Doch er wird auch durch Thränen nicht gerühret,
Ein Gott verschliesst des Helden weiches Ohr.
Wie wenn Orkan', in Wuth vom Nord geschüret,
Die Eiche, die hochalt'rig strebt empor,
Wetteifernd glüh'n, durch Hin- und Wiederwehen
Herauszuwühlen aus den Alpenhöhen;

78.

Laut sausend packen sie den Stamm; es bebet,
Die Erde deckend, Ast herab auf Ast;
Sie starrt im Felsen; und, soweit sich hebet
Hoch in den Aether ihres Wipfels Last,
So weit zum Tartarus die Wurzel strebet:
So wird der Held durch ew'ges Fleh'n gefasst,
Und fühlt den Gram den grossen Busen dehnen.
Fest bleibt sein Sinn; vergeblich rollen Thränen.

79.

Doch da ersehnt die ärmste aller Frauen
Den Tod, zerquält von ihres Schicksals Wuth;
Es widert ihr, des Himmels Rund zu schauen.
Und dass zum Tod sie schneller fasse Muth,
Sah bei der Opfergab' — o Wort voll Grauen! —
Sie schwärzen sich des Weines heil'ge Fluth,
Und grässlich Blut dem Weihgeschirr' entgossen;
Und dies Gesicht blieb tief in ihr verschlossen.

80.

Auch stand im Haus' aus reichen Marmorplatten,
Vor Allem ihr mit heil'gem Sinn verehrt,
Ein Tempel, fromm geweih't dem ersten Gatten,
Mit weissem Vliess und Kränzen reich bescheert.
Hieraus, wann Nacht die Land' umzog mit Schatten,
Ward oft von ihr des Gatten Ruf gehört;
Oft auch, wie Leichensang der Uhu stöhnte,
Und langgedehnt sein Wehgeklag vertönte.

81.

Auch hört sie manch Orakel mit Erblassen,
Das grausend warnt, aus frommer Seher Mund.
Im Traum selbst will Aeneas' Grimm sie fassen,
Gibt noch ihr schwer gepresstes Herz sich kund;
Und immer scheint sie sich allein gelassen,
Und immer ungefolgt auf weitem Rund,
Den langen Weg zu geh'n, der Tyrer Spuren
Zu suchen auf den ausgestorb'nen Fluren.

82.

So wie der Eumeniden wilden Reigen,
Vom Gott gestraft mit Wahnsinn, Pentheus sieht;
Zwei Theben auf vor seinen Blicken steigen,
Und doppelt ihm des Phöbus Antlitz glüh't;
Wie Agamemnon's Sohn die Bühnen zeigen,
Wenn er der Mutter Schlangengeissel flieh't
Und ihrer Fackeln Gluth, und, voll von Rache,
Die Diren halten auf der Schwelle Wache.

83.

Als sie sich nun, besiegt von Amor's Wunde,
Verfallen ganz des Wahnsinns finst'rer Macht,
Dem Tod geweiht, verfügt sie Weis' und Stunde,
Und hellet so der Schwester Kummernacht,
Tief bergend, was sie schafft, indem vom Munde
Und von der Stirn' ihr heit're Hoffnung lacht: —
„Glückwünsche mir! Jetzt weiss ich, ihn zu binden,
Wo nicht, den Weg aus meiner Qual zu finden.

84.

Dorther, wo Sol in's Weltmeer niedergehet,
Der Aethiopen fernste Wohnung steigt,
Die sternumsä'te Axe Atlas drehet,
Hat mir sich eine Priesterin gezeigt,
Die, wo der Hesperiden Tempel stehet,
Die Frucht, die sich von heil'gen Aesten neigt,
Bewacht', und auch das Mahl dem Drachen mengte,
Und Schlummermohn und Honigthau ihm sprengte.

85.

Die weiss den Sturm der Liebe zu beschwören,
Zu senden auch des Kummers schwere Last;
Sie kann den Lauf der Sterne rückwärtskehren,
Und Ströme hemmen in des Sturzes Hast,
Nachtgeister auf aus ihren Gräbern stören;
Und Ornen sieht man, wie vom Sturm gefasst,
Von Bergen taumeln, und mit dumpfem Brüllen
Der Erde Schooss sich unter ihr enthüllen.

86.

Ich kann's bei'm Zeus und deinem Haupt bezeugen:
Lang' hab' ich gegen Zauber mich gewehrt.
Lass nun geheim Brandscheiter aufwärts steigen
Im innern Hof; leg d'rauf des Frevlers Schwert,
All sein Gewand und — lass mich nichts verschweigen!
Auch jenes Bett, das, ach! mein Glück zerstört.
Zu tilgen, was sich hier von ihm noch findet,
Hat mir der Priest'rin Machtgebot verkündet!“ —

87.

Sie sprach's, und schweigt; und Bläss' umhüllt die Wangen.
Doch dass sie hehl' in solchen Opfern — Tod,
Und dass sie solch ein Wahnsinn halt' umfangen,
Denkt Anna nicht, von keiner Furcht bedroht,
Es werde Schlimm'res hier von ihr begangen,
Als was ihr Schmerzgefühl schon einmal bot.
D'rum wird, von Kien und Eichen aufgeschichtet,
Im innern Hof ein Grabaltar errichtet.

88.

Darauf behängt und kränzt mit Blumenbogen,
Und Todtenlaub den Raum die Königin;
Dann legt sie, von der Zukunft nicht betrogen,
Auf's Bett sein Schwert, sein Kleid und Bildniss hin.
Rings steh'n Altär', und, wild vom Haar umflogen,
Beschwört mit Donnerlaut die Priesterin
Ein Götterheer, den Orkus, Chaos' Nächte,
Und Hekate's und Proserpinen's Mächte.

89.

Auch sprengt umher sie von der heil'gen Welle,
Vorgeblich aus Avernus' Born gefüllt;
Auch saft'ges Kraut, gemäht in Mondeshelle.
Das von der Milch tiefdunklen Giftes schwillt,
Wird noch gesucht mit ungeduld'ger Schnelle;
Selbst dies Gelust, das an der Stirne quillt
Des neugebor'nen Füllens, und den Bissen
Des Mutterpferdes ward vorweggerissen.

90.

Sie aber selbst, entschlossen, bald zu enden,
Beschwört die Götter und die um ihr Leid
Mitwissenden Gestirne, unter Spenden
Von Schrot, das sie den Weihaltären streut
Mit zum Gebet' empor gehob'nen Händen;
Von Banden frei den Fuss und frei das Kleid.
Und, wo gekränkter Liebe Rache bringend,
Ein höh'res Wesen lebt, dem fleht sie ringend.

91.

Nacht war's, und sanft dem Schlummer hingegeben,
Lag überall die müde Creatur,
Und Meer' und Wälder ruh'n: da noch nicht streben
Die Stern' hinab, da ringsum schweigt Natur;
Und Heerden, Vögel, die um Ufer leben
Und weit umher auf dornumstarrter Flur,
Zu Schlaf gesetzt in stiller Nacht, vergessen
Der Müh'n und Sorgen, die das Leben pressen.

92.

Nur sie allein, die Arme, flieht der Friede;
Ach, nimmer wird in Schlummer sie entstrickt,
Und nie empfängt sie in dem Augenliede,
Noch in der Brust, womit die Nacht erquickt:
Fort nagt ihr Gram, als ob er nimmer schiede,
Und neu erwachend, wie mit Wahnsinn blickt
Die Lieb', und strudelt in des Zornes Wogen.
Jetzt wird sie so nachdenkend fortgezogen: —

93.

„Weh' mir! was nun? Soll ich, verspottet, wagen,
Die alten Freier wieder anzugeh'n?
Mich flehend den Nomaden anzutragen,
Die ich gewagt als Gatten zu verschmäh'n?
Zu Iliums Geschwader soll ich jagen,
Um dort die Magd der Teukrer mich zu seh'n,
Weil etwa noch die Rettung sie entzücket,
Und nie der Dank aus ihrer Seele rücket?!

94.

Und wollt' ich's auch, wer wird mir dies vergönnen?
Wer nimmt auf stolzem Schiff die Feindin an?
Noch solltest du, Verlor'ne, noch nicht kennen
Laomedon's meineid'ges Volk? — Wie dann?
Soll ich allein den Jubelnden nachrennen?
Wie? oder mich, umschaart von Ross und Mann,
Einschiffen? und mein Volk, dass ich so eben
Von Sidon riss, dem Meer auf's Neu' hingeben?

95.

Nein, stirb, wie du verdientest, und durchschneide
Der Liebe Schmerz, Elende, mit dem Stahl!
Du, Schwester, du belud'st mich mit dem Leide,
Durch dich nur ward der Feind ja meine Wahl!
Nicht schuldlos mehr sollt' ich des Lebens Freude
Geniessen, nicht zu kosten solche Qual,
Blieb unvergönnt! Die Treue ist gebrochen,
Einst deiner Asch', o mein Gemahl, versprochen!" —

96.

So klagte sie, indess, zur Fahrt entschlossen,
Des Schlafes pflegt' auf hohem Schiff der Held.
Ihm ward, von gleichem Jugendreiz' umgossen,
Von gleichem Glanz das Antlitz schön umhellt,
Von gleichem goldgelockten Haar' umflossen,
Wie jüngst sich Maja's Sohn ihm dargestellt, —
Dasselbe Bild im Traumgesicht' erneuet,
Das wiederum mit solcher Mahnung dräuet: —

97.

„Wie? Kann's in solcher Lage noch geschehen,
Dass du den Schlaf geniessest? Göttinsohn!
Vermagst du die Gefahren nicht zu sehen,
Die nah' und näher doch dich rings umdroh'n?
Thor! Hörst du nicht, wie Zephyrhauche wehen?
Ha, jene wälzt, zum Tod entschlossen schon,
Trugvoll ein Graunverbrechen in dem Herzen,
Und strudelnd wogt sie in des Zornes Schmerzen.

98.

Du flieh'st nicht, da vergönnt noch ist, zu fliehen?
Bald wirst du seh'n, wie, von Gebälk durchrannt,
Das Meer sich furcht; bald grimme Fackeln sprühen,
Und leuchten seh'n von Flammen rings den Strand,
Trifft hier dich zaudernd noch das Morgenglühen!
Brich denn die Zögerung mit rascher Hand!
An Laun' und Wechsel ist ein Weib gebunden!" —
Er sprach's, und war in dunkle Nacht entschwunden.

99.

Da aber rafft der Troërfürst, voll Bangen,
Vom Schlaf sich auf, und weckt sein Volk in Hast.
„Erwacht geschwind'! Ergreift die Ruderstangen!
Entrollet schnell die Segel an dem Mast!
Ein Gott, vom Zeus gesandt, gab sein Verlangen
Mir kund, und spornt, zu fliehen ohne Rast!
— Wir folgen dir, o heil'ge Gottheit, gerne!
Sei hold, und führ' herauf geneigte Sterne!" —

100.

Er sprach's; und schnell entreisset er der Scheide
Das Schwert, und schwingt die blitzendhelle Wehr,
Und trennt das Hemmseil mit des Eisens Schneide.
Da glüht zugleich Ein Fifer rings umher,
Und Alles rafft und rennt in wilder Freude.
Der Strand wird öd'; die Flotte birgt das Meer;
Und angestrengt dreh'n sie den Schaum der Wogen;
Mit Furchen ist die blaue Fluth durchzogen.

101.

Schon streut, Tithonus' Safranbett' entstiegen,
Ihr neues Licht Aurora auf die Welt.
Als Dido nun den Morgenschimmer siegen,
Die Gegend sieht von ihrer Wart' erhellt,
Und fern der Flotte gleiche Segel fliegen;
Als leer von Rud'rern dar der Strand sich stellt:
Da schlägt sie sich die schöne Brust, erschrocken,
Und raufet wild sich aus die gold'nen Locken.

102.

„Soll, spricht sie, so der Fremdling ohne Strafen
Mein spotten, Zeus, und flieh'n aus meinem Land'?
Entreisst ihr nicht die Schiffe schnell dem Hafen?
Bewaffnest du, mein Volk, nicht deine Hand?
Kann noch die Rach' in deinem Busen schlafen?
Geht, bringt herbei der Fackeln wilden Brand!
Die Segel auf! Die Ruder schnell ergriffen!
Verfolgend soll ihm nach mein Tyrus schiffen!

103.

Was red' ich? und wo bin ich? Wie verkehret
Die Wuth mir doch den Sinn? — Beklage dich,
Dass jetzt dich erst dein frev'les Thun empöret!
Unglückliche! Sieh, damals schickt es sich,
Als thöricht du das Scepter ihm gewähret! —
— So lohnt der Held mit Treu' und Handschlag mich,
Der aus dem Brand den Vater, wie sie sagen,
Und seiner Heimath Götter einst getragen! —

104.

Konnt' ich ihm nicht, entrafft aus seinem Kreise,
Den Leib zerhau'n, und in die Wogen streu'n?
Nicht morden ihm den Sohn, und dann zur Speise
Auftischen? — Doch war auch der Sieg schon mein?
Sei's! — Fürchtet, wenn das Leben sinkt im Preise?
Gluthbrände warf ich in die Schiff' hinein;
Vertilgte so die ganze Brut zusammen,
Und stürzte dann mich selber in die Flammen!

105.

Sol, der du jedes Thun mit deinen Strahlen
Erspähest, und du, Juno, die den Bund
Vermittelte, Mitkund'ge dieser Qualen;
Du, Hekate, zur mitternächt'gen Stund'
Am Dreiweg angeheult bei Opfermalen;
Ihr Diren, Manen, hört, euch ruft der Mund
Der Sterbenden: — treff' eures Zornes Wehe
Die Schändlichen, erhöret, was ich flehe!

106.

Muss endlich doch den Hafen noch erreichen
Das frev'le Haupt, und schwimmen an den Strand;
Lässt sich nicht Zeus, das Schicksal nicht erweichen,
Steht dieses Ziel ihm ewig unverwandt:
Doch schau' er, doch der Freund' unwürd'ge Leichen,
Und fleh' um Hülf', auswandernd aus dem Land,
Bedrängt von eines kühnen Volks Geschossen,
Und aus des Sohns Umarmung ausgeschlossen!

107.

Und schmiegt er sich in harte Friedensbande,
Erfreu' ihn nicht das Scepter, noch das Licht;
Früh' fall' er, unbestattet, in dem Sande!
Dies bet' ich, bis mein Herz verblutend bricht!
Dann, Tyrer, löscht mit Hasse meine Schande,
Verfolgt den Stamm von jenem Bösewicht,
Und die Geschlechter, die ihm noch entspringen!
Dies Opfer sollt ihr uns'rer Asche bringen!

108.

Nicht Lieb' umschling' euch Völker je, noch Frieden!
Erheb' aus unserm Staub dich, Rachefaust,
Die einst die Pflanzungen der Dardaniden
Mit Schwert und Feuer wild darnieder haus't,
Jetzt — und dereinst, — wie es das Loos entschieden!
— Der Küste Küst' entgegen — hassdurchgraus't!
Gewog den Wogen, — wünsch' ich, — Speer dem Speere!
Im Kampf sie selbst und ihrer Enkel Heere!" —

109.

Sie spricht's; und, bald des Lebens Last zu enden,
Heischt sie herbei Sychäus' Pflegerin,
— Die ihr'ge ruht' im Tod; — „Lass dich entsenden
Zur Schwester, schnell, — ruft sie mit hast'gem Sinn;
Sie eile, sag' ihr, mit den Sühnungsspenden;
Auch bringe sie die Thiere mit sich hin,
Geliebte Barce, zu der Opferstelle,
Den Leib zuvor besprengt mit frischem Quelle.

110.

So komme sie; du selbst jedoch umhülle
Die Schläfe rings mit heil'ger Binde dir.
Das Opfer zu vollziehen, ist mein Wille,
Dem styg'schen Zeus begonnen nach Gebühr,
Ein Ziel zu setzen meines Kummers Fülle.
Dann flamm' empor auf jenem Holzstoss mir
Das Troërhaupt!" — Sie spricht's; und ihre Tritte
Müht eilends jene fort; nach greis'ger Sitte.

111.

Doch Dido, unruhvoll, und wild vom bangen
Entschluss, die Blicke rollend, roth von Blut;
Ein zitternd Spiel von Flecken auf den Wangen,
Und blassend vor des Orkus nahen Fluth,
Stürmt, wie gepeitscht von Eumenidenschlangen,
In's inn're Haus, und steiget, voll von Wuth,
Auf's Holzgerüste mit des Troërs Schwerte,
Das er ihr nicht zu dem Gebrauch verehrte.

112.

Doch als sie nun die ilischen Gewande,
Und jenes traulichsüsse Lager sieht,
Verweilt sie sinnend bei dem Liebespfande,
Und Thrän' auf Thrän' entquillt dem Augenlied.
Dann stürzt sie sich auf's Bett, des Lebens Bande
Zu trennen, das mit diesen Worten flieht:
„Ihr süssen Zeugen einzig schöner Tage,
Nehmt auf dies Blut! Lös't mich von dieser Plage!

113.

Den Lauf, den Götter mir beschieden hatten,
Hab' ich vollbracht: mein Lebensabend graut!
Es wandelt nun hinab mein grosser Schatten.
Ich hab' in Pracht mir eine Stadt erbaut;
Des Bruders Grimm gestraft, gerächt den Gatten,
Und meine eig'ne Mauern noch geschaut;
Zu glücklich, ach, fand niemals nur die Pfade
Ein Troërkiel zu unserem Gestade!" —

114.

Sprach's; und in's Polster ihr Gesicht gedrücket,
Ruft sie: — „Und ungerächt entfliesst mein Blut?
Doch, doch, es fliesst! Ha, wie es so entzücket,
Hinabzugeh'n! — Es weid' auf hoher Fluth
Der Dardaner, wenn er nun heimwärts blicket,
Sein Felsenherz an dieser lohen Gluth,
Und nehme mit sich fort auf ferne Bahnen,
Von meinem Tod' ein düster banges Ahnen!"

115.

Sie spricht's; und eh' noch diese Worte säumen,
Seh'n sie die Frau'n schon von dem Stahl durchrannt
Dahin gesunken, und vom Blute schäumen
Das Schwert, vom Blut bespritzet ihre Hand.
Da tönet aus der Burg gewölbten Räumen
Gewinsel, und bacchantisch wild entbrannt,
Heult Fama stracks die aufgeschreckten Gassen
Der Stadt hindurch dies traurige Erblassen.

116.

Da geben von Geächz' und Klagestöhnen
Und Frau'ngeheul die Wohnungen den Hall
Vielfach zurück; es schlägt mit lautem Dröhnen
Weit an den Aether banger Trauerschall:
Nicht anders, als wenn unter Feindestönen
Karthago niederdonnerte im Fall',
Und wilde Gluth sich wälzte durch die Dächer
Der Menschen und der Götter Prunkgemächer.

117.

Und sinnlos hört's, und stürzt sich, durch das Laufen
Der ängstlich aufgescheuchten Meng' erschreckt,
Die Schwester mitten durch den dichten Haufen,
Indem sie Wang' und Brust mit Schlägen fleckt,
Und ihre Hände wild das Haar zerraufen.
„O find' ich so die Täuschung aufgedeckt?
Das also war's? Dazu musst' ich gewähren
Die Scheiter dir, und Gluth den Weihaltären?

118.

Was doch soll ich, Verlass'ne, klagen?
Mitfolgend mich hast du im Tod verschmäht?
Ha, glaubtest du, ich würde feig verzagen?
Um gleichen Schmerz durch's Schwert hätt' ich gefleht,
Und gleiche Stund' hätt' uns hinweggetragen!
Dies Holzgerüst hab' ich sogar erhöht;
Die Götter selbst musst' ich mit Flehen quälen,
Um grausam dir, wenn so du lägst, zu fehlen!

119.

Weh! dich hast du vertilgt durch diese Stunde,
Dein Volk und mich! Des Reiches Glanz erbleicht!
Reicht Wasser! Lasst mich waschen ihre Wunde,
Und, wenn er über ihr noch irrend schleicht,
Den letzten Hauch einathmen mit dem Munde!"
Dies redend, hat die Schwester sie erreicht,
Und hält, das Blut abtrocknend, in den Aermen
Die Scheidende, mit Seufzern sie zu wärmen.

120.

Und jene sucht, noch einmal zu entfalten
Den schweren Blick; es sinkt erschöpft die Kraft.
Die Wunde gischt am Busen tief gespalten.
Dreimal sich hebend mit dem Arme, rafft
Sie sich empor, sich hingestürzt zu halten,
Und dreimal rollt sie wieder hin, erschlafft;
Und irrend sucht sie an des Himmels Höhen
Der Sonne Licht, und seufzt, als sie's gesehen.

121.

Doch da ergreift dies schmerzlich schwere Scheiden
Der Juno Herz, und auf Befehl entschwingt
Sich Iris, schnell die Bande zu zerschneiden,
In denen noch die Seele kämpfend ringt.
Denn weil nicht Schuld noch Schicksal, sondern Leiden
Des Wahnsinns vor der Zeit den Tod bedingt,
Hatt' ihr Proserpina noch nicht entrissen
Das Haar, und es geweih't des Orkus Flüssen.

122.

D'rum flieget Iris mit den Safranschwingen,
Thauperlend, und, der Sonne zugewandt,
Umspielt von tausend bunten Farbenringen,
Hinab, und trennt das Haar ihr mit der Hand.
„So lösen wir dich von dem Leib', und bringen,
Dem Dis geweih't, dies zu dem styg'schen Strand!"
Sie spricht's, und lässt mit einmal all verschweben
Die Wärm', und in die Lüfte schwand das Leben. —

Probe einer Uebersetzung der Oden von Pindar.

Von
Hofrath und Professor Dr. *Petri* zu Braunschweig.

Zweite Olympische Ode.

Dem Thero, im Viergespann.

Strophe 1.

Was hallst Du in die Leier, mein trauter Festgesang,
Gott, Halbgott oder Helden, „wem gilt dein Feierklang?“
Zeus selbst zu Pisa herrschet, und in Olympia's Thal
Schuf Herkules das Wettspiel, des Krieges Ehrenmal.
Doch Thero, weil gewonnen den Sieg sein Viergespann,
Im mächt'gen Flug des Liedes jetzt steige himmelan.
Sein Edelsinn befreundet den Helden aller Welt,
Und, gleich gewalt'gen Säulen, ganz Akragas er hält.
Der Ahnen Gröss' erblüh't er, des Stammes schönster Zweig,
Und schirmt in rauhen Zeiten mit starkem Arm das Reich.

Gegenstrophe 1.

Nach Müh' und Kampf, bestanden mit wackerm Heldensinn,
Die heil'ge Stadt sie bauten, am Bord des Stromes hin;
Wie Stern im Aug', erglänzten sie durch Siciliens Land,
Und sanft durch Glückes Auen sie zog des Schicksals Hand,
Der Güter Füll' und Ehren den Edlen ward zu Theil;
Denn echtentstammter Tugend folgt Segen stets und Heil.
Hoch im Olympe thronend, Kronion, Rhea's Sohn,
Der Du am Alpheos spendest der höchsten Spiele Lohn;
Wenn weich in Ohr und Seele Dir meine Lieder zieh'n,
Lass fröhlich noch den Enkeln der Väter Flur erblüh'n.

Schlussgesang 1.

Was einmal ist geschehen,
Ob's Recht, ob Unrecht sei,
Nicht kann's die Zeit verwehen,
Gestaltend Alles neu.
Wohl ist's der Seel' entschwunden,
Wo sanftres Schicksal tagt;
Hat Lust der Schmerz gefunden,
Er stirbt, und nicht mehr klagt.

Strophe 2.

Dann schwärmt die Seele wieder, wenn hoch vom Himmel her
Ein Gott die Freude sendet und Tage segenschwer.
So ging's des Kadmos Töchtern, umblüht von Herrlichkeit,
Die auch zuvor geduldet viel Ungemach und Leid.
Der Gram vor neuer Wonne, die mächtig strahlt, entflieht;
Denn Semele, getödtet vom Blitz, der Wolk entsprüht,
Jetzt unter Göttern lebet, umwallt vom reichen Haar,
Und wird der Pallas theurer und Zeus von Jahr zu Jahr,
Da liebend ihr zur Seite der Götterjüngling steht,
Dem leicht um Stirn und Schläfe die Epheuranke weht.

Gegenstrophe 2.

Auch heisst's, in Meeres Tiefen, bei Nereus Töchterschaar,
Die in den Fluthen wohnen, ein Leben, hell und klar,
Der Ino sei beschieden, das nie Verwesung zehrt.
Ach! nie der Mensch, wie ferne ihm noch der Tod, erfährt;
Noch, ob der Tag ihm ende, der Sonne lieblich Kind,
Von keinem Weh verdunkelt, ein Abend sanft und lind.
Was sterblich ward geboren, im Dunkel wallt und schwebt,
Und nie, es aufzuhellen, ein Licht sich ihm erhebt.
Denn hin und her die Wogen im Schwall der Fluthen zieh'n,
Auch tauchen hier die Leiden, die Freuden dort verglüh'n.

Schlussgesang 2.

So in der Zeiten Runde
Die Parze geht herum,
Die bis zur heut'gen Stunde
Beglückt das Fürstenthum.
Doch leicht der Götter Segen
In Trauer sich verkehrt;
Die Stürme weh'n entgegen,
Das Glück von hinnen fährt.

Strophe 3.

Seit, weil's das Schicksal wollte, den Laios erschlug
Der Sohn, der ihm begegnet, und so in Selbstbetrug
Das Seherwort erfüllte, das, wahr von Ewigkeit,
Zu Pytho ward gesprochen in längst entschwundner Zeit.
Alsbald mit scharfem Auge Erinnys es gewahrt,
Und tilgt ihm beide Söhne, in Brudermord gepaart.
Doch blieb Thersander übrig, als Polyneikes fiel,
Geehrt in Kriegesschlachten und in der Jugend Spiel;
Dem Stamm der Adrastiden ein Heldenspross daheim;
Und auch Aenesidemos erwuchs aus gleichem Keim.

Gegenstrophe 3.

Drum ziemt es, seinem Sohne zu tönen Lobgesang,
Der im Olympischen Spiele jetzt selbst den Preis errang.
Sein Wettgenoss', der Bruder, zwölf Fahrten durch, gewann
Zu Delphi und am Isthmos mit ihm im Viergespann.
Was kühn gewagt, vollenden, vergilt des Kampfes Müh'n.
Denn That und Kraft im Leben, zu Geld und Gut verlieh'n,
Auf thut von allen Seiten des Ruhmes breite Bahn,
Und tief bewegt die Seele fortstürmt von Plan zu Plan.
Da strahlt in vollem Lichte der Mann, ein Stern verklärt,
Und rings des Volkes Staunen sein Heldenthum bewährt.

Schlussgesang 3.

Wem Geist zur Macht gegeben,
Scheut, was von ferne droht,
Wie bald ein frevles Leben
Zu strafen, eilt der Tod.
Was schnöder Wahn verbrochen,
An sonnenhellem Ort,
Tief unten wird's gerochen,
Durch grauses Richterwort.

Strophe 4.

Doch, Tag und Nacht umstrahlet von ew'gen Lichtes Schein,
Wallt hin der Edlen Leben, von Sorg' und Schmerzen rein,
Dort nicht die Müh' am Pfluge zieht Furchen durch das Land,
Noch steuert durch die Wellen dort des Piloten Hand.
Dort lächelt andres Leben, den Göttern beigesellt,
Den herrlichsten; wer heilig hier Treu' und Glauben hält,
Den sonder Thränen weidet dort hohen Daseins Lust,
Wenn Jene, was nicht ahnte von je die frevle Brust,
In schwerem Leid vertrauern die freudenlose Zeit,
Und stete Qual den Armen die bitt're Pein erneut.

Gegenstrophe 4.

Und, welchen ist gelungen, dreimal in beider Welt
Die Unschuld zu bewahren, der Böses nie gefällt,
Zeus Pfad sie kühn erklimmen, zu Kronos Burg empor,
Wo froh des Eilands Fluren durchwallt der Sel'gen Chor.
Vom Ocean herüber da sanfte Lüfte wehn,
Und Blumen dort in Fülle, von Golde schimmernd, stehn.
Im Hain die einen blinken von Bäumen, hehr und gross;
Und andr' am Strande trinken die Fluth aus Meeresschooss.
Der Blumen zart Gewinde an Hand und Arme blüht,
Und um des Hauptes Locken in Wunderfarben glüht.

Schlussgesang 4.

Denn Rhadamanthos Allen
Der Tugend Preis ertheilt,
Der in des Kronos Hallen
Bei Rhea's Gatten weilt.
Peleus und Kadmos wohnen
Da auch auf lichten Höh'n,
Auch lässt Achill da thronen
Zeus auf der Mutter Fleh'n.

Strophe 5.

Er einst den Hektor fällte, der vor den Troërn stand,
Ein starker Fels im Wetter, und mit gewalt'ger Hand
Den Kykuos schlug zu Boden, und ihn Aurorens Sohn,
Der ruhmgekrönt einst herrschte auf Aethiopia's Thron,
Noch manch Geschoss der Köcher nur unter'm Arm verhehlt,
Dem Kenner laut, doch Andern nur, wenn's die Mus' erzählt.
Kunst nur erblüht der Seele, die reich Natur begabt.
Stets eingeschulte Rede im Schwall der Worte trabt;
Und, wie Gekrächz der Raben, sinnlos Getös erhebt,
Ob's keck auch mit dem Adler des Zeus zu hadern strebt.

Gegenstrophe 5.

Gezielt und rasch getroffen, gib Acht! behender Geist!
Wen merkt der Pfeil der Ehren? — Er wieder Thero heisst!
Gen Akragas die Senne des Loblieds Töne schnellt,
Und wahres Wort verkünd' ich, das Eides Kraft behält.
Ein Mann, seit hundert Jahren in keinem Land erzeugt,
Er Allen, weicher Seele, voll Huld, die Hände reicht.
Im Wohlthun unermüdlich, er nie die Gaben zählt,
Und, wo er waltet, Keinem an Trost und Hülf' es fehlt
Doch, auch am grössten Namen Verläumdung hämisch nagt,
Die Lüg' und Trug nur sinnet, die Wahrheit nimmer sagt.

Schlussgesang 5.

Die Gier gemeiner Seelen
Zu lästern nur versteht,
Und sucht den Ruhm zu stehlen
Dem, den die That erhöh't.
Des Sandes Maass und Schranken
Kein Zahlengeist erkennt;
Die Thero Freuden danken,
Kein Mund sie alle nennt.

Berichtigung.

Der ungenannte Verfasser des Schriftchens: „Votum in Sachen der Ruthardt'schen Methode, die alten Sprachen zu lehren, mit Rücksicht auf deren Einführung in die sächsischen Gymnasien" sagt S. 9 f.: „Man weiss nicht, was man von Herrn Reuter urtheilen soll, wenn er meint, die Fertigkeit in den (lateinischen) Formen könne in den drei letzten Monaten des Cursus der Sexta an einem von Herrn Ruthardt zu erwartenden Material eingeübt werden. Die Knaben von Baiern werden von den unsrigen doch nicht in solchem Maasse verschieden sein, dass sie in drei Monaten begreifen sollten, wozu die unsrigen beinahe eben so viele Jahre gebrauchen. Diese Worte beziehen sich auf denjenigen Theil meines commissionellen Reiseberichtes, welcher unter dem Titel „Zweck und Gang der (Ruthardt'schen) Methode" auf Anordnung des k. baier. Ministeriums des Innern lithographirt und allen Rektoren der Studienanstalten der Monarchie Baiern mitgetheilt wurde. Darin heisst es S. 15: „Die erste Klasse der lateinischen Schule, die es mit der möglichst sicheren Einübung der Formenlehre zu thun hat, bleibt von der Methode grösstentheils ausgeschlossen. Etwa in den letzten drei Monaten des Jahres kann an einem von Dr. Ruthardt zu erwartenden Material, bestehend in einer Anzahl leichter Sätze, die Formenlehre nebst einigen der zur Satzbildung nothwendigsten syntaktischen Regeln eingeübt und so der Schüler in die in der II. Klasse eigentlich beginnende Methode eingeführt werden." Aus diesen Worten will mir der anonyme Verfasser des obigen, im Juli mir zugekommenen Votums die unsinnige Meinung zuschreiben, die Formenlehre könne den Schülern in drei Monaten begreiflich gemacht werden, und er, qui tripodas, Clarii lauros, qui sidera sentit, wirft mir demnach S. 10 vor, dass ich blutwenig von der rechten Methode, Latein zu lehren, wissen müsse. — Wahrlich, ich traute kaum meinen Augen, als ich die Worte des Herrn Anonymus las, und ich ging sogleich obige Darstellung durch, ob ich denn wirklich per somnia loquens aut morbo delirans so etwas geschrieben habe. Als ich endlich auf die oben angeführte Stelle kam, die dem Hrn. Anonymus zu einer so scharfsinnigen Deutung Veranlassung gab, da drängte sich mir so recht lebhaft die Wahrheit der Worte Cicero's auf: Existunt etiam saepe injuriae calumnia quadam et nimis callida, sed malitiosa juris interpretatione. Ich habe ja ausdrücklich gesagt, dass es die erste Klasse der lat. Schule (Sexta) mit der möglichst sicheren Einübung der Formenlehre zu thun habe, also natürlich das ganze Jahr hindurch; und wenn ich beisetze, dass sie nebst einigen syntakt. Regeln in den letzten drei

Monaten an einem von Ruthardt zu erwartenden Material eingeübt und der Schüler vorläufig in die Methode eingeführt werden könne,*) so kann dieses für Vernünftige doch keinen andern Sinn haben, als dass nach dem Ermessen des Lehrers ein Theil der bereits gelernten und anderweitig eingeübten Formen nebst den nothwendigsten syntaktischen Regeln auch an einer Anzahl zu memorirender Sätzchen zur Anschauung gebracht und weiter eingeübt werden könne. Jenes missverstandene „kann" in meiner Darstellung sollte und konnte keine andere Bedeutung haben, als die eben bezeichnete. Gewiss wird weder ein Lehrer der baier. Studienansalten, an welchen in der ersten Klasse die Formenlehre nebst einigen syntaktischen Regeln gelernt, in vielen mündlichen und schriftlichen Sätzen eingeübt, in der zweiten Klasse unter Hinzufügung der Casuslehre etc. wiederholt wird und auch noch in der dritten die nöthige Berücksichtigung findet, noch sonst ein Lehrer, der oben bezeichnete Darstellung mit offenen Augen und geradem Sinne gelesen hat, meine Worte in dem Sinne des Hrn. Anonymus verstanden haben. Für diese wäre gegenwärtige Berichtigung eben so unnöthig gewesen, als das in aller Welt Offenkundige und Geübte, was der Hr. Anonymus zur heilsamen Aufklärung der Lehrer S. 10 über die Erlernung und Einübung der Formen gerade heraussagen zu müssen glaubt. Weil aber meine Darstellung wohl nicht in die Hände aller derjenigen Männer kommt, welche das Schriftchen des Hrn. Anoymus lesen, so war die Berichtigung nothwendig. — Man kann irren und sich aus Wahrheitsliebe seinen Irrthum selbst in unhöflichen Ausdrücken vorwerfen lassen. Ich habe in meinem 20jährigen Lehrerleben schon manchmal geirrt, habe verbessert, weiter gelernt und lerne noch, weil ich mich nicht zu denen rechne, die schon Alles wissen, nichts Neues lernen oder das alte Untaugliche nicht ablegen wollen. (Jenes Horazische Wort: fortassis et istinc Largiter abstulerit

*) Der Hr. Verfasser des Votums tadelt S. 9 f. Hrn. Ruthardt, dass er über die Einübung der Formenlehre in der Sexta so leicht hinweggehe, und er meint, dass dieser eine Punkt gegen Ruthardt's Methode hätte misstrauisch machen sollen. Sonderbar! der aus der ganzen Methode keine besondern Früchte erwartet und aus Ruthardt's weitläufigem Buche wenig lernen zu können glaubte, tadelt es, dass dieser die Methode nicht auch in die erste Klasse hereinziehe und die Mittel und Wege zeige, wie durch sie die Formenlehre eingeübt werden könne, da er (Hr. Verf. des Votums) es ihm von seinem Standpunkte aus consequent hätte danken sollen, dass er das untaugliche Mittel nicht auch in die Sexta hereingezogen und sein ohnehin schon als weitläufig und unnütz bezeichnetes Buch nicht noch weitläufiger gemacht hat. Aber wenn der Hr. Anonymus die Anwendung der Methode in der Sexta wünscht, so steht ja nichts im Wege, dieses zu thun, wozu selbst Ruthardt's Buch und noch mehr der verständige und praktische Sinn des Lehrers Mittel genug an die Hand geben; dass jenes aber geschehen könne und geschehen sei, ist in obiger Stelle eben so deutlich ausgedrückt, als das seinerzeitige Erscheinen eines desfallsigen Materials von Seiten Ruthardt's, welches Hr. Anonymus jedenfalls hätte erwarten sollen, bevor er Ruthardt wegen des erwähnten Punktes tadelte.

longa aetas, liber amicus, Consilium proprium; neque enim, cum lectulus aut me Porticus excepit, desum mihi, wende ich auf die Wissenschaft wie auf die Moral an.) Aber man muss nicht unter Verdrehung des Sinnes der Worte in einer einfachen, auch einem Knaben bekannten und deutlich genug ausgedrückten Sache einem Manne Unsinniges unterschieben und ihn dann hofmeistern wollen, welcher in seiner ganzen Darstellung keine Veranlassung zu solcher Annahme gegeben hat, wenn man nicht als homo insolens aut ineptus erscheinen will.

Was die Urtheile und Ansichten des Hrn. Verf. des Votums über den Ruthardt'schen Vorschlag anbelangt, so kann es meine Aufgabe nicht sein, jede der meinigen entgegengesetzte Ansicht über denselben zum Gegenstande einer öffentlichen Erörterung zu machen, zumal die crambe recocta überall wiederkehrt, sondern ich habe eine solche Erörterung zunächst da eintreten lassen, wo man mich in dem, was ich selbst über die Sache geschrieben habe, entweder falsch versteht oder mir eine entstellende Deutung unterschiebt. Ich habe bereits meine Ansicht über den genannten Vorschlag und dessen Modificationen, so weit sie die mir bekannte Praxis gestaltet hat, in einem Schriftchen „Dr. Ernst Ruthardt's Vorschlag und Plan einer äusseren und inneren Vervollständigung der grammatikalischen Lehrmethode, und dessen Beleuchtung durch Dr. Carl Peter, Herzogl. Sachsen-Mein. Gymnasialdirektor und Schulrath, erläutert von Franz Jos. Reuter," sowohl im Allgemeinen, als insbesondere an die mit Geist und Ruhe geschriebene Beleuchtung des Hrn. Dr. Peter anlehnend in redlicher Absicht, mit offenem Visier *) und ohne alle Anmassung, allein das Rechte zu wissen und getroffen zu haben, wie es Schulmännern im ehrlichen Kampfe über bezweifelte Unterrichtsweisen geziemt, zur öffentlichen Kenntniss gebracht. Das vorliegende, mit der tieferen und wissenschaftlicheren Auffassung der Peter'schen Beleuchtung keinen Vergleich aushaltende Votum von 16 Oktavseiten, das noch dazu nur in wenigen Seiten sich mit der Sache selbst befasst und keinem mit der Sache etwa noch unbekannten Manne einen auch nur etwas klaren Begriff von derselben gibt, enthält keinen wesentlichen Punkt, der nicht in meinem Schriftchen zur Erörterung gekommen wäre, und gewiss ist es, dass dieses Votum keinen mit der Idee des Ruthardt'schen Vorschlages auch nur halbwegs vertrauten und dessen allmählige weitere Ausbildung gehörig erwägenden Schulmann von seinem ursprünglichen günstigen Urtheile abbringen kann. Ja es wäre leicht, gerade aus dem, was der Hr. Anonymus als bereits geübt und praktisch bewährt zugibt, die Nützlichkeit dessen nachzuweisen, was Ruthardt will, wenn man ihn nur

---

*) Es scheint eine bequeme Sache um die Anonymität zu sein; sie deckt nicht nur den Namen des Verfassers einer Schrift, sondern oft auch das Land, aus dem diese kommt, weil man auch zu dessen Verheimlichung manchmal seine Gründe haben kann! —

recht versteht und seinen Blick nicht in zu enge Kreise bannt. Doch muss ich mich dessen enthalten, ne acta agam.

Aber über das viele Persönliche, welches das Votum enthält, kann ich mich nicht enthalten, die Bemerkung beizufügen, dass es mir im Kampfe wegen einer streitigen Sache inhuman und ganz ungehörig erscheint, diejenigen Behörden und Männer mit schielenden und zweideutigen Aeusserungen zu behandeln, welche sich mehr oder minder für die Sache erklärt oder ein wohlwollendes Interesse daran gezeigt haben.

Zuerst wird nämlich unter einer hierher nicht gehörigen und unwürdigen Anspielung auf die Baierischen Schulpläne der bekannte Beschluss des K. B. Ministeriums des Innern, einen Schulmann an einige K. Preuss. Gymnasien zur unmittelbaren Ergründung des Ganges und Erfolges des Ruthardt'schen Vorschlages zu senden, erwähnt und dann weiter unten in übelwollender Absicht und aus Unkenntniss der Sache hinzugefügt, es sei dieses ganz unnöthig gewesen. Aber was überall von tüchtigen Schulmännern als zweckmässig und anerkennenswerth betrachtet und begrüsst wurde, wird das höhnende und absprechende Urtheil des Hrn. Anonymus nicht umdrehen können. Ihm scheint ferner das K. B. Ministerium in den von mir berichteten Resultaten nichts Besonderes gefunden zu haben, weil es keine bestimmte Anordnungen wegen der Einführung der Ruthardt'schen Methode getroffen habe. Aber der Hr. Anonymus ist sehr voreilig in seinen Schlüssen. Die von mir berichteten Resultate mochten mehr oder weniger entschieden, ja sie mochten sogar ohne Bedingung und Einschränkung als durchaus günstig hingestellt sein, so hat das K. B. Ministerium weise gehandelt, viel weiser als der Hr. Anonymus in Sachsen in seinen Urtheilen, Schlüssen und Anmassungen, wenn es eine Sache, die keineswegs so gewöhnlich und bekannt war, als sie der Anonymus darstellen will, *) vorerst den Rektoren und Lehrern

*) Er sagt S. 6, wo er die Sache als gar nicht neu, unbekannt und als solche bezeichnet, wegen der man keinen Schulmann nach Preussen hätte senden sollen: „Jedermann kennt ja den alten Kanon: Longum est iter per praecepta, breve et efficax per exempla, und das Auswendiglernen classischer Stellen sowohl aus Dichtern als Prosaikern ist zu allen Zeiten als das sicherste Mittel betrachtet worden, die Schüler zu einer vertrauten Kenntniss des Lateinischen zu führen.“ Und S. 16 heisst es: „Für die sächsischen Schulen, wo Auswendiglernen classischer Stellen noch von alter Zeit her eine stehende Lection ist, wird aus Ruthardts weitläufiger Schrift wenig zu lernen sein.“ Ich entgegne hier nur Folgendes: Enthält Ruthardt's Vorschlag nichts Neues und bisher Ungeübtes, verlangt er nur das gewöhnliche Auswendiglernen classischer Stellen, so ist es ein Widerspruch, denselben zu bekämpfen und doch dieses Auswendiglernen zu rühmen, wie der Hr. Anonymus thut; man hat ihm dann nur die Ehre der Neuheit zu bestreiten und sich im Uebrigen einverstanden zu erklären. Verlangt aber Ruthardt nicht das sonst übliche Auswendiglernen, sondern ein Inwendiglernen, wie er es nennt, ein methodisches, die Bildungsjahre hindurch sich gegenseitig stützendes, hebendes und ergänzendes Memoriren und denkendes Festhalten von Jahr

zur **Beachtung** und **Erwägung** anheim gab, um sich mit den Eigenthümlichkeiten der Methode vertrauter zu machen und Versuche anzustellen, wie es ausdrücklich in dem Ministerialrescripte heisst. **Dazu** reichte zum Behufe der Hervorrufung weiterer amtlicher Urtheile

---

zu Jahr besser verstandener und mit neuen vermehrter classischen Stellen; will er, dass das Memorirte in vielfachen mündlichen und schriftlichen Variirungen mit immer zunehmendem Gefühls- und Verstandesvermögen zum lebendigen und für die classische Bildungszeit der Schüler unverlierbaren Bewusstsein und in fortlaufende Verbindung mit dem ganzen theoretischen und praktischen Sprachunterrichte gebracht wird: so ist dieses schon ein wesentlicher Unterschied zwischen dem gewöhnlichen und dem von Ruthardt vorgeschlagenen Memoriren, in welchem nicht **Einiges**, wie der Hr. Anonymus maligne laudans sagt, sondern **sehr Vieles** für den liegt, welcher ein judex bonus et prudens ist. Und wenn jener, um den bezeichneten Zweck desto sicherer zu erreichen, verlangt, dass Lehrer und Schüler ein gemeinsames Eigenthum besitzen, das zu jeder Zeit neben der Sprachregel analoge Vergleichungen mit den anderweitigen Sprachverhältnissen zulässt, dass somit der Lehrer selbst das memorire, was er seinen Schülern zu memoriren zumuthet, wie er ja auch die Regel mit ihnen gemeinsam weiss, und dass die Lehrer der oberen Klassen den Lernstoff der unteren Klassen, wenigstens den der zunächst untern, inne haben: so ist dieses etwas ganz Neues und sehr Bedeutendes, und der Hr. Anonymus musste, wenn er die Methode bekämpfen wollte, zunächst darthun, dass das Postulat des gemeinsamen Eigenthums der Lehrer und Schüler nicht förderlich und in seinen Folgen beachtungswerth sei, statt ohne allen Beruf das K. B. Ministerium wegen der Sendung eines Schulmannes zu tadeln, der in seinem Auftrage gerade den Gang und Erfolg des oben erwähnten eigenthümlichen und ungewöhnlichen Verfahrens zu beobachten und nebstdem auch die Ansichten der in der Sache bereits durch Praxis erfahrnen Männer in unmittelbarer Besprechung zu erforschen hatte. Denn es ist eine bekannte Sache, dass oft diejenigen schweigen, welche reden könnten, weil sie die Sache verstehen, diejenigen aber reden, welche schweigen sollten, weil sie jene nicht verstehen. Der Hr. Anonymus gibt sich die Mühe, die K. Sächsische Regierung vor der Einführung der Methode zu warnen, der K. Baierischen aber will er es verargen, dass sie sich auf dem natürlichsten Wege die Anhaltspunkte zu einer sachgemässen Entscheidung zu verschaffen suchte! Wie? Wenn ich nun gleiches Verfahren gegen ihn anwende und sage: Der Verfasser des Votums hat nichts Neues gesagt, weil die Gegengründe schon längst bekannt waren; er hat also ein unnützes Schriftchen in die Welt geschickt. Ferner: Ist die Methode an und für sich gut und leistet sie somit Erspriessliches, wenn auch unter Modificationen, die man überhaupt bei Beurtheilung einer Sache nicht ausser Acht lassen darf, so wird sie alle Hindernisse und Vota besiegen, und der Verfasser unseres Votums hat etwas Böses gethan, weil er gegen etwas Gutes geschrieben hat. Ist sie nicht gut und leistet sie somit nicht das, was man mit Billigkeit erwarten kann, so wird sie dem guten Geiste in der Praxis von selbst weichen, und es war gar nicht nothwendig, dass der Hr. Anonymus gegen sie schrieb. Ueber die Hauptsache dessen, was Ruthardt will, nämlich ein fortgesetztes Auswendig- oder Inwendiglernen zu verarbeitender classischer Stellen, ist und kann kein Widerstreit sein; die Art, wie er es will, kann Modificationen unterliegen und ist ihnen schon unterlegen; diese hängen aber nicht von theoretischen Disputationen, sondern von praktischen Versuchen ab, und wer diese eine Zeit lang ohne Vorurtheil, mit Eifer und gehöriger Ein-

und Erörterungen der gleichfalls von dem Hrn. Anonymus getadelte Termin von einem halben Jahre allerdings hin; keineswegs aber erwartete das K. Ministerium Berichte über den eigentlichen und vollen Erfolg der ausgeübten Methode, der sich erst nach etwa sechs Jahren herausstellen kann. Dasselbe hat und braucht von dem Hrn. Anonymus aus Sachsen eben so wenig eine Lehre zu empfangen, worauf es Se. Majestät den König aufmerksam machen musste, wie jener bei aller Unkenntniss der Sachlage S. 4. thut, als er vorlaut ein Prognostikum über die Berichte der Baier. Schulmänner zu stellen hat. Von einem Lieblingsgedanken Sr. Majestät des Königs aber hätte er in seiner Schrift in ehrfurchtsvoller Scheu schon gar keine Erwähnung thun sollen. Anseres continuo clamore intempestivi.

Aber auch das K. Preuss. Ministerium bleibt von dem Manne aus Sachsen,*) ὅς κακὰ φρεσὶ βυσσοδομεύει, nicht unbehelligt; denn es hat ja der verhassten Sache eine wohlwollende, allmählig wachsende Aufmerksamkeit zugewendet und endlich im Jahre 1843 Memorirübungen im Sinne des Ruthardt'schen Vorschlages und fernere Versuche mit demselben an allen Gymnasien angeordnet und endlich, was wir beinahe zuerst durch den Hrn. Anonymus selbst erfahren haben, meine oben bezeichnete Darstellung des Zweckes und Ganges der Methode, welche ihm von dem K. B. Ministerium mitgetheilt wurde, den Gymnasialdirektoren der Monarchie Preussen mit der Weisung zufliessen lassen, den Aufsatz weder zu veröffentlichen noch zum Gegenstande öffentlicher Besprechung zu machen. Dieses kann der Hr. Anonymus nicht begreifen, da doch das K. B. Ministerium denselben Aufsatz den Rektoren ohne eine solche Weisung übermacht habe. Aber der Hr. Anonymus hätte bedenken sollen, dass das K. B. Ministerium mit seinem Eigenthum machen konnte, was es wollte, das K. Preuss. aber mit lobenswerther Zartheit verfuhr, wenn es von einem ihm von einer fremden Regierung zur Einsicht überlassenen amtlichen Aktenstücke nur wieder einen amtlichen Gebrauch machte und gemacht wissen wollte, wenn auch noch so wenig Ursache gegen eine ausserordentliche Veröffentlichung vorhanden war.

---

sicht angestellt hat, kann mit Fug und Recht über die Sache schreiben. Diesen Weg hätte also auch der Hr. Anonymus einschlagen oder gar nicht schreiben, wenigstens nicht in bitterer Gesinnung diejenigen Behörden und Schulmänner tadeln sollen, welche aus guten und edlen Gründen sich durch Beobachtung und Ausübung der Methode ein wahres Urtheil zu verschaffen suchen. Wenn die K. Sächs. Regierung einmal der Methode ihre Aufmerkamkeit zuwenden wollte und deren Einführung beabsichtigte, so würde sie wohl ohne Zweifel vorher die Gutachten der Gymnasialdirektoren abfordern, und der Hr. Anonymus hätte dann entweder amtlich oder durch eine Schrift Gelegenheit, seine Ansicht auszusprechen, ohne unzeitig seine Regierung vor Missgriffen warnen zu wollen, wie er S. 5 thut, und die Handlungen fremder Regierungen ohne Beruf zu tadeln. —

*) Ich glaube, ein ächter Sachse hätte sich wohl ruhiger und objektiver gehalten, überhaupt — mit dem Sprichwort zu reden — den Teufel nicht an die Wand gemalt.

At nos virtutes ipsas invertimus atque
Sincerum cupimus vas incrustare.

Sodann wird den Regierungen und Behörden gemeinsam der Text gelesen, dass sie sich in das technische Detail des Unterrichtes einlassen und überhaupt Alles, auch das Kleinste, von einem Mittelpunkte ausgehen lassen wollen, was bei dem ganzen der Ruhe entbehrenden Tone, in welchem das Schriftchen abgefasst ist, nichts anderes als den schlecht verfehlten Unwillen über die Theilnahme derselben an der angeregten Methode beurkundet. Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi. Werden doch S. 15 selbst die K. Preuss. Gymnasialdirektoren, welche in den Jahren 1840—1843 nach vollkommen frei gelassener Wahl auf blosse vorläufige ministerielle Mittheilung des bekannten Ruthardt'schen Manuscriptes Versuche an ihren Gymnasien anstellen liessen, als Wahldiener verdächtigt, und sollen doch S. 4. alle Herren Direktoren wegen der amtlichen Mittheilung erwähnter Darstellung mit den Worten gegen die Sache aufgereizt werden, dass sie sich dadurch nicht sonderlich geehrt finden werden. Aber kein verständiger und ruhiger Schulmann Preussens wird sich dadurch ungeehrt finden, da er ja weiss und ich ausdrücklich gesagt habe, dass ein grosser Theil des Aufsatzes nach den an den K. Preuss. Gymnasien gemachten Beobachtungen und den Belehrungen der dortigen sehr ehrenwerthen Schulmänner entworfen ist. Ein an Einsicht mir überlegener, ausgezeichneter Gymnasialdirektor, dem ich selbst sehr schätzbare Belehrungen verdanke, hat nach einer allgemeinen Erörterung und Besprechung dessen, was ich mir über den Gang der Methode notirt hatte, mich sogleich ersucht, ihm dieses später nach geschehener Ordnung und Ausführung abschriftlich zu übersenden, in ächt schulmännischer Weise und Gesinnung beifügend, dass ich jedenfalls vieler Lehrer Verfahren in der angeregten Methode beobachtet habe, er aber noch nie in eine fremde Schule gekommen sei, ohne etwas gelernt zu haben. Ambitione relegata te dicere possum compluresque alios, quos prudens praetereo. Der ältere und erfahrnere Schulmann trug also kein Bedenken, einen mit seinen eigenen Belehrungen bereicherten Aufsatz in Abschrift zu wünschen, dessen später erfolgte amtliche Mittheilung an die übrigen Herren Direktoren von dem Hrn. Anonymus aus Sachsen auch dadurch ins Gehässige gezogen wird, dass es S. 4. heisst: „In der That enthält er eine Reihe brauchbarer Bemerkungen, aus denen angehende Lehrer sich manche nützliche Lehre nehmen können. Für Schulmänner von einiger Erfahrung ist er allerdings sehr entbehrlich.“ Ich habe hier nichts anderes zu sagen, als dieses: 1) der sich zunächst nur auf die Ausübung des Ruthardt'schen Vorschlages beziehende Inhalt des Aufsatzes gehört grösstentheils nicht mir an, sondern dem Ruthardt'schen Buche, den Beobachtungen und Belehrungen an den K. Preuss. Gymnasien und zum Theile meinen eigenen Herren Collegen, welche nach meinem Vorschlage früher als ich selbst (ich habe erst seit Nov. 1843 die Methode in meiner Klasse angewendet und würde nicht

mehr weiter über dieselbe öffentlich sprechen, wenn ich nicht durch die Schulpraxis — privatim hatte ich sie schon mehrere Monate lang vor dem Antritte meines Commissoriums mit Erfolg geübt — in meiner ursprünglichen Ansicht bestärkt worden wäre) schon im Januar 1843 während meiner Abwesenheit die Methode in ganz kleinem Maassstabe begonnen haben. Auffassung des Wesens derselben, sorgfältige Beobachtung, Notirung, Ordnung und Ausführung dessen, was ich dem Zwecke gemäss las, sah, hörte und dachte, ist mein Werk. An eine weitere Verbreitung oder gar ausseramtliche Veröffentlichung dachte ich bei der Abfassung nicht im entferntesten, und mein Zweck dabei war kein anderer, als für den Fall eines in Baiern anzuordnenden Versuches mit der Methode einen vorläufigen Anhaltspunkt und eine gewisse Einheit, unbeschadet der Individualität der Lehrer und weiterer Verbesserungen desselben, wie ich S. 14. andeutete, zu geben und zu erzielen. 2) Mein Bestreben, die Vortheile der Methode durch verständige Ausführung zu sichern, kann der Hr. Anonymus nicht läugnen und hat es auch um so weniger geläugnet, als auch wohl berathene K. Preuss. Behörden demselben eine ehrende Anerkennung zu Theil werden liessen. 3) Kennt derselbe zweckmässigere und auch älteren und erfahrneren Lehrern unbekannte Mittel und Wege, die Früchte der Methode zu sichern, so möge er sie veröffentlichen und den ungeschmälerten Dank jedes Freundes der Methode und der Methodik überhaupt empfangen. Aber er wird keine solchen Mittel und Wege angeben können; denn er hat von dem Wesen der Methode keine klare Vorstellung, hat sie noch nicht ausgeübt und auch ihre geschickte Ausübung höchst wahrscheinlich noch nicht gesehen und somit die Wege noch nicht erprobt, die am sichersten zum Ziele führen; er hätte daher über meinen Aufsatz, der sich, wie gesagt, nur auf die Ausübung der Methode bezieht, schon im Interesse seiner eigenen Sache kein Urtheil aussprechen sollen, weil, wenn er ihn brauchbar und somit zweckgemäss nennt, die Sache selbst, zu welcher jener führen soll, nicht so unbedeutend und zweckwidrig sein kann, als er sie darzustellen sich den Anschein und die vergebliche Mühe gibt; denn gute Mittel führen in der Regel zu keinem schlechten Zwecke, bei der vorliegenden Sache schon gar nicht. Doch ich will, um nicht als ein Cicero pro domo zu erscheinen, von dieser Sache abgehen, da ich sie, wie das Uebrige, nur in der Absicht erwähnte, um die Gesinnung zu zeigen, welche den Hrn. Anonymus bei Abfassung seines Votums leitete, und mit der er, statt mit Ruhe und reiner Objectivität sich an die Sache selbst zu halten, in unverkennbarem Uebelwollen alle Behörden und Personen verkleinert, welche in eine wohlwollende nähere Beziehung zu der Sache getreten sind.

Am schlimmsten muss füglich Ruthardt selbst wegkommen; denn er ist die Ursache, dass Hr. Anonymus sagen muss: meum fervens difficili bile tumet jecur. Hat sich doch Ruthardt, wie es noch am Schlusse heisst, als junger Mann berufen geglaubt, allen Gymnasialdirektoren zu zeigen, woran es ihrer Methode bisher gefehlt hat, und

hetzt es doch, wie es weiter heisst, seinen geglaubten neuen Gedanken zu Tode, er, aus dessen weitläufigem Buche wenig zu lernen ist! O armer Ruthardt! οἷα πρὸς οἵων ἀνδρῶν πάσχεις. Aber er kann mit Hämon bei Sophocles sagen:

εἰ δ' ἐγὼ νέος,
οὐ τὸν χρόνον χρὴ μᾶλλον ἢ τἄργα σκοπεῖν.

Wer über Methodik und Didaktik so viel gelesen, gedacht und geordnet hat, als Ruthardt, der ist auch als junger Mann berufen, mitzusprechen, zumal wenn er dieses mit einer Bescheidenheit thut, wie sie sich in Ruthardt's Buch ausdrückt und woran sich der Hr. Anonymus ein nachahmungswerthes Beispiel hätte nehmen sollen. Wer hat noch in aller Welt einen jungen Mann mit ungeziemenden Worten abgefertigt, der in irgend einer ihm zugänglichen Wissenschaft auf dem Grunde des allgemein Anerkannten und Geübten einen neuen Weg mit Bescheidenheit in Vorschlag bringt? Wer kann es ihm verständiger Weise verargen, wenn er, da er bei Behörden und Personen Anklang gefunden hat und sogar durch Gratificationen zur weiteren Wahrnehmung und Ausbildung seines Gedankens aufgefordert worden ist, seine Sache dem gemäss weiter verfolgt? Müssten doch nach der Lehre des Herrn Anonymus junge Männer überall verstummen und ihre Kraft für allgemeine Angelegenheiten unversucht lassen! Ruthardt's Buch aber bietet, ganz abgesehen von seinem eigentlichen Vorschlage, einen reichen Schatz sehr werthvoller eigener und fremder Gedanken dar, was alle Schulmänner, auch Gegner des Vorschlages anerkennen, und Herr Schulrath Dr. Peter, der seine Beleuchtung mit Geist und Einsicht in das Schulwesen (wenn auch ohne Ueberzeugung für mich und wohl auch andere vernünftige Freunde der Methode) und ohne alle Animosität gegen Behörden und Personen schrieb, schliesst mit ganz andern Worten, sowohl über das Buch im Allgemeinen, als manches Zweckmässige insbesondere, was mit der Methode in näherer Berührung steht, wie es sich im ehrlichen Kampfe geziemt. Bei Männern, die an der nahrhaften Milch classischer Studien unter dem erwärmenden Lichte des Christenthums gross gezogen worden sind, sollte man bei Besprechung ernster Dinge keine widrigen Flecken der Animosität finden, die der eigenen Sache mehr schaden als nützen. Der Herr Anonymus, welcher doch zu den älteren Männern gehören muss, weil er Herrn Ruthardt seine Jugend vorwirft, müsste sich gefallen lassen, wenn ihm dieser in Bezug auf seine Selbstüberschätzung, Herabsetzung der Verdienste Anderer und unzeitige Tadelsucht sogar gegen fremde Behörden mit des oben angeführten Hämon's Worten entgegnete:

ὁρᾷς τόδ' ὡς εἴρηκας ὡς ἄγαν νέος;

Straubing, im Juli 1844.

Reuter.

Inhalt

des zehnten Supplementbandes *).

Erstes Heft.

Zweites Heft.

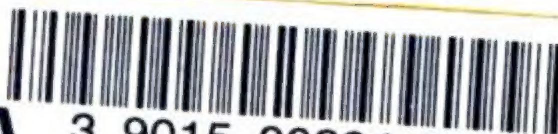
---

*) Auf den Wunsch mehrerer Abonnenten ist hier die Inhaltsangabe zu dem ganzen Bande angefügt, die nach der Zerstörung der Umschläge zu den einzelnen Heften, was in der Regel beim Einbinden geschieht, zum Nachschlagen dienen kann. D. Red.

Drittes Heft.

Viertes Heft.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06268 7564


A 3 9015 00394 707 7
University of Michigan – BUHR

